This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN.

THE

Hagerman Collection

OF BOOKS RELATING TO

HISTORY AND POLITICAL SCIENCE

BOUGHT WITH MONEY PLACED BY

JAMES J. HAGERMAN OF CLASS OF '61

IN THE HANDS OF

Professor Charles Kendall Adams

IN THE YEAR

1883.

Preußiſche Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. v. Treitſchke und W. Wehrenpfennig.

Achtunddreißigſter Band.

Berlin, 1876.
Druck und Verlag von G. Reimer.

Inhalt.

Erſtes Heft.

Zur Jubelfeier der Vereinigten Staaten von Amerika. (H. v. Holſt) . . . Seite 1
Whigs und Tories. I. (H. Delbrück.) . . . . . — 31
Thomas Babington Macaulay. (S. E. Köbner.) . . . . . — 55
Weihnachtlied und Weihnachtſpiel in Oberbayern. (Karl Aug. Mayer.) . . — 90
Notizen. (Zur Promotionsfrage von Leopold Schmidt) . . . . . — 107

Zweites Heft.

Richard Cobden der Vater des Freihandels. (Adolf Held.) . . . . . — 115
Aus der polniſchen Geſellſchaft unter Stanislaus Auguſt. I. (Ernſt von der Brüggen.) . . . . . — 136
Zum 27. Auguſt 1876. Briefe von B. G. Niebuhr und G. A. Reimer. (H. v. T.) . . . . . — 172
Aus unſern vier Wänden. (Julian Schmidt.) . . . . . — 202
Neue Parteibildungen für die Wahlen. (Politiſche Correſpondenz.) (W.) . . — 209
Zwei Werke über Indien. (Dr. Klatt.) . . . . . — 217
Briefwechſel zwiſchen Schiller und Cotta. (Julian Schmidt.) . . . . . — 230
Notizen. . . . . — 235

Drittes Heft.

William Martin Leake und die Wiederentdeckung der klaſſiſchen Länder. (E. Curtius.) . . . . . — 237
Whigs und Tories. II. (H. Delbrück.) . . . . . — 253
Aus der polniſchen Geſellſchaft unter Stanislaus Auguſt. II. (Ernſt von der Brüggen.) . . . . . — 277
Ueber die Glaubwürdigkeit der gleichzeitigen Biographen Michelangelo's. (H. G.) — 329
Reichsregierung und preußiſche Miniſterien. (O. R. in Rchb.) . . . . . — 339
Notizen. . . . . — 345

Viertes Heft.

Die neueſte Entwickelung auf dem Gebiete des Heeresdienſtes der Reiterei. (Kähler.) 347
Das hundertjährige Jubiläum der Schrift von Adam Smith über den Reichthum der Nationen. (Erwin Naſſe.) . . . . . — 384

Memorandum, betreffend Ausprägung von Handels-Piaſtern aus feinſtem Silber für den Orient. (Ad. Soetbeer.) . . . . . Seite 401
Richard Wagner. (Julian Schmidt.) . . . . . — 414
Die Competenz der Geſchworenengerichte für Preßvergehen. (O. Mittelſtädt.) — 436
Politiſche Correſpondenz. (W.) . . . . . — 451
Notizen. . . . . — 460

Fünftes Heft.

Aus der ruſſiſchen Literatur. Der Dichter Krylow und ſeine Fabeln. (Th. von Bernhardi.) . . . . . — 463
Zur Frage der Promotionsreform. (C. Hueter.) . . . . . — 499
Der Materialismus in der Geſchichtsſchreibung. II. (Ernſt Zitelmann.) . . — 513
Zur Beſchickung der Pariſer Weltausſtellung. (L. Sußmann-Hellborn.) . . — 532
Der Dienſt des Generalſtabes. . . . . — 538
Politiſche Correſpondenz. (W.) . . . . . — 551
Notizen. . . . . — 564

Sechſtes Heft.

Aus der ruſſiſchen Literatur. Der Dichter Krylow und ſeine Fabeln. (Th. von Bernhardi.) (Schluß.) . . . . . — 571
Karl Lachmann. Kleinere Schriften von Karl Lachmann. (Wilhelm Scherer.) — 597
Die Provinz Poſen und die neue Kreisordnung. (Hugo von Wilamowitz-Möllendorff.) . . . . . — 605
Johann Heinrich Voß. (Julian Schmidt.) . . . . . — 628
Der Materialismus in der Geſchichtsſchreibung. III. (Ernſt Zitelmann.) — 650
Deutſchland und die orientaliſche Frage. (Heinrich von Treitſchke.) . . . . — 664
Notizen. . . . . — 676

Zur Jubelfeier der Vereinigten Staaten von Amerika.

„The birthday of a nation, old or young, and certainly if young, is a time to think of the means of keeping alive the nation."
The Works of Rufus Choate II. p. 416.

Die Geſchichte der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika iſt oft geſchrieben worden und noch jüngſt von ſo competenter Feder*), daß keine Veranlaſſung vorliegt, ſie in dieſen Blättern nochmals zu erzählen; es ließe ſich nur das oft Geſagte mit anderen Worten wieder ſagen. Der Eintritt der amerikaniſchen Union in die Staatenfamilie der weſtlichen Culturwelt als ein ſelbſtändiges politiſches Gemeinweſen iſt aber ein ſo großes weltgeſchichtliches Ereigniß, daß der hundertjährige Gedenktag deſſelben auch von dem unbedeutendſten Organe der öffentlichen Meinung in angemeſſener Weiſe gewürdigt werden muß. Welches iſt nun aber die angemeſſenſte Weiſe, wenn darauf verzichtet wird, die Aufgabe von jenem ja unſtreitig ſich am natürlichſten darbietenden Geſichtspunkte aus aufzufaſſen?

Millionen über Millionen von Stimmen werden auf der anderen Seite des Oceans die Sonne des 4. Juli mit lautem Jubel begrüßen, und ſchwerlich wird es auf dieſer Seite deſſelben Jemand geben, der das nicht natürlich und im höchſten Grade gerechtfertigt fände. Allein es iſt nicht nöthig, ſeine Sympathie dadurch zu bekunden, daß man den mächtigen Chor noch verſtärkt und in das Hoſianna mit einſtimmt. Es wird auch in Amerika nicht an Männern fehlen, denen, unbeſchadet aller Feſtfreude, Kopf und Herz an jenem Tage von den ernſteſten Gedanken bewegt ſein

*) Fr. Kapp, die hundertjährige Jubelfeier der amerikaniſchen Unabhängigkeitserklärung. Deutſche Rundſchau.

werden. Warum sollte es da uns, deren Gefühl nicht unmittelbar betheiligt ist, nicht geziemen, statt uns in das lärmende Festgewimmel zu mengen, auf die ruhige Höhe der historischen Betrachtung zu steigen und von ihr aus eine leidenschaftslose kritische Würdigung desselben zu versuchen?

Als an dem Himmel der Union in immer gewaltigeren Wolkenmassen das Wetter aufstieg, das sich in dem furchtbarsten Bürgerkriege aller Zeiten entladen sollte, da wies Rufus Choate, der vertrauteste Freund des schon seit einigen Jahren im Grabe ruhenden Daniel Webster, in einer Rede zur Feier des 4. Juli darauf hin, daß der Geburtstag einer Nation der geeignetste Tag sei, mit ernster Sorge nach den Mitteln zur Erhaltung ihres Lebens zu fragen. Dieses Wort habe ich meiner Arbeit vorangestellt, und ich will versuchen, aus der Geschichte der ersten hundert Jahre der Union eine Antwort auf die Frage zu finden, ob das Leben der Republik als so weit gesichert angesehen werden darf, daß nicht zu besorgen steht, dem Freudenrausche des Heute werde ein Morgen mit schmerzlichem Erwachen folgen. Wohl weiß ich, daß viele Amerikaner — und namentlich die sehr große Mehrzahl der Deutsch-Amerikaner — schon das Aufwerfen einer solchen Frage für eine grobe Insulte halten werden. Aber wenn sie Ohren hätten zum hören, dann hätte ihnen nicht entgangen sein können, wie häufig die Frage — bald lauter bald leiser — von den Besten ihres Landes gestellt worden ist. Als in Frankreich der Gedanke angeregt wurde, zur Feier des 4. Juli 1876 im Hafen von New-York eine Statue der Freiheit aufzurichten, da ließ die „Nation", das anerkannt beste Wochenblatt der Union, ihrem Ingrimm freien Lauf. Es erschien ihr fast eine Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes der übrigen Welt und sie erinnerte an das nur wenige Jahre zuvor verfolgte Project, in demselben New-York dem großen Tweed eine Statue zu errichten, der sich dann als „Staatsmann" in den Büchern des Zuchthauses einschrieb, in das ihn seine an Frechheit und an Größe unübertroffenen Diebereien führten. Sind in der That zur Zeit die Verhältnisse in der Union danach angethan, daß die Amerikaner sich ganz unbeschwerten Herzens zum Feste richten können? Können sie ganz darüber hinwegsehen, wie es in verschiedenen der ehemaligen Sklavenstaaten um die höchsten staatlichen Gewalten, auch die Richter nicht ausgenommen, bestellt ist? Klingt der gerechtfertigte Beifall über die energische Verfolgung des Kanal-„Rings" in New-York durch Gouverneur Tilden und der Whisky-Defraudanten in St. Louis und Chicago durch den Schatzamts-Secretär Bristow nicht als Mißton in den Jubel des 4. Juli? Wird dann schon Gras darüber gewachsen sein, daß in diesem Augenblicke der Gesandte an einem der ersten

europäiſchen Höfe ſich wegen zweifelhafter Betheiligung an einem keineswegs zweifelhaften großartigen Gründerſchwindel zu verantworten hat und ein Mitglied des Cabinets wegen gemeiner Beſtechungen auf eine Anklage des Repräſentantenhauſes ſein Urtheil von dem als Impeachment-Hof ſitzenden Senate erwartet? — Der wahre amerikaniſche Patriot ſollte nicht ſchelten, ſondern danken, wenn jene Frage aufgeworfen wird, vorausgeſetzt daß die Antwort sine ira geſucht wird. Will die Union ſo genommen ſein, wie ſie ſich heute dem oberflächlich über ſie hingleitenden Blicke darbietet, dann darf ſie nicht viel Anerkennung und Sympathie gewärtigen. Je geſunder ſich das Volk in ſeinem innerſten Marke weiß, deſto mehr muß es ihm darum zu thun ſein, daß die Kritik durch die Oberfläche hindurch in die Tiefe dringe und ſein wahres Weſen zu erfaſſen ſtrebe.

Es war in des Wortes vollſtem Sinne ein heroiſcher Entſchluß, den die Repräſentanten der Kolonien am 4. Juli 1776 zu Philadelphia faßten. Sie votirten ſich entweder Unſterblichkeit oder einen ſchimpflichen Tod am Galgen; und ſie waren ſich dieſer Alternative vollkommen bewußt, denn das Wort wurde ausgeſprochen, während die Namen unter die Unabhängigkeitserklärung geſetzt wurden. Wenn ſie durch Einſetzen ihres Gutes und ihres Blutes jene Erklärung zu einer allgemein anerkannten Thatſache zu machen wußten, ſo hatten ſie nicht nur einen Staat in's Leben gerufen, ſondern auch ein Princip zur Geltung gebracht, das im Laufe der Zeit der ganzen civiliſirten Welt ein anderes Gepräge geben mußte. Die bis zur Stunde häufig wiederholte Behauptung, daß die Koloniſten für Menſchenrechte oder irgend welche andere Abſtractionen das Schwert gezogen, iſt eine nachweisliche Verdrehung der geſchichtlichen Thatſachen; ſie ſtritten für das ganz concrete und ſcharf umſchriebene Recht engliſcher Unterthanen. Als ſie ſich aber überzeugt, daß ihnen dieſes nie in gutem Glauben zugeſtanden werden würde, da gingen ſie über das poſitive Recht hinaus und ſtellten ſich auf die breitere Baſis des als allgemeingiltig proclamirten Grundſatzes, daß die Völker nicht um der Regierungen willen exiſtiren, ſondern ſich Selbſtzweck ſind und mithin abſolutes Selbſtbeſtimmungsrecht haben. Das waren Gedanken, die in der ganzen abendländiſchen Welt ſeit geraumer Zeit in der Luft lagen und als Theorien bereits bis zu ihren letzten Conſequenzen entwickelt worden waren. Jetzt galt es, ſie unter den ſchwierigſten Verhältniſſen in dem Schmelztiegel des wirklichen Lebens der Feuerprobe zu unterwerfen.

Wie faſt lächerlich klein auch die Verhältniſſe des Unabhängigkeitskrieges erſcheinen, wenn man ſie an dem Maßſtabe moderner Kriege mißt,

es war doch in den ersten Jahren ein Kampf, wie er nicht oft mit ungleicheren Kräften geführt worden ist. Die freie Bevölkerung der Kolonien war an Zahl ungefähr der heutigen Bevölkerung London's gleich, aber ohne Geld und Credit, ohne geschulte Truppen, ohne Waffen, ohne Manufacturen irgend welcher Art, und über einen Küstenstrich von ungeheurer Ausdehnung mit wenigen und schlechten Wegen verzettelt — Letzteres freilich ein Umstand, der ihnen mindestens ebenso sehr zu Gute kam, als er ihnen nachtheilig war. Schlimmer als Alles aber war der Mangel einer Regierung. Nicht nur hatte bisher keine einheitliche Gewalt bestanden, sondern auch der thatsächliche Zusammenhang zwischen den Kolonien war in schlechthin allen Hinsichten ein überaus geringer gewesen: New-York und North Carolina hatten damals an Interessen wie an Anschauungen ungleich viel weniger gemein, als heute Maine und Florida, oder Massachusetts und California. Das Problem, eine zureichende Centralgewalt zu schaffen, mußte also unter den Stürmen eines Krieges gelöst werden, der in vielen Beziehungen den Charakter eines Bürgerkrieges trug, und das Abgehen aller Erfahrung auf dem Gebiete einer großen, wirklich staatlichen Politik war die geringere Schwierigkeit, die dabei zu überwinden war. Ungleich viel schwieriger war es, die Unterordnung der particularen unter die allgemeinen Interessen zu Wege zu bringen. Sie mußte eine freiwillige sein, da jede Möglichkeit eines Zwanges ausgeschlossen war; die Solidarität des unmittelbaren Empfindens wie der bewußt gewordenen Interessen beschränkte sich aber auf den Gegensatz Aller zu dem Mutterlande. Es war das Verdienst einer kleinen Anzahl von Männern, die noch viel größer durch ihre bedingungslose Hingabe an die gemeine Sache als durch ihre bedeutenden Talente erscheinen, daß in einem siebenjährigen Kriege das ungeheure Werk glücklich hinausgeführt wurde. Von dem Augenblicke an, da der erste Enthusiasmus verflogen, waren ihre hartnäckigsten und gefährlichsten Feinde nicht die englischen Truppen, sondern jene in den Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten. Der Glorienschein, mit dem der übelberathene Patriotismus amerikanischer Geschichtsschreiber die Masse des Volkes hat umziehen wollen, verflüchtigt sich bei näherer Betrachtung zu trüben Nebeln. Allein damit ist nur gesagt, daß die natürlichen Größenverhältnisse nicht zu titanenhaften Proportionen aufgebläht werden dürfen. Nur unter solchen Führern konnte die Masse des Volkes in dem erforderlichen Grade sich selbst überwinden. Allein daß sie es unter solchen Führern gethan, läßt ihr noch immer einen Ruhm, der zu den schönsten Blättern der Weltgeschichte gehört.

Mit der Erkämpfung der Unabhängigkeit war jedoch erst die kleinere Hälfte der Aufgabe gelöst. Die Waffen und das Geld europäischer Mächte

hatten eine ſehr hervorragende Rolle in dem Kriege geſpielt, und vor Allem hatte der Druck einer ehernen Nothwendigkeit Kleinſinn, Unverſtand und Eigennutz ſo weit niedergehalten, daß immer das Verderben abgewandt werden konnte, wie oft man auch bis hart an den Rand deſſelben geführt wurde. An dem erſten Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung nach dem Friedensſchluſſe drängte ſich den großen Patrioten die Frage nach den Mitteln zur Erhaltung der „Nation“ mit ſo wuchtiger Dringlichkeit auf wie je während des Krieges, und mit jedem Jahre wurde es zweifelhafter, ob ſich eine befriedigende Antwort werde finden laſſen. Alles brach auseinander. War der Congreß ſchon während des Krieges zu einem weſenloſen Schatten zuſammengeſchwunden, — konnten ſchon ſeit Jahren nicht mehr die Mittel zur Beſtreitung der dringendſten Bedürfniſſe und zur Einhaltung der heiligſten Verpflichtungen gegen die eigenen Bürger wie gegen das Ausland beſchafft werden, — untergruben die Staaten ſchon ſeit geraumer Zeit mit Biberfleiß ihre eigene ökonomiſche Regenerirung, indem ſie den Credit der Geſammheit als eine völlig fremde Sache behandelten und in unbegreiflicher Verblendung einen erbitterten wirthſchaftlichen Geſetzgebungskrieg gegen einander führten, ſo begann nun auch in den einzelnen Staaten ſelbſt der ganze ſociale Bau zuſammenzuſtürzen. Schier verzweifelnd wandten ſich die Blicke nach Mount Vernon. Waſhington ſollte mit ſeinem Einfluſſe dem tollen Jagen zum Abgrunde Einhalt thun. Er aber, der in dem Augenblicke des Triumphes über England durch ſeinen Einfluß den Staat vor ſeinen meuternden Soldaten gerettet, antwortete jetzt: „Einfluß iſt nicht Regierung“. Dieſe Weigerung, den deus ex machina zu ſpielen, iſt nicht der kleinſte Poſten in der Dankesſchuld des Volkes gegen den einzigartigen Mann. Eine Regierung oder Untergang — es gab keine andere Alternative.

Ungefähr ein Monat hatte zwiſchen dem erſten Antrage und der Annahme der Unabhängigkeitserklärung gelegen. Jahre verſtrichen, ehe die Wehen drohender anarchiſcher Auflöſung mit dem Inkrafttreten der neuen Conſtitution ihr Ziel fanden und damit die Union zum zweiten Male und jetzt in lebensfähiger Geſtalt geboren war. Schon in dem kleinen Kreiſe der beſten Männer, welche die Convention zu Philadelphia bildeten, waren die Arbeiten wiederholt zu einem „ſchrecklichen Stillſtande“ gekommen. Nur die unbeſtreitbare Gewißheit, daß es ſich ſchlechthin um die Exiſtenz handele, hatte ſie wieder in Fluß bringen können. Die endliche Frucht war dann nach dem eigenen Bekenntniſſe der Convention eine Reihe von „Compromiſſen“, die Keinen ganz befriedigen konnten und in denen mancher Drachenzahn leicht verhüllt lag. Wie hätte es da anders ſein können, als daß es in den Ratificationsconventionen der einzelnen Staaten noch ſchwere

und langdauernde Stürme zu bestehen gab, ehe die richtige Fragestellung — Sein oder Nichtsein — den Majoritäten so weit klar wurde, daß sie sich der Nothwendigkeit ergaben. Allein sie thaten es doch und auch die zwei Staaten, die sich anfänglich zurückhielten, traten bald wieder der neugestalteten Union bei.

Auch hier hat es sich eine kurzsichtige Eitelkeit nicht versagen können, mit widrigem Ungeschicke die tiefen Schatten des historischen Bildes weiß zu überpinseln und so Alles in ein widernatürliches Grau ohne kraftvolle Lebenswahrheit zu verwandeln. Als ob der Ruhm eines Volkes erhöht würde, wenn man ihm andichtet, es habe die schwierigste Aufgabe, die einem Volke überhaupt gestellt werden kann, in einer Weise gelöst, als habe es einen Festreigen gegolten. Man macht damit nicht das Volk größer, sondern nur die Aufgabe kleiner erscheinen. Ist aber der alte Satz wahr, daß es schon die schwerste Aufgabe des Individuums ist, „sich selbst zu besiegen", dann findet er sicher in noch höherem Grade auf Völker Anwendung.

Mit der Annahme der Constitution war die Möglichkeit zu einer lebensfähigen Entwickelung gewonnen worden; jetzt mußte die Möglichkeit zur Thatsache gemacht, der Form ihr Inhalt gegeben werden. Das Verdienst, dieses gethan zu haben, gebührt in erster Linie Alexander Hamilton. Durch den breiten Schild von Washingtons Vertrauen in seinen Genius gedeckt, hat er den sich sogleich wieder mächtig regenden particularistischen Tendenzen und dem politischen Unverstande seiner Gegner den Boden Schritt um Schritt abgewonnen. Als er aus dem Cabinet ausschied, hatte er nicht nur eine zureichende Regierungsmaschinerie construirt und sie in sicheren Gang gesetzt, sondern auch ein so starkes Interessenband um die Staaten geschlungen, daß in Europa der nahezu verlorene Glaube an den Bestand der Republik wieder Boden gewann und in den Vereinigten Staaten selbst in dem Fühlen wie in dem Denken des Volkes die Union mächtig die Einzelstaaten zu überschatten begann. Der Sturz der Föderalisten und der Sieg der Anti-Föderalisten durch die Wahl Jefferson's zum Präsidenten im Jahre 1800 war in den wesentlichsten Hinsichten nur ein Parteisieg und nicht ein Triumph entgegengesetzter Prinzipien. Wie laut die Anti-Föderalisten auch ihren Erfolg als solchen proclamirten, Hamilton's Prophezeiung bewahrheitete sich doch im vollsten Maße, daß sie der Hauptsache nach in den von ihm gewiesenen und gebahnten Wegen weiter gehen würden. In den politischen Theorien der beiden Parteien bestand allerdings ein tiefliegender Gegensatz; wie weit dieser aber unter der Einwirkung der realen Verhältnisse von bestimmender Bedeutung für die Geschicke der Union werden würde, das war eine Frage der fernen Zukunft.

Wer die Zeichen der Zeit mit Aufmerksamkeit las, konnte allerdings nicht verkennen, daß mit einer an Gewißheit streifenden Wahrscheinlichkeit die Antwort auf diese Frage bejahend lauten werde und der Conflict der entgegenstehenden Principien leicht wiederum die Fortdauer der Union auf die schärfste Spitze stellen könne. Es war von verhältnißmäßig geringer Bedeutung, daß die sog. Fremden- und Aufruhrgesetze in den Jahren 1798 und 1799 in dem anti-föderalistischen Lager zu einer offiziellen Fixirung der centrifugalen Theorie führten, obwohl damit die formelle Prämisse gewonnen war, deren letzte logische Consequenz den dauernden Bestand der Union zu einer Unmöglichkeit machte. Allein die Partei war in den Virginia- und Kentucky-Resolutionen eben doch nur sich selbst treu geblieben; sie hatte lediglich die Grundsätze genauer formulirt, zu denen sie sich von Anfang an bekannt. Sehr viel bedenklicher war es, daß der Ankauf des Louisiana-Gebietes von Frankreich — weitaus die größte staatsmännische That Jefferson's — den größten Theil der Föderalisten, im Gegensatze zu Hamilton, zu einer radikalen Schwenkung trieb. Sie bliesen jetzt mit aller Macht in das Horn der centrifugalen Staatenrechtslehre. Manche gewichtige Stimme unter ihnen nahm ausdrücklich das Recht der Kündigung des „Bundesvertrages" in Anspruch und prophezeite, daß die Neu-England-Staaten dasselbe ausüben würden. Dieser jähe Umschlag der Föderalisten lieferte den Beweis, wie Vieles in den *realen* Verhältnissen gegeben war, das den Mörtel, der die Theile der Union zusammenband, an rascher Verhärtung hinderte. Und um so mehr mußte das die wenigen weitsehenden Staatsmänner mit Besorgniß erfüllen, als sich nur aus einer Fleisch und Bein erfüllenden particularistischen Engherzigkeit die Kurzsichtigkeit erklären ließ, die verkennen konnte, eine wie große nationale Errungenschaft dieser Landerwerb war. Auf der anderen Seite freilich war aber dieser Erwerb eben eine neue starke Garantie dafür, daß die nationale Verwachsung der föderativen Elemente raschen Fortgang nehmen würde. Erst durch ihn wurde der Mississippi ein Strom der Union und die zahllosen Riesenarme des „Vaters der Flüsse" umklammern das Gebiet der Union mit unbezwingbarer Gewalt.

Neun Jahre nach dem Ankaufe von Louisiana finden wir die Union so erstarkt, daß die jungen heißblütigen Talente der herrschenden Partei es wagen dürfen, das Land in einen Krieg mit England fortzureißen. Der hochfliegende Ehrgeiz der Calhoun und Clay, unterstützt von der erwachenden Größensucht der Massen, die in Canada einen sicheren und leichten Preis gefunden zu haben meinten, hat viel dazu gethan. Allein es fehlte auch nicht an den triftigsten Gründen für einen Krieg. England hatte wohl die Unabhängigkeit seiner einstigen Kolonien anerkannt, aber es ließ sie

seine unbestrittene Herrschaft auf den Meeren in einer Weise empfinden, die weder das Interesse noch die Ehre der Union auf die Dauer zu ertragen erlaubten. Wollten die Vereinigten Staaten nicht nur rechtlich, sondern auch thatsächlich die Stellung eines souveränen gleichberechtigten Staates einnehmen, so mußten sie durch einen Krieg zeigen, daß sie den Willen und die Macht dazu hätten. Allein es war ein kühner Entschluß, zu dem vielleicht nur die rücksichtslos aufstrebende Jugend den Muth finden konnte. Die Neu-England-Staaten — schwer gereizt und geschädigt durch eine verblendete Politik der Bundesregierung, die mehrere Jahre den Handel des eigenen Landes in Fesseln schlug, um England zur Raison zu bringen — sahen über den unmittelbaren Nachtheilen des Krieges nicht, daß die schließlichen Früchte desselben gerade ihren Handelsinteressen am meisten zu Gute kommen mußten. Und die Führer der Kriegspartei verkannten lange über ihren canadischen Hirngespinnsten, daß die Union sich England zur See ebenbürtig zeigen müsse, wenn sie die Anerkennung ihrer Rechte auf dieser erzwingen wollte. Wieder suchte der Norden hinter den Mauern der Staatensouveränetät Schutz, und der Hader streifte auf Seiten der Neu-England-Föderalisten hart an das, was in jedem einheitlichen Staate unbedingt Hochverrath genannt werden würde, wenn ihnen auch die Parteileidenschaft der Gegner Vieles nachgesagt, was ihnen nie in den Sinn gekommen ist. Allein wo die eigene Leidenschaft der föderalistischen Führer über die Grenze hinausgerissen zu werden drohte, jenseit deren eine Katastrophe liegen mußte, da sahen sie sich von dem gesunden Sinn der Massen verlassen. Ihre Partei ging darüber zu Grunde, aber die Union trug einen bleibenden Sieg davon. Sie erwarb weder Canada, noch konnte sie England die sofortige Anerkennung aller der Rechte abringen, für die sie gestritten. Allein sie hatte sich ihren Rang unter den großen Mächten der Welt erkämpft, England hatte seinen rechtverachtenden Hochmuth so weit herabgestimmt, daß alle jetzt noch vorenthaltenen billigen Zugeständnisse bald von selbst nachfolgen mußten, und vor Allem erwies sich nun das in einem glücklich beendeten Kriege vergossene Blut als ein starker Kitt der Union.

Dem Frieden von Gent folgten einige Jahre tiefer Ruhe. Es fehlte der Bundespolitik an Problemen, die eine Basis für die Bildung neuer Parteien hätten abgeben können. Um so erschütternder wirkte der Sturm, den plötzlich die Frage hervorrief, die nahezu ein halbes Jahrhundert der Angelpunkt der Unionsgeschichte sein sollte. Das Territorium Missouri verlangte als Staat aufgenommen zu werden, und zwar als Sklavenstaat. Nicht nur die Sklaverei, sondern auch die Sklavenfrage war älter als die Union, und schon in den ersten Jahren der Republik war das Wort

ausgesprochen worden, daß sie der Fels sei, an dem die Union zersplittern werde. In der Convention zu Philadelphia hatten an ihr alle Verständigungsversuche zu scheitern gedroht, in den Louisiana-Streit hatte sie einen Tropfen specifischen Giftes geträufelt, und bei den verschiedensten Gelegenheiten hatte sie im Congresse heftige Wortgefechte herbeigeführt. Trotzdem fand sich weder im Süden noch im Norden irgendwo ein wirkliches Verständniß ihrer wahren Natur und Bedeutung. Nichtsdesto weniger wurde der Kampf um Missouri jetzt auf beiden Seiten mit äußerster Hartnäckigkeit und Entschiedenheit geführt. Hüben wie drüben nahm man die Verfassung zum Fußpunkte, so daß wiederum die Frage nach der staatlichen Natur der Union in der schärfsten Form aufgeworfen war. Der Süden drängte in geschlossener Phalanx bis hart an den Bruch. Da strich eine Minorität der nordstaatlichen Vertreter die Flagge und das sog. Missouri-Compromiß kam zu Stande. Wie wenig man trotz der eingehendsten Debatten zum vollen Verständniß der Frage durchgedrungen war, erhellt zur Genüge aus der einfachen Thatsache, daß man hier wie dort das Compromiß als bleibenden Austrag des Streites ansah. In Wahrheit hatte man den Gegensatz in einer solchen Weise fixirt, daß die allendlich unabweisliche wirkliche Lösung des Problemes unter einer furchtbaren Katastrophe erfolgen mußte. Die Union war von nun ab durch Bundesgesetz in zwei geographische Hälften gespalten, in denen die einander diametral entgegenstehenden Principien zur höchsten Entwickelung gelangen mußten. Die Consolidirung der Gegensätze war von der gesetzgebenden Gewalt durch einen feierlichen Pakt verfügt und von dem ganzen Volke als unbedingt und für immer verbindlich angenommen worden. War je ein allmählicher Ausgleich möglich gewesen, so war er jetzt unmöglich gemacht worden. Jeder Schritt vorwärts führte weiter auseinander. Gewonnen war lediglich Zeit. Ob diese hinreichen würde, den natürlichen Verband so weit zu kräftigen, daß er den Bruch über dem widernatürlichen Zwiespalt würde überwinden können, wer hätte darüber eine Prophezeiung wagen dürfen. Gewiß dagegen war, daß der Bruch über dem widernatürlichen Zwiespalte um so tiefer in alle Verhältnisse hineinreißen mußte, je fester der natürliche Verband geworden. Und gewiß war ferner, daß der Norden um das Lebensprincip der Republik geschachert hatte und daß er nach dem unerbittlichen Gesetze der sittlichen Folgerichtigkeit in der geschichtlichen Entwickelung dereinst es ganz würde fahren lassen oder aber mit Wucherzinsen jene Schuld einlösen müssen.

Diese Alternative war der nächsten Generation aufbehalten. Jetzt beeilte sich Alles über die Sklavenfrage hinweg zur Tagesordnung überzugehen. Auf dem Boden wirthschaftlicher Fragen, der sog. inneren Ver-

beſſerungen und des Schutzzolles und Freihandels bildeten ſich neue Parteien. Wohl machte ſich auch hier die Sklaverei in hohem Grade geltend. Den durch die Sklaverei induſtrieloſen und handelsarmen Sklavenſtaaten war ihre wirthſchaftliche Politik ſo feſt vorgezeichnet, daß ſie zu Principienfragen zu machen trachteten, was der Natur der Sache nach nur als Zweckmäßigkeitsfrage behandelt werden durfte. Allein man ſuchte es gefliſſentlich zu verbergen, daß dieſer unſelige Feuerbrand auch hier wieder verderbendrohend aufleuchtete. Trotzdem kam es zu einer neuen Kriſis. South Carolina, ſeit jeher der Sitz des ſklavokratiſchen Radicalismus, erklärte als „ſouveräner Staat“ das Bundes-Tarifgeſetz für „null und nichtig.“ Was oft gedroht worden, war jetzt thatſächlich geſchehen. Jetzt mußte es ſich zeigen, ob die Union den Willen, den Muth und die Kraft habe, das nationale Recht gegen die ſtaatenbündiſchen Prätenſionen, das ſtaatliche gegen das anti-ſtaatliche Princip zur Geltung zu bringen. Die in dieſer jüngſten der Großmächte überaus rührige Mythe iſt in dieſem Falle ganz beſonders geſchäftig geweſen. Der eiſerne Jackſon, der auf dem Präſidentenſtuhle ſaß, heißt es, habe geſchworen, Calhoun, den „großen Nullificator“, „ſo hoch wie Haman zu hängen“, und dieſer dann, um ſeinen Hals zu retten, ſich den Bedingungen der Gegner unterworfen. Die nüchterne Thatſache iſt, daß Calhoun allerdings aus mehr als einem Grunde davor zurückſcheute, es zum Aeußerſten kommen zu laſſen, die Union aber durch ein neues „Compromiß“ von South Carolina die Zurücknahme der „Nullification“ erkaufte. Abermals war ein fundamentales Princip geopfert worden, das Princip der unbedingten Geſetzesherrſchaft. — Im Uebrigen behielten in dem Streite um die wirthſchaftliche Politik im Großen und Ganzen die nationalen Tendenzen entſchieden die Oberhand. Die Mannigfaltigkeit der Intereſſen in den freien Staaten, der gemiſchte Charakter der ſog. Grenzſtaaten, die den Uebergang von den freien zu den Pflanzerſtaaten bildeten, und beſondere locale Intereſſen, wie die der Zuckerpflanzer in Louiſiana, machten eine vollſtändige geographiſche Conſolidirung der Parteien auf der Baſis der Schutzzoll- und Freihandelsfrage unmöglich. Und hinſichtlich der „inneren Verbeſſerungen“ konnten ſich die Particulariſten nicht mit Erfolg gegen die gebieteriſchen Anforderungen der an das Wunderbare grenzenden wirthſchaftlichen Entwickelung des Landes ſtemmen. Selbſt Calhoun beugte ſich endlich ihrer Gewalt und forderte die Bundesthätigkeit für die Regulirung des Miſſiſſippi. Dieſes Aufgeben des bisher fanatiſch von ihm verfochtenen verfaſſungsrechtlichen Satzes ſollte dann durch das ſchöne Wort zugedeckt werden, daß der Miſſiſſippi ein „Binnenmeer“ (inland sea) ſei.

Ich bin damit den Ereigniſſen weit vorangeeilt. Schon zu derſelben

Zeit, da South Carolina den Bundesgesetzen sein Veto entgegenstellte, war die Sklavenfrage in eine neue Entwickelungsphase getreten. Der Anfang des Endes war gekommen. Während Calhoun, der gewaltige Senator, mit der Union paktirte, war die Hand eines namenlosen jungen Mannes zu dem Streiche erhoben, der den Eckstein des Baues zertrümmern sollte, auf dem sein Fuß ruhte. Ein schlichter Mann aus dem Volke, Benjamin Lundy, hatte „den Krieg nach Africa getragen." Er fand einen Jünger, der gleich ihm freundlos und ohne Geld war und nur eine dürftige Schulung genossen hatte. Höhere Begabung, ein fester gefügter und schroffer gehauener Charakter und die verzehrende Gluth eines auf einen einzigen Punkt gerichteten Gefühles ließen den Jünger bald weit über den Meister hinausgehen. William Lloyd Garrison, in einer Person Schreiber, Drucker und Austräger seines Winkelblättchens in Boston, wurde der eigentliche Vater des Abolitionismus. Er setzt dem sklavokratischen Radicalismus des Caroliniers den ungleich radicaleren Radicalismus des kategorischen Imperativs entgegen. Er weiß von keinem Compromiß; das Wort schon ist ihm in tiefster Seele verhaßt. Die Sklaverei ist das scheußlichste Verbrechen, die Summa aller Schurkereien, darum muß sie sofort, vollständig und ohne jede Entschädigung für die vorgeblichen Eigenthümer aufgehoben werden, — das ist das A und das O seines Glaubensbekenntnisses. Die Constitution ist ein Compromiß mit der Sklaverei, und darum ist sie ihm „ein Vertrag mit der Hölle"; wer nicht Theil haben will an der nationalen Sünde, dem verbietet sich daher jede Action nicht nur mit den bestehenden Parteien, sondern überhaupt mit jeder Partei unter der Constitution von selbst.

Das war kein politisches Programm und konnte daher auch nimmermehr zur Lösung des Problemes führen. Aber es war der Schrei des empörten Gewissens, der mit furchtbarer Macht in den immer tiefer werdenden sittlichen Schlaf der Nation hineingellte. Nichts konnte ihn ersticken, nachdem er einmal ausgestoßen worden, denn er weckte in jedem Herzen ein wenn auch noch so leises, so doch ununterdrückbares Echo. Gerade darum warf man sich im Norden und im Süden mit gleicher Erbitterung auf die „Fanatiker", die in ihrem Wahnwitze sich unterfangen, das Mene, Mene, Tekel an die Wand zu schreiben. Setzte man im Süden hohe Preise auf die Auslieferung der Vermessenen aus, so zerstörte man in New-York das Haus des Menschenfreundes Tappan, ein Pöbel der „respectabelsten Bürger" schleifte in Boston Garrison mit einem Stricke um den Hals durch die Gassen, und in Alton, Illinois, büßte Lovejoy es mit seinem Leben (7. Nov. 1837), daß er sagte, „was die Steine ausschreien würden, wenn die Menschen es verschwiegen." Aber „das Blut

der Märtyrer iſt der Samen der Kirche." Gar manchem höchſt „conſervativen" Manne ſchoß das Blut mächtig zum Hirn und zum Herzen, als in Faneuil Hall, der „Wiege amerikaniſcher Freiheit", der Generalanwalt von Maſſachuſetts die Mörder Lovejoy's mit den Patrioten verglich, die einſt die Theekiſten in den Hafen von Boſton geworfen, und als der reſpectable Pöbel den jungen Wendell Phillips niederſchreien wollte, da er einen flammenden Proteſt gegen dieſe infame Beſudelung der heiligſten revolutionären Erinnerungen erhob.

Allein warum ſollte denn auch in Faneuil Hall den Zungen noch freier Lauf gelaſſen werden, da ſie in dem geſetzgebenden Rathe der Nation an den Gaumen genagelt wurden!? Am 5. April 1853 ſchrieb der Columbian Planter, eine Texas-Zeitung: „Wir ſehen die Sklaverei als einen durchaus localen Gegenſtand an, der in Todesſchweigen zu den Füßen der ſüdlichen Preſſe liegen ſollte, denn ſeine große Wichtigkeit verbietet jede Discuſſion." Dieſer „Grundſatz" wurde ſchon jetzt laut von dem Süden proclamirt, und Vertreter des Nordens drehten geſchäftig die „Knebel", mit denen der Süden ihnen und ihren weniger fügſamen Collegen „für immer" den Mund ſtopfen wollte. Der Schimpf, den John Randolph von Roanoke dem Norden in's Geſicht geſchleudert, erhielt ſeine empörendſte Illuſtration: „Wir haben Euch nicht durch unſere ſchwarzen, ſondern durch Eure weißen Sklaven beſiegt." Vertreter des Nordens mußten ſich dazu hergeben, die Anträge zu ſtellen, die jede Discuſſion der Sklaverei unterſagten und, was die Sklaverei anlangte, thatſächlich das Petitionsrecht aufhoben. Es war ein Schauſpiel zum Erbarmen. Die Republik, die mit einem von Rouſſeau'ſchem Geiſte angehauchten Manifeſte in's Leben getreten war, die mußte jetzt einen heißen und lange hoffnungslos ſcheinenden Kampf um das ABC freiheitlichen Lebens führen. Allein dieſer Kampf bildete auch den Wendepunkt in dem großen Drama. In ihm reichten ſich die abolitioniſtiſche Jugend, der die Zukunft gehörte, und der letzte Vertreter der Generation, die den Staat in's Leben gerufen, über dem von der Sklaverei geriſſenen gähnenden Spalt die Hand. Der greiſe John Quincy Adams, der für lange Zeit die Reihe der Staatsmänner auf dem Präſidentenſtuhle geſchloſſen, ſtand jetzt im Repräſentantenhauſe und rang mit gewaltiger Kraft gegen die Kette, welche bleibend die Freiheit an den Triumphwagen der Sklaverei ſchließen ſollte. Sie mochten die ſpärlichen ſchneeweißen Haare, die ſein kahles Haupt umſäumten, mit bübiſchem Schimpfe überſchütten, ſie mochten, buchſtäblich vor Wuth heulend unter der Geißel ſeiner Zunge, ihn als „unwürdig" aus dem Hauſe auszuſchließen drohen, die Füße, die ſchon über den Rand des Grabes hinausreichten, wankten nicht. Und er er-

lebte den Tag, da die Knebel in die Ecke geſchleudert wurden und hier und da ein ſüdlicher Mund das Bekenntniß ablegte, daß ſie der verhängnißvollſte Mißgriff in der Politik der Sklavokratie geweſen. Und dem war ſo. Das bedeutendſte Organ der demokratiſchen Partei im Norden, die Democratic Review, mochte immerhin lange und weiſe Abhandlungen darüber ſchreiben, daß das Petitionsrecht, ſo wichtig es auch in Despotien ſei, in einer Republik im Grunde keine Bedeutung habe und ſomit um Nichts ein wüſter Lärm geſchlagen werde; es war doch dieſer Kampf, der zuerſt weiteren Kreiſen im Norden die Augen darüber zu öffnen begann, daß die Negerſklaverei ihre eigene Sklaverei zur Folge habe.

Und was war es, das dieſes zu einer unabweislichen Nothwendigkeit machte? Die Antwort auf dieſe Frage iſt einfach. Die Sklavenhalter ſelbſt waren die Sklaven der Sklaverei geworden. Den Forderungen ihrer Intereſſen gegenüber gab es keine Rückſicht, und außerhalb derſelben gab es Nichts, was ihren Intereſſen nicht ſchnurſtracks entgegenlief, darum mußte Alles gewaltſam in das Joch ihrer Dienſtbarkeit gezwungen werden. „Baumwolle, hieß es, iſt König.“ Es lag Wahrheit genug in der Behauptung, aber in erſter Reihe und am unbedingteſten unterworfen der Despotie dieſes Fürſten von Geſtern waren die Sklavenbarone ſelbſt. In den Kinderjahren der Republik war die Sklaverei noch nicht ein ſo überſchattendes Intereſſe geweſen, daß ſie ſich nicht mit Erfolg hätten einreden können, ſie wünſchten von dieſem „Fluche“ befreit zu werden. Der ungeheure Aufſchwung des Baumwollbaues durch die Erfindung der Cotton Gin und die Anwendung der Dampfkraft auf die Spinnerei und Weberei machte dann in wenigen Jahren die Sklaverei wirklich zum „Eckſtein,“ wenn nicht der Republik, wie der Süden behauptete, ſo doch eben der Sklavenſtaaten. Der Schatz, der ihnen in den Schooß geworfen, machte ihr Blut ſieden und ihr Hirn wirbeln, ſo daß ſie nicht gewahr wurden, wie das Mark ihrer Knochen von dem Golde aufgezehrt ward. Als Whitney ſeine große Erfindung machte, war der Baumwollbau eines der untergeordnetſten Intereſſen; 1801 wurden bereits 40 Millionen Pfd. geerntet; bis zur Zeit des Miſſouri-Compromiſſes hatte ſich der Ertrag vervierfacht, und 1834 ergab die Ernte über 457 Millionen Pfd. Allein das iſt nur die eine Seite des Bildes. In Georgia und South Carolina zuſammen wurden bereits über 60 Millionen Pfd. erzielt, als es in Miſſiſſippi und Alabama noch gar keine Baumwollpflanzungen gab; im Jahre 1834 aber wurden in den beiden letztgenannten Staaten zuſammen 170 Millionen Pfd. geerntet, alſo ungefähr drei Achtel des Geſammtertrages, während in Georgia und South Carolina zuſammen die Ernte nur 140 Millionen Pfd. betrug. Der Ertrag war in Georgia von 88 auf 75, in

South Carolina von 73 auf 65, in Virginia von 25 auf 10 und in North Carolina von 18 auf 9½ Millionen Pfd. zurückgegangen. Wuchs also auch der Gesammtertrag in riesigen Proportionen, so geschah das doch nur auf Kosten der Zukunft: ein beispielloser Raubbau wurde getrieben, das Kapital wurde mit furchtbarer Geschwindigkeit aufgezehrt. So lange es noch immer ungemessene Strecken jungfräulichen Bodens zu occupiren gab, ging das; wie aber, wenn man einst an die Grenzen desselben gelangt war. „Baumwolle ist König!" schrie der Süden mit wildem Jubel und behauptete mit unerhörter Dreistigkeit, daß der Norden im Grunde nur von dem Ueberflusse lebe, der von der südlichen Herren Tische abfalle. In Wahrheit waren allein die Ackerbauerzeugnisse der freien Staaten nach der Schätzung des Census von 1840 30 Millionen Dollars mehr werth als die der Sklavenstaaten, während im Süden 250,000 Personen mehr als im Norden dem Ackerbau oblagen. In allem Anderen aber konnte der Süden vollends keinen Vergleich mit dem Norden aushalten. Die Industrieerzeugnisse wurden für dasselbe Jahr in den Sklavenstaaten auf 42,178,184 Dolls., die der freien Staaten auf 197,658,040 Dolls. geschätzt. Der Werth der Häuser ward im Süden auf 14½, im Norden auf 27½ Millionen Dollars berechnet. Den sog. gelehrten Berufsarten lagen in den freien Staaten 45,569, in den Sklavenstaaten nur 20,292 Personen ob. Und dasselbe Verhältniß hatte in Allem und Jedem Statt*).

Und doch war es richtig: Baumwolle war König. Das Sklavenhalterinteresse machte den Süden zu einer compact geschlossenen Masse, die immer einen so großen Theil des in sich zwiespaltigen Nordens auf ihre Seite herüberziehen konnte, daß sie, die Minorität, ein fast autokratisches Regiment führte. Die Entwickelung, welche die politischen Institutionen in einer Hinsicht von cardinaler Bedeutung genommen hatten, förderte sie dabei mächtig. Trotz der traurigsten Erfahrungen war man nicht zu der Erkenntniß gelangt, daß die primitiven Institutionen, die sich in dem bevölkerungs- und verkehrsarmen Staate mit überaus gleichmäßigen bescheidenen Vermögensverhältnissen bewährt hatten, in der Großmacht mit ihrem ungeheuren Handel, schnell aufblühender Industrie, großen städtischen Centren und stetig weiter gehender Scheidung zwischen Reich und Arm nicht zureichend sein konnten. Je weiter die Wandlung der gemäßigten Demokratie in eine radicale fortschritt, desto mehr wurde die Politik thatsächlich ein Monopol der Politiker von Profession und aus

*) Ich glaube im Stande zu sein, durch statistische Daten aus allen Gebieten des Lebens im eigentlichen Sinne des Wortes den Beweis zu liefern, daß der Conflict zwischen dem Norden und Süden ein „ununterdrückbarer" war. Das wird an anderer Stelle geschehen. Hier nöthigt mich der Mangel an Raum, durchweg nur Andeutungen zu geben.

deſto tiefer liegenden Schichten rekrutirten ſich dieſe. Jedes ſtaatliche Amt ward als ein politiſches behandelt und der Grundſatz zu unbedingter Geltung erhoben, daß „dem Sieger die Beute gehört.“ Obwohl der Theorie und den Geſetzen nach Geſellſchaft und politiſches Gemeinweſen ſich immer vollſtändiger deckten, wurde doch die Kluft zwiſchen der Geſellſchaft und den wirklichen politiſchen Machthabern immer weiter, und der Süden nahm immer mehr dieſe in ſeinen Sold, indem er ihnen für den Preis der Macht die Spolien überließ. Während es ſchlechthin Nichts mehr gab, worin er nicht die Dienſte der Union für die Intereſſen der Sklaverei als ſein gutes Recht gefordert und erhalten hätte, erklärte er mit ſteigender Heftigkeit, daß die Union mit der Sklaverei als einer durchaus localen Inſtitution nichts zu thun habe, und ſein Troß nordſtaatlicher Politiker ſchwor immer lauter auf dieſen Satz, während er immer bereitwilliger dem Süden gewährte, was dieſer auch fordern mochte.

Es iſt ſchwer abzuſehen, bis zu welchem Grade ſich dieſe ebenſo verderbliche wie ſchimpfliche Selbſtknechtnng unter die Knechte der Sklaverei im Laufe der Zeiten entwickelt haben würde, wenn der Süden nicht gezwungen geweſen wäre, in athemloſer Haſt ſeine Forderungen in das Maßloſe zu ſteigern. Die Zahl ſeiner Vertreter im Repräſentantenhauſe des Congreſſes ſchwand bei jedem Cenſus in eine kleinere Minorität zuſammen und der Tag war nicht mehr fern, da er ſich auch im Senate auf eine Minderheit reducirt ſehen mußte, wenn nicht neue Territorien erworben wurden, aus denen Sklavenſtaaten gebildet werden konnten. Die Beute lag vor der Thüre; man brauchte nur die Hand nach ihr auszuſtrecken. Schon zu der Zeit, da das Weſen der Sklavenfrage noch in dichten Nebeln verhüllt war, hatte John Quincy Adams einen Verſuch gemacht, einen Theil von Texas von Mexico zu erwerben. Seitdem ſtand das Project zwar nicht öffentlich, aber doch im Geheimen bleibend auf der Tagesordnung, nur trat in der Behandlungsweiſe deſſelben das Sklavenhalterintereſſe immer mehr dominirend in den Vordergrund. Da der Stolz Mexico's nicht direct zum Ziele gelangen ließ, ſo ſuchte man es auf indirectem Wege zu erreichen. Politiker und Landſpeculanten wußten die Auswanderung aus den Vereinigten Staaten nach Mexico ſo zu ſtimuliren, daß in wenigen Jahren die Anſiedler zahlreich genug waren, um Texas von dem durch innere Zwiſtigkeiten troſtlos zerrütteten Mexico losreißen zu können. Eine ſo raſche Entwickelung der Dinge hatte man jedoch in Waſhington nicht erwartet. Man gedulbete ſich einige Jahre, und als die Adminiſtration dann endlich am Ziele zu ſein glaubte, konnte ſie im Senate nicht die erforderliche Anzahl von Stimmen für den Annexionsvertrag gewinnen. Formale und materielle Bedenken hatten zuſammen gewirkt,

ihr dieſe nicht ganz unerwartete Niederlage zu bereiten. Nach beiden Richtungen hin ging daher der Süden jetzt rückſichtslos und mit Anſpannung ſeiner ganzen Kraft vor. Van Buren, bis dahin der allgemein anerkannte Candidat der demokratiſchen Partei für die Präſidentſchaft, wurde durch eine dreiſte Intrigue über Bord geworfen, weil er trotz ſeiner „ſüdlichen Principien" in dieſer Frage der Sklavokratie nicht ergeben genug war. Polk wurde Clay, dem Candidaten der Whigs, der gleichfalls wenigſtens gegen ſofortige Annexion war, gegenüber geſtellt. Polk blieb Sieger und damit war die Texas-Frage entſchieden, da die Annexioniſten entſchloſſen waren, die Hinderniſſe, welche ſie nicht beſeitigen konnten, einfach niederzubrechen. Da ſie die Annexion nicht auf verfaſſungsmäßigem Wege durch Vertrag durchſetzen konnten, ſo thaten ſie es auf verfaſſungswidrige Weiſe durch einen ſogenannten vereinigten oder gemeinſamen Beſchluß (joint resolution) der beiden Häuſer des Congreſſes.

Der Sieg war theuer erkauft, wenn auch der Drohung des radicaleren Flügels der nordſtaatlichen Oppoſition, daß die Annexion an und für ſich eine Auflöſung der Union ſei, unmittelbar keine weitere Folge gegeben ward. Schon im Jahre 1840 waren im Staate New-York die erſten Schritte zur Bildung einer neuen Partei geſchehen, deren vornehmſtes Beſtreben ſein ſollte, die weitere Ausdehnung des Sklavereigebietes zu verhindern. Hatte dieſe Partei auch keine große Zukunft, weil ſie ſowohl in ihrem Programme wie auch zum Theil in ihren leitenden Perſönlichkeiten zu innig mit den alten, ſittlich ſtark angefreſſenen Parteien im Zuſammenhange ſtand, ſo war es doch ein Ereigniß von der größten Tragweite, daß der Gedanke einer Parteibildung auf dem Boden der Sklavenfrage Geſtalt gewonnen hatte. Dieſe Poſition, einmal gewonnen, konnte nie wieder verloren werden, und je raſcher, rückſichtsloſer und erfolgreicher der Süden die Sklavereipropaganda betrieb, deſto beſſer und wirkungsvoller mußte auf der entgegengeſetzten Seite die praktiſche Ausführung jenes Gedankens werden. Die Annexion von Texas und ihre Folgen ſind es geweſen, welche die Verwandelung der Freiheits- und Freibodenpartei in die republikaniſche zu einer Nothwendigkeit machten.

Daß die Annexion unmittelbar die bedeutendſten Folgen nach ſich ziehen müſſe, war klar vorausgeſehen worden. Eines der ſchwerwiegendſten Argumente der Oppoſition war es geweſen, daß ſie unfehlbar zum Kriege mit Mexico führen müſſe. Das war richtig, wenn man ſich auch im Norden hinſichtlich des zwingenden Grundes dafür irrte. Mexico, wenn man ihm die Wahl gelaſſen, hätte ſich in ſeiner Ohnmacht aller Wahrſcheinlichkeit nach damit begnügt — wie es Spanien lange Jahre hinſichtlich Mexico's gethan — mit großen Worten ſeine „unveräußerlichen

Rechte" zu vertreten. Allein der Appetit des Südens war durch das Eſſen zur Gier gereizt. Nun er einmal im Zuge war, wollte er auch nicht innehalten, bis die Wellen des Oceans ihm eine Grenze ſetzten. Der Präſident ſchickte eine Armee unter General Taylor bis an die äußerſten Grenzen des Gebietes, das nicht etwa je wirklich zu Texas gehört, ſondern das ſich dieſes als unabhängiger Staat zuvotirt hatte. Die Ausführung dieſes Befehls war den erhaltenen Inſtructionen gemäß der Art, daß die Mexicaner die letzte Spur von Mannheit hätten verloren haben müſſen, wenn ſie ſich auch jetzt noch dem Kampfe hätten entziehen wollen, den man entſchloſſen war, ihnen aufzuzwingen. Mit eherner Stirne zeigte dann der Präſident dem Congreſſe an, daß die Union durch die Initiative (by the act) Mexico's ſich im Kriege mit dieſer Macht befände. Wohl fehlte es im Congreſſe wie außerhalb deſſelben nicht an den ſchärfſten Denunciationen dieſer perfiden Politik, die zu einem ſo ruchloſen Angriffskriege geführt, wie er je von einem gekrönten Despoten unternommen worden. Allein es läuft wider die menſchliche Natur, daß ein lebenskräftiges Volk, wenn es einmal thatſächlich in einen Krieg verſtrickt iſt, ſeine Regierung im Stiche laſſen ſollte, wie entſchieden es auch immer bis zu der vollendeten Thatſache gegen ihre Politik geweſen ſein mag. Dazu wirkten hier noch andere Momente ein, die bei der Majorität der nordſtaatlichen Bevölkerung dem Ingrimm über das weſentlichſte Motiv, das die Adminiſtration geleitet hatte, vollſtändig oder nahezu das Gegengewicht hielten. Die große Maſſe wurde von einer ziemlich vagen Größenſucht umgetrieben, deren Entwickelung in gleichem Verhältniſſe mit dem thatſächlichen Wachſen der Republik fortgeſchritten war; und die Einſichtigeren konnten ſich nicht der Erkenntniß verſchließen, daß, abgeſehen von der Sklavenfrage, die Ausdehnung des Unionsgebietes in der Breite von California bis an den Stillen Ocean allerdings nicht nur der Union ſelbſt von unberechenbarem Vortheile ſein würde, ſondern auch im Intereſſe der geſammten civiliſirten Welt liege. Die Natur und die ganze bisherige Geſchichte der beiden Völker ließ es allerdings unzweifelhaft erſcheinen, daß man auch ohne einen Eroberungskrieg ſchließlich dahin gelangt wäre. Da man nun aber einmal durch das Sklavenhalterintereſſe in einen Krieg geſtürzt worden, war es da nicht, wenn nicht die ſittlichſte, ſo doch die vortheilhafteſte Politik, den Preis zu ergreifen, die Verantwortung dafür auf die Urheber des Krieges zu wälzen und gleichzeitig ſie mit ihrer eigenen Waffe niederzuſchlagen, indem man die neuen Gebiete der Sklaverei verſchloß?

Das war der Inhalt und die Bedeutung des ſogenannten Wilmot Proviſo, um das jetzt noch während des Krieges der Kampf zwiſchen

Norden und Süden mit größerer Heftigkeit denn je zuvor entbrannte. Calhoun, der jenen abortiven Vertrag zur Annexion von Texas geschlossen, hatte das vorhergesehen und bot darum Alles auf, die Erwerbung neuer Territorien zu hintertreiben. „Wir meinen, warnt er am 4. Januar 1848, wir dürften uns Alles ungestraft erlauben, als ob wir unseren Freiheitsbrief „von Gottes Gnaden", vom Himmel selbst hätten..... Es giebt keine Art von Extravaganz, die nach Ansicht unseres Volkes im Geringsten seine Freiheit gefährden wird. Herr, die Stunde naht — der Tag der Vergeltung wird kommen. Er wird so gewiß kommen, als ich jetzt zum Senate rede, und wenn er kommt, so wird die Abrechnung schrecklich, die Verantwortlichkeit irgendwo schwer sein". Nie ist eine Prophezeiung furchtbarer in Erfüllung gegangen. Aber Benton hatte Recht, wenn er entgegnete, daß Calhoun am wenigsten zu einer Klage berechtigt sei: wer Wind säet, wird Sturm ernten. Allein auch Benton ahnte nicht, wie tief die Ursachen lagen, daß die Geister jetzt nicht von denen, die sie gerufen hatten, gebannt werden konnten. Auch bei den Einsichtsvollsten blieb bis tief in den Bürgerkrieg der Wahn bestehen, ja und er ist zum großen Theile auch heute noch nicht geschwunden, daß nur zwischen Norden und Süden ein „ununterdrückbarer Conflict" obwaltete, während in Wahrheit der Süden auch mit sich selbst in einem ebenso ununterdrückbaren Conflicte lag. War eine nationale Verbindung der Sklavokratie mit der radikalen Demokratie des Nordens unmöglich, wie hätten da dieselben beiden heterogenen Existenzformen in den Sklavenstaaten selbst sich organisch zu einem Einheitlichen gestalten sollen. Und doch vermochte sich der Süden noch weniger aus seiner demokratischen Haut herauszuschälen, als er aus eigener Initiative sich der Sklaverei zu entledigen vermochte. Um jenes zu Wege zu bringen, hätte er nicht nur im Stande sein müssen, seine ganze Vergangenheit auszuwischen und die Majorität seiner weißen Bevölkerung rechtlich ebenso, wie sie es bisher thatsächlich gewesen, zu willenlosen Creaturen der 300,000 Sklavenbesitzer zu machen, sondern er hätte in schlechthin jeder Hinsicht aus dem Culturleben des 19. Jahrhunderts ausscheiden müssen. Wenn er aber auch der Sklaverei jede Einwirkung darauf absprach, so fühlte er doch lebhaft, wie er in Allem und Jedem hinter der übrigen Welt zurückblieb. Mehr als zwanzig Jahre wurde von seinen besten Männern unendlich viel über dieses Thema geredet und geschrieben und mancherlei ward versucht, um eine Wendung zum Besseren herbeizuführen. Allein das Wenige, was erreicht ward, diente nur dazu, das Viele, was nicht erreicht wurde und nicht erreicht werden konnte, in desto grelleres Licht zu stellen. Je tiefer der Süden zum Sklaven der Sklaverei herabsank, mit desto fanatischerem Eifer trug er ihr Panier

weiter und weiter, aber deſto mehr zerfiel er auch nicht nur mit dem Norden, ſondern auch mit ſich ſelbſt. Calhoun, dieſer Conſequenteſte der Conſequenten, ſcheute jetzt zurück, weil ihn die Ahnung überſchlich, daß der letzte Schluß aus ſeinen Prämiſſen ein bodenloſer Schlund ſein könne; aber die Jünger ſtürmten über den Meiſter hinweg. Für ſeine Perſon mochte er innehalten; der Logik der Thatſachen zum Trotz den Gang der Ereigniſſe zu hemmen, ging nicht nur über ſeine, ſondern über jede menſchliche Kraft hinaus.

„Die Mühlen Gottes mahlen langſam, aber furchtbar fein", ſagt ein altes engliſches Sprichwort, an das in dieſem Kampfe unzählige Male erinnert wurde. Allein trotzdem erhob im Süden wie im Norden die Mehrzahl ſegnend und betend ihre Hände, als der greiſe Künſtler wieder ſeine Dienſte anbot, der ſchon zweimal ſich und die Welt glauben gemacht, er habe das Korn zwiſchen den beiden Steinen ſo geſchichtet, daß ſie es nicht zerreiben könnten. Henry Clay brachte noch ein Mal ein „Compromiß" zu Stande, das ungeheuerlichſte Machwerk, das je dieſen Namen getragen. Es iſt hier nicht der Ort, die einzelnen Beſtimmungen deſſelben zu erörtern, oder auch nur kurz anzugeben. Es genügt zu ſagen, daß nie mit größerer Verblendung Principien, welche die Lebenspulſe in dem Leben der Völker bilden, als todtes Geſtein behandelt worden ſind, das nach freier Fantaſie zurecht gehauen werden könne. Noch war der Pakt, der zum ſo und ſo vielten Male die Sklavenfrage für immer zum Austrage bringen ſollte, nicht zum wirklichen Abſchluß gebracht, als es bereits über allem Zweifel feſtſtand, daß er auch nicht für einen einzigen Augenblick zu vollſtändiger Geltung gebracht werden könne. Der Pakt war von den Parteien geſchloſſen worden; ein großer Theil des Volkes aber ſprach nicht Ja und Amen dazu. Gleich allen früheren „Compromiſſen" über die Sklavenfrage verdiente auch dieſes nur in ſofern den Namen, als der Süden ſich ſchließlich etwas von ſeinen Forderungen hatte abdingen laſſen. Allein unter den Zugeſtändniſſen, welche die Vertreter des Nordens gemacht, war eine Verpflichtung, deren Einhaltung in vielen Theilen des Landes ſich nur mit offener Gewalt erzwingen ließ. Die Conſtitution machte die Auslieferung flüchtiger Sklaven „auf Verlangen" zur Pflicht. Zur Erfüllung dieſer Verpflichtung hatte die Bundesregierung jetzt ein verſchärftes Geſetz erlaſſen, das jeden Bürger der Vereinigten Staaten zwingen ſollte, auf Verlangen der zuſtändigen Autorität zum Sklavenhäſcher zu werden, und das die Beamten geradezu zu beſtechen ſuchte, jedem unter dem Geſetze erhobenen Anſpruche Folge zu geben. Einige Monate nach der Paſſirung des Geſetzes traute Th. Parker in Boſton ein flüchtiges Sklavenpaar, dem die Häſcher auf der Spur waren. Nach der Ceremonie

gab er dem Manne eine Bibel und darauf ein Schwert, „als Diener Gottes“ (as minister) ihm die heilige Pflicht an das Herz legend, von der Waffe Gebrauch zu machen, so lange sein Arm sie noch schwingen könne, wenn man das im Namen Gottes seinem Schutze anvertraute Weib von seiner Seite reißen und in die Sklaverei schleppen wolle. Das war die Antwort derer auf das ruchlose Gesetz, die nicht zu lernen vermocht, mit ihrer Manneswürde, ihrer Freiheitsliebe und ihrem Gewissen Compromisse zu schließen.

Die Politiker beider Parteien gehörten nicht zu diesen „Fanatikern“. Selbst Daniel Webster, am Rande des Grabes stehend, trat den ganzen Plunder der durch ein langes und ruhmvolles Leben verfochtenen Ueberzeugungen in den Staub, in der eitelen Hoffnung, daß der Süden ihn zum Dank für seinen Judasdienst endlich doch auf den Präsidentenstuhl erheben würde. „Ich bin ein ruinirter und entehrter Mann“, schluchzte er, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß seine Candidatur auf der Nationalconvention der Whigs nur 32 Stimmen erhalten, und darunter auch nicht Eine vom Süden. Und mit ihm ruinirt und entehrt war die ganze Whigpartei, weil sie mit der „heiteren Frische“, die der einem freien Staate angehörende Präsident Fillmore bei der Vollstreckung des Sklaven-Flüchtlingsgesetzes empfohlen hatte, das ganze Compromiß von 1850 hinuntergewürgt. Den Demokraten, von denen nichts Anderes erwartet worden, gehörte jetzt allein das Feld. Aber auf wie lange? Ging sie die Lehre nichts an, welche die Whigs erhalten? Berührte sie nicht die bis zur Evidenz dargethane Thatsache, daß es dennoch nicht gelungen, die Bevölkerung der freien Staaten völlig zu entsittlichen und ganz in dem Jagen nach materiellem Gewinne aufgehen zu machen?

Die Demokraten trugen Sorge, daß auch das Gericht über sie nicht mehr lange hinausgezögert ward. Der persönliche Ehrgeiz bitter verfeindeter Rivalen und das Bewußtsein der nordstaatlichen Führer, die Massen nahezu bis zu dem äußersten möglichen Punkte der Knechtung unter das Sklavenhalterinteresse gebracht zu haben, wirkten zu rascher Zersetzung der Partei zusammen. Hatte man 1850 auf allen Seiten nach Erhaltung der Union geschrieen, so begannen jetzt die Schwachknieigen in ihrer eigenen Mitte nach Erhaltung der Partei zu jammern. Aber in wilder Hatz trieben die „Feuerfresser“ des Südens vorwärts. Sie konnten den Augenblick nicht erwarten, da sie den Norden „wie schlechtes Geld an die Wand genagelt“ hätten und, wie Robert Toombs in Boston selbst zu sagen wagte, „die Sklavenpeitsche um das Freiheitsmonument von Bunker Hill schwingen“ könnten. William Walker machte mit guter Aussicht auf Erfolg einen Flibustierzug nach Nicaragua, um dort die umge-

worfenen und zerſchlagenen Altäre der Sklaverei wieder aufzurichten; drei Geſandte, unter Mitwiſſenſchaft und Autoriſation der Regierung, conſpirirten mit einander, Cuba, ſo oder ſo, in den Beſitz der Union zu bringen; und ein nordſtaatlicher Demokrat warf die über ein Menſchenalter heilig gehaltenen Schranken des Miſſouri-Compromiſſes nieder, um ſeinen ſüdlichen Herren die letzte Chance zu geben, im Herzen der Union ſelbſt mit Gewalt an ſich zu reißen, was ſie auf keine andere Weiſe zu gewinnen vermochten. Das Oberbundesgericht gab ſeinen hohenprieſterlichen Segen dazu in der ſog. Dred Scott „Entſcheidung", die das Sternenbanner, wo immer es über dem Territorialgebiete der Union wehte, in einen Strick verwandelte, um die Arme von Sklaven zu binden. Douglas und Taney, ſie haben ſich ein unſterbliches Verdienſt um die Union erworben. Die Niedertracht des ganz gemeinen Demagogen und die dem höchſten Repräſentanten der Gerechtigkeit zur zweiten Natur gewordene Anbetung des goldenen Kalbes der Sklaverei haben das letzte Siegel gebrochen, welches das Gewiſſen und den geſunden Menſchenverſtand des Nordens im Banne hielt. Das Blut, das um den Boden von Kanſas floß, war das Taufwaſſer der republikaniſchen Partei und der lügengeſättigte Richterſpruch über den Dred Scott Fall gab Revolution als die Parole des nächſten Jahrzehntes aus. Der Sklavokratie war es vorbehalten, in Kanſas die einzige praktiſche Illuſtration der Theorien des Rouſſeau'ſchen Geſellſchaftsvertrages zu liefern und die legitime Frucht der Saat war unbeſchreibliche blutige Anarchie. Dem Norden aber kam das, was er längſt gewußt, erſt durch dieſes Ringen in der Weiſe zum Bewußtſein, daß es in entſchloſſener That Geſtalt gewinnen konnte: im Bürgerkriege auf beſchränktem Gebiete war die Thatſache feſtgeſtellt worden, daß der Norden weitaus der ſtärkere Theil ſei; trotz all' der Hülfe, welche ihm die Adminiſtration gewähren konnte, hatte der Süden das Spiel verloren, und zwar ſo verloren, daß es ihm ſelbſt völlig klar wurde, wie jeder Verſuch, es auf anderem Boden wieder aufzunehmen, völlig eitele Mühe ſein müſſe. Bei den Einen war es darum beſchloſſene Sache, daß die erſte Gelegenheit zum Bruche benutzt werden müſſe, die Anderen ſuchten Rettung bei heroiſchen Mitteln. Die ſchon ſeit Jahren begonnene Agitation für die Wiederaufnahme der Sklaveneinfuhr von Afrika gewann raſchen Boden. Jahr für Jahr kam die Frage in der Handelsconvention der Südſtaaten zur Verhandlung, die Zahl der Befürworter des Projektes wuchs beſtändig und endlich wurden die bezüglichen Anträge im Mai 1859 zu Vicksburg mit großer Majorität angenommen. Das Evangelium von der Sklaverei wurde lauter und lauter gepredigt. Hatte ſchon Calhoun erklärt, die Sklaverei ſei „ein poſitives Gut", ſo jubelte jetzt (1857) G. Fitzhugh von

Virginia in De Bow's Commercial Review, der angesehensten Zeitschrift der Sklavenstaaten: „Der Süden steht jetzt im Begriffe, den Gedanken der Christenheit zu führen und ihr Thun zu leiten, denn die Christenheit sieht und gesteht, daß sie thöricht und selbstmörderisch gehandelt, indem sie die afrikanische Sklaverei abgeschafft, der Süden aber klug und weise, indem er sie behielt". Und ein unter seinen Amtsbrüdern wegen seiner milden Gesinnungen rühmlich bekannter Geistlicher Dr. Armstrong in Norfolk, Virginia, meinte, „Gottes Lösung des Problems, vor dem die weisesten Staatsmänner Europas rathlos stehen", der Kampf zwischen Arbeit und Capital, werde vielleicht die Einführung „christlicher Sklaverei" sein. Und ich könnte noch viele ähnliche Aussprüche anführen. Ich glaube es als eine ganz buchstäblich zu nehmende Behauptung hinstellen zu dürfen, daß Wahnsinn die führenden Geister des Südens zu ergreifen begonnen. Und nicht nur auf ihrer, sondern auch auf der entgegengesetzten Seite hatte der Fanatismus seinen äußersten Höhepunkt erreicht. John Brown, von einer Handvoll treuer Genossen begleitet, begann in Virginia offenen Krieg gegen die Sklaverei. Die himmlischen Heerscharen selber hätten dreingreifen müssen, wenn das Geschick hätte abgewandt werden sollen, das seiner wartete. Aber nicht nur festen Schrittes, sondern das Auge leuchtend in dem tiefen Frieden des kindergläubigen Christen ging er zum Galgen, Süden und Norden aber erschütterte für einen Augenblick die Ahnung, daß das Ende mit Schrecken vor der Thüre sein müsse, weil der Glaube an die Wiederkehr jener Tage erwacht, da die Mauern der Gottlosen vor den Posaunenstößen der Jünger des Herren zusammenbrachen.

Der Tag des Gerichtes, des Gerichtes über Norden und Süden gleichermaßen, war angebrochen. Allein weder hier noch dort wollte man es wahr haben. Wie oft hatte man sich mit pharisäischer Selbstgefälligkeit gerühmt, dieses Volk sei vor allen anderen das auserwählte der Vorsehung, und immer noch hatte ja der Erfolg die dreiste Selbstanbetung gerechtfertigt. Im Norden erklärte man die Secessionsdrohungen des Südens für einen Knecht Ruprecht, kaum furchtbar genug, „die hysterischen Jungfräulein einer Mädchenpension zu schrecken", und der Süden lachte über die alberne Frage, ob der Norden nicht am Ende doch zur Gewalt greifen werde. Nur der Bell-Everett-Partei, den Weisen, denen der Compromißfanatismus die Denkkraft völlig ausgedörrt, schlotterten die Kniee, während sie jammernd flehten, für die Erhaltung der Union und des Bestehenden zu stimmen. Die nördlichen Politiker der niederen Rangklassen waren in den letzten Jahren geschäftiger denn je gewesen, das Volk zu bestehlen, und die südlichen Machthaber im Cabinet hatten ihre Zeit damit hingebracht, was immer die Union an Kriegsmaterial besaß,

zu entfernen oder in die Gewalt des Südens zu bringen. Auf dem Präſidentenſtuhle aber ſaß das Jammerbild eines Greiſes, den ſeine ölige Zunge und ſein ſtillglühender Ehrgeiz ſchon in den Jugendjahren entmannt.

Der Wahltag kam, die tiefe Zerklüftung der Parteien ließ den Namen Lincoln's, des Candidaten der republikaniſchen Minderheit des Volkes, aus der Wahlurne hervorgehen und South Carolina antwortete mit der Seceſſionserklärung. Es wäre wider die Natur der Dinge geweſen, wenn in dieſem kritiſchen Augenblicke der entſittlichende Einfluß, den die Despotie der Sklaverei auf das geſammte Volk ausgeübt hatte, nicht im höchſten Grade zur Geltung gekommen wäre. Mit fieberhaftem Eifer wurde die Rettung der Union betrieben. Das große Geldintereſſe der freien Staaten, das allerdings im höchſten Maße engagirt war, küßte noch einmal den Staub, um den furchtbaren Schlag abzuwenden; im Congreſſe wurde die durch lange Uebung gewonnene Virtuoſität im Brauen von Compromiſſen zur äußerſten Leiſtungsfähigkeit angeſpannt; und neben ihm tagte in Waſhington ein beſonderer Friedenscongreß, um ein Mittelchen zu finden, mit dem ſich doch noch die Theile der auseinandergeborſtenen Union wieder zuſammenkitten ließen. Dem Kern der Parteien auf beiden Seiten war es zu danken, daß nirgendwo der trügeriſche und verderbliche Schein eines Erfolges errungen werden konnte. Die Radicalen des Südens hatten begriffen, daß, was man ihnen auch immer auf dem Papiere bewilligen mochte, das Schickſal der Sklaverei in der Union beſiegelt ſei; und die Beſten der Republikaner blieben unerſchütterlich bei ihrem Satze: keinen Zoll gewichen, um von dem Süden zu erkaufen, daß er für eine weitere kurze Stunde in Gnaden die Anerkennung der Geſetzesherrſchaft gewährt. Nachdem ein einziger Faden des künſtlichen Gewebes, das zwei verſchiedene Weltalter zu einer unförmlichen Maſſe verbunden, wirklich einmal durchſchnitten worden, platzten ſie mit ihrer ganzen Wucht aufeinander. Aber das Verſtändniß, daß es ein ſolches Ringen zweier Weltalter auf Leben und Tod ſei, war noch lange nicht, weder hüben noch drüben, gekommen. Die Beſchießung des Fort Sumter veränderte das Bild im Norden wie mit einem Zauberſchlage. Einmüthig ſtand er jetzt zuſammen, um die Union nicht mehr mit Worten und feiger entehrender Nachgiebigkeit, ſondern durch Thaten zu retten, aber Seward meinte, in ſechzig Tagen werde die Arbeit gethan ſein. Erſt die ſchmachvolle Niederlage bei Bull Run begann dem Norden die Augen darüber zu öffnen, was für einen Krieg es durchzuführen gelte. Allein ſo unerwartet und ſchwer der Schlag geweſen, er betäubte doch nicht, ſondern er weckte die ſittliche Energie. Jetzt zeigte es ſich, welche unverwüſtliche Kraft in dieſem Volke lebt und wie groß und edel es doch in ſeinem innerſten Kerne iſt.

Europäiſche Officiere, hat es oft geheißen, urtheilten ſehr geringſchätzig über die Leiſtungen der amerikaniſchen Feldherren und Truppen. Ich glaube, ihr Urtheil lautet in der Regel weit weniger abſprechend, als man es hat hinſtellen wollen. Sollte ich mich darin irren, ſo würde ich die Erklärung für dieſe offenbare und große Unbilligkeit darin finden, daß der ungeheure Unterſchied in dem geſammten Charakter dieſes Krieges mit dem eines jeden Krieges, der heute in Europa geführt werden könnte, entfernt nicht in genügendem Maße in Anſchlag gebracht wird. Aber wie dem auch ſein mag, der Ruhm des Volkes hängt nur in einem geradezu verſchwindend kleinen Theile von der Entſcheidung dieſer Frage ab. Das iſt das Große, das in der Geſchichte ganz einzig Daſtehende, daß ein Volk, das noch nicht eine Nation iſt, ſondern zu einem erheblichen Bruchtheile aus einem bunten Gemengſel von Völkerelementen beſteht, — das ſeit nahezu zwei Menſchenaltern keinen nennenswerthen Feind zu beſtehen gehabt, — das weder eine Armee noch Kriegsmaterial irgend welcher Art hatte, — das in allen ſeinen Schichten mit völliger Hingabe einem Erwerbsleben von aufreibender Intenſität und unvergleichlichem Erfolge gelebt, — deſſen adminiſtrativer Regierungsapparat von einer unglaublichen Primitivität war, — das ſeit über einem Menſchenalter die Leitung des Staates mehr und mehr in die Hände untergeordneter Gewerbspolitiker und ganz gemeiner Demagogen hatte fallen laſſen, — und das ſeit Jahrzehnten in ſeinem geſammten Fühlen und Denken die langſame aber furchtbar ſichere Wirkung des Giftes der Sklaverei erfahren, daß ein ſolches Volk ſich zu einem vierjährigen Bürgerkriege aufraffen konnte, der dem Staate eine Schuld von 3,000,000,000 Dolls. aufbürdete und 300,000 ſeiner Söhne das Leben oder die Geſundheit koſtete. Es lagen die Verhältniſſe hier weſentlich anders als für den Süden, wo die unbedingt maßgebende Ariſtokratie Alles einſetzte, weil für ſie Alles auf dem Spiele ſtand. Es ſoll jedoch nicht verkannt und verſchwiegen werden, daß es auch in der Energie des Widerſtandes, die der Süden entfaltete, keineswegs an ſittlichen Momenten fehlte, obwohl ihn die unſittlichſte Sache in den Krieg getrieben. Gerade darin iſt ja die weſentlichſte Bürgſchaft dafür gegeben, daß auch in ihm in nicht allzulanger Zeit die materiellen und die moraliſchen Wunden verharſchen und endlich heilen werden, welche ihm die Sklaverei und der Bürgerkrieg geſchlagen.

Kein Opfer war einem großen Theil des Nordens ſo ſchwer angekommen, als die Unterwerfung unter die Nothwendigkeit, der Sklaverei als der einzigen wahren Urſache des Bruderzwiſtes ein Ende gemacht zu ſehen. Obgleich die Republikaner ſie längſt als ſolche erkannt, blieben ſie doch lange in der Illuſion befangen, daß der Krieg ſiegreich durchgefochten

werden könne, ohne dieſe ſeine Quelle abzugraben. Das Repräſentantenhaus erklärte im Beginne des Krieges mit allen gegen zwei Stimmen, daß er lediglich zur Wiederherſtellung der Union auf den alten Baſen geführt werden ſolle, ein Beſchluß der wie ein Bleigewicht an allen Operationen hing. Nur ſehr allmählich wich der in Fleiſch und Blut übergegangene Doctrinarismus den blutigen Lehren der praktiſchen Erfahrung. Auch der größere Theil Derjenigen, die nicht nur die Abſchaffung der Sklaverei wünſchten, ſondern überzeugt waren, daß ſie die Frucht des Krieges ſein werde, wollten nicht Hand an das Werk legen. Sie ſtritten für die Geſetzesherrſchaft und meinten daher, ſich ſelbſt den Boden unter den Füßen fortzuziehen, wenn ſie an dieſe Inſtitution rührten, die von der Verfaſſung ganz der Discretion der Staaten überlaſſen war. Sie begriffen weder, daß der Natur der Sache nach ein Bürgerkrieg immer jenſeit der Grenzen einer Verfaſſung liegen muß, noch wie allumfaſſend der Satz iſt, daß über allem Geſetz und über jeder Verfaſſung das Recht und die Pflicht ſtehen, die Exiſtenz des Staates zu erhalten. Das Geld iſt nicht zu zählen und das Blut nicht zu meſſen, das in Folge dieſes Verkennens der wahren Sachlage geopfert worden iſt; aber auf der anderen Seite liegt etwas Großartiges darin, ein Volk unter ſolchen Umſtänden ſo zäh an dem feſthalten zu ſehen, was es als Geſetz anſieht.

Der übermächtige Druck der Verhältniſſe zwang nicht nur den Congreß und die Adminiſtration, ſondern auch die Maſſe des Volkes tiefer und tiefer in die Emancipationspolitik hinein. Damit war aber keineswegs das ſtarre Steifen auf den todten Geſetzesbuchſtaben im Gegenſatze zu ſeinem offenbaren Geiſte und zu den gebieteriſchen Forderungen des geſunden Menſchenverſtandes überhaupt überwunden. Hatte man durch die Erfolgloſigkeit aller Anſtrengungen bis auf einen gewiſſen Grad den Satz inter arma silent leges verſtehen gelernt, ſo meinte die demokratiſche Partei doch, daß in dem Augenblicke, da das Schwert in die Scheide geſteckt wurde, an und für ſich der Rechtszuſtand vor dem Kriege ohne jede Qualification — natürlich abgeſehen von der Sklaverei — hergeſtellt ſei. Einer ſo beiſpielloſen Abſurdität, einen ſolchen vierjährigen Bürgerkrieg einfach als nicht dageweſen zu betrachten, konnte ſich die herrſchende Partei ſelbſtredend nicht ſchuldig machen; aber auch ſie war weit davon entfernt, einfach mit den Thatſachen zu rechnen und eine Politik zu verfolgen, die lediglich darauf abzielte, möglichſt bald mit Sicherheit die Rebellenſtaaten wieder als gleichberechtigte Glieder der Union einreihen zu können. Auch ſie verkannte, daß die Conföderirten Staaten ſich durch die Rebellion völlig außerhalb des Rechtes geſetzt hatten und die Frage daher nicht lauten konnte: Was iſt das Recht? ſondern nur: Was ſoll das Recht ſein? —

Schon vor Beendigung des Krieges hatte es ſich deutlich gezeigt, daß dieſer Irrthum nicht nur zu einem Conflicte zwiſchen dem Präſidenten und der Mehrheit des Congreſſes, ſondern auch zu den verhängnißvollſten Widerſprüchen in der geſammten Reconſtructionspolitik der republikaniſchen Partei führen müſſe.

Die Ermordung Lincoln's drängte für einen Moment dieſe Frage, die auf Jahre hinaus der Angelpunkt der ganzen Politik werden ſollte, in den Hintergrund. Dieſes tragiſche Ende des Präſidenten in dem Augenblicke vollſtändigen Triumphes iſt meiner Anſicht nach für die Entwickelung der allgemeinen Verhältniſſe von ungleich viel geringerer Bedeutung geweſen, als man oft annimmt. Was Lincoln ſelbſt betrifft, ſo konnte ihm das Geſchick kein beſſeres Loos bereiten, wenn es ſich von dem Intereſſe ſeines Nachruhmes beſtimmen ließ; und dem Volke war die glänzendſte Gelegenheit geboten, ſeinen Hochſinn zu zeigen und einen neuen Beweis für das feſte Gefüge ſeiner republicaniſchen Inſtitutionen zu liefern. Daß nach dieſer Kataſtrophe, von den unmittelbar am Morde Betheiligten abgeſehen, auch nicht ein einziger von den großen politiſchen Verbrechern der Rebellion den Tod durch Henkershand hat erleiden müſſen, iſt ein Zweig in dem Ruhmeskranze des Volkes, deſſen ſich keine andere Nation rühmen kann. Und die politiſchen Phariſäer Europas, die in dem politiſchen Leben der Union faſt nur Thorheit und Unflath zu ſehen vermögen, ſollten doch nicht vergeſſen, daß unmittelbar nach der Beendigung eines vierjährigen Bürgerkrieges das Haupt des Staates ermordet werden konnte und das geſammte ſtaatliche Getriebe dennoch fortging, als wäre nichts geſchehen.

Die radicale Fraction der Republikaner hatte gemeint, ſie werde in der Reconſtructionspolitik mit dem nunmehr auf den Präſidentenſtuhl geſtiegenen Vice-Präſidenten beſſer fahren, als mit dem bis zur Aengſtlichkeit vorſichtigen Lincoln. Johnſon zerſtreute dieſen Wahn bald und gründlich genug. Wie wenig es auch während des Krieges zu Tage getreten war, es ging ihm doch in hohem Grade nach, daß er ſein Leben in einem Sklavenſtaate gelebt. Und drängte ihn dieſes in ſeiner Auffaſſung der Reconſtructionsfrage nach der demokratiſchen Seite hin, ſo gaben ſeine rückſichtsloſe Herrſchſucht und ſein brutaler Charakter dem Conflicte mit der radicalen Majorität des Congreſſes bald ein ebenſo gefährliches wie widriges Gepräge. Der Congreß that jedoch gleichfalls in vollem Maaße das Seinige dazu. Der Krieg hatte doch gar ſehr daran gewöhnt, jeden Widerſtand über das Knie zu brechen. Zum heimlichen Rebellen konnte man Andrew Johnſon nicht wohl ſtempeln, aber der Pferdefuß eines heimlichen Knechtes der einſtigen Sklavokratie ließ ſich ihm ſchon anreden.

Das war bei der Stimmung des Volkes vollkommen genügend, um gegen ihn rücksichtsloser vorzugehen, als gegen den gefangenen Ex-Präsidenten der Conföderation. Nicht leicht wird Andrew Johnson, wenn einst Parteileidenschaften und Parteiinteressen völlig unbetheiligt an der Frage sind, einen Vertheidiger oder gar Lobredner finden. Aber es ist meine auf einem eingehenden verfassungsrechtlichen Studium ruhende feste Ueberzeugung, daß es nur durch die bis zur äußersten Heftigkeit aufgeregte Parteileidenschaft zu erklären ist, wie eine sehr große Majorität des Senates ihn in dem Impeachment-Proceße schuldig sprechen konnte. Das Volk kann den wenigen Republikanern nie Dank genug wissen, deren verneinendes Votum das Schuldig nicht die verfassungsmäßige Majorität von zwei Dritteln erhalten ließ. Den Rebellenstaaten gegenüber, für die es erst ein Recht zu schaffen galt, hatte man sich die Wege einer vernünftigen Realpolitik durch das Phantom eines bestehenden Rechtes vertreten lassen, und die Factoren der Bundesregierung, hinsichtlich deren das Verfassungsrecht in voller Kraft stand, taumelten in wildem Ringen um schrankenlose Gewalt übereinander. Allein der staatliche Bau erwies sich fest genug, auch diese — wahrlich nicht die leichteste — Krisis zu überstehen. Der Congreß und der mit ihm gehende Kriegsminister Stanton hatten das Spiel verloren. Johnson aber hatte sich politisch todt gemacht. Die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt hatten sich gegenseitig in Schach gesetzt und ohne weitere Gefährdung des Staates wartete das Volk zu, bis zu der verfassungsmäßigen Zeit und in der verfassungsmäßigen Weise ein Wechsel in der Präsidentschaft eintrat und die Regierungsfactoren wieder harmonisch zusammenarbeiten konnten.

Die Südstaaten hatten den schwersten Schaden davongetragen. Ihre Verhältnisse forderten eine Leitung mit eiserner Hand im Sammethandschuh, und statt dessen waren sie in tollem Wirbel ohne jeden festen leitenden Grundsatz von den streitenden Gewalten hin und hergeschleudert worden. Heute wurde proclamirt, daß an die Stelle des Säbels wiederum ein geordneter Rechtszustand gesetzt sei, und morgen schon ward der Säbel wiederum hervorgeholt, weil das Recht die Maschinerie nicht so arbeiten machen wollte, wie die Bundesregierung es verlangte. Die schließliche Frucht der Thorheit, nach einem bestehenden Rechte zu suchen, wo es keines geben konnte, war das heilloseste Willkürregiment, in dem Nichts weniger geachtet wurde, als das neue Recht, das man mit beispiellos leichten Herzen und noch viel leichteren Köpfen von Tag zu Tag fabricirte. Und das in einem unermeßlichen, von Millionen bewohnten Gebiete, in dem buchstäblich Alles von Oberst zu Unterst gekehrt war. Der Süden war das Theater des Krieges gewesen und hier, wo derselbe in dem durch

die Sklaverei groß gezogenen gewaltthätigen Sinne der bildungslosen Massen den fruchtbarsten Boden fand, hatte er daher auch seinen verwildernden Einfluß in zehnfachem Grade geltend gemacht; den Süden erfüllte die Bitterkeit, die den in einem solchen Strauße Unterlegenen stets erfüllen wird, und sie war um so stechender, als er völlig schutzlos und ohnmächtig in die Hände derer gegeben war, die er so lange beherrscht und gerade deswegen verachtet hatte; — der Süden war nicht nur wirthschaftlich ruinirt, sondern sein ganzes wirthschaftliches System war umgestürzt; — der Süden war nicht nur politisch rechtlos, oder richtiger gesagt, ohne politische Existenz, sondern auch der sociale Bau war in seine Elemente auseinander gebrochen, und diese Elemente gehörten zwei verschiedenen Völkerrassen an. Das waren Verhältnisse, die auch dem genialsten Staatsmanne in den wesentlichsten Grundfragen nur eine Wahl zwischen großen Uebeln ließen. Die beiden Lebensprinzipien der Union sind die Selbstregierung und die Gleichberechtigung der Staaten. Nicht nur um des Südens, sondern um der gesammten Union willen mußte daher den Rebellenstaaten sowohl die Selbstregierung wie die Gleichberechtigung möglichst bald zurückgegeben werden. Schlechthin widersinnig und selbstmörderisch aber wäre es gewesen, die Macht in die Hände derer zu legen, die nur aufgehört hatten, Rebellen zu sein, weil sie weder Brod im Sack noch Pulver und Blei in der Patrontasche hatten. Es mußte nicht nur zeitweilig die politische Berechtigung völlig denen entzogen werden, die thatsächlich bisher allein die Politik der Staaten bestimmt hatten und die am besten oder gar allein dazu befähigt waren, sondern es mußte außerdem der Masse der Rebellen, d. h. der Weißen, ein Gegengewicht gegeben werden. Mit anderen Worten, es mußte vier Millionen Sklaven einer im Ganzen sehr wenig intelligenten Rasse, die bisher schlechthin rechtlos gewesen und von von denen jede Bildung durch scharfe Strafgesetze ferngehalten worden, die politische Vollberechtigung einer radicalen Demokratie gegeben werden. Ist es da nicht eine über alle Grenzen des Erlaubten hinausgehende Thorheit, wenn man sich darüber wundern will, daß jetzt nach zehn Jahren die Zustände in den ehemaligen Sklavenstaaten keinen Vergleich mit den Zuständen in Kent oder der Provinz Brandenburg aushalten!

Der Schwierigkeiten, welche sich einer glücklichen Lösung des Reconstructionsproblems entgegenstellten, waren jedoch noch viel mehr. Auch im Norden waren die demoralisirenden Einwirkungen des Bürgerkrieges den reinigenden zur Seite gegangen. Man hatte sich daran gewöhnt, Alles nur unter dem Gesichtspunkte einer „Hauptfrage" zu sehen und zu beurtheilen. Das Geschäft patriotischer Demagogen, deren Capital in

Rührigkeit, ſtarken Lungen und gedankenloſem Radicalismus beſtand, nahm daher einen mächtigen Aufſchwung. Die Gewohnheit, allzuleicht fünf gerade ſein zu laſſen, wurde von dem geſammten Volke aus dem Kriege in den Frieden mit hinübergenommen, und die Reconſtructionsfrage gab jenen Patrioten überreiche Gelegenheit, dieſes falſche Gold in Scheidemünze für ihre Taſchen auszuprägen. Dazu kam die ſchon von der vorhergehenden Generation ererbte Gewohnheit, die Politik handwerksmäßigen Betreibern derſelben zu überlaſſen. Die tiefe Abſpannung, die der äußerſten Anſpannung aller materiellen, geiſtigen und ſittlichen Kräfte folgte, ließ jetzt das Volk mit doppelter Schwere in jene alte Gewohnheit zurückſinken. Dem politiſchen Geſindel war die Bahn frei gelaſſen. Der ſchlimmſte Theil ging in den Süden, wo die in „ſouveräne" Bürger verwandelten Sklaven auch dem untergeordnetſten demagogiſchen Talente eine raſche und glänzende Laufbahn ſicherten; aber es blieben auch im Norden patriotiſche Zuchthauscandidaten genug zurück, um es den Ehrenmännern von wirklich ſtaatsmänniſcher Begabung zu einer ſaueren Aufgabe zu machen, ſich der Politik hinzugeben, und um die alte Kluft zwiſchen den politiſchen Machern und der Geſellſchaft ſchärfer denn je zu Tage treten zu laſſen und tiefer zu reißen.

Es wäre nicht leicht, die Miſère, die heute in dem offiziellen politiſchen Leben der Vereinigten Staaten herrſcht, mit zu grellen Farben zu malen. Allein man muß ſeine Beobachtungen ſehr auf die Oberfläche beſchränken, um zu verkennen, daß ſchon ſeit Jahren ein ſtetig in der Breite wie in der Tiefe wachſender Strom der Reaktion zum Beſſeren eingeſetzt hat. Da er noch nicht die Oberhand gewonnen hat, ſo liegt es in der Natur der Dinge, daß bis jetzt in dem Kampfe mit ihm, die trüben Oberwaſſer nur um ſo ſchmutziger geworden ſind. Man hüte ſich aber auch wohl zu erwarten, daß hierin bald ein radicaler Wechſel erfolgen wird. Wir laſſen uns allzuleicht verführen, mit erklärlicher Ungeduld in der Zeitgeſchichte an die Entwickelung des Völkerlebens den kurzen Maßſtab unſeres individuellen Lebens zu legen. Wer in dieſer Hinſicht nicht unbillig gegen die Vereinigten Staaten ſein will, der muß aber auch nicht nur die Urſachen im Auge behalten, aus denen entſprungen iſt, was ihr politiſches Leben verunziert und gefährdet, ſondern er darf auch vor allen Dingen nicht vergeſſen, daß ſie im Ganzen bisher in ihrer nationalen Politik zwar große Aufgaben, aber doch nur Aufgaben eines verhältnißmäßig primitiven Charakters zu löſen gehabt haben. Erſt jetzt iſt die Aufgabe der vernünftigen und ſtaatsweiſen Ausführung ihres Rieſenbaues in ſeinen Einzelheiten an ſie herangetreten. Kein vernünftiger Menſch wird mit ihnen rechten wollen, wenn ſie es darin nicht von heute auf morgen ſo weit

bringen können wie die europäiſchen Staaten, deren Geſchichte anderthalb Jahrtauſende oder darüber zählt. Wahrlich nicht leicht ſind die Aufgaben, die ihrer warten und zum Theil dringend eine baldige und gründliche Löſung erheiſchen, aber die Energie, welche das Volk in den erſten hundert Jahren ſeiner ſtaatlichen Exiſtenz nicht nur in ſeinem materiellen, ſondern auch in ſeinem geiſtigen und ſittlichen Leben bewährt hat, die rechtfertigt es, mit Vertrauen der Zukunft entgegenzuſehen. Vollauf hat es verdient, daß ihm am Tage ſeiner Jubelfeier von allen Völkern der alten Welt aus warmem Herzen ein aufrichtiges Glück auf! zugerufen werde.

London, den 28. April 1876.

H. v. Holſt.

Whigs und Tories.

Von

H. Delbrück.

I.

Um die große Revolution in England und den Parteigegenſatz, welcher in ihr zum Ausbruch kam, zu verſtehen, iſt es durchaus nothwendig, ſich jeder Parallele mit der äußerlich ſo ähnlich verlaufenden franzöſiſchen Revolution von 1789 zu enthalten. Die gleiche Aufeinanderfolge von Reform, Revolution, Militärdictatur, Reſtauration und abermaliger Empörung iſt zwar ſo beſtechend, daß man bei der nächſtfolgenden, wiederum correſpondirenden Erſcheinung, der Berufung eines verwandten Geſchlechts auf den erledigten Thron, in dem Vergleich mit der Entwicklung Englands ſchon ſelbſt einen zu dieſem Reſultat in Frankreich mitwirkenden Factor erblicken darf. Es iſt kein Zweifel, daß der Hinblick auf die Feſtigkeit der hannoverſchen Dynaſtie in England König Louis Philipp und ſeine Anhänger nicht am wenigſten in dem Glauben an die ihnen beſtimmte Aufgabe in Frankreich beſtärkte. Dennoch, oder vielmehr grade wie dieſer Gedanke politiſch Bankerott gemacht hat, ſo iſt er auch hiſtoriſch als gefährlich und verwirrend für das objective Verſtändniß, ſo fern wie möglich zu halten.

Die engliſche und die franzöſiſche Revolution ſind zwei elementar verſchiedene Erſcheinungen. Die wahre Parallele zu der letzteren, ſo fern ſie uns heute liegt, iſt durch den ſcharfen, klaren, von keiner Parteivoreingenommenheit getrübten Blick Rankes erkannt und in ſeiner Engliſchen Geſchichte mit ſicherer Hand hingezeichnet worden. Nicht die radicale Umwälzung des Jahrhunderts Rouſſeau's und Voltaire's, ſondern die ſtändiſchen Auflehnungen, die faſt gleichzeitig mit der engliſchen Revolution die Länder des Continents erſchütterten, ſind innerlich verwandt mit den Bewegungen des Inſelreichs. Der Ausgang war verſchieden und die

Kämpfer waren verschieden: aber die rechtlichen und politischen Principien, welche sich hier wie dort feindlich gegenüberstanden, waren auf beiden Seiten dieselben. Wenn Richelieu und Mazarin im Namen der Monarchie die Frondeurs bekämpften, wenn der Große Kurfürst die Preußischen Stände mit Gewalt bändigte und den Obersten Kalkstein hinrichten ließ, so beriefen sie sich nicht anders als das Haus Stuart auf die natürliche Souveränetät des Fürstenthums, welche das bestehende Recht verändern und aufheben könne. Das Parlament in England aber, wie die continentalen Stände hielten solcher neuen und verwerflichen philosophischen Doctrin ihre beschworenen, von den Vätern ererbten Privilegien entgegen und vertheidigten dieselben endlich mit dem Schwert in der Hand.

Ueber dieser Analogie ist aber der unendliche Unterschied zwischen den Bestrebungen der beiderseitigen Oppositionsparteien nicht zu vergessen. Ein Unterschied, der, wie man es vom Standpunkt des historischen Fortschrittes bezeichnen könnte, die innere, sittliche Berechtigung und den endlichen Sieg auf dem Continent diesem, in Großbritannien jenem Principe verlieh und noch heute unsere verschieden vertheilte Sympathie zu bestimmen geeignet ist.

Um den Abstand zwischen den particularistischen, impotenten, junkerhaften Tendenzen der continentalen Stände und der nationalen, groß angelegten Politik des englischen Parlaments ermessen und demnächst auch die Natur und Genesis des Gegensatzes im englischen Parteiwesen erklären zu können, ist es nothwendig, auf die sogenannte englische Selbstverwaltung und ihren Zusammenhang mit den beiden Häusern des Parlaments zurückzugehen. Gneist's umfassende und tiefgehende Forschungen ermöglichen es uns, im Unterschied von deutschen Gewohnheiten und Zuständen uns die englischen Verhältnisse zur vollkommensten Anschaulichkeit zu bringen. Es ist darüber aber eine vorläufige Bemerkung zu machen. Als die Blüthepeiode des englischen Parlamentarismus ist nicht das laufende, sondern das achtzehnte Jahrhundert anzusehen. Hier liegen seine größten Erfolge und sind seine Principien in der unbestrittensten Herrschaft. Seitdem hat die Zeit und die Reformgesetzgebung den alten Bau an so vielen Stellen zerbröckelt und nach modernen Ideen ergänzt, daß er einer alten Ritterburg ähnelt, hinter deren klafterdicken Mauern und spitzen Fensterbogen man eine moderne Wohnung mit Fauteuils und Tapeten, Gas- und Wasserleitung im höchsten Maße comfortable eingerichtet hat. Da es uns hier nicht darauf ankommen kann, eine staatsrechtliche Uebersicht über die bestehenden Institutionen irgend einer bestimmten Zeit zu geben, so werden wir überhaupt nur suchen nach den hervorstechendsten Merkmalen ohne Rücksicht, ob sie im Gesetz oder den thatsächlichen Gestaltungen ihren

Grund haben, den idealen Begriff der altengliſchen Selbſtverwaltung möglichſt zu veranſchaulichen. Es dürfte uns erlaubt ſein zu dieſem Zweck ſelbſt Erſcheinungen zuſammenzufaſſen, die nicht gleichzeitig, ſondern nacheinander hervorgetreten ſind: im Weſentlichen werden wir uns aber an das achtzehnte Jahrhundert halten.

Sehen wir zunächſt, was danach einer engliſchen Grafſchaft, die einer Zuſammenfaſſung mehrerer von unſeren Kreiſen entſpricht, an öffentlichen Anſtalten, wie ſie für uns maßgebend ſind, fehlt. Streng genommen nicht weniger, als Alles. Wir finden keinen Landrath, keinen Gens'darmen, keine Regiernng, kein Kreisgericht, keinen Staatsanwalt, keine Garniſon. Wir finden überhaupt keinen Beamten, wie wir ihn uns vorſtellen, einen Fachmann, der beſoldet iſt, beaufſichtigt, befördert, verſetzt, belohnt oder beſtraft, der ſeine Pflicht darin ſieht, jeden ihm von ſeinem Vorgeſetzten gewordenen Befehl auf's pünktlichſte zu befolgen und im Sinn und nach den von oben kundgegebenen Intentionen Land und Leute zu regieren. Die Gewaltigen des Landes ſind in England zunächſt die Friedensrichter. Eine Anzahl wohlhabender und angeſehener Männer, meiſtens Rittergutsbeſitzer nach unſerem Begriff, ſind von der Regierung ernannt, und führen und beaufſichtigen die Verwaltung und Polizei der Grafſchaft mit außerordentlich weitgeſteckten Befugniſſen. Alle unſere hergebrachten Begriffe von der in England vorhandenen perſönlichen Freiheit drohen zu zergehen, wenn man ſich die Möglichkeit ausmalt, daß unſeren Landedelleuten und zwar jedem Einzelnen über die ganze Grafſchaft eine ſo discretionäre Strafgewalt übertragen würde, wie ſie der engliche Friedensrichter ausübt. Und dieſelben Männer handhaben oder beaufſichtigen die geſammte Verwaltung, Armen-, Schul-, Wegebauangelegenheiten, Steuerumlegung. Aermere Bürger verſehen auf ihre Anordnungen die Reihe um oder nach ähnlichem Arrangement den Conſtabledienſt. Die Civilgerichtsbarkeit, ſo weit ſie ſich nicht in den Begriff der Polizei einordnen läßt, exiſtirt in den Grafſchaften überhaupt nicht. Um Proceſſe zu führen muß man ſich an eins der drei hauptſtädtiſchen Gerichte oder den Lordkanzler (Juſtizminiſter) wenden; ein Zuſtand, der lebhaft an das ehemalige Reichs-Kammergericht erinnert. Die höhere Criminalgerichtsbarkeit beſorgt ein reiſender gelehrter Richter der Hauptſtadt mit Hülfe von Geſchworenen. Zu dieſem Dienſt iſt nach einem beſtimmten Cenſus jeder ſicher ſituirte Staatsbürger verpflichtet. Der Sheriff, einer der wohlhabendſten Grundbeſitzer der Grafſchaft, führt die Liſten zu dieſem Behuf und iſt überhaupt die höchſte Civilbehörde der Grafſchaft. Dem Geſetz unter allen Umſtänden Gehorſam zu verſchaffen, Auflehnungen gegen die Obrigkeit, deren die bürgerliche Polizei nicht Herr werden kann, Arbeiterunruhen, Zuſam-

menrottungen, endlich auch politiſchen Aufſtänden mit Gewalt entgegentreten zu können, iſt die Beſtimmung der Miliz. Sie wird verwaltet und befehligt von einem beſonders vornehmen Grundherrn, dem Lordlieutenant, einer Anzahl anderer Edelleute als Deputy-Lieutenants und Officiere und die Mannſchaft dazu wird ebenfalls von den wohlhabenden Einwohnern der Grafſchaft geſtellt. Alle Functionäre dieſer Verwaltung ſind direct oder indirect von der Centralregierung, meiſtens auf Lebenszeit ernannt. Das Princip des preußiſchen Syſtems der Selbſtverwaltung iſt die Unterſtützung berufsmäßig ausgebildeter Beamter durch gewählte Laien. Die alt-engliſche Selbſtverwaltung hat Keins von Beiden, weder berufsmäßige Beamte noch Volkswahl. Die allgemeine Einführung vom Volke gewählter Beamter iſt in England mit einigen Ausnahmen, hauptſächlich mit Ausnahme der City von London viel jüngeren Datums als in Preußen.

Die ſpecifiſch-politiſche Energie des Syſtems der Selbſtverwaltung iſt leicht zu erkennen. Die Summe der obrigkeitlichen Gewalt, die den Einzelnen zwingt im Namen des Rechts, iſt in die Hand der Beſitzenden, namentlich des größeren Grundbeſitzes gelegt. Der Mittelſtand iſt durch die Ausübung des Geſchwornenamts ſowohl ſelbſt von Einfluß als auch namentlich gegen Uebergriffe anderer Gewalten hinreichend geſchützt. Uebrigens iſt er überhaupt durch keine ſichtbare oder unüberſteigliche Scheidewand von den höheren Klaſſen getrennt. Die Land-Gentry bildet kein erbliches Junkerthum, das aus eigenem Rechte ſeinen Hinterſaſſen geböte, ſondern alle Gewalt beruht auf perſönlicher Ernennung durch die Regierung. Wer ſich die nöthigen Eigenſchaften aus eigener Kraft erwirbt, tritt ohne Weiteres von Stufe zu Stufe in die höhere, regierende Klaſſe ein. Familien, die wirthſchaftlich heruntergekommen und nicht mehr fähig ſind ihre geſellſchaftliche Stellung zu behaupten, ſinken, mit Ausnahme der Lords nicht künſtlich geſchützt durch ein äußerliches Adelsprädicat, ebenſo unmerklich zu der großen Maſſe herab. Die ganze Geſellſchaftsklaſſe, aus der die Functionäre der Selbſtverwaltung entnommen werden, bildet alſo einen, verſchiedentlich abgeſtuften, herrſchenden Stand im Staate. Die Vertretung dieſes Standes iſt das Parlament.

Das Parlament iſt keine Volksvertretung im modernen Sinne. Das Parlament iſt nicht ein Ausdruck der öffentlichen Meinung, es iſt nicht eine Vertretung des Beſitzes, es iſt nicht eine Vertretung der Intelligenz, ſondern es iſt die Vertretung der Stände, welche das Land im Kleinen und Kleinſten regieren. Urſprünglich iſt der Cenſus, welcher zum Geſchwornendienſt verpflichtet, derſelbe, welcher zur Parlamentswahl berechtigt. Durch ganz außerordentliche formelle Anomalien hat ſich dieſes Verhältniß, welches dem Mittelſtande den weſentlichſten Einfluß gegeben haben

würde, allmählich verſchoben. Es entſtand ein Wahlrecht, das juriſtiſch abſurd, doch dem Geiſte der Verfaſſung durchaus entſprach. Man kann als Beweis für dieſe innere Berechtigung einer äußerlich corrupten Inſtitution anführen, daß man ſie eben andernfalls geändert haben würde. Aber man behielt die Schöpfung des Zufalls, ſo leicht die Aenderung geweſen wäre, bei, weil ſie dem Bedürfniß in jeder Richtung entſprach. Durch eine höchſt unregelmäßige Vertheilung des Wahlrechts nämlich kam es dahin, daß der Einfluß der verſchiedenen Stände und Geſellſchaftsklaſſen bei der Wahl durchaus harmonirte mit ihrer Bedeutung in der Selbſtverwaltung. Allerdings nicht ſo, als wenn ein Sheriff ein beſſeres Wahlrecht gehabt habe als ein Bauer. Es konnte einzelne Sheriffs und Friedensrichter geben, die völlig einflußlos waren. Ein andermal verfügte Jemand über einen Wahlſitz, der vielleicht gar kein aktives Amt in der Selbſtverwaltung bekleidete. Aber die ganze Klaſſe, der große Beſitz, aus der dieſe Beamten genommen wurden, hatte ein Präcipuum im Parlament. Der größte Theil der Abgeordneten wurde nämlich gewählt von kleinen Städten, die durchaus von den benachbarten Grundbeſitzern abhängig waren. In anderen Orten waren nur die Magiſtratsmitglieder wahlberechtigt. Nur durch ſolche Anomalien, nicht durch ein künſtlich berechnetes Klaſſenſyſtem, entſtand jener ſo wichtige Parallelismus zwiſchen Selbſtverwaltung und parlamentariſcher Vertretung. Die große Menge wurde zu Keinem von Beiden zugezogen; eine Minderzahl der Wahlſitze war abhängig vom Mittelſtande, der den Jurydienſt und die kleineren Gemeindeämter verſah; die meiſten hingen ab von den großen und größten Grundbeſitzern, denen als Lordlieutenants, Sheriffs, Friedensrichtern, Milizofficieren auch die Ausführung und Aufrechterhaltung der Geſetze oblag.

Die allerreichſten und mächtigſten Mitglieder dieſerſelben Geſellſchaftsklaſſe, welche ſomit im Weſentlichen die Phyſiognomie des Unterhauſes beſtimmte, bildeten außerdem nach Erbfolge aus eigenem Recht das Oberhaus. Durchaus unrichtig iſt es im Oberhauſe etwa ein ariſtokratiſches Gegengewicht zu finden, klug erſonnen um dem demokratiſchen Unterhauſe die Wage zu halten. Die ganze Theilung hat außer der verſtärkten Vertretung des größten Beſitzes mehr, ſo zu ſagen, eine taktiſche als eine ſtrategiſche Bedeutung. Das doppelte Parlament ſichert eine doppelte Berathung und bietet daher einige Sicherheit gegen unüberlegte oder durch Zufalls-Majoritäten herbeigeführte Beſchlüſſe, denen eine einzige regierende Verſammlung ſo leicht ausgeſetzt iſt. Eine andere Anſicht, daß es die Beſtimmung des Oberhauſes ſei als conſervatives Element gegenüber dem unſteten Vorwärtsſtreben der Volksvertretung im Unterhauſe zu dienen, wird widerlegt durch die Thatſache, daß in der Bildungszeit des modernen

Parlamentarismus, dem Anfang des vorigen Jahrhunderts das Oberhaus stets die liberalen Tendenzen vertrat, während häufig das bornirteste Junkerthum im Unterhause das Wort führte.

So bildeten das alte Unter- und Oberhaus zusammen eine Vertretung, nicht des Volkes, sondern des herrschenden Standes im Lande.

Um das Verhältniß dieser Körperschaft zur höchsten Gewalt des Landes zu erkennen, ist vor Allem im Auge zu behalten der Mangel einer Armee. Daß später dennoch eine kleine stehende Armee geschaffen wurde, kann zunächst unberücksichtigt bleiben, da, wie wir unten sehen werden, der zu erwartende Einfluß derselben auf die politischen Kämpfe durch andere Umstände ausgeglichen wurde. Dem strengen System der Selbstverwaltung gemäß mußten und wurden ursprünglich auch die militärischen Aufgaben des Staates wie alle anderen nicht durch den berufsmäßigen und besoldeten Dienst einer stehenden disciplinirten Armee, sondern durch das bürgerliche Aufgebot der Miliz erfüllt. Der Krone fehlte also jedes Mittel irgend eine allgemeine, eingreifende Maßregel, wie etwa eine neue Steuer dem Lande wider seinen Willen aufzulegen. Wenn Friedensrichter und Milizofficiere den Dienst versagten — und das waren Alles völlig unabhängige Leute — so gab es weder Executoren noch Soldaten, die Befehle des Fürsten zu erfüllen.

Wir können das durch ein entgegengesetztes Beispiel aus der preußischen Geschichte besonders lebendig illustriren. Als Friedrich Wilhelm I. die verfallene Stellung von Lehnspferden seitens der Rittergüter durch eine sehr mäßige Geldsumme ersetzen wollte, opponirte der Landadel auf's Heftigste. Die Magdeburgische Ritterschaft fügte sich überhaupt nicht, sondern ließ sich Jahr für Jahr die fällige Summe von einem Commando Soldaten auf executorischem, wenn auch natürlich friedlich-freundschaftlichem Wege abnehmen. Wie, wenn der König diese Soldaten nicht gehabt und die Einziehung der Steuern wie das Aufgebot und Commando der bewaffneten Macht eben jener renitenten Grundbesitzerschaft geeignet hätte? Nicht anders war es in England unbestritten im vorigen und der Anlage nach, wenn auch noch nicht zu voller Entwickelung und Herrschaft gelangt, die vorhergehenden Jahrhunderte.

Da es nun im achtzehnten Jahrhundert thatsächlich dazu kam, daß das Ministerium (Cabinet) nichts als einen Ausschuß des Parlaments bildete, und vermittelst des Ministeriums wieder die Selbstverwaltung ergänzt wurde, so war die Herrschaft der Stände der Selbstverwaltung in sich geschlossen und nach allen Seiten abgerundet. Die Macht des Königthums war auf reine Formsachen beschränkt. Außer der persönlichen Repräsentation des Staates war ihm nichts geblieben, als das Amt den

Augenblick wahrzunehmen, wenn die Majorität im Parlament ſich änderte und dies durch ein Votum ausſprach, das beſtehende Miniſterium zu entlaſſen und den Führer der neuen Majorität mit der Bildung einer neuen Regierung zu beauftragen. Ob er hierbei durch perſönliche Einwirkung oder indirecte Mittel auch ſeinerſeits einen gewiſſen Einfluß übte, darf uns nicht beirren in der ſcharfen Auffaſſung der Thatſache, daß ein poſitiv gegen den ausgeſprochenen Willen der Majorität eingeſetztes Miniſterium in kürzeſter Zeit regierungsunfähig geworden wäre. Die heute ſogenannte Budgetverweigerung hätte daſſelbe durch Verſagung des täglichen Brodes zur unweigerlichen Unterwerfung gezwungen, denn von den Auftraggebern des Parlaments, den Leuten, welche durch den parlamentariſchen Beſchluß ihr Ja oder Nein kund gegeben hatten, war auch die Ausführung dieſes Ja oder Nein, der Eingang oder das Ausbleiben der Subſiſtenzmittel der Staatsverwaltung abhängig. Georg II. erklärt es für ſeine Pflicht, wenn er in irgend einer Beziehung mit dem Parlament differire und dieſes auf ſeiner Anſicht beharre, demſelben nachzugeben. Weder das Volk, dem nirgend in ſeinen wirklichen Maſſen ein Wahlrecht zuſtand, noch der König, der kein Mittel hatte, ihnen zu widerſtehen, konnte die Herrſchaft der zur Parlamentswahl berufenen Stände weſentlich beſchränken. Dennoch dürfte man die Verfaſſung Englands im 18. Jahrhundert nicht einfach als eine ariſtokratiſche bezeichnen. Die Macht beruhte allerdings in der einen ziemlich begrenzten Klaſſe. Aber dieſe Klaſſe war weder engherzig abgeſchloſſen noch populäre Elemente gänzlich fern gehalten. Man dürfte den herrſchenden Stand vielleicht als Selbſtverwaltungsariſtokratie bezeichnen, mit der Maßgabe jedoch, daß damit in Wirklichkeit nicht eine in ſich gleichberechtigte Kaſte, ſondern eine allmähliche, vom Mittelſtand beginnend bis zu den größten Grundbeſitzerfamilien aufſteigende Stufenleiter von nach oben hin immer gewichtigerem Einfluß gemeint iſt.

Wir haben die engliſche Verfaſſung und Verwaltung auf einem Punkte geſchildert, der, wenn er je in der Wirklichkeit exiſtirte, jedenfalls nicht länger als einen Moment behauptet wurde. Wir haben vorausgeſetzt, daß die alten Kämpfe, aus denen dieſer geiſtige Organismus hervorging, vorüber und die neuen, welche ihn wieder erſchüttern und abermals umbilden ſollten, noch nicht begonnen hatten. Daß vielleicht im thatſächlichen Verlauf der Dinge dieſe ſchon eingeleitet, ehe jene völlig abgethan waren, durften wir hier überſehen, um die Möglichkeit zu haben, erſt den Gegenſtand unſerer Forſchung in einem Augenblick der Ruhe ſchärfer und klarer zu beobachten, als es die unausgeſetzte flimmernde Bewegung, die ſeine eigentliche Natur iſt, geſtatten würde. Es wird uns

jetzt leichter sein auch den Ursprung und das Wesen dieser Bewegungen rückwärts zu ihrer Quelle aufsteigend zu begreifen.

Wir wollten untersuchen die Natur der englischen Parteibildung. In dem von uns skizzirten Staatsorganismus scheint, obgleich sie erwähnt ist, für eine gesetzliche Opposition entweder kein Raum oder keine Veranlassung. Parteibildung heißt Streit um die Herrschaft: wer stritt denn in England um die Herrschaft? Das Volk, so weit von der Regierung ausgeschlossen, um jeden Gedanken auf eine Demokratie als die Absicht einer Revolution zu qualificiren, und so weit zugelassen, um vor despotischer Unterdrückung geschützt zu sein, schwieg. Das Königthum war besiegt. Man hörte weder von Monarchisten, noch Aristokraten, noch Demokraten noch Socialisten, aber dennoch hört man die ganze Periode des modernen englischen Verfassungslebens hindurch von unausgesetzten, leidenschaftlichen, oft blutigen Kämpfen der Tories und Whigs.

Wer sind denn nun diese Tories und Whigs? Sie gehören Beide im Wesentlichen demselben Stande an, darüber ist man sich heute einig; die Einen sind so gut Aristokraten, wie die Anderen: aber worin der specifische Unterschied der Gegner, der Grund der tiefgehenden von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzenden Feindschaft eigentlich besteht, darüber ist man uneinig. Man ist so weit gegangen, jeden principiellen Gegensatz zu leugnen. Die einzelnen Thatsachen könnten geeignet scheinen diese Auffassuug zu bestätigen. Im Jahre 1700 waren die Tories für den Freihandel, für dreijährige Parlamente, verbündet mit den Katholiken, gegen den französischen Krieg. Die Whigs forderten mit Leidenschaft von alle dem das Gegentheil. Im Jahre 1800 widersetzten sich die Tories der Emancipation der Katholiken, standen ein für den Krieg, für die Getreidezölle und die Erhaltung des siebenjährigen Parlaments. Die Whigs aber verlangten wiederum das Umgekehrte.

Im Falle des Zweifels über irgend einen Punkt der englischen Verfassung sind wir gewohnt uns um Auskunft an Gneist zu wenden. Gneist nennt mit Lorenz Stein die Tories die Verwaltungs-, die Whigs die Verfassungspartei. Damit ist aber die Frage noch nicht entschieden: nicht nur daß eine so abstracte Formel unmöglich den Inhalt eines Jahrhunderte langen Kampfes ausdrücken kann: keine geringere historisch-politische Autorität als Treitschke hat diese Gegenüberstellung für eine der wenigen nicht bewiesenen Behauptungen erklärt, die sich in dem vortrefflichen Werke Gneists auffinden lassen.

Läßt uns so der Jurist in Zweifel, so bleibt uns noch übrig uns an die Historie zu wenden. Indem wir dabei von vornherein von der eng-

lischen, als ausnahmsloser Parteigeschichtschreibung absehn, rufen wir sofort die Autorität Leopold Rankes in die Schranken. Ranke redet schon eine eher verständliche Sprache. Die Kategorien, unter welchen die Whigs und Tories in seiner Englischen Geschichte auftreten, sind uns geläufig. Die Tories sind bei ihm die Vertreter der Autorität von Gottes Gnaden, der Obrigkeit von Rechtswegen; die Whigs vertheidigen die unveräußerliche Souveränetät des Volkes, das Recht der Revolution. Der Tory verlangt unbedingte Unterwerfung des Individuums unter den Willen des Staates, den Gehorsam gegen das Gesetz als eine Pflicht, der die eigne Ueberzeugung zum Opfer gebracht werden muß, weil es so von Gott geordnet ist; Rebellion ist ihm Auflehnung gegen die sittliche Weltordnung. Der Whig nennt diese Unterwürfigkeit Knechtssinn und behauptet das Recht des Widerstandes gegen die Staatsgewalt seitens der Unterthanen zur Bewahrung der Freiheit. Der Tory ist Freund des Königthums, denn der König hat seine Gewalt durch göttliches Gebot. Der Whig ist Freund des Parlaments, denn er sieht in demselben den verkörperten Willen des Volkes. Der Tory ist conservativ, denn wer weiß, wohin eine Aenderung der bestehenden Rechtsordnung, einmal begonnen, führen kann. Der Whig neigt zu Reformen, denn er kennt keinen anderen Maßstab für die Berechtigung einer Institution, als ihre Zweckmäßigkeit. Die Tugend des Tory ist die Treue; sein Laster die geistige Trägheit. Die Tugend des Whig ist der unabhängige Sinn, sein Laster die Frivolität. Unter unaufhörlichem Widerstreit der beiden Principien, durch Action und Reaction vollzieht sich der Fortschritt der Geschichte.

Ohne Zweifel trifft diese Formulirung den Kern des Gegensatzes. Lehre wie That der beiden Parteien läßt sich im Wesentlichen auf den Grundunterschied des Rankeschen Schemas zurückführen*).

*) Ich kann es mir nicht versagen dieser Charakteristik Rankes die Auffassung des größten und glänzendsten englischen Historikers, des eifrigen und begeisterten Whig Macaulay gegenüberzustellen. Es ist der Mühe werth die Oberflächlichkeit und Parteilichkeit des beredten und farbenprächtigen Britten sich gegen die Tiefe und Gerechtigkeit des deutschen Historikers abheben zu lassen. Macaulay findet die Wurzel der englischen Parteibildung in einem Gegensatz, der nothwendiger Weise die ganze menschliche Gesellschaft allerorten und zu allen Zeiten in zwei feindliche Lager getheilt hat, und immer theilen muß, so lange Streben und Bewegung in ihr pulsirt. Es ist hier der Zauber der Gewohnheit, dort der Zauber der Neuheit, der die Partei der Erhaltung und die Partei des Fortschritts in's Leben ruft und zu stets erneuertem Kampf gegen einander führt. Eine ewig conservative (Tory) und eine ebensowenig durch Zeit und Raum beschränkte liberale (Whig) Partei halten durch ihre entgegengesetzten Anstrengungen das politische Leben in Bewegung und Gleichgewicht. Ebendahin zielend, nur ein anderer Ausdruck derselben Idee ist bei Macaulay die Zusammenstellung der Partei der Tories und Whigs als der Partei der Ordnung und der Partei der Freiheit.

Diese Auffassung des Parteilebens überhaupt und besonders des englischen, darf man sagen, ist nicht einmal sondern dreimal falsch. Wie sehr die Tory-

Zwar dürfte man den Ausdruck Schema kaum anwenden auf das bewegliche Widerspiel lebensvoller Persönlichkeiten der Rankeschen Darstellung. Mit Aufmerksamkeit muß man die bleibenden Grundzüge herauslesen aus dem Sprechen und Handeln wechselnder Individuen. Nur selten mit wenigen Worten angedeutet treten die herrschenden Kategorien hervor. Aber die Thatsachen tragen ihr Schema in sich selbst. Wie das echte Kunstwerk sich in den Regeln bewegt, die der Philosoph mit allmählich wachsender Einsicht von ihm abzieht, so birgt und offenbart das echte Geschichtswerk als Ebenbild der Wirklichkeit die historischen Ideen. Wer mit weiterer Kenntniß der staatsrechtlichen Verhältnisse und bestehenden politischen Zustände an ein Werk Rankes herantritt, wird durch die Entwicklung des Meisters fähig, selbständig immer tiefer einzudringen in das staatliche Werden, immer weiter fortzuschreiten in der Erkenntniß der schaffenden Mächte, in jenem lebendigen, wunderbaren Organismus des Staates, der als heiligster und letzter aller Zwecke die höchsten und edelsten Kräfte der Menschheit in seine Dienste zu rufen vermag. Keinen höheren Beweis für den unendlichen Gehalt und den ewigen Werth der Rankeschen Kunst könnte der Richter fordern, der mit wägendem und prüfendem Blick aus der zahllosen Menge der Werdenden die Heroen heraushebt, um ihr Haupt mit dem Glanz der Unsterblichkeit zu verklären. Ein Rankesches Werk liest sich nie aus. Je weiter die Forschung fortschreitet in einer Zeit, welche er durchdacht, mit künstlerischer Divination gestaltet und als

---

Partei bei dieser Theilung verkürzt wird, ist von vorne herein klar. Macaulay thut ihr die Ehre an, sie mit dem Ballast des Schiffes zu vergleichen, das die Wellen verschlingen würden, wenn es ohne diesen seine Segel der Kraft des frischen forttreibenden Windes, will sagen des Liberalismus, ausbreitete. Wie Schwere und Schnelligkeit dem Schiff, erklärt Macaulay, sind die Tendenzen der Tories und Whigs von gleicher Nothwendigkeit und gleichem Nutzen für das Bestehen des Staates. Ohne die Bedächtigkeit und Vorsicht des Einen würde die Rücksichtslosigkeit und die etwaigen Fehler des Anderen das ganze Gebäude leicht aus den Fugen treiben. Man könnte mit demselben Recht die Dummheit für ein eben so heilsames wie nothwendiges Institut erklären, weil ohne sie die Menschheit in der Klugheit zu gewaltig fortschreiten und am Ende gar superklug werden möchte. Macaulays bestechendes Gleichniß vergleicht doch eben nichts als die äußere Erscheinung. Der Tory ist nicht conservativ aus Prinzip, sondern weil er das Bestehende, wenn nicht für gut, doch jedenfalls für besser hält, als das, was an seine Stelle treten soll. Seine conservative Gesinnung ist nicht die Ursache, sondern die Folge seiner politischen Parteinahme. Er weist durchaus nicht prinzipiell und rücksichtslos jeden Fortschritt zurück, aber er ist so sehr beherrscht von dem Gedanken, daß die staatliche Ordnung ein Ausfluß der allgemeinen sittlichen Weltordnung sei, daß er nur mit der größten Vorsicht und nie anders als auf streng gesetzlichem Wege die bestehende Institution zu ändern sich entschließt.

Richtiger ist dagegen die Bezeichnung des Whig als des Mannes der Reform. Aber nicht zum Ruhm des Schriftstellers. Das an sich Richtige, wird wiederum falsch durch die verkehrte Gruppirung. Denn da Macaulay davon ausgeht, daß der Unterschied der Parteien nicht in einem zufälligen und vorübergehenden, sondern in einem natürlichen und nothwendigen Gegensatz begründet sei, so müßten

fertiges Gebilde der Welt übergeben hat, desto mehr ist sie im Stande in Rankes Linien und Figuren zu entdecken.

Versuchen wir, nachdem wir uns aus Gneists Staatsrecht über die politischen Grundlagen orientirt haben, aus Rankes Geschichte das Wesen und die Entwicklung der englischen Parteien herauszuheben.

Bevor wir aber, um sie zu beantworten, unsere Frage, was sind denn nun eigentlich Whigs und Tories, wiederholen, wollen wir uns einer Vorfrage zuwenden, die uns auf die Beantwortung jener hinführen wird, zugleich aber einem garzunah liegenden Zweifel des Lesers an der Richtigkeit des oben gezogenen Resultats von der Machtvertheilung im System der parlamentarischen Selbstverwaltung entgegentreten muß. Wenn in der That das Königthum ohne Armee so ohnmächtig war, wie kam es denn, daß unter den Tudors das Parlament dem Selbstwillen des Herrschers gegenüber eine so durchaus untergeordnete Rolle spielte? Wie war es möglich, daß das englische Volk der Königin Maria so gut gehorchte wie Heinrich VIII. und Elisabeth wieder so gut wie Maria? Wie war es möglich, daß auch nur ein Schein entstand, der Walter Raleigh zu dem Ausspruch berechtigte, der König von Spanien wolle die Niederlande ebenso absolut regieren, wie die Könige von Frankreich und England ihre Länder regierten? Woher nahm denn endlich Karl I. die Macht elf Jahre ohne und gegen den Willen des Parlaments zu regieren?

---

unumgänglich entweder beide Seiten richtig oder beide falsch sein. Was Macaulay an materialer Wahrheit durch die Einführung einer „Fortschrittspartei" gewinnt, verliert er an formaler. Der angebliche Gegensatz ist nämlich logisch falsch formulirt. Die logische Ergänzung zu „Erhaltung" ist nicht „Reform" oder „Fortschritt", sondern „Veränderung". In dieser Gestalt ist allerdings die Inhaltlosigkeit des Macaulayschen Schemas auf der Stelle erkennbar. Es enthält weiter nichts als die einleuchtende Wahrheit, daß, wo auch immer in der Welt zwei Parteien existiren, die eine etwas ändern möchte, was die andere erhalten will. Mit kühner Wendung substituirt Macaulay der bloßen Veränderungs-Partei, eine VerbesserungsPartei, mit andern Worten er erfindet eine Partei der Freisinnigen, Genialen und Mutbigen und stellt ihr eine andere der Bornirten, Engherzigen und Zaghaften gegenüber.

Oder wäre es möglich den Begriff eines conservativen Staatsmannes durch höflichere Ausdrücke als bornirt und impotent zu umschreiben, wenn sein ganzes politisches Prinzip darin besteht, daß er für das Alte eine besondere Vorliebe hat und Aenderungen, gleichgültig, ob Verbesserungen oder nicht, abgeneigt ist? In Wirklichkeit hat niemals eine Partei existirt, die den Ruhm der Vorurtheilslosigkeit, des Strebens und der Opferwilligkeit ausschließlich für sich allein in Anspruch nehmen und dem Gegner freundlichst Beschränktheit, Schwerfälligkeit und Selbstsucht zuschieben dürfte.

Auf die englischen Tories stimmt denn auch historisch Macaulays Theorie, und darin ist sie zum dritten Mal falsch, so wenig, daß er sich selbst schier darüber verwundert. Er ist aber zu sehr Künstler und zu wenig Philosoph, um sich nicht, statt zu einer principiellen Revision seiner Auffassung zu schreiten, mit einem schimmernden Gleichniß und einigen packenden Antithesen über die Schwierigkeit hinwegzuhelfen.

Die Antwort auf alle dieſe Fragen iſt, daß wir allerdings ein Element der europäiſchen Politik außer Acht gelaſſen haben, das in England faſt noch mehr als in anderen Staaten als das Gährungsmittel der Staatsentwicklung und des politiſchen und ſocialen Fortſchritts betrachtet werden muß. Dieſes Element iſt die Kirche.

Unendlich war der Machtzuwachs, den die engliſche Krone durch die Losreißung der Kirche von Rom gewann. Bis in die letzte Hütte und bis in das fernſte Schloß erſtreckte ſich der Einfluß der Lehre und der Zuchtmittel der gewaltigen Genoſſenſchaft, deren Haupt jetzt der Souverän dieſes Landes war. Der König ernannte die Biſchöfe, die Biſchöfe beaufſichtigten den Klerus, ein kirchlicher Gerichtshof ſorgte für die Unterwerfung der Laien. Hier war eine Hierarchie zur Verfügung des Königs, derer er auf bürgerlichem und militäriſchem Gebiet entbehrte. Da der Gehorſam gegen die Obrigkeit mit unter die religiöſen Pflichten gerechnet wurde, ſo bildete die politiſche Polizei eines der wichtigſten Departements der Kirche. Die Biſchöfe hielten Zeughäuſer, bewaffnete Leibwachen und kriegsgeübte Capitäne. Das Verfahren in der hohen Commiſſion, welches geſtattete dem Angeklagten einen Eid aufzuerlegen nicht nur über etwaige aufrühreriſche Thaten, Reden oder Pläne, ſondern auch über bloße Gedanken, die er gehegt habe, ermöglichte es jeder Bewegung durch die Siſtirung aller Verdächtigen zuvorzukommen. Entweder der Angeklagte bekannte ſeine Schuld oder er rettete ſich durch einen Meineid: in keinem Falle blieb er zu fürchten. Grade ſo lange die Reformation noch nicht völlig durchgeführt war, dienten die kirchlichen Verhältniſſe ganz beſonders, die Macht der Krone zu verſtärken. Die Furcht vor dem Katholicismus zwang alle Proteſtanten zum engſten Anſchluß an den König. Hätten ſie Miene gemacht ſich von ſeiner Selbſtherrſchaft zu emancipiren, ſo mußten ſie darauf gefaßt ſein, daß der Rücktritt des Staatsoberhaupts der römiſchen Kirche doch noch wieder die Oberhand verſchaffen würde. So lange die engliſchen Könige die Kirche beherrſchten, konnten ſie einer Armee und Polizei entbehren.

Dennoch würde auch die kirchliche Suprematie mit ihrem allumfaſſenden Apparat an ſich noch nicht genügt haben, die monarchiſche Herrſchaft unbedingt zu ſichern. Der ſtrenge Unterthanengehorſam der Engländer im 16. Jahrhundert hatte einen andern, inneren, durchaus entſcheidenden und ſehr einfachen Grund: ſie hatten keine Urſache zum Ungehorſam. Nur um die Theorie, ob die Krone, ob das Parlament die höhere Gewalt im Staate ſei, war man nicht geneigt einen Bürgerkrieg zu beginnen. Eine praktiſche Streitfrage aber war noch nicht erſchienen. Heinrich VIII. ſowohl wie Eliſabeth regierten durchaus im Sinne der alten Verfaſſung.

Sie beriefen das Parlament, um ſeine Unterſtützung zu gewinnen und dieſelbe wurde bereitwillig gewährt, da die Intereſſen der beiden Gewalten in den großen Zügen hinreichend harmonirten. Und es iſt klar, daß ſo lange das Parlament ſich fügt, auch das Syſtem der Selbſtverwaltung der Regierung eine durchaus genügende und völlig zuverläſſige Maſchinerie zur Regierung des Landes darbietet. Dieſes Werkzeug iſt entweder durchaus ſicher oder es verſagt gänzlich. Der einzelne Friedensrichter oder Sheriff oder die einzelne Grafſchaft iſt ſo wenig im Stande den Gehorſam zu verſagen, wie ein einzelner Regierungspräſident oder Landrath. Die Regierung hat ja auch in der Selbſtverwaltung das Ernennungs- und im Nothfall das Abſetzungsrecht. Erſt wenn eine allgemeine, das ganze Land in einem tiefen und wichtigen Intereſſe berührende Streitfrage Krone und Volk verfeindet, dann zeigt ſich der Unterſchied zwiſchen einem von Beamten und einem von Selbſtverwaltungs-Functionären regierten Lande.

Und endlich trat das Object, um welches ſich dieſer Streit entzünden mußte, zu Tage.

Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts erſchien im Verfaſſungsleben der Europäiſchen Staaten ein neues Element, das in den alten ſtändiſchen Verhältniſſen allmählich eine vollſtändige Umwälzung herbeiführte. Man war in Conſolidirung der öffentlichen Gewalt, Production des Wohlſtandes und militäriſcher Einſicht ſo weit gelangt, um zur Aufſtellung ſtehender Heere ſchreiten zu können. Auch in England trat immer unabweislicher, ſeit Jacob I. und beſonders ſeit dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges dieſes Bedürfniß an das Staatsoberhaupt heran. Wenn England nicht thätig eingriff in den großen Conflict, der jetzt auf dem Feſtlande ausgefochten wurde, ſo mußte es von ſeiner Großmachtſtellung herabſteigen und beſchwor damit eine unermeßliche Gefahr für den proteſtantiſchen Glauben und zuletzt für ſich ſelbſt. In dieſem Anſpruch lag aber auf der anderen Seite die Kriſis der engliſchen Verfaſſung. Wenn das Parlament dem König die Mittel zu einer hinreichenden militäriſchen Aufſtellung gewährte, ſo unterſchrieb es damit ſein eigenes Todesurtheil. Wenn der König erſt im Beſitz der Armee war, ſo bedurfte er des Parlaments nicht mehr, ſondern konnte die nöthigen Steuern zu ihrer Erhaltung ſelber einziehen. Oder wer hätte ſich weigern wollen, ſie zu bezahlen, wenn man ihm eine Compagnie deutſcher oder iriſcher Lanzknechte mit dem Wink, ſie ſollten ſich ihren Sold ſelber holen, in's Haus ſchickte? Man hatte ſchon das Beiſpiel einiger Länder auf dem Feſtlande vor Augen, wie das Heer der ſtändiſchen Verfaſſung ein Ende bereitete. Und in der That iſt das endlich allenthalben das Reſultat geweſen.

Es blieb also dem Parlament nichts übrig als dem vorzubeugen durch Maßregeln, welche das Heer nicht von dem König, sondern von der ständischen Vertretung abhängig machten. Dieses Mittel ist endlich gefunden; damit aber wiederum die königliche Gewalt zu einem bloßen Schattenbild verflüchtigt worden, wie wir es oben gesehen haben. Wenn auch nicht gleich anfangs die Frage in dieser Schroffheit gestellt wurde: König oder Parlament? Einer muß weichen: so konnte sie doch offenbar in letzter Instanz nicht anders lauten. Denn der Oberbefehl über Truppen ist nicht theilbar: Einem können sie im Falle des Conflicts nur gehorchen und dieser Eine ist der Herr.

So kam es, daß zunächst das Parlament seine Bewilligungen an Jacob und Karl I. an Bedingungen knüpfte, welche den Nachfolgern der großen Königin, die durch ihren Lordkanzler den Häusern hatte erklären lassen, daß der beschränkte Verstand von Unterthanen sich nicht erdreisten dürfe, die Maßregeln einer weiseren Regierung zu beurtheilen, ganz unerträglich erscheinen mußten. Der unvermeidliche Conflict war da und mächtig erhob sich gegen den verstärkten Druck von oben die allgemeine Opposition.

Die Form, in welcher diese Opposition auftrat, ist der Angelpunkt der inneren englischen Geschichte.

Wir haben gesehen, daß es die anglikanische Kirche war, welche dem König die Herrschaft über das Land verlieh. Die Zugehörigkeit zur Kirche war eine Bürgschaft für die Anhänglichkeit an die Monarchie. Es kann in der That keinen stärkeren Beweis für die Unterwerfung unter die staatliche Autorität geben, als die Anerkennung ihrer kirchlichen Organisation. Wer glaubt aus Loyalität, von dem sind gewiß keine revolutionären Absichten zu besorgen. Mit derselben Energie erhebt sich aber auch die Opposition zuerst und vor Allem gegen kirchliche Anordnungen der höchsten Gewalt. Wer das unbedingte Recht des Souveräns überhaupt bezweifelt, widersetzt sich gewiß und zuerst seiner religiösen Gesetzgebung. In England ließ die politische Bedeutung der kirchlichen Verhältnisse aus dieser natürlichen Tendenz eine allgemeine, alle Stände ergreifende Bewegung hervorgehen. Der König war Selbstherrscher durch die bischöfliche Hierarchie mit dem königlichen Supremat. Wenn die parlamentarische Selbstverwaltungsaristokratie jetzt die Nothwendigkeit vor sich sah, mit ihm in einen Kampf zu treten auf Leben und Tod, so konnte es nicht anders sein, als daß sie ihren Angriff richtete gegen die königliche Kirche und derselben eine ständisch organisirte gegenüberstellte. Gelang diese Maßregel, trat an Stelle der bischöflichen eine Kirche, in welcher die Gewalt eben derselben Selbstverwaltungs-Aristokratie anheimfiel, welche auch das Parlament wählte, so hatte dieses die Schlacht gewonnen.

Dieſe Kirche iſt die ſchottiſch-presbyterianiſche.

Ich habe bereits an einem anderen Orte den parlamentariſch-ariſtokratiſchen Charakter der presbyterianiſchen Kirchenverfaſſung, in dem Sinne wie wir das Wort ariſtokratiſch hier gebraucht haben, quellenmäßig nachgewieſen*). Ihre weſentlichſten Eigenſchaften ſind ſtrengſte Kirchenzucht vermittelſt des Rechtes der Excommunication, geübt durch ſich ſelbſt ergänzende Collegien. Die Theilnahme des Volkes am Kirchenregiment iſt im Weſentlichen auf die Akklamation beſchränkt, wie ſie auch in der katholiſchen Kirche dem Rechte nach beſteht. Die Toleranz wird mit Entſchiedenheit verworfen. Dieſe, man darf wohl ſagen, illiberalſte aller Kirchenformen, begründet durch das Adelsparlament des feudalen Schottland, fand in dem Haß gegen die herrſchende Hierarchie bei Nobility, Gentry und Bürgerthume von England einen gleichmäßig günſtigen Boden.

Im Laufe der Revolution faßte der Presbyterianismus in einem großen Theil des Königreiches feſten Fuß. Aber es gelang ihm doch bei weitem nicht ein ſo tief, vor Alters fundamentirtes und feſtgefugtes Gebäude, wie die anglikaniſche Kirche in Einem Anlauf zu zertrümmern. Ein ſehr bedeutender Theil, namentlich der Landgentry kehrte bald, erſchreckt durch die einbrechende Anarchie in den Schutz des alten ſicheren Hauſes zurück. Und bald genug hatten die Presbyterianer alle Veranlaſſung ihre Angriffe nicht mehr gegen die Biſchöfe zu richten, ſondern ſich mit dieſen gemeinſchaftlich gegen einen dritten Feind zu wenden, der jene beiden mit gleicher Furchtbarkeit bedrohte. Zwiſchen den beiden Parteien, welche den Staat vermittelſt der Kirche zu regieren trachteten, der monarchiſch-anglikaniſchen und der ariſtokratiſch-presbyterianiſchen war eine dritte entſtanden, welche die Mittel hatte, den Staat überhaupt ohne Staatskirche zu regieren: die Armee. Cromwells Soldaten, die Independenten ſind die erſte politiſche Partei in Europa, welche das Princip der religiöſen Toleranz aufſtellt. Die Independenten ſind nach der modernen Terminologie Demokraten, welche ſich gleichmäßig gegen die anglikaniſche und presbyterianiſche Faction der Selbſtverwaltungs-Ariſtokratie wandten. Die Verkündigung der abſoluten Sectenfreiheit war ihre Waffe.

Die Herrſchaft der Independenten, wie ihre Exiſtenz als ſelbſtändige Partei war von kurzer Dauer. Für eine demokratiſche Staatsverfaſſung war in England kein Boden; die ungeheure Majorität der Bevölkerung war dagegen. Die ſozuſagen paſſive Seite der independentiſchen Forderungen aber, die perſönliche Religionsfreiheit des Einzelnen war für den Augenblick erreicht und obgleich noch lange großen und drückenden Be-

*) Hiſtoriſche Zeitſchrift herausgegeben von Heinrich v. Sybel 1876, H. 3.

ſchränkungen unterworfen, doch ſchon zu feſt gewurzelt, um wieder aufgehoben werden zu können. Als unvergängliches Andenken an den großen Protector rechnet die Toleranz ſeitdem zu den Grundſätzen der Engliſchen Verfaſſung. Wir werden ſehn, welcher Partei der Preis der Aufnahme, Vertheidigung und weiteren Durchführung dieſes Gedankens gebührt. Indem die Reſte der alten Independenten ſich an dieſe anſchließen, verſchwindet die Partei ſelbſt in ihrer Beſonderheit und Selbſtändigkeit von der politiſchen Bühne.

Nachdem die Independenten faſt ohne Kampf das Feld geräumt haben, erſcheinen unter der Regierung Karls II. zuerſt die beiden Parteien, welche unter dem Spitznamen der Whigs und Tories jetzt zwei Jahrhunderte lang das engliſche Staatsleben beherrſcht haben. Obgleich das Parteileben durch dieſe bloße Zweitheilung ſehr vereinfacht erſcheinen ſollte, ſo ſind wie geſagt im Gegentheil außerordentlich verſchiedene Merkmale als das eigentlich weſentliche Charakteriſtikum des Gegenſatzes angegeben worden.

Betrachten wir zuerſt die offenbar unzulänglichen.

Vor Allem iſt nicht zu denken an eine abſolutiſtiſch-monarchiſche und eine populäre Partei. Die Tories lehrten zwar die Unabſetzbarkeit des Königs und die Unerlaubtheit des Widerſtandes gegen ſeine Befehle, aber keineswegs ſeine Unumſchränktheit. Das erſte hyperroyaliſtiſche Parlament nach der Reſtauration hielt den König in völliger finanzieller Abhängigkeit. Es verwarf Geſetzesvorſchläge, die der König mit dem ganzen Gewicht ſeiner Perſon unterſtützte. Sein Verfahren gegen Clarendon und ſpäter Lauderdale und Buckingham ſchuf die eigentlichen Präcedenzfälle für die Miniſterverantwortlichkeit. Und endlich vereinigten ſich trotz aller Doctrin doch die Tories mit den Whigs zur Vertreibung Jacobs II. Es iſt alſo klar, daß nicht der Gehorſam gegen den König ihr höchſtes Princip iſt, ſondern daß es noch höhere und heiligere Intereſſen für ſie gab, zu deren Rettung ſie, ſo ungern es geſchah, jenen Grundſatz verletzten.

Wenn nun die Tories nicht abſolutiſtiſch ſind, ſo ſind die Whigs nicht demokratiſch: ſo daß etwa der Gegenſatz Ariſtokratie zu Demokratie oder auch nur Grundadel zu Bürgerthum lautete. Den Kern der Whigpartei bilden grade eine Anzahl der allerreichſten und vornehmſten Noblemen und zeitweiſe war dieſes Element ſo übermächtig innerhalb des Parteiverbandes, daß man ihre Regierung oft als eine Oligarchie bezeichnet hat.

Endlich iſt auch mit dem uns geläufigen Unterſchied conſervativ und liberal nicht auszukommen. Schon die Tories ſind nicht unbedingt conſervativ. Eine ihrer erſten Maßregeln nach der Reſtauration war eine Reform der veralteten lehnsrechtlichen Verhältniſſe des Grundbeſitzes.

Ihre Betheiligung an der Revolution von 1688 und an der Berufung des Hauses Hannover sind das grade Gegentheil von Conservativität. Noch weniger aber sind die Whigs liberal und reformfreundlich. Auf's allerentschiedenste versagten sie den Katholiken die bürgerlichen Rechte, welche ihnen die Tories bewilligen wollten. Und als sie unter Walpole zum ersten Mal dauernd in den sicheren Besitz der Regierung gelangten, war von Nichts weniger die Rede als von Reformen. Es war grade zu Walpoles ausgesprochener Grundsatz, Alles so zu lassen, wie er es gefunden hatte; das einmal Ruhige unter keiner Bedingung aufzurühren. Selbst wo die dringendste Veranlassung auf der Hand lag, wollte er grade aus principieller Conservativität keine Reform unternehmen. Die Einführung der siebenjährigen Parlamente durch die Whigs ist ein beredter Ausdruck dieser Gesinnung.

Um der Lösung des Problems näher zu kommen, ist es wünschenswerth sich die Aufgabe in zwei Theile zu zerlegen: die Parteigeschichte vor und nach dem Regierungsantritt König Georg III. im Jahre 1760. Dieses Jahr bildet einen so bedeutungsvollen Abschnitt im englischen Parteileben, die sich bekämpfenden Tendenzen vor und nach dem Umschwung sind so grundverschieden, daß man zweifeln darf, ob überhaupt noch von einer Fortsetzung der alten Parteien gesprochen werden kann. Lord Mahon geht in seiner Englischen Geschichte so weit zu behaupten, daß unter der Regierung Georg II. die alten Parteigegensätze abgestorben und unter Georg III. wieder aufgelebt seien, aber mit umgekehrter Benennung.

Beschränken wir also unsere Betrachtung zunächst auf das Jahrhundert von der Restauration bis zum Tode Georgs II. und vergegenwärtigen uns die Aufgabe, vor welche sich die englischen Staatsmänner nach dem Jahre 1660 gestellt sahen und welche ihre Parteinahme bestimmen mußte. Es ist im Grunde dasselbe Dilemma, vor dem man sich schon ein Menschenalter früher befunden, das in die Revolution getrieben und für dessen definitive Lösung die scharfsinnigsten Köpfe noch keinen Ausweg hatten finden können. England bedurfte zu seiner auswärtigen Politik einer stehenden Armee und man konnte sich nicht zur Errichtung derselben entschließen, weil man damit dem König die Macht gegeben hätte, nach dem Vorbild der festländischen Herrscher die absolute Monarchie einzuführen. Wollte das Parlament aber seine Bewilligung an Bedingungen knüpfen, die die Armee von ihm abhängig gemacht hätten, so weigerte sich der König darauf einzugehen, da man so die königliche Gewalt in einen bloßen Schein verwandelt und unter dem Namen der Monarchie die Republik geschaffen hätte. So geschah zunächst Nichts oder durchaus Unzureichendes und England sank schnell von der gebietenden Stellung, die es

unter Oliver Cromwell eingenommen, herab, während von Jahr zu Jahr die Macht Frankreichs unter Ludwig XIV. zu einer furchtbaren Bedrohung von ganz Europa und namentlich des Proteſtantismus heranwuchs. Als endlich die Rekatholiſirungsgelüſte Jacobs II. die Tiefe des Abgrundes, dem man ſich mit wachſender Schnelligkeit näherte, auch dem blödeſten Auge vorzeitig offenbarten, erzwang die Noth den einzig möglichen Weg der Rettung. Jacob II. wurde durch den großen Oranier mit holländiſchen, brandenburgiſchen, däniſchen und Refugié-Truppen vertrieben und die Engländer beriefen zunächſt den Befreier ſelbſt, dann Anna, endlich das Haus Hannover auf den engliſchen Thron.

Das Weſentliche dieſer zweiten Revolution iſt die Uebertragung der königlichen Gewalt an einen nicht legitimen König. Durch dieſe Wendung war der Sieg des Parlamentes entſchieden. Wie konnte ein König, der nicht an ſein Schwert ſchlagen durfte und ausrufen „Gott und mein Recht", ein König, der ſeine Krone der Berufung des Parlaments verdankte, ſich dem Willen dieſes Parlamentes widerſetzen? Wer hätte ihm gehorcht? Wie hätte er Steuern einziehn können, die das Parlament ihm verweigerte? Wer hätte ihn im Falle eines Conflictes unterſtützt? Die legitimiſtiſche Partei nicht, denn ihr war er ein Uſurpator, die revolutionäre Partei nicht, denn ſie anerkennt überhaupt keine unbedingte Pflicht des Gehorſams.

So war denn in der That, worein die ſouveränitätsbewußten Stuarts ſich niemals hatten fügen wollen, die Alleinherrſchaft der parlamentariſchen Selbſtverwaltungs-Ariſtokratie mit einem blos repräſentativen König an der Spitze hergeſtellt. Eine Anzahl von Geſetzen ſtellte in unmittelbarer Verbindung mit der Wahl und als Bedingung derſelben dieſes Verhältniß im Einzelnen feſt. Das ſogenannte Budget-Recht und die Meuterei-Akte ſind ihre weſentlichſten Handhaben. Das erſte überweiſt die Verfügung über die Geldmittel, die zweite den Zuſammenhalt der Armee, durch die rechtlich mögliche Beſtrafung von Disciplinar-Vergehn, dem jährlich zu wiederholenden Beſchluſſe des Parlaments.

Die Auffaſſung des Vulgär-Liberalismus in Deutſchland iſt bekanntlich die umgekehrte: man leitet die Macht des engliſchen Parlaments von dem Budgetrecht und der Meuterei-Akte her. Die Unrichtigkeit derſelben leuchtet ein. Wir haben nicht Frankreich beſiegt, weil wir Metz und Straßburg beſitzen, ſondern wir haben dieſe Städte gewonnen, weil wir Frankreich beſiegt hatten.

Wenn es nichtsdeſtoweniger bekannt iſt, daß die engliſchen Souveräne, Wilhelm und Anna und ſelbſt Georg I. einen mehr oder weniger bedeutenden Einfluß auf die Regierung geübt haben, ſo iſt dabei nicht zu

überſehen, daß Einfluß eben nicht Herrſchaft iſt. Die Herrſchaft war unentreißbar an die Majorität des Parlaments übergegangen: damit war aber nicht ausgeſchloſſen, daß dieſe Majorität den allerſtärkſten Einwirkungen ſeitens des Inhabers der Krone unterlag. Gegen den Willen der Majorität konnte kein König mehr in England regieren, aber die Majorität hatte zunächſt noch alle Urſache bei ihren Beſchlüſſen den Willen des Königs nicht unberückſichtigt zu laſſen. Die Perſönlichkeit des Souveräns war von außerordentlicher Wichtigkeit, ſo lange man in ſtändiger Furcht vor einer Reaction lebte. Die Anhänger der vertriebenen Familie waren noch immer ſehr zahlreich, die Unzufriedenheit mit den neuen Zuſtänden ſo verbreitet, daß die bloße Drohung der Abdankung ſeitens des gewählten Fürſten Alles wieder in Verwirrung ſtürzen konnte. Wilhelm III. war außerdem nicht blos der König, ſondern auch der größte lebende Staatsmann und Feldherr Englands. Und trotzdem konnte er nicht verhindern, daß am Vorabend eines ungeheuren Krieges, eines Krieges um Sein und Nichtſein der nationalen Staaten in Europa das engliſche Parlament die Armee auflöſte.

Es bedarf keines weiteren Beweiſes, mag aber ausdrücklich bemerkt werden, daß der Wechſel der Dynaſtie eine fundamentale Aenderung der brittiſchen Conſtitution enthält. Mochten die alten Formen und Vorſtellungen erhalten bleiben, mochte man noch immer in dem König den Herrn des Landes ſehn, der daſſelbe „nach den Geſetzen“ regierte, mochte man nach wie vor von König, Lords und Commons ſprechen: und wäre kein Buchſtabe an den alten Geſetzen geändert worden — ſieht man auf die Thatſachen, ſo haben im 16. Jahrhundert die Fürſten, im 18. Jahrhundert das Parlament das brittiſche Reich regiert und das wird Niemand die Erhaltung der alten, ſondern die Schaffung einer durchaus neuen Staatsverfaſſung nennen.

Wenn wir nun oben geſehen haben, daß Tories und Whigs keineswegs principiell darin differirten, daß das Weſentliche der Macht dem Parlament und nicht dem Monarchen eignen müſſe und auch zu dieſem Reſultat in dem entſcheidenden Moment einmüthig zuſammengewirkt haben, ſo ſtehen wir vor der ganzen Schwierigkeit der Frage, warum ſich die beiden Parteien denn ein Menſchenalter hindurch bis auf Galgen und Henkerbeil bekämpften, mit einer politiſchen Leidenſchaftlichkeit, Rachſucht und Erbarmungsloſigkeit, die zu Allem, was in unſerem Jahrhundert Deutſchland an politiſchen Verfolgungen erlebt hat, ſich verhält wie das Gemetzel einer Mongolenſchlacht zu einem Krieg zweier civiliſirter Nationen mit gemeinſchaftlichen Sanitätsvorrichtungen unter dem Johanniterkreuz.

Wir wollen die Antwort mit einem Worte geben. Die Frage, welche die Selbstverwaltungs-Aristokratie in zwei feindliche Heerlager zerriß, war die kirchliche. Was die Parteien auch immer zu verschiedenen Zeiten und in ihren verschiedenen Schattirungen erstrebt haben: ihr kirchliches Princip haben sie nie für einen Moment aus den Augen gesetzt. Ihre gemeinschaftliche kirchliche Anschauung hielt trotz der weitesten Gradabstufungen in Strenge und Entschiedenheit, doch auf beiden Seiten die Menge in festgeschlossenen Heerhaufen zusammen.

Wenn die torystische Partei, um die bischöfliche Kirche zu retten, dem Könige auffagte, so zeigte sie damit nothwendig ihre wahre Natur. Als letzter und entscheidender Beweggrund ihrer Politik zeigt sie nicht den Royalismus, sondern den Anglikanismus. Diese Thatsache wird nicht dadurch erschüttert, daß vielleicht die ungeheure Mehrzahl der Parteimitglieder sich bis zum entscheidenden Moment derselben nicht bewußt war, und sehr Viele von ihnen nachträglich für die Rückkehr der vertriebenen Königsfamilie wirkten. Die Selbsterkenntniß ist bei Parteien nicht größer, als bei Individuen. Das natürliche Bündniß der anglikanischen und royalistischen Tendenz war so eng, daß die Partei selber sich sehr wohl darüber täuschen konnte, welche in der That die essentielle, welche die accidentelle sei. Der König war das Haupt der Kirche und die Kirche war immer Vorkämpfer des Königthums gewesen. Wenn auch augenblicklich eine anglikanische Majorität im Unterhause saß, so konnte sich das nicht nur einmal ändern, sondern es war auch offenbar, daß das Parlament selbst durch eine Erweiterung kirchlicher Rechte eher verlor als gewann. Der Souverän aber mußte immer anglikanisch gesinnt sein, denn was die Kirche erwarb, hatte der König gewonnen. Die Gegensympathie dieser gewaltigen Corporation konnte also nur ihrem Haupt dem König und nicht dem Parlamente gelten.

Dennoch war der moderne Tory keineswegs der alte Hof-Anglikaner Karls I. Karl I. und seinen Vorgängern war, wenn nicht bewußt doch thatsächlich, die Kirche das Mittel zur Consolidirung der Monarchie gewesen. Den Tories war der Monarch ein Mittel zur Consolidirung der anglikanischen Kirche. Die alte Kirche war eine Schöpfung der Fürsten gewesen und hatte sich ihrem Willen fügen müssen. Dann war das Fürstenthum überwältigt worden, aber die Kirche hatte sich gehalten und ihrerseits den Fürsten wieder in seine Rechte eingesetzt: sie verlangte also jetzt auch, daß er nach ihrem Sinne regieren solle. Zwischen den alten und neuen Anglikanern lag die Kluft einer Revolution. Die ganze Gesetzgebung des ersten Jahres des langen Parlaments zur Sicherung der ge-

ſetzlichen Freiheit wurde vorſorglich beibehalten. Eben darum hatte die anglikaniſche Partei ſo ungeheuer an Anhang gewonnen, weil man jetzt anglikaniſch ſein konnte, ohne abſolutiſtiſch zu ſein.

Die Schwäche dieſes Standpunktes lag darin, daß er keine Löſung der Armeefrage bot. Die Tories verwarfen deshalb die Aufſtellung einer Armee überhaupt und gingen ſoweit, der Betheiligung Englands an den nationalen Kriegen, an der Bekämpfung Ludwigs XIV. principiell zu widerſprechen. Sie waren ſogar zeitweilig geneigt, den Katholiken als den Bundesgenoſſen ihres Hauptes, des Königs und ſeines Alliirten Ludwigs XIV. die Toleranz zuzugeſtehen, welche ihnen die Whigs verweigerten.

Iſt als die weſentlichſte Eigenſchaft des Torysmus der Anglikanismus zu betrachten, ſo iſt es leicht in den Whigs verjüngte Presbyterianer zu erkennen. Dieſer Satz erliegt jedoch bedeutenden Einſchränkungen. Es iſt zunächſt klar, daß die Whigs diejenige Partei ſind, deren Tendenz die gewaltſame Löſung der conſtitutionellen Frage durchaus entſprach. Sie ſind die Partei, welche die Alleinherrſchaft des Parlaments mit vollem Bewußtſein forderte und anſtrebte und ſchon früh offen den Satz ausſprach, daß derjenige der beſte König ſei, der das wenigſte Recht zur Krone habe. Das iſt ganz die alte Presbyterianer-Partei im langen Parlament, welche Karl I. dadurch zu feſſeln gedachte, daß ſie den Oberbefehl über die Miliz vom König auf das Parlament zu übertragen vorſchlug. Aber es ſind, ſo zu ſagen, die Presbyterianer ohne die presbyterianiſche Kirche. Dieſe war äußerem Angriff und inneren Unmöglichkeiten gegenüber erlegen. Nach der Reſtauration hatte man zuerſt einen Verſuch gemacht die beiden großen Kirchengeſellſchaften, welche die Selbſtverwaltungs-Ariſtokratie in zwei Theile zerriſſen und zu zwei feindlichen Heerhaufen zuſammenfaßten und organiſirten, zu vereinigen und zu einer allgemeinen Staatskirche zu verſchmelzen. Dieſer Verſuch war mißlungen. Schon die eigenthümliche Zähigkeit und Conſervativität, welche einmal beſtehende religiöſe Geſellſchaften von jeher ausgezeichnet hat, machte eine ſo einfache Löſung unmöglich. Weder Anglikaner noch Presbyterianer wollten von den ihnen ehrwürdigen, göttlich angeordneten Cultusformen freiwillig ſo viel aufgeben, um die Gewiſſensbedenken des Uebertritts zu beſchwichtigen. Bei dem ausbrechenden Kampf ſiegte natürlich, getragen von dem Geiſt der Reaction, der mit einer Art von Enthuſiasmus die ganze Bevölkerung nach den Leiden der Revolution ergriffen hatte, der Anglikanismus. 2000 presbyterianiſche Prediger wurden an einem Tage abgeſetzt und aus ihren Gemeinden vertrieben. Zahlreiche Geſetze folgten, um durch den ſtärkſten indirecten Zwang die Abgefallenen zur Staatskirche zurückführen. Die

Diſſenters wurden von allen Staats- und Gemeinde-Aemtern und damit auch von dem mächtigen Einfluß dieſer Aemter auf die Parlamentswahlen ausgeſchloſſen. Ihren Predigern wurde unterſagt ſich auf fünf Meilen überhaupt irgend einer Stadt des Reiches zu nähern und damit die ganze Organiſation geſprengt. Noch im letzten Regierungsjahr der Königin Anna wurde ein Geſetz angenommen (das nicht mehr zur Ausführung kam), wonach Niemand, weder öffentlich noch auch nur privatim unterrichten durfte ohne die Erlaubniß des Diöceſan-Pfarrers. Und dieſer durfte dieſelbe nur ertheilen, wenn der Petent im letzten Jahre das Abendmahl nach anglikaniſchem Ritus genommen hatte.

Es iſt zu bemerken daß der Presbyterianismus durch ſolche Maßregeln nicht nur in große äußere Bedrängniß, ſondern auch in einen inneren Widerſpruch gerieth. Sein Princip war die Staatskirche. Ueber nichts, außer dem Bisthum hatte er in ſtärkeren Ausdrücken ſeinen Abſcheu ausgeſprochen, als über die Toleranz. Jetzt nachdem alle Ausſicht jemals ſelbſt zur Herrſchaft zu gelangen, verloren war, blieb ihm nichts übrig als ſelbſt um Duldung zu bitten.

Durch dieſe Forderung ſtellten ſich die Presbyterianer auf denſelben Boden mit ihren einſtigen Gegnern, den Independenten. Mit allen anderen Secten vereinigt vertheidigten ſie verzweiflungsvoll ihr Daſein gegen die Unificirungstendenzen der Staatskirche. Dennoch gelang es der Letzteren bei ihrer großen Uebermacht allmählich die meiſten Presbyterianer wenigſtens zu einer äußerlichen, ſogenannten gelegentlichen Conformität zu beſtimmen. Da es ſich, wenn man bei den veränderten Verhältniſſen nach der Revolution von der politiſchen Bedeutung des Regiments in der Kirche abſehen zu können glaubte, nur darum handelte, ob man das Abendmahl ſtatt ſitzend, kniend nehmen wolle, ſo ließ in der That der Widerſtand allmählich nach. Ein großer Theil, namentlich der vornehmen Presbyterianer trat äußerlich zur biſchöflichen Kirche über, ohne ſeine kirchlich-politiſche Ueberzeugung deshalb zu ändern. Eine gemäßigte Richtung in dieſer Kirche ſelbſt kam ihnen entgegen und ſo bildete ſich innerhalb der anglikaniſchen Kirche ſelbſt eine oppoſitionelle Schattirung aus, die man mit dem Namen der Niederkirche bezeichnete. In ihr haben wir den Hauptbeſtandtheil der Whigs.

Die Whigs ſind alſo diejenige Fraction der Selbſtverwaltungs-Ariſtokratie, welche, nicht gebunden durch die Idee der anglikaniſchen Staatskirche, als Löſung des conſtitutionellen Problems rückſichtslos die Alleinherrſchaft des ihren Stand repräſentirenden Parlamentes anſtreben. In dieſe Form muß der Gegenſatz gefaßt werden und nicht einfach gegenüber geſtellt werden: Anglikaner und Diſſenters. Die Unzulänglichkeit dieſer

letztern Auffassung zeigt sich, wenn wir dieselbe Probe wie bei den Tories machen und fragen, welches von den verschiedenen Interessen, die die Whigs vertheidigten, haben sie im Falle des Conflicts aufgegeben, welches hat sie zur Hintenansetzung aller anderen bestimmt. Da zeigt sich nun, daß unter Walpole als durch die Berufung des Hauses Hannover die Herrschaft des Parlaments unwiderruflich begründet war, die Whigs auf jede Reform der kirchlichen Zustände verzichteten. Zugehörigkeit zur Staatskirche blieb die Bedingung politischer Rechte und den Secten wurden, indem alle die Beschränkungen, denen der Torysmus sie unterworfen hatte, gesetzlich bestehen blieben, nichts als thatsächliche Duldung gewährt. Bei dieser Mäßigung der Gegner verstummte die anglikanische Opposition allmählich um so mehr, als die Whigs die lange Zeit ihrer Herrschaft zur Ernennung liberal gesinnter Bischöfe benutzten, welche es sich angelegen sein ließen, die Streitlust des eifrigen niederen Clerus zu dämpfen.

Beim Falle Walpoles erhob sich die Opposition mit dem Feldgeschrei, beide Parteien müßten bei der Regierung betheiligt sein. Unter der Herrschaft der Pelhams kam es so weit, daß die Opposition zu existiren aufhörte. Das war unter der Regierung jenes Georg II., der es für seine Pflicht ansah, sich dem Willen des Parlaments zu fügen. Die alten Gegensätze sind ausgeglichen, der Kampf ist zu Ende und die ehemaligen Gegner haben gelernt auf einem gemeinschaftlichen Boden friedlich zusammenzuwirken. Es ist der Mühe werth in dem neuen Körper, nachdem Alles Disharmonische ausgestoßen, Alles Bleibende sich gesetzt und beruhigt hat, die Elemente seiner Zusammensetzung zu unterscheiden. Der Tory-Partei verdankt die englische Constitution die grundlegende umfassende Institution der Kirche. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ohne diesen eisernen Reifen die Secten den schwachen Staat, der mit seinem wenigen Truppen Mühe hatte Irland und Schottland im Zaume zu halten, immer und immer wieder gesprengt und in die eben überwundenen Revolutionsleiden würden zurückgeworfen haben. Die Secten jener Zeit sind eben nicht unschuldige, religiöse Vereine, wie wir sie uns heute vorstellen, sondern politische Organisationen im größten Maßstabe, denen der religiöse Charakter eine unendliche Energie und Lebenskraft verleiht. Was die Tories nicht hatten durchsetzen können, war die Erhaltung der legitimen Monarchie. Aber sie hatten nicht nur die Errichtung einer Republik verhindert, sondern auch dafür Sorge getragen, daß durch Berufung des nächstberechtigten Erben wenigstens ein ganz analoges Verhältniß an die Stelle des alten Fürstenthums trat.

Die Whigs sind die eigentlichen Schöpfer des parlamentarischen Staates. Aber ihren kirchlichen Gedanken hatten sie aufgeben müssen. Die Gründung einer eigenen parlamentarischen Staatskirche, der presbyterianischen, war gleich im Anfang mißlungen. Indem sie darauf den independentischen Gedanken der Toleranz aufnahmen und auf diese Weise die populären Sympathieen gewannen, hatten sie die Herstellung einer absolut exclusiven Staatskirche verhindert. Aber sie hatten doch ihrer Schöpfung Sicherheit und Dauer nur verleihen können, indem sie auf die politische Gleichstellung der Secten mit der bischöflichen Kirche Verzicht leisteten.

Thomas Babington Macaulay.

Ziemlich ſpät, ſiebzehn Jahre nach Macaulay's Tode, iſt, im Mai d. J., eine Biographie des großen Eſſayiſten, Parlamentsredners und Geſchichtſchreibers erſchienen*). Daß eine deutſche Buchhandlung ſeine Popularität in unſrem Lande ſo hoch anſchlagen ſollte, um eine Ueberſetzung der vier Bände zu veranſtalten, darf bezweifelt werden; zwar vor 1848 und in den ſtillen fünfziger Jahren hat man die gedankenvollen und bilderreichen, bald mit der Gewalt zornigſter Invectiven wider die Gegner anſtürmenden, bald vermittelſt einer ebenſo einfachen wie ſiegreichen Logik überzeugenden, bald in pathetiſchem Schwunge vibrirenden Reden Macaulay's bei uns eifrig genug geleſen, und es giebt eine, 1854 bei Weigel in Leipzig erſchienene deutſche Uebertragung derſelben; auch von den Eſſays für die Edinburgh Review, deren erſte die Aufmerkſamkeit Englands auf das auftretende junge Talent lenkten und deren Erſcheinen dann zwanzig Jahre lang zu den literariſchen Ereigniſſen der Inſel gehörte, ſind manche in Deutſchland in weiteren Kreiſen bekannt geworden**); endlich die „Geſchichte Englands ſeit dem Regierungsantritt Jacob's II." zählt bei uns zu den verbreitetſten hiſtoriſchen Werken, nur wenige geſchichtliche Schriften aus deutſcher Feder dürften mit ihr ſelbſt in Deutſchland an Beliebtheit wetteifern können. Aber wenn die Biographie Macaulay's eingeſtehen muß, daß ſogar in England „der Ruhm, welchen er für ſeine guten Leiſtungen verdiente, überſchattet ward durch den ſeiner beſten", ſo iſt es ſehr natürlich, daß in der Fremde das Verhältniß ſich ähnlich geſtaltet hat, daß man in Deutſchland, wenn der Name Macaulay genannt wird, faſt ausſchließlich an das berühmte Geſchichtswerk denkt; iſt doch das Intereſſe für die politiſchen Männer des Auslandes bei uns erheblich geſunken,

*) The life and letters of Lord Macaulay. By his nephew George Otto Trevelyan, M. P. 4 vols.

**) Mit verſtimmender Wirkung der über Friedrich den Großen, welcher bewies, daß der Verfaſſer wenigſtens zur Zeit der Veröffentlichung des Aufſatzes den Schlüſſel zum Verſtändniß Friedrich's und ſeiner Politik noch nicht beſaß.

seit es für die Nation der Mühe werth geworden, sich um die Einzelheiten der eigenen Politik zu kümmern. So wird wohl die „Tauchnitz edition“ für die Verbreitung des Trevelyan'schen Werkes in Deutschland allein Sorge tragen müssen. In literarischer Hinsicht dürfte es auch kaum als ein Verlust zu betrachten sein, wenn keine Uebersetzung erfolgt. Ist die vorliegende Macaulay-Biographie auch keine so ungeheuerliche Versündigung gegen den guten Geschmack, wie die sechs Bände voll ungesichteten Briefschaften-Wustes, welche John Forster der Welt als eine Lebensbeschreibung seines Freundes Dickens zugemuthet, so hätte doch auch Herr Trevelyan hinsichtlich künstlerischer Verarbeitung seines Materials noch viel thun können ohne an das Ideal einer Biographie hinanzureichen. Wir empfangen aus seinem Werke keineswegs, was man von der Lebensbeschreibung eines bedeutenden Mannes zu verlangen berechtigt ist: ein prägnantes Bild der Epoche, deren Zeitgenosse der Held war, eine Schilderung des Einflusses, welchen er auf die Gestaltung derselben geübt, und einen überzeugenden Nachweis der inneren Entwickelung, die er auf diesem Hintergrunde vom Knaben bis zum Greise durchgemacht. Herr Trevelyan bietet statt einer solchen Arbeit lediglich eine chronologisch geordnete Sammlung von Familien-Erinnerungen und eine, wie anzuerkennen ist, mit weiser Beschränkung getroffene Auswahl aus dem reichen Schatze der hinterlassenen Tagebücher und der Correspondenz seines berühmten Oheims. Für einen Leser, welcher anderweitig näher mit der Geschichte Englands in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und mit dem schriftstellerischen und politischen Wirken Macaulay's vertraut geworden, ist dieses Material allerdings in hohem Grade interessant; nicht nur, daß es uns vielfach Blicke hinter die Coulissen der Amtszimmer von Downing-street und der Sitzungssäle von Westminster, in die Redactionsgeheimnisse der mächtigsten Presse der Welt und in die Werkstatt des Historikers thun läßt; es liefert auch die Linien und Farben zum Portrait — wieso nicht das Portrait selbst, sagten wir bereits — einer politisch-literarischen Figur, wie sie characteristischer für das englische Leben in der Zeit zwischen dem Wiener Congreß und dem Krimkriege kaum zu finden ist. Es ist die Periode, in der die Aristokratie von der Whig-Partei im Bunde mit dem liberalen Bürgerthum den Versuch unternahm, die politischen Institutionen Altenglands nach den Bedürfnissen einer veränderten Welt zu reformiren, ohne doch das eigenste Wesen jener zu verändern; ob dies gelungen oder nicht vielmehr damit ein Weg eingeschlagen worden, auf welchem man nothwendig zu continentalen Verfassungsformen der einen oder der der andern Art gelangen muß, das ist eine Frage, welche diesseit und jenseit des Canals eifrig discutirt wird; wie die Ereignisse der Zukunft diesen Streit aber auch entscheiden mögen,

immer wird ein ganz beſonderes Intereſſe an der Uebergangszeit haften, welche noch einmal gewiſſe eigenthümliche Vorzüge der ariſtokratiſchen Regierungsform beſonders hell hervortreten läßt, während der Blick des Betrachters von den ihr ebenfalls eigenthümlichen Mängeln und Mißbräuchen wenig verletzt wird, weil man überall zur Abſtellung derſelben Hand anlegen ſieht.

Erinnern wir uns der Lage der öffentlichen Angelegenheiten Englands in dem Moment, als, gegen das Ende der zwanziger Jahre, Macaulay zuerſt vor dem britiſchen Publikum erſchien. Das Syſtem des Stillſtands und der Unterdrückung im Innern, welches Pitt und ſeine Nachfolger während des Kampfes gegen Napoleon für unerläßlich gehalten und das die Caſtlereagh und Eldon auch nach 1815 zum Beſten der herrſchenden Tory-Partei weiter zu friſten verſucht hatten, war allgemach zuſammengebrochen und aufgegeben worden. In der auswärtigen Politik hatte Canning die Abwendung von dem Syſtem der heiligen Allianz bewirkt; die Gleichſtellung der Katholiken war ſo unausweichlich geworden, daß Peel ſelbſt, ihr erbitterter Bekämpfer, ſie vollziehen mußte; die erſten Anfänge ökonomiſcher Reform waren von Huskiſſon durchgeſetzt worden. Aber nach wie vor herrſchte der grundſätzliche Conſervatismus im Parlament und in der Regierung; einer Erneuerung der Grundeinrichtungen des Staates im Sinne der Mitbetheiligung des Bürgerthums an der Vertretung und Verwaltung ſtemmte ſich die Mehrheit der im Beſitz befindlichen Klaſſe mit aller Macht entgegen, in ihrer Mitte mahnte nur ein kleiner Kreis ariſtokratiſcher Männer daran, daß ja Pitt ſelbſt, auf deſſen Namen man im ganzen Lande Antireformclubs gründete, die Parlamentsreform bereits vor vierzig Jahren beabſichtigte, als der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ihn zu der bekannten, vollſtändigen Schwenkung nach der Toryſeite hin veranlaßte: Lord Grey, Lord Lansdowne, Lord Durham, Lord John Ruſſel, dieſer heute wohl der einzige noch Ueberlebende aus dem damaligen leitenden Kreiſe der Reformer. So ſtand es, als die Edinburgh Review, damals die publiciſtiſche Standarte des engliſchen Liberalismus, raſch nach einander eine Anzahl längerer Aufſätze eines in weiteren Kreiſen unbekannten jungen Autors, Thomas Babington Macaulay, veröffentlichte; Dryden, Milton, Macchiavelli, die Nützlichkeitsfanatiker vom Schlage des älteren Mill, Hallam's damals eben erſchienene Verfaſſungsgeſchichte waren die Themata. Reiches Wiſſen, ein glänzender Styl, Energie des politiſchen Urtheils zeichneten die Eſſays ſelbſt unter den Artikeln der damals angeſehenſten Revue Englands, zu deren Mitarbeitern zu gehören eine Ehre war, aus. Indeß — was hätten ſolche ſchriftſtelleriſch-politiſche Leiſtungen ihrem Autor in einem *andern* Lande an Förderung auf der Lebensbahn eingetragen? In

Deutschland, falls der Verfasser die erforderliche Gefügigkeit besessen hätte, eine Beschäftigung als Hilfsarbeiter im Ministerium behufs Versorgung des Chefs mit „Gedanken" für die Kammer-Debatte; und falls er dafür einen zu steifen Nacken gehabt hätte, vielleicht nach jahrzehntelanger Zeitungsarbeit ein parlamentarisches Mandat, welches seinem Inhaber die Berechtigung ertheilt, einige Monate im Jahre mangelhafte Gesetzentwürfe der Minister zu corrigiren und dann sich bis zur nächsten Session an dem Gefühl der Pflichterfüllung gegen Staat und Volk zu erfreuen. Oder in Nordamerika? Da wäre der junge Macaulay wahrscheinlich überhaupt nicht beachtet worden: das Volk einer demokratischen Republik giebt nichts auf künstlerisch ausgearbeitete Aufsätze in Monatsschriften. Wozu diese Conjecturen fortsetzen — so viel steht fest, daß nur in England an ein öffentliches Hervortreten wie das Macaulay's sich eine Laufbahn wie die seinige knüpfen konnte. Welche Mängel auch der Herrschaft einer Aristokratie nothwendig anhaften mögen, einen inneren Vorzug hat sie vor anderen Staatsformen: sie ist, schon der Selbsterhaltung wegen, darauf angewiesen und sie ist auch meistens bemüht, alle politischen Talente des Landes an sich zu ziehen, sie an den Arbeiten, den Ehren und Vortheilen der Regierung Theil nehmen zu lassen, wo möglich die auftauchenden Capacitäten aus anderen Lebenskreisen in die eigenen aristokratischen Reihen einzufügen; so wird die verfassungsmäßige Herrschaft einer wirklichen Aristokratie — von der eines Junkerthums ist nicht die Rede — meistens die Herrschaft der besten Köpfe des Landes sein, wenngleich unter der Bedingung, daß von den „Brodten und Fischen" der Aemter auch eine Anzahl weniger erleuchteter Genossen der regierenden Klasse etwas erhalten. Ein selbstbewußtes, eigene Kraft besitzendes Königthum fühlt nicht, wie eine die Regierung führende Nobility, beständig den Antrieb, seine Berechtigung zur Herrschaft nachzuweisen, es glaubt deßhalb eher die Parteigängerschaft des Talentes entbehren zu können; und in der Demokratie ist das letztere, wenn es nicht demagogisch auftritt, gewöhnlich von vornherein unbeliebter aristokratischer Neigungen verdächtig. Welche Carrière das Talent unter den Auspicien einer regierenden Aristokratie zu machen vermag, dafür ist der gegenwärtige englische Premierminister ein classischer Zeuge. Diejenige Macaulay's aber gestaltete sich wie folgt. Er war, als er seine ersten Arbeiten in der Edinburgh Review erscheinen ließ, Barrister, doch nur dem Namen nach, ohne sich um eine Advokaten-Praxis zu bemühen; er stand in der Mitte der zwanziger Jahre. Alsbald ward ihm, der sich juristisch zu bewähren noch gar nicht versucht hatte, ein mit geringen Geschäften verbundenes Amt im Bankerottgerichtshofe übertragen, das ihn an seiner literarischen Thätigkeit nicht hinderte, dem gänzlich Vermögenslosen aber

ein ausreichendes Einkommen sicherte. Ein paar Jahre darauf hat Macaulay selbst im Unterhause für die Abschaffung dieser Sinecure gestimmt, welche ihm eine Zeitlang in Muße zu arbeiten gestattete, nachdem sie vorher wahrscheinlich sehr häufig zur Versorgung irgend eines bornirten „jüngeren Sohnes" gedient — gerade wie ihm beschieden war, bei Gelegenheit der Reformbill für die Beseitigung des Wahlrechts desselben „verrotteten Fleckens" zu votiren, als dessen Repräsentant er zuerst das Parlament betrat. Denn ein Sitz im Unterhause war die zweite, der ersten sehr bald gefolgte Frucht einiger Aufsätze in der leitenden Monatsschrift: er hatte eines Tages von einem der liberalen Aristokraten, Lord Lansdowne einen Brief des Inhalts empfangen: einige der Essays hätten ihn, den Lord, besonders interessirt und er wünsche der Mittelsmann zu sein, welcher ihren Autor in das öffentliche Leben einführe; ob der letztere als Candidat für den erledigten Unterhaussitz von Calne auftreten wolle — eben des erwähnten rotton borough, dessen Besitzer Lord Lansdowne war. Man schrieb 1830; die Whigs standen am Vorabend ihres großen Kampfes für die Parlamentsreform, welche der Ausgangspunkt so umfassender Veränderungen im gesammten Umkreis der Staatseinrichtungen werden sollte, sie brauchten und sie sicherten sich durch das Mittel, welches die meisten großen Staatsmänner vor der ersten Reformbill in's Parlament gebracht hat, durch einen rotten borugh die Verstärkung ihrer Reihen um ein Talent wie das Macaulay's. Er war 30 Jahre alt, als er seine ersten Reden hielt, die sofort den Ruf des Debaters ebenso fest begründeten, wie es der des Schriftstellers bereits war. Mit 32 Jahren wird er, als Commissioner und bald nachher als Secretär des mit den indischen Angelegenheiten betrauten board of control Mitglied der Regierung, vorläufig noch ohne dem „Cabinet" selbst anzugehören; mit 34 Jahren ist er zum Mitglied des Regierungsrathes von Indien mit einem Gehalte von 10,000 Pfnd. Sterling ernannt und segelt nach Calcutta, wo der Journalist von ehegestern an der Regierung von 100 Millionen durch eine Behörde von fünf Männern als einer dieser Fünf Theil zu nehmen hat; mit 38 Jahren kehrt er zurück, er hat die größere Hälfte seines Gehalts gespart, und so ist der vor wenigen Jahren auf die Honorarsendungen aus Edinburgh Angewiesene ein für das Leben unabhängiger, nach Maßgabe seiner mäßigen Gelehrten-Bedürfnisse ein wohlhabender Mann. Er tritt wieder in's Unterhaus und ist mit 39 Jahren Mitglied des Cabinets, Kriegsminister — ein englischer Kriegsminister braucht ja kein Soldat zu sein, so wenig wie der erste Lord der Admiralität sich auf Compaß und Log zu verstehen braucht. Was dann ferner folgt: Austritt aus dem Ministerium und Wiedereintritt in dasselbe, die Fülle der gesellschaftlichen

Ehren, die Erhebung zum Peer, zum „Lord" Macaulay als Anerkennung des Landes für das Nationalwerk der „Geschichte Englands seit dem Regierungsantritt Jacob's II.", endlich das Grab in dem erhabensten Mausoleum der Welt, in der Westminster Abtei — ist gewissermaßen selbstverständliche Weiterentwickelung; das nach continentalen Begriffen Außerordentliche liegt wesentlich in der nur neun Jahre umfassenden Laufbahn, welche den unbekannten Mitarbeiter der Edinburgh Review in die vorderste Reihe des Unterhauses, in das Regierungsgebäude zu Calcutta und auf den Ministersessel führt.

In der Familie, als deren Sprößling Thomas Babington Macaulay am 25. October 1800 zu Rothley Temple geboren wurde, war das geistliche Amt gewissermaßen traditionell, doch war der Vater des späteren Lord Macaulay in dieser Hinsicht aus der Art geschlagen: er war Kaufmann geworden. Dieser Beruf füllte indeß Zacharias Macaulay keineswegs aus, und nicht seinen Leistungen oder Erfolgen im Comtoir ist es zuzuschreiben, daß in der Westminster-Abtei, in welcher der Sohn ruht, auch eine Büste des Vaters steht: Zacharias Macaulay war der eifrigste Genosse von Wilberforce in dem schließlich mit Erfolg gekrönten Kampfe dieses Humanitäts-Apostels gegen den Sklavenhandel und die Sclaverei in den britischen Colonien. Zum Unglück für sich und die Seinigen ging Z. Macaulay in dem Bemühen für die Negersclaven so vollständig auf, daß er dadurch selbst ein Sclave der gemeinen Noth des Lebens ward: sein Geschäft verfiel, und während Thomas sich, als er die Universität Cambridge bezog, für den Sohn eines reichen Mannes hatte halten dürfen, der sich einst völlig, ohne zum Erwerben genöthigt zu sein, der Politik würde widmen können, mußte ein paar Jahre später das Honorar der Edinburgh Review und das erste Staatsgehalt Macaulay's mit dazu dienen, väterliche Schulden zu bezahlen. Nach den Mittheilungen Trevelyan's zu schließen, ist das Verhältniß zwischen Vater und Sohn wohl niemals ein herzliches gewesen. Der Erstere hat offenbar etwas von der Strenge und Weltfeindlichkeit des frommen Fanatikers gehabt; zwar, die Wahrheit zu gestehen, der Sohn entwickelte frühzeitig Eigenschaften, welche einen Vater zum Niederhalten allzu üppiger Entfaltung derselben wohl veranlassen durften: er hatte früh ein starkes Bewußtsein seiner außerordentlichen Befähigung, er war eher vorschnell als zurückhaltend mit seinem Urtheil, er scheint von Achtung vor Autoritäten wenig besessen zu haben, er sprach viel und laut, stritt heftig und war im Eifer der Debatte nicht sparsam mit verletzenden Ausfällen; rechnet man dazu, daß seine äußere Erscheinung — er war klein und stark — kaum anmuthig zu nennen war und in der Jugend sich meistens im Punkte der Kleidung etwas vernachlässigt prä-

ſentirte, ſo glaubt man gern, daß einem ſtrengen Beobachter einiger Einfluß der Grazien auf den werdenden Staatsmann wünſchenswerth erſcheinen konnte. Nur daß Zacharias Macaulay offenbar zum Vermittler gerade ſolchen Einfluſſes nicht geeignet war. Er ſah wohl die Mängel, aber er verſtand ſich ſchlecht auf die Mittel der Abhilfe; ſeine Moralpredigten und bitteren Bemerkungen brachten weiter nichts zu wege, als daß das Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn ein kühles wurde. Wie konnte es auch anders ſein! Zacharias Macaulay war ein Mann, der ſich tief unglücklich darüber fühlte, daß der Sohn, welcher ſein Lebenlang gern Verſe gemacht hat, mit 23 Jahren in einem wenig verbreiteten Journal eine ſichere „Roſamunde" anfang und ſich dabei zu der entſetzlichen Frivolität verſtieg, drucken zu laſſen:

„Wie konnt' ich ſpielen ſtundenlang mit deinen Locken, wie
Mit deinen Händen tändeln in berauſchter Phantaſie,
Und miſchen mit verſtohl'nem Wort den Seufzer und den Kuß,
Und, in dein Aug verſunken tief, den ſeligſten Genuß!"

So hat Thomas Macaulay denn die erwähnten Eigenſchaften, welche dem Vater an dem Schüler und am Studenten von Trinity College zu Cambridge ſo ſehr mißfielen, mit in ſein ſpäteres Leben genommen, und erſt in dieſem ſchliffen ſie ſich allmählich ab: der politiſche Verkehr mit den Größen des Unterhauſes, der geſellſchaftliche, in welchen der in ſo jungen Jahren bereits gefeierte Schriftſteller und Redner raſch mit dem geſammten whigiſtiſchen Lager der Ariſtokratie gelangte, gewöhnte ihn allmälig an einige Zurückhaltung und an die ſtrengere Beachtung der ſocialen Formen. Ganz verſchwanden die früh hervorgetretenen Grundzüge des Temperaments aber niemals; auch als er bereits Miniſter war, konnte Macaulay's Rede im Unterhauſe in ſchärfſter perſönlicher Invective daherſtürmen; Sir Robert Peel z. B. iſt von ihm noch kurz vor dem Ende der parlamentariſchen Laufbahn beider Staatsmänner mit den heftigſten Angriffen überſchüttet worden, die kaum weniger verletzend waren, als ein berüchtigtes Dictum Disraeli's über Peel: „das iſt der Mann, welcher die eine Partei betrügt und die andere plündert". Für das Temperament Macaulay's iſt es characteriſtiſch, daß er dem bedeutendſten Politiker Englands im 19. Jahrhundert lange nicht gerecht werden konnte: der polemiſche Zug ſeiner Natur nahm faſt unüberwindlichen Anſtoß an dem Geſinnungswechſel, deſſen es zweimal bedurfte, damit der Tory Peel die Katholikenemancipation und die Abſchaffung der Kornzölle durchſetzte. Erſt kurz vor dem tragiſchen Ende Sir Robert's — durch einen unglücklichen Sturz vom Pferd im Juli 1850 — hatten die Beiden einander in perſönlichem Verkehr verſtehen gelernt, und in Macaulay's Tagebuch iſt das

Ende des gegnerischen Staatsmannes mit Worten warmer Theilnahme verzeichnet. Aber solche Milde war, wie gesagt, erst das Resultat späterer Tage, ihre ersten Spuren zeigen sich nicht früher, als um das vierzigste Lebensjahr, während aus der älteren Zeit in dem Trevelyan'schen Werke mannichfache Züge schlagfertiger Rücksichtslosigkeit, zum Theil ergötzlicher Art, berichtet werden. Als Macaulay als junger Barrister an einer der gerichtlichen Rundreisen Theil nahm, bemerkte eines Abends ein bejahrter College, daß der Erstere im Gasthause zu Leeds sich mit einem Lichte in der Hand und einem Buche unterm Arm nach seinem Schlafzimmer begab, und warnte ihn vor der Feuersgefahr, welche mit spätem Lesen im Bett verknüpft sei, worauf Macaulay — im schnellsten Tempo, berichtet der Biograph — erwiederte: „Ich lese zu Hause stets im Bett, und wenn ich mich nicht fürchte, Vatermord, Muttermord und Brudermord zu begehen, so kann man kaum von mir erwarten, daß ich besondere Rücksicht auf das Leben der Hausirer von Leeds nehmen werde". Mit der Gleichgiltigkeit gegen den eventuellen Flammentod seiner ganzen Familie war es übrigens nicht so arg; Macaulay, der als Junggeselle starb, ist, trotz der mancherlei Differenzen zwischen ihm und seinem Vater, ein pflichtgetreuer Sohn und ein überaus zärtlicher Bruder gewesen; namentlich eine Lieblingsschwester, die spätere Lady Trevelyan, und deren Kinder waren bis an sein Ende der Gegenstand seiner zärtlichsten Fürsorge. Neben diesen füllten in späteren Jahren sein Herz einige wenige Freunde und — die Erinnerung an Trinity College aus.

Mit der Pietät, welche der in Oxford oder Cambridge erzogene Engländer sein Lebenlang der Hochschule bewahrt, ist die Erinnerung des Deutschen an die Universitätsjahre nicht zu vergleichen, wie das altenglische und das deutsche „akademische Bürgerthum" überhaupt grundverschieden sind. In unseren Tagen hat freilich das practische Bedürfniß der gewerbtreibenden Klassen und der „philosophische Radicalismus" von John Stuart Mill und Genossen auch in England Hochschulen in's Leben gerufen, welche nach continentaler Art die unmittelbare Vorbereitung der Studenten für einen Lebensberuf bezwecken; aber die beiden alten Landesuniversitäten sind unberührt von dieser Wandlung geblieben, wie ja auf fast allen Gebieten Alt- und Jung-England gegenwärtig als ziemlich unvermittelte Gegensätze neben einander hergehen. Wer heute durch die „hohe Straße" von Oxford schlendert, bald rechts, bald links in die stillen Höfe der Colleges mit ihren Kapellen und Kreuzgängen blickend, zwischen denen die convictmäßig zusammenlebenden Lehrer und Studenten in ihrer alterthümlichen Klostertracht hin und wieder gehen, der kann sich, ohne durch den geringsten Anachronismus gestört zu werden, um zwei Jahr-

hunderte zurückverſetzt glauben; und wie in den Aeußerlichkeiten, ſo hat ſich in den Einrichtungen und der Lehrmethode kaum etwas Erhebliches geändert. Vor Allem: etwa von der Theologie abgeſehen, die den ganzen Unterricht unbillig beherrſcht, wird hier kein Brodſtudium getrieben; nach Abſchluß der Univerſitätsjahre mag der künftige Arzt, der künftige Juriſt in weiterer, praktiſcher Schulung ſeine Berufsausbildung ſuchen, Oxford und Cambridge geben nur eine allgemeine, humaniſtiſche Bildung mit ſtarker Bevorzugung des philologiſchen Elements. Es iſt wohl einleuchtend, daß in einer begabten Jünglingsſeele das nur allgemeinen Studien und der Freundſchaft mit Alters- und Strebensgenoſſen gewidmete Leben in der Weltabgeſchiedenheit eines alterthümlichen College einen erheblich anderen Eindruck zurückläßt, als die dreijährige, unmittelbare Vorbereitung auf einen Beruf inmitten des großſtädtiſchen Treibens von Berlin, Leipzig oder München. In Oxford und Cambridge iſt nicht das Zeugniß der Reife für den Eintritt in eine Berufslaufbahn das Ziel des Strebens, ſondern als ſolches winkt einer der Preiſe, welche für vorzügliche Leiſtungen ertheilt werden, von der bloßen Medaille bis zu der überaus werthvollen Fellowſhip, einem bedeutenden Stipendium für eine Reihe von Jahren nach dem Abgang von der Univerſität. Macaulay errang ein ſolches, das 300 Pfnd. Sterl. jährlich eintrug, in Trinity College zu Cambridge, und eine Zeitlang, als er eben im Unterhauſe ſeinen Ruf begründete, der parlamentariſchen Arbeiten wegen wenig durch ſeine Feder erwerben konnte und die Sinecure am Bankerottgerichtshofe aufgehoben war, hat der angehende Mitführer des mächtigſten Parlaments der Welt hauptſächlich von dieſem Stipendium gelebt. Das iſt ſo einer der Belege dafür, wie manche theoretiſch kaum zu rechtfertigende, von den Fanatikern regelrechter Gleichmacherei als veraltete, nichtsnutzige Mißbräuche denuncirte Einrichtungen der Vergangenheit doch auch in einer practiſch reglementirten Gegenwart heilſam zu wirken vermögen. Gewiß könnte man, wenn die reichen Stiftungen von Oxford und Cambridge zuſammengeworfen und zur Dotirung einer Anzahl Univerſitäten und polytechniſcher Schulen nach continentalem Vorbild verwendet würden, damit Reſultate erzielen, welche ſich in einer ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellung ſehr reſpectabel ausnehmen würden; und gewiß wird mit den Stipendien der Fellowſhips mancher Mißbrauch getrieben. Aber wer kann ermeſſen, welcher Gewinn der engliſchen Cultur und damit derjenigen der Welt aus dem Umſtande erwachſen iſt und erwächſt, daß Jahr aus Jahr ein eine Anzahl beſonders begabter junger Männer das der Wiſſenſchaft ohne unmittelbaren Ausblick auf einen practiſchen Zweck gewidmete Leben der Univerſitätszeit noch eine Reihe von Jahren fortzuſetzen vermögen? In den von Trevelyan

mitgetheilten Briefen und Tagebuchauszügen tritt dem Leſer beſtändig entgegen, wie feſt und tief das ganze geiſtige Sein Macaulay's bis an's Ende in der ſpecifiſch altengliſchen Univerſitätsbildung wurzelt; und lieſt man mit der Abſicht, den ſpringenden Punkt im Weſen des Mannes zu erfaſſen, das Geheimniß des außerordentlichen Eindruckes ſeiner Parlamentsreden und politiſchen Schriften zu entdecken, ſo kommt man zu dem Reſultat: ſeine Bedeutung beruhte darin, daß er, von Hauſe aus ein politiſches Talent, ein eminenter Gelehrter, aber nach keiner Richtung hin ein Fachgelehrter ward — mit anderen Worten: die Bildung von Oxford und Cambridge erhalten hatte. Eine Beleſenheit in den Griechen und Römern, wie ſie das Mitglied des supreme council of India ſich namentlich in den vielen Mußeſtunden von Calcutta erwarb, beſitzen — man leſe den Beweis in den Notizen bei Trevelyan nach — wahrſcheinlich nur ſehr vereinzelte Profeſſoren der Philologie in Deutſchland; auf ſein juriſtiſches Wiſſen hat Macaulay ſich niemals etwas zu gute gethan, aber er vermochte hervorragenden Antheil an der Abfaſſung des erſten Strafgeſetzbuches für Indien zu nehmen; und wie die Geſchichte der Welt, insbeſondere die ſeines Vaterlandes ſeinem Geiſte zu eigen geworden war, deſſen ſind ſeine Schriften und ſeine Reden die beſten Zeugen. Als Fachgelehrter der Philologie, der Jurisprudenz, der Hiſtorie aber wäre er ſchwerlich — dürfen wir es nicht gerade auf Grund von deutſchen Erfahrungen ausſprechen? — zugleich ein Politiker von großem ſtaatsmänniſchen Blick, ein klaſſiſcher Volksſchriftſteller ſeiner Nation im höchſten Sinne des Wortes geworden; daß zu der ſpeciellen Anlage die nicht fachmäßig ſpecielle Bildung der altengliſchen Univerſität hinzutrat, dies hat den Mann gemacht, wie er in ſeinen Leiſtungen und in den Urkunden ſeines Lebens vor uns ſteht. Wenn aus ſolcher Erkenntniß kaum irgend welche Schlüſſe für unſere, ſo durchweg anders gearteten Verhältniſſe zu ziehen ſind, ſo ergiebt ſich daraus doch ein Anhalt zur gerechten Würdigung des Widerſtandes, welchen in England die beſten Kenner des Characters und der Geſchichte der Nation den Tendenzen der Stuart Mill'ſchen Schule entgegenſetzen. Wir werden ſehen, wie Macaulay ſelbſt, beinahe friſch von Cambridge und faſt nur inſtinctiv die Gefahr erkennend, ſ. Z. die Vorläufer der heutigen philoſophiſchen Radicalen arg geſchüttelt und gezauſt hat. Trinity College, wie geſagt, blieb, auch als er auf der Höhe des Einfluſſes und des Ruhmes ſtand, der Ort ſeiner Sehnſucht; ſchon als Einunddreißigjähriger, als die „Geſellſchaft" eben begann, ſich für ihn zu intereſſiren und er einmal als bemerkenswerth ſcherzweiſe notirte: „heute mit Niemand von höherem Range, als dem eines Baronets geredet", ſprach er eine Erkenntniß, welche jedem ernſthaften Menſchen früher oder ſpäter kommt, mit den Worten

aus: „der große Nutzen vom Besuch dieser schönen Orte (der Häuser der in der Gesellschaft den Ton angebenden Elemente nämlich) ist, zu lernen, wie glücklich man ohne sie sein kann"; aber ein gelegentlicher Aufenthalt in Cambridge war ein Glück, das er bis zuletzt nicht entbehren mochte.

Zu mancherlei alterthümlichen Traditionen, welche das Erziehungssystem der beiden altenglischen Hochschulen beibehalten hat, gehört auch der übertriebene Werth, der auf den Erwerb der Geschicklichkeit, englische, lateinische und griechische Verse zu machen, gelegt wird. Ohne Zweifel diesem Bestandtheile der Unterrichtsmethode von Cambridge verdankt die englische Literatur ein Macaulay'sches Buch, das in Deutschland wohl so gut wie unbekannt ist und sich unter den sonstigen Schriften des Mannes seltsam genug ausnimmt. Daß er Zeit seines Lebens Verse zu schmieden liebte, wurde bereits erwähnt; seine Briefe an die Schwestern namentlich sind voll von ergötzlichen Zeugnissen dieser Neigung; einmal z. B. berichtet er aus dem Unterhause in Knittelversen über den Stand der Parteien. Auch in ernsten Momenten des eigenen Lebensganges scheint ihm, selbst in späteren Jahren, die Muse eine tröstende und erhebende Freundin gewesen zu sein: aus seinen Papieren wird uns von dem Biographen ein längeres, etwas pathetisches Gedicht mitgetheilt, das er niederschrieb, nachdem er 1847 bei Neuwahlen, nach einem Kampfe, der ihm mancherlei Widerwärtigkeiten und Demüthigungen gebracht hatte, in Edinburgh unterlegen war. Indeß das Alles waren nur private Federübungen; der Oeffentlichkeit jedoch übergab er einen Band Poesien unter dem Titel Lays of ancient Rome, der in England, wo solche Productionen hervorragender Staatsmänner keine Seltenheit sind, nicht ohne Beifall geblieben zu sein scheint, uns aber wie ein arger Anachronismus anmuthet. Nach einer, u. A. von Niebuhr vertretenen Meinung ist das, was in unseren Schulen als Geschichte der Anfänge des römischen Staates gelehrt wird, verworrener Nachklang verloren gegangener Volksballaden aus der Urzeit Roms. Ein paar dieser supponirten Dichtungen nur, die Geschichten von Horatius Cocles, der Virginia ꝛc. enthaltend, hat Macaulay, unter eifrigem Bemühen, den Ton der Zeit und die Localfarbe beizubehalten, gewissermaßen wiederherzustellen versucht, und nach seinen Briefen zu urtheilen, ist er auf diese sonderbaren Versificationen stolzer gewesen, als auf manchen seiner vollendetsten Essays. In dieser wunderlichen Welt hat eben Jeder seine eigene Wunderlichkeit.

Der erste Macaulay'sche Essay in der Edinburgh Review — über Milton — erschien 1825; im Verlauf von zwei Decennien folgten dann, in kürzeren und längeren Zwischenräumen, etwa 25 andere, es ist also mehr als ein Menschenalter vergangen, seit der größte Theil dieser Aufsätze, denen ihr Verfasser ursprünglich durchaus nur einen ephemeren

Werth beimaß und die gesammelt herauszugeben er sich lange weigerte, zuerst vor dem englischen Lesepublikum erschienen; bis auf diesen Tag aber werden in England im Jahresdurchschnitt 6000 Exemplare der Essays verkauft, seit der ersten Buchausgabe sind viele Hunderttausende von Abzügen in die Hände der Nation übergegangen. Es mag eine kleine Uebertreibung sein, wenn Trevelyan bemerkt, daß die Nachfrage nach diesen, vor 30—40 Jahren erschienenen Aufsätzen einer Monatsschrift in demselben Grade wie die Nachfrage nach Kohlen steige und falle, ebenso wie diese ein Maßstab für die Schwankungen der nationalen Prosperität sei; aber auch ohne Illustration durch solche Vergleiche bleiben die mitgetheilten Ziffern imposant, bezeichnend für das ernsthafte Lesebedürfniß der politisch und literarisch gebildeten Klassen in England und ein Antrieb, nach den Ursachen eines solchen Erfolges zu forschen. Die wichtigste derselben ist wohl unzweifelhaft das Wesen des Essays selbst, wie er bei uns in Deutschland viel zu wenig gepflegt wird, von Macaulay aber zu einer Art von Vollkommenheit ausgebildet wurde. Mit ganz seltenen Ausnahmen sind die Stoffe, die er behandelt, der nationalen Geschichte entnommen: Milton, die „große Rebellion" im Anschluß an Hallam's Verfassungsgeschichte, Byron, Hampden, Burleigh, Chatam, Bacon, Clive, Warren Hastings u. s. w. Welcher Engländer der Mittel- und höheren Klassen interessirte sich nicht für diese Themata? Das ist ja der uns Deutschen vorenthaltene Segen einer seit Jahrhunderten durchaus gemeinsamen, großartigen politischen Entwicklung, daß sie gemeinsame Cultur-Interessen mannichfachster Art hinterläßt, welche in einer bis auf die neueste Zeit staatlich getheilten Nation zum großen Theil fehlen müssen. Was ist — um die Beispiele nicht einmal aus einer sehr entfernten Vergangenheit zu wählen — Justus Möser oder Stüve dem Durchschnittsgebildeten in Pommern, Schön dem Schwaben, der Kampf der würtembergischen Stände gegen gewaltthätige Landesherren dem Hannoveraner? Von dem Führer des langen Parlaments und den Eroberern Indiens aber wünscht der gebildete Brite in den schottischen Hochlanden und in Manchester ebenso lebhaft zu hören, wie der in London oder den australischen und canadischen Colonien. Für das rechte Publikum muß freilich auch der rechte Autor kommen, wenn die Wirkung eine große sein soll, und ein solcher war Macaulay. Der Essay, wie er ihn behandelt, ist das vorzüglichste Mittel, einen Leserkreis, welchem die fachgelehrten Vorkenntnisse fehlen und dessen Geduld nicht für dickleibige Bücher über Specialthemata ausreicht, über ernste Gegenstände unterhaltend zu belehren. Mit außerordentlicher Kunst wird ein weitschichtiges Material dergestalt gesichtet und zusammengedrängt, daß die Hauptsachen mit eindringlichster Klarheit hervortreten und doch noch genug Rankenwerk an-

ſprechender Einzelheiten ſich darum windet, um Friſche und Lebhaftigkeit, auch abgeſehen von dem Styl, von dem gleich noch näher die Rede ſein ſoll, zu erzeugen. Die Gleichgiltigkeit der meiſten Engländer für die Einzelheiten der Geſchichte, der Zuſtände, der Verwaltung Indiens iſt für den Fremden höchſt überraſchend; pflegt es doch, wenn der Unterſtaatsſecretär für Indien im Unterhauſe das indiſche Budget vorträgt, ſchwer zu halten, die zur Beſchlußfähigkeit erforderlichen 40 Mitglieder zuſammenzubringen. So wichtig das indiſche Reich für England und ſo entſchloſſen letzteres iſt, die Herrſchaft am Indus und Ganges feſtzuhalten, ſo ſchwer fällt es den gebildeten Klaſſen des Mutterlandes und ſo abgeneigt ſind ſie in Folge deſſen, ſich in der Fremdartigkeit der Verhältniſſe ihres aſiatiſchen „Kaiſerthums“ zu orientiren; es iſt ſprichwörtlich in England, wie wenig man daſelbſt über Indien lieſt — aber die Macaulay'ſchen Eſſays über Lord Clive und Warren Haſtings wurden verſchlungen, und noch heute ſchöpft ſogar mancher „Geſetzgeber“, geborener und gewählter, all ſeine Kenntniß von der Begründung des engliſchen Reiches in Indien aus dieſen beiden Aufſätzen.

Doch wenn von dem außerordentlichen erſten Eindruck und der großen dauernden Wirkung des literariſchen Auftretens Macaulay's die Rede iſt, ſo muß in erſter Reihe von ſeiner Schreibweiſe, die eines der weſentlichſten Elemente ſeiner Erfolge war, geſprochen werden. Als Lord Jeffrey, damals noch für kurze Zeit Redacteur der Edinburgh Review, den Aufſatz über Milton empfangen hatte, ſchrieb er an Macaulay: „Je mehr ich darüber nachdenke, um ſo weniger kann ich begreifen, woher Sie dieſen Styl haben.“ In der That, dieſer Styl, wie er am charakteriſtiſchſten in den erſten Eſſays und den erſten Unterhausreden hervortritt, während ſpäterhin die Eigenthümlichkeiten ſich ein wenig abſchleifen, war ein Phänomen, und er hat, in England und auch bei uns, Schule gemacht; namentlich in der Preſſe, auch der deutſchen, iſt hie und da der Verſuch unternommen worden, ihn nachzuahmen, aber dabei hat ſich meiſtens bewährt, was Macaulay ſelbſt in ſpäteren Jahren einmal bemerkte: „Meine Schreibart iſt, wie ich glaube und auch die Welt glaubt, im Ganzen eine gute; aber ſie kommt einer ſchlechten ſehr nahe, und diejenigen Eigenthümlichkeiten meines Styls, welche ſich am leichteſten copiren laſſen, ſind die anfechtbarſten.“ Die Züge, welche in ihrer Vereinigung den Styl Macaulay's machen, ſind die lebendige Greifbarkeit und Fülle des Ausdrucks, die ſchlagende Antitheſe, das reichlich angewandte und faſt immer glücklich und zweckvoll gewählte Bild. Die Nachahmer, von denen Macaulay in dem citirten Satze ſpricht, haben ſich beſonders auf diejenigen ſeiner Stylelemente geworfen, welche ſich ſcheinbar von Jedem nach Belieben

verwenden lassen: die Antithese und der bildartige Vergleich. Aber Macaulay selbst erkannte im Verlauf seiner schriftstellerischen Thätigkeit, wie diese Mittel des Ausdrucks nicht immer dem Zwecke dienen, welchem jede Schreibart sich unterordnen muß: dem Leser den Gedanken, nur diesen Gedanken und ganz diesen Gedanken, zu vermitteln, den der Autor ausdrücken will, und in den späteren Essays, so wie in der Geschichte Englands werden Antithese und Bild viel sparsamer angewendet, als am Anfang von Macaulay's Laufbahn; bei den Nachahmern aber hat das Beispiel seiner ersten Autorjahre oft schädlich nachgewirkt. Doch das nur beiläufig; in dem Stylgewande, in welchem Macaulay bei seinem Auftreten dem englischen Lesepublikum sich vorstellte, mußte er nothwendig den Eindruck eines Millionärs aus der Welt des Geistes machen, so glänzend war der Reichthum und die Pracht seiner Diction; und wenn auch immerhin etwas demonstrativer Luxus dabei war, im Großen und Ganzen ruhte der literarische Aufwand, den der junge Schriftsteller trieb, auf gediegenem Grunde, auf einer umfassenden, wie schon hervorgehoben ward, nicht fachmäßig beschränkten, wissenschaftlichen Bildung und insbesondere auf einer erstaunlichen Belesenheit. Er las geradezu Alles, z. B. neben allen wissenschaftlichen Werken, die irgendwie in seinen Gesichtskreis fielen, eine Unmasse von Romanen und sonstigen, zum Theil an sich werthlosen Unterhaltungsschriften aller Zeiten; daher der unerschöpfliche Schatz von Beziehungen und Analogien, welcher ihm zum Schmuck seiner literarischen Productionen zu Gebote stand; und dieser Schatz war in jedem Moment verwendbar, er war nicht in angehäuften Notizen niedergelegt, sondern lebte in einem wunderbaren Gedächtniß, das Macaulay, wie ein Athlet seine Gliedmaßen, unausgesetzt übte; noch als alter Mann lernte er an einem Vormittag zu diesem Zwecke den vierten Act aus dem Kaufmann von Venedig, an einem andern 360 Verse aus Martial auswendig; aber er verfügte auch vermöge solcher beständigen Kräftigung des Gedächtnisses so vollständig über dasselbe, daß er, als Achtundvierzigjähriger einmal im Vorstandszimmer des British Museum scherzweise von Freunden dazu herausgefordert, auf der Stelle sämmtliche Erzbischöfe von Canterbury vorwärts und rückwärts herzuzählen vermochte. Indeß das kraftvollste und wichtigste Element jenes Macaulay-Styls, welcher die Nachahmer so vielfach gereizt hat, ist nicht das schmückende Gedächtnißwerk, nicht das farbenreiche Bild oder die frappante Antithese, wieviel Glanz diese Bestandtheile dem Ganzen auch verleihen mögen, sondern die sinnfällige, greifbare, jedes nur halbe Verständniß oder gar Mißverständniß völlig ausschließende Ausdrucksweise, die einen abstracten Satz entweder überhaupt nicht duldet oder ihn doch sofort erläuternd in concrete Anführungen umsetzt. Der Essay über

Milton, welcher Jeffrey jenen bewundernden Ausruf entlockt hatte, zeigt wirklich sofort alle Vorzüge der Macaulay'schen Schreibart so effectvoll, daß sie sich daran studiren lassen. Da spricht er z. B. an einer Stelle von den Vortheilen, welche auf dem Gebiete der Erfahrungswissenschaften jede spätere Generation vor jeder früheren voraus hat und illustrirt die abstracte Darlegung alsbald durch den concreten Satz: „Jedes junge Mädchen, das Frau Marcet's kleine Gespräche über politische Oekonomie gelesen hat, könnte Montague oder Walpole Unterricht im Finanzwesen ertheilen". Kann man die Wahrheit, welche dargelegt werden soll, drastischer zur Anschauung bringen, als indem der Phantasie des Lesers ein Backfisch von heute vorgeführt wird, der auf Grund eines modernen, kleinen national-ökonomischen Handbüchleins zwei berühmte Staatsmänner, welche einstmals die Finanzen des britischen Reiches geleitet, zu belehren vermag? An einer andern Stelle ist die Rede von dem Unterschiede zwischen dichterischer und wissenschaftlicher Behandlung eines Gegenstandes; da wird der Leser daran erinnert, daß Shakespeare den Charakter des Jago geschaffen, aber „wenn Shakespeare ein Buch über die Triebfedern der menschlichen Handlungen geschrieben hätte, so ist keineswegs sicher, daß es ein gutes Buch geworden wäre." Dieser Kunst des Umsetzens der allgemeinen Idee in eine fast körperlich greifbare Vorstellung hat Macaulay später auch zu einem großen Theile seine Erfolge als Parlamentsredner zuzuschreiben gehabt: ist schon der Leser dankbar dafür, wenn ihm das Verständniß des Schriftstellers leicht gemacht wird, um wieviel wichtiger ist es erst, daß die Meinung des Redners vom Hörer sofort voll und ganz erfaßt wird; der Leser kann zu einem ihm unklar gebliebenen Satze zurückkehren, der Hörer kann das nicht. — Auch von der Kunst Macaulay's, durch Bild und Vergleich zu sprechen, gab der erste in der Edinburgh Review veröffentlichte Aufsatz frappante Proben. „Die Poesie", las man, „bringt eine Täuschung des geistigen Auges wie die laterna magica eine solche des körperlichen Auges hervor; und wie die laterna magica am besten in einem dunkeln Raume wirkt, so erreicht die Poesie ihren Zweck am vollständigsten in einem dunkeln Zeitalter." Und derselbe Essay war nicht arm an antithetischen Wendungen wie diese: „Milton wünschte, daß das Volk ebenso gut selbst für sich denken, wie sich selbst besteuern sollte, und daß es von der Herrschaft des Vorurtheils ebenso befreit würde wie von derjenigen Karl's." In späterer Zeit je länger, um so sparsamer angewendet, sind solche funkelnde Stellen doch bis zuletzt für die Schreibweise Macaulay's charakteristisch geblieben; so heißt es in einer der letzten biographischen Skizzen aus seiner Feder, der über den jüngeren Pitt: „Jemand deshalb einen Abtrünnigen nennen, weil er mit der großen Mehrzahl seiner Zeit-

genoſſen ſeine Anſichten ändert, iſt daſſelbe, als wenn man ihn einen orientaliſchen Reiſenden nennt, weil er mit dem Erdball und Allem, was darauf iſt, immer von Weſten nach Oſten geht."

Wir haben bereits erwähnt, daß die erſten in der Edinburgh Review veröffentlichten Eſſays dem kaum dreißigjährigen Macaulay von einem der Häupter der Whigpartei, Lord Lansdowne, das Anerbieten eines Parlamentsſitzes eintrugen. Es war ſelbſtverſtändlich nicht das literariſche Verdienſt des Macaulay'ſchen Styles, was dem jungen Schriftſteller dieſe Einführung in's Unterhaus erwarb, ſondern ſein politiſches Talent und ſeine Partei-Auffaſſung, wie ſie in den Aufſätzen zu Tage traten. Der engliſchen politiſchen Conſtellation jener Tage und der Aufgabe, welche die Whig-Ariſtokratie ſich damals geſtellt ſah, iſt oben gedacht worden; es braucht nicht näher dargelegt zu werden, wie werthvoll es unter den geſchilderten Verhältniſſen den Grey und Ruſſel erſcheinen mußte, ſich für die ihnen damals bevorſtehenden Kämpfe die Unterſtützung einer aus der Mitte des Bürgerthums hervorgegangenen politiſchen und literariſchen Kraft erſten Ranges zu ſichern, welche in ihrer Geſammtauffaſſung vollſtändig mit dem Whig-Standpunkt zuſammentraf. Poſitiv und negativ, in den Idealen, welche er verfocht und in den Antipathien, zu denen er ſich in heftiger Polemik bekannte, war der junge Macaulay ein Whig, ebenſo ſehr im Gegenſatz zu den Tories wie zu den Radicalen. Auch abgeſehen nun von dem Intereſſe, welches darin liegt, die Entwickelung und das Geiſtesleben eines hervorragenden Zeitgenoſſen ſich zu reconſtruiren, würde eine kurze Charakteriſirung jener politiſchen Geſammtauffaſſung Macaulay's auf Grund ſeiner öffentlichen Aeußerungen ſchon darum der Mühe werth ſein, weil die neueſte Phaſe der inneren engliſchen Politik, insbeſondere das bei den letzten Wahlen von der Nation inſtinctiv der ſchablonenhaften „Moderniſirung" Englands entgegengeſetzte Veto, beweiſt, wie dem alten Whig-Standpunkt in den kommenden Entwicklungsſtadien doch wohl noch eine einflußreichere Einwirkung vorbehalten iſt, als die continentalen Geſinnungsgenoſſen des engliſchen Radicalismus meinen. Durch die von Trevelyan mitgetheilten Briefe wird das in dieſer Hinſicht ſchon länger vorliegende Material aber auch in intereſſanter Weiſe ergänzt; allerdings dergeſtalt, daß die zwei oder drei, zur Zeit im Unterhauſe ſitzenden „Republikaner" darin eine Unterſtützung ihrer Anſichten erblicken dürften — vielleicht aber nur vermöge einer oberflächlichen Schlußfolgerung.

Auf Grund der Thackeray'ſchen Satyren oder gelegentlicher Seitenhiebe in einem und dem anderen Dickens'ſchen Romane auf das ariſtokratiſche Parteiregiment ſind heut zu Tage in Deutſchland nicht wenig gute Leute und ſchlechte Muſikanten der, wie ſie glauben auf der beſten Auto-

rität beruhenden, Ueberzeugung, zwischen Tories und Whigs sei schon längst kein anderer Unterschied, als daß immer dann, wenn die Einen „drin" sind und die Aemter unter sich theilen, die Anderen „draußen" sind und sich nach den fetten Stellen sehnen. Indeß ungefähr um dieselbe Zeit, als die radicale Entrüstung über herrschende Mißstände die beiden großen Humoristen zu solchen, im Auslande doppelter Mißdeutung ausgesetzten Uebertreibungen verleitete, sprach (1839, vor den Wählern von Edinburgh bei der Bewerbung um das Mandat dieser Stadt) ein Mann, der nicht durch Geburt dem Lager der Whigs angehörte, sondern auf Grund der intimsten Kenntniß der Geschichte seines Vaterlandes sich demselben angeschlossen hatte bevor er wußte, ob diese Wahl der Fahne ihn jemals aus der dunkeln Masse in die vorderen Reihen des politischen Kampfes führen würde, sprach Macaulay: „Ich blicke mit Stolz auf Alles, was die Whigs für die Sache der menschlichen Freiheit und des menschlichen Glückes gethan haben. An ihrer Spitze sehe ich Männer, welche ebenso sehr den Geist und die Tugenden, als das Blut alter Kämpfer und Märtyrer der Freiheit geerbt haben. So lange ein Fetzen des alten Banners weht, werde ich wenigstens unter diesem Banner gefunden werden. Bis zuletzt will ich unverletzt meine Treue den Principien halten, welche, obgleich sie eine Zeitlang durch sinnlosen Lärm überwältigt werden mögen, doch stark sind durch die Stärke und unsterblich durch die Unsterblichkeit der Wahrheit, und welche, wie immer sie durch Zeitgenossen mißverstanden oder falsch dargestellt werden mögen, sicherlich in einer besseren Zukunft Gerechtigkeit finden werden". Diese Whig-Principien, was waren und sind sie Anderes, als, in ihrem Ausdruck bedingt durch die Geschichte und die überkommenen Einrichtungen Englands, die Grundsätze einer in aller Welt innerlich gleichen, durch die Erkenntniß des geschichtlichen Werdens der Dinge und durch eine kühle Beurtheilung der Menschennatur gemäßigten Wirksamkeit für Freiheit und Fortschritt — im Gegensatz ebenso sehr zu dem interessirten, stumpfen oder feigen Beharren bei dem gerade Bestehenden, wie zu einem Radicalismus, welcher sich durch ein zeit- und ortloses Ideal vom Menschen irreführen läßt. Diese Whig-Principien laut zu bekunden, hatte Macaulay sich gleich bei seinem ersten Auftreten angelegen sein lassen. Es war damals — und ist noch heute — nicht blos im conservativen Lager in England, sondern auch in manchen dortigen liberalen, auf „Respectabilität" besonders haltenden Kreisen guter Ton, die Revolution von 1640—60, des „Königsmordes" und des republikanischen Zwischenspiels wegen, zu verdammen, während man sich zu der Umwälzung von 1688 als zu einer nationalen Großthat bekannte; diese war die „glorreiche Revolution", jene die „große Rebellion" — während in Wahrheit der unblutige und sozu-

ſagen correcte Verlauf der „glorreichen Revolution", die faſt friedliche Erſetzung Jakob's II. durch Wilhelm III. doch nur darum möglich war, weil ein Menſchenalter vorher im Verlauf der „großen Rebellion" das Recht des engliſchen Volkes gegenüber der engliſchen Krone mit ſo gewaltigen Zügen in die Geſchichte Englands war eingeſchrieben worden, daß es 1688 Gemeinbewußtſein der Nation war. Mit vollſter Energie nun, mit allen Waffen des hiſtoriſchen Wiſſens, einer ſiegreichen Dialectik und des eindrucksvollen Styls, den wir zu charakteriſiren verſucht haben, trat Macaulay in der Edinburgh Review jenem, zu einem guten Theil heuchleriſchen Credo entgegen; in ſeinem Panegyrikus auf Milton und in der Recenſion der Hallam'ſchen Verfaſſungsgeſchichte, welche letztere auch ihrerſeits die Leiter des langen Parlaments verurtheilt, rechtfertigte er alle von der landläufigen politiſchen Selbſtgerechtigkeit verworfenen Schritte der Führer der „großen Rebellion", rechtfertigte er, der in principiellen Fragen äußerſt gemäßigte Liberale, ſogar die Hinrichtung Karl's I., obgleich er ſie für einen politiſchen Fehler erklärte und *darum* bedauerte, in ſittlicher Beziehung als einen Act gerechter Strafe und geſtatteter Nothwehr. Eben erſt war die dreißigjährige, nach dem Muſter des continentalen Abſolutismus geführte Gewaltherrſchaft der Tories erlahmt; und man ſtand am Vorabend des großen Reformfeldzugs, der wieder einmal die Alternative „Reform oder Revolution" in den Debatten der Preſſe, der Verſammlungen und ſelbſt des Parlamentes ſollte laut werden laſſen; welches Aufſehen mußten da *ſolche* Erörterungen in *ſolcher* Sprache machen! Nicht lange, und auch in den Reden, mit welchen Macaulay im Unterhauſe für die Reformbill eintrat, widerhallte warnend die ganze conſtitutionelle Geſchichte Englands mit ihrer langen Reihe gewaltſamer Entſcheidungen, Bürgerkriege, Entthronungen, Hinrichtungen von Königen, Parteiführern und Miniſtern. Aber wie die wirkliche Entſchloſſenheit zur Durchſetzung politiſcher Forderungen überall häufiger auf der Seite gemäßigter Parteien, als bei den Helden der radicalen Phraſe angetroffen wird, ſo galt auch die Energie Macaulay's nur hiſtoriſch berechtigten Zielen; wie zum Angriff nach rechts, ſo machte er zur Vertheidigung nach links hin Front. Eben um die Zeit ſeines Auftretens als Publiciſt war unter den Auſpicien Bentham's, deſſen Nützlichkeitsphiloſophie die Baſis des engliſchen Radicalismus iſt, und James Mill's die Weſtminſter Review gegründet worden, in der bald darauf des Zweitgenannten bedeutenderer Sohn, John Stuart Mill ſeine Feldzeichen aufpflanzen ſollte. Ein heftiger Kampf entbrannte zwiſchen der radicalen und der whigiſtiſchen Monatsſchrift, in der letzteren von Macaulay geführt; und wer genug Geduld beſitzt, einer fünfzig Jahre alten Journal-Polemik, deren unmittelbare Anläſſe heute veraltet ſind,

durch ihre Repliken, Dupliken u. ſ. w. zu folgen, kann nur mit einem Gefühl des Behagens Zeuge der ſiegreichen Art und Weiſe ſein, wie die „Philoſophen“ ad absurdum geführt werden. Für den Reichthum der Macaulay'ſchen Denk- und Schreibweiſe, welche ſtets den, als politiſches Weſen durch die Geſchichte des Landes bedingten Engländer eines beſtimmten Decenniums des 19. Jahrhunderts vor Augen hat, konnte es freilich auch kein dankbareres Thema geben, als die abſtracte Leere eines philoſophiſchen Radicalismus, der beſtändig um einen „Menſchen an ſich“, wie er nie und nirgends exiſtirt hat oder exiſtiren wird, das graue Spinnwebennetz ſeiner Speculationen zog. Mit beißender Ironie erzählte Macaulay z. B. in der Einleitung zu ſeinem zweiten Artikel gegen die Weſtminſter Review, der erſte habe bei einer Anzahl Utilitarier ſehr glückliche Kuren hervorgebracht, wie aus verſchiedenen eingegangenen Briefen erſichtlich ſei; „eine achtungswerthe Dame ſchreibt uns, daß ihr Sohn, welcher im vergangenen Jahre in Cambridge gerupft wurde, ſeit dem Erſcheinen unſeres Artikels den Sir James Macintoſh (einen ausgezeichneten Geſchichtſchreiber) nur zweimal einen armſeligen, unwiſſenden Narren genannt habe; ein vorzüglicher politiſcher Schriftſteller in der Weſtminſter und Parliamentary Review hat ſich Hume's Geſchichte geliehen und iſt wirklich bis zur Schlacht von Azincourt gekommen; er verſichert uns, daß ſein neues Studium ihm viel Vergnügen macht und daß er ſehr geſpannt iſt, zu erfahren, wie Schottland und England ein Königreich wurden“. Die heutigen Geſinnungsgenoſſen der damals dergeſtalt verſpotteten Radicalen werden nach der Lectüre der von Trevelyan mitgetheilten Briefe Macaulay's jetzt vielleicht — wir ſagten es ſchon — triumphiren, daß der öffentlich ſo conſequente Whig in vertraulichen Meinungsäußerungen ihren Forderungen näher geſtanden, als zu vermuthen war. In der That, da lieſt man in einem Briefe aus dem Jahre 1833, mit Bezug auf ein vom Hauſe der Lords gegen das Whig-Miniſterium beſchloſſenes Mißtrauensvotum, welches keine Wirkung hatte: „Die Einrichtung der Peerage iſt offenbar im natürlichen Hinſterben begriffen“. Ein anderes Mal über eine in den üblichen alterthümlichen Formen abgehaltene Conferenz von Vertretern beider Häuſer: „Die Lords ſaßen in kleinen aufgekrämpten Hüten längs einer Tafel und wir (die Gemeinen) ſtanden unbedeckt an der andern Seite und überreichten unſere Beſchlüſſe; ich dachte mir, daß es recht bald an uns ſein dürfte, zu ſitzen, und an ihnen, zu ſtehen“. Aus Calcutta ſchreibt er im Jahre 1835 mit Bezug auf die Haltung des Oberhauſes in einer iriſchen Angelegenheit, die Lords ſeien „eifrig dabei, den einzigen großen Dienſt zu leiſten, welchen ich von ihnen überhaupt für die Nation erwarte, d. i. den Tag der Abrechnung zu beſchleunigen“. In einem andern Briefe aus Indien heißt

es: „Ich bin ganz sicher, daß in wenigen Jahren das Haus der Lords den Weg von Alt Sarum und Gatton (zwei durch die erste Reformbill ihres Wahlrechts entkleidete „verrottete Flecken) gehen muß". Um dieselbe Zeit entwarf und übersandte Macaulay seinem alten Freunde Lord Lansdowne einen — in der Biographie leider nicht mitgetheilten — Plan für eine Reconstruction der ersten Kammer auf der Grundlage von Wahlen; wir erfahren nur, daß das Project den Beifall des liberalen Peers nicht fand. Es wird sich nun wenig dagegen einwenden lassen, falls die englischen Radicalen aus diesen ihnen jetzt vorliegenden vertraulichen Bemerkungen den Schluß ziehen, daß auch die überzeugtesten Verfechter der alten Verfassung insgeheim die Incongruenz zwischen manchen fundamentalen Einrichtungen derselben und den Auffassungen oder richtiger dem politischen Temperament der modernen Gesellschaft empfinden. Aber weiter darf der Schluß, wenn er kein falscher werden soll, nicht gehen; es ist ein Unterschied zwischen dem Wunsche, eine Institution zu reformiren, und dem Verlangen nach Beseitigung nicht blos dieser, sondern einer ganzen Staatsordnung, zu deren wesentlichen Bestandtheilen sie gehört. Mehrere Jahre nach den citirten brieflichen Aeußerungen, 1842 in der Rede über, resp. gegen die „Volkscharte" sprach Macaulay im Unterhause den Wunsch aus, „das Haus der Lords machtvoll und geachtet zu sehen". Es ist dieselbe Rede, in welcher er ausruft: „Wenn Sie das allgemeine Wahlrecht gewähren, so ist das Land verloren". So viel ist allerdings wohl zweifellos, daß noch eher ein mächtiges Königthum mit dem allgemeinen Wahlrecht regieren kann, als aristokratische, in der Führung der Verwaltung einander ablösende Parteien. Und so lange die Macaulay'schen Essays, von denen fast jeder einzelne den alten Whig-Standpunkt, wenn nicht direct vertritt, so doch durchscheinen läßt, alljährlich in tausenden von Exemplaren gekauft werden, so lange scheint uns die Aussicht auf Republikanisirung Englands noch nicht sehr nahe.

Ehe Lord Lansdowne dem Mitarbeiter der Edinburgh Review durch das unerwartete Anerbieten des Mandates für Calne die Aussicht auf einen Unterhaussitz eröffnete, hatte Macaulay, nach den Worten seiner Schwester, schon lange „sich gesehnt, eine Rolle im Parlament zu spielen, aber mit einer sehr hoffnungslosen Sehnsucht". In späteren Jahren, und sogar schon so früh wie 1833, wirft er freilich nicht selten die Frage auf, „welcher Zauber Männer, die bei ihrem Thee und ihren Büchern in ihrem kühlen, ruhigen Zimmer sitzen könnten, veranlaßt, schlechte Luft zu athmen, schlechte Reden anzuhören, die lange Galerie auf und ab zu trödeln und bis drei Uhr Morgens unbehaglich auf den grünen Bänken zu nicken". Von Calcutta aus erklärte er, zwar wohl zu verstehen, wie

jemand, der ſich lediglich als Debater auszuzeichnen vermag, ſich ausſchließlich dem Parlamente widme; „aber daß ein Mann, vor dem die zwei Wege der Litteratur und der practiſchen Politik offen liegen und der auf jedem von beiden Ruhm erwarten kann, die Politik wählen und die Literatur aufgeben ſollte, erſcheint mir wie Wahnſinn". Weiſe genug fügt er aber hinzu: „Was ich fühlen würde, wenn ich Downing ſtreet und Palace Yard wiederſähe, iſt freilich eine andere Frage; ich berichte Ihnen offen meine gegenwärtigen Empfindungen". Thatſächlich hat er mit einer kurzen Unterbrechung dem „Zauber, ſchlechte Luft zu athmen und ſchlechte Reden anzuhören", ſo lange nachgegeben, als ſein Geſundheitszuſtand es irgend geſtattete, und ſeine engliſche Geſchichte, das „Werk ſeines Lebens" iſt darüber ein Torſo geblieben. Und wie ſollte es anders ſein! Wenn in Deutſchland nicht blos ein Mandat zum Reichstage und zum preußiſchen Abgeordnetenhauſe, ſondern ſelbſt eines zur Kammer eines Kleinſtaates ein Ziel iſt, das mancher Edle des Schweißes werth hält, wie ſollte da nicht wirklich ein „Zauber" darin liegen, Mitglied des engliſchen Unterhauſes zu ſein? Wie hoch man auch den Einfluß unſeres Reichstags oder unſeres Abgeordnetenhauſes auf den Gang unſerer Politik anſchlagen mag — die bloße Thatſache, daß in der Krone eine zum Mindeſten gleichberechtigte Macht vorhanden iſt, während Abſtimmungen des Unterhauſes, wenn nicht ſtets ſofort formell, ſo doch factiſch jede wichtige Frage endgiltig entſcheiden, drückt die Bedeutung eines deutſchen im Verhältniß zu der eines engliſchen parlamentariſchen Mandates ſo tief herab, daß die des einen an der des andern kaum zu meſſen iſt; das engliſche Unterhausmitglied iſt eben Mitregent von Großbritannien, Irland, Indien und den Colonien. Damit die Dinge heute ſo ſtehen können, war aber eine geſchichtliche Entwickelung erforderlich, welche offenbar den braven Leuten unbekannt geblieben iſt, die bei uns entrüſtet darüber ſind, daß ein Votum des Reichstags nicht wie eines des House of Commons wirkt: nämlich nicht blos, wie in der That hie und da in Deutſchland von „Gebildeten" angenommen wird, eine Reihe „conſequenter" und „energiſcher" Parlamentsbeſchlüſſe, ſondern fünf Jahrhunderte voll blutiger Kämpfe, Bürgerkriege, Revolutionen, Miniſterwechſeln, welche letztere zum Theile nicht blos aus dem Amtszimmer heraus, ſondern auf das Schaffot hinauf führten. Am Ende einer ſolchen Entwickelung ſteht freilich nicht einer von mehreren „Factoren der Geſetzgebung", ſondern ein regierender Senat. Es iſt natürlich, daß das entſcheidende Votum eines ſolchen in einer wichtigen Frage mit anderer Spannung erwartet wird, als ſelbſt dasjenige des deutſchen Reichstags, und daß perſönliche Auszeichnung in einer ſolchen Körperſchaft ſehr viel bedeutet. Das Unterhaus in einem der wichtigſten Augenblicke

seiner neueren Geschichte ist von Macaulay in einem Briefe, den sein Biograph mittheilt, so interessant geschildert worden, daß wir uns nicht enthalten können, diese Beschreibung hier verkürzt zu übersetzen. Es handelte sich um die zweite Lesung der ersten Reformbill am 22. März 1831; man wußte vorher, daß die Majorität, ob zustimmend oder verwerfend, nur eine verschwindend kleine und daß eine Neuwahl zur Durchführung der Reform nothwendig sein würde; aber es kam darauf an, ob die Freunde der Bill sich bei den Wahlen würden darauf berufen können, daß selbst das unreformirte Haus — wie es in der That mit einer Stimme Majorität that — die Reform als nothwendig anerkannt habe. Macaulay schreibt:

„Solch' eine Scene, wie die Abstimmung vom letzten Dienstag sah ich niemals und erwarte ich niemals wiederzusehen. Sollte ich noch 50 Jahre leben, so würde der Eindruck derselben so frisch und scharf in meinem Geiste sein, als wenn es eben erst geschehen wäre. Es war, als sähe man Cäsar im Senat erdolcht werden oder Oliver das Scepter von der Tafel des Hauses nehmen. Die Menge überfluthete das Haus in jedem seiner Räume. Als die Fremden entfernt und die Thüren geschlossen worden, waren 608 Mitglieder anwesend, 55 mehr als bei irgend einer früheren Abstimmung. Das „Ja" und „Nein"*) klang wie zwei Kanonensalven von den entgegengesetzten Seiten eines Schlachtfeldes. Als die Opposition hinaus in den Corridor ging**), was 20 Minuten dauerte, vertheilten wir (die Regierungspartei) uns über die Bänke beider Seiten des Hauses, denn viele von uns hatten während des ganzen Abends keinen Sitzplatz erlangen können. Als die Thüren geschlossen waren, begannen wir, über das Zahlenverhältniß Vermuthungen anzustellen. Jedermann war in Verzweiflung. „„Wir sind unterlegen; wir sind höchstens 280; ich glaube nicht, daß wir 250 sind; sie draußen sind 300; Alderman Thompson hat sie gezählt, er sagt, sie seien 299"". So wurde auf den Bänken durcheinander gesprochen.... Als die Zähler an unserer untersten Reihe linker Hand entlang gingen, war die Spannung unerträglich — 291 — 292 — wir standen Alle auf und beugten uns vor, mit den Zählern zählend. Bei 300 ertönte ein kurzer Freudenruf, bei 302 ein anderer, aber im Augenblick unterdrückt, denn wir wußten ja nicht, wie stark die feindliche Macht war. Da wurden die Thüren aufgeworfen, und sie kamen

*) Die Abstimmung im englischen Parlament erfolgt zunächst durch bloßes Durcheinanderrufen der Mitglieder, dann erst auf Verlangen durch Zählung.

**) Während jetzt, wie bei uns, beide Parteien behufs der Zählung den Sitzungssaal verlassen und durch verschiedene Thüren zurückkehren, ging bis 1836 nur eine Partei in den Corridor, während die andere im Saale selbst gezählt wurde.

herein. Jeder von ihnen brachte, wie er eintrat, eine andere Zahl mit. Zuerst hörten wir, daß sie 303 wären, dann stieg diese Zahl auf 310, dann fiel sie auf 307. Wir waren sämmtlich athemlos vor Angst, als Charles Wood, der nahe der Thür stand, auf eine Bank sprang und rief: „„Sie sind nur 301““! Wir brachen in einen Lärm aus, den Ihr bei Charing Croß hättet hören können, unsere Hüte schwenkend, auf den Boden stampfend, in die Hände klatschend. Dann hätten Sie eine Nadel können fallen hören, als Duncannon die Zahlen verlas. Darauf ertönte das Rufen von Neuem, und viele von uns vergessen Thränen; ich selbst konnte mich kaum halten.... Und kaum waren die äußeren Thüren geöffnet, als neues Rufen dem innerhalb des Hauses antwortete. Alle Gänge und Treppen zu den Nebenräumen waren vollgestopft mit Menschen, welche bis vier Uhr Morgens gewartet hatten, um den Ausgang zu erfahren, und den ganzen Weg entlang gab es Rufen und Hüteschwenken, bis wir in die freie Luft gelangten. Ich rief einen Wagen, und das Erste, was der Kutscher fragte, war: „„Ist die Bill durchgegangen““? „Ja, mit Einer Stimme“. „„Gott sei Dank, Sir““. Und fort ging's“.

Man hat unseren deutschen parlamentarischen Versammlungen zuweilen vorgeworfen, sie verständen nicht, die Wichtigkeit historischer Momente ihrer Verhandlungen durch eine entsprechende enthusiastische Haltung zu kennzeichnen; und zur Entschuldigung ist dann wohl erwidert worden, solche Schaustellung der Gefühle liege nun einmal nicht in der deutschen Natur. Vorwurf und Entschuldigung scheinen uns gleichmäßig unbegründet. Das vergleichsweise nüchterne Verhalten unserer Volksvertretungen auch bei den wichtigsten Anlässen beruht auf einer richtigen Schätzung des nichts weniger als unbedeutenden, aber auch nicht allein entscheidenden Antheils, welchen sie an den politischen Entscheidungen haben, bei denen sie mitwirken, und ist daher angemessen und würdig — gerade wie es des englischen Unterhauses nicht unwürdig war, am 22. März 1831 außer sich zu gerathen. Aehnlich, scheint uns, ist auch ein Unterschied zu erklären, welcher jedem auffallen muß, der die Reden englischer und deutscher Parlamentsmänner ersten Ranges vergleicht: bei uns ein, gewöhnlich des oratorischen Schmuckes gänzlich entbehrendes, zuweilen sogar in formaler Hinsicht recht mangelhaftes Zusammenstellen der Gründe, welche nach des Redners Ansicht für oder gegen eine Maßregel sprechen; während eine große Rede eines englischen Parteiführers in den meisten Fällen ein wohlvorbereitetes Kunstwerk ist, so daß Engländer, welche als Jünglinge Burke, Fox oder Sheridan gehört hatten, als Greise davon ungefähr so sprachen, wie bei uns ein weißhaariger Theater-Enthusiast von der Henriette Sontag redet. Die Erklärung liegt wahrscheinlich darin, daß eine englische Par-

lamentsrede mehr zu bedeuten hat, als eine deutsche, mag dem deutschen Redner auch immerhin nicht klar zum Bewußtsein kommen, daß er sich aus diesem Grunde namentlich um die Form seiner oratorischen Leistungen weniger bemüht, als sein College in Westminster. Insbesondere in formaler Beziehung nun sind die Reden Macaulay's brillant, und es würde der deutschen Sachlichkeit durchaus keinen Eintrag thun, wenn ein und der andere unserer Parlamentsredner sich daran ein Beispiel nehmen wollte. Als Macaulay sich nach den letzten Worten seiner ersten Rede über die Reformbill niedersetzte, ließ der „Sprecher" ihn rufen, um ihm zu sagen, daß er in seiner langen Erfahrung niemals das Haus in einem solchen Zustande von Erregung gesehen habe; einer der folgenden Redner bemerkte, daß Macaulay's Worte fortführen, in den Ohren aller Hörer zu klingen und im Gedächtniß derselben so lange dauern würden, als das Erinnerungsvermögen derselben; und der Führer der Gegner, Sir Robert Peel nannte einzelne Theile der Rede „so schön, wie irgend etwas, das ich jemals gehört oder gelesen: sie erinnerte Einen an die alten Zeiten". Bei uns würden derartige Lobeserhebungen als leere Complimente erscheinen; im Unterhause gehen sie aus dem Bewußtsein der Versammlung hervor, daß hervorragende Leistungen in ihrer Mitte direct zur Theilnahme an der obersten Leitung der Landesangelegenheiten führen und daß das Haus selbst zu entscheiden hat, wer sich dazu würdig erwiesen. In Macaulay's Falle bestätigte die Volksstimme sofort das parlamentarische Verdict: Calne gehörte, wie erwähnt wurde, zu den rotten boroughs, welche durch die Reformbill ihre Vertretung im Parlament einbüßten; aber noch bevor die Bill Gesetz geworden, hatte eine der großen Städte, welche dadurch zum ersten Mal das Wahlrecht erhielten, Leeds, Macaulay aufgefordert, ihre Vertretung im neuen Unterhause zu übernehmen, und er ist bis er nach Indien ging ihr Abgeordneter gewesen; nach seiner Rückkehr wählte ihn Edinburgh, das er bis 1847 und dann wieder von 1852 bis zu seinem Rücktritt aus dem Unterhause (1856) vertrat; 1847 unterlag er einer Coalition verschiedener Elemente gegen die Whigs, aber die schottische Hauptstadt kehrte nach wenigen Jahren reuevoll, ohne daß er sich um das Mandat beworben hätte, zu ihrem berühmten ehemaligen Abgeordneten zurück. Für die geistige Selbständigkeit Macaulay's charakteristisch ist in seinem Verkehr mit den Wählerschaften seine grundsätzliche Weigerung, sich zu dem Umschmeicheln der Stimmberechtigten herabzulassen, das gerade in England in so hohem Grade üblich war und ist. Noch am Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn stehend, als ihm das Mandat für Leeds angeboten war, schrieb er an die dortigen Wähler: „Ich halte es bei dieser Gelegenheit für meine Pflicht, zu erklären, daß ich keine Versprechungen

geben will. Der große Werth des Repräsentativsystems liegt darin, daß es die Vortheile der volksthümlichen Controle und einer Theilung der Arbeit verbindet. Gerade wie ein Arzt die Heilkunde besser versteht als ein anderer Mensch, gerade wie ein Schuhmacher bessere Schuhe macht, als ein anderer Mensch, so wird jemand, dessen Leben in der Behandlung von Staatsgeschäften hingeht, ein besserer Staatsmann, als ein anderer Mensch. In der Politik, wie auf jedem andern Lebensgebiete muß das Publikum die Mittel haben, denen, welche in seinem Dienste stehen, Einhalt zu thun. Wenn ein Mann findet, daß ihm die Recepte seines Arztes nichts nützen, so wendet er sich an einen andern; wenn seine Schuhe ihm nicht passen, so wechselt er seinen Schuhmacher. Aber wenn er einen Arzt hat, der einen guten Ruf besitzt und dessen allgemeines Verfahren ihm richtig scheint, so wäre es abgeschmackt, den Arzt zu veranlassen, bestimmte Pillen und bestimmte Tränke zu verschreiben. Und so lange er der Kunde eines Schuhmachers bleibt, wäre es abgeschmackt, neben demselben zu sitzen und jede Bewegung von des Schuhmachers Hand abzumessen. Ebenso absurd nun, denke ich, wäre es, bestimmte Verpflichtungen von dem Abgeordneten zu verlangen und ihn zu täglichem und stündlichem Gehorsam zu zwingen." Diese Sätze, welche übrigens auch auf deutsche Verhältnisse der Gegenwart noch anwendbar sind, können nebenbei als bezeichnende Probe der Macaulay'schen Art, zu schreiben und zu sprechen, dienen. Wir sagen, zu schreiben und zu sprechen, denn seine Parlamentsreden sind seinen Aufsätzen so ähnlich, daß man sie gesprochene Essays nennen könnte; alle Eigenthümlichkeiten, welche wir an seinem Styl hervorgehoben, finden sich — es wurde schon angedeutet — auch in den Reden wieder, nur daß in diesen Alles noch schärfer auf die augenblickliche Wirkung zugespitzt ist und daher namentlich als neues Element die leidenschaftlich bewegte Apostrophe hinzukommt. Allmälig wurde eine Rede Macaulay's ein parlamentarisches Ereigniß; in dem Trevelyan'schen Buche findet sich eine sehr hübsche Beschreibung der Aufregung, welche sich einmal in den fünfziger Jahren, als Macaulay schon längst nur noch selten im Hause erschien, weil er sich im Gefühl der abnehmenden Kraft ganz seinem Geschichtswerke widmete, in Westminster verbreitete, als es plötzlich hieß, Macaulay habe das Wort — wie alle gerade tagenden Ausschüsse sofort ihre Sitzungen unterbrachen und die Mitglieder in den Saal eilten, wie die Lords herbeikamen, die leere Reporterloge sich mit Einem Schlage füllte u. s. w. Als Mitglied der Regierung ist denn Macaulay's Aufgabe stets in erster Reihe die oratorische Vertretung der ministeriellen Politik im Allgemeinen gewesen; ein eigentlicher Fachminister war er nie. In dem Whig-Ministerium Melbourne, das bei seiner Rückkehr aus Indien im Amte war, wurde er

lamentsrede mehr zu bedeuten hat, als eine deutsche, mag dem deutschen Redner auch immerhin nicht klar zum Bewußtsein kommen, daß er sich aus diesem Grunde namentlich um die Form seiner oratorischen Leistungen weniger bemüht, als sein College in Westminster. Insbesondere in formaler Beziehung nun sind die Reden Macaulay's brillant, und es würde der deutschen Sachlichkeit durchaus keinen Eintrag thun, wenn ein und der andere unserer Parlamentsredner sich daran ein Beispiel nehmen wollte. Als Macaulay sich nach den letzten Worten seiner ersten Rede über die Reformbill niedersetzte, ließ der „Sprecher" ihn rufen, um ihm zu sagen, daß er in seiner langen Erfahrung niemals das Haus in einem solchen Zustande von Erregung gesehen habe; einer der folgenden Redner bemerkte, daß Macaulay's Worte fortführen, in den Ohren aller Hörer zu klingen und im Gedächtniß derselben so lange dauern würden, als das Erinnerungsvermögen derselben; und der Führer der Gegner, Sir Robert Peel nannte einzelne Theile der Rede „so schön, wie irgend etwas, das ich jemals gehört oder gelesen: sie erinnerte Einen an die alten Zeiten". Bei uns würden derartige Lobeserhebungen als leere Complimente erscheinen; im Unterhause gehen sie aus dem Bewußtsein der Versammlung hervor, daß hervorragende Leistungen in ihrer Mitte direct zur Theilnahme an der obersten Leitung der Landesangelegenheiten führen und daß das Haus selbst zu entscheiden hat, wer sich dazu würdig erwiesen. In Macaulay's Falle bestätigte die Volksstimme sofort das parlamentarische Verdict: Calne gehörte, wie erwähnt wurde, zu den rotten boroughs, welche durch die Reformbill ihre Vertretung im Parlament einbüßten; aber noch bevor die Bill Gesetz geworden, hatte eine der großen Städte, welche dadurch zum ersten Mal das Wahlrecht erhielten, Leeds, Macaulay aufgefordert, ihre Vertretung im neuen Unterhause zu übernehmen, und er ist bis er nach Indien ging ihr Abgeordneter gewesen; nach seiner Rückkehr wählte ihn Edinburgh, das er bis 1847 und dann wieder von 1852 bis zu seinem Rücktritt aus dem Unterhause (1856) vertrat; 1847 unterlag er einer Coalition verschiedener Elemente gegen die Whigs, aber die schottische Hauptstadt kehrte nach wenigen Jahren reuevoll, ohne daß er sich um das Mandat beworben hätte, zu ihrem berühmten ehemaligen Abgeordneten zurück. Für die geistige Selbständigkeit Macaulay's charakteristisch ist in seinem Verkehr mit den Wählerschaften seine grundsätzliche Weigerung, sich zu dem Umschmeicheln der Stimmberechtigten herabzulassen, das gerade in England in so hohem Grade üblich war und ist. Noch am Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn stehend, als ihm das Mandat für Leeds angeboten war, schrieb er an die dortigen Wähler: „Ich halte es bei dieser Gelegenheit für meine Pflicht, zu erklären, daß ich keine Versprechungen

geben will. Der große Werth des Repräſentativſyſtems liegt darin, daß es die Vortheile der volksthümlichen Controle und einer Theilung der Arbeit verbindet. Gerade wie ein Arzt die Heilkunde beſſer verſteht als ein anderer Menſch, gerade wie ein Schuhmacher beſſere Schuhe macht, als ein anderer Menſch, ſo wird jemand, deſſen Leben in der Behandlung von Staatsgeſchäften hingeht, ein beſſerer Staatsmann, als ein anderer Menſch. In der Politik, wie auf jedem andern Lebensgebiete muß das Publikum die Mittel haben, denen, welche in ſeinem Dienſte ſtehen, Einhalt zu thun. Wenn ein Mann findet, daß ihm die Recepte ſeines Arztes nichts nützen, ſo wendet er ſich an einen andern; wenn ſeine Schuhe ihm nicht paſſen, ſo wechſelt er ſeinen Schuhmacher. Aber wenn er einen Arzt hat, der einen guten Ruf beſitzt und deſſen allgemeines Verfahren ihm richtig ſcheint, ſo wäre es abgeſchmackt, den Arzt zu veranlaſſen, beſtimmte Pillen und beſtimmte Tränke zu verſchreiben. Und ſo lange er der Kunde eines Schuhmachers bleibt, wäre es abgeſchmackt, neben demſelben zu ſitzen und jede Bewegung von des Schuhmachers Hand abzumeſſen. Ebenſo abſurd nun, denke ich, wäre es, beſtimmte Verpflichtungen von dem Abgeordneten zu verlangen und ihn zu täglichem und ſtündlichem Gehorſam zu zwingen.“ Dieſe Sätze, welche übrigens auch auf deutſche Verhältniſſe der Gegenwart noch anwendbar ſind, können nebenbei als bezeichnende Probe der Macaulay'ſchen Art, zu ſchreiben und zu ſprechen, dienen. Wir ſagen, zu ſchreiben und zu ſprechen, denn ſeine Parlamentsreden ſind ſeinen Aufſätzen ſo ähnlich, daß man ſie geſprochene Eſſays nennen könnte; alle Eigenthümlichkeiten, welche wir an ſeinem Styl hervorgehoben, finden ſich — es wurde ſchon angedeutet — auch in den Reden wieder, nur daß in dieſen Alles noch ſchärfer auf die augenblickliche Wirkung zugeſpitzt iſt und daher namentlich als neues Element die leidenſchaftlich bewegte Apoſtrophe hinzukommt. Allmälig wurde eine Rede Macaulay's ein parlamentariſches Ereigniß; in dem Trevelyan'ſchen Buche findet ſich eine ſehr hübſche Beſchreibung der Aufregung, welche ſich einmal in den fünfziger Jahren, als Macaulay ſchon längſt nur noch ſelten im Hauſe erſchien, weil er ſich im Gefühl der abnehmenden Kraft ganz ſeinem Geſchichtswerke widmete, in Weſtminſter verbreitete, als es plötzlich hieß, Macaulay habe das Wort — wie alle gerade tagenden Ausſchüſſe ſofort ihre Sitzungen unterbrachen und die Mitglieder in den Saal eilten, wie die Lords herbeikamen, die leere Reporterloge ſich mit Einem Schlage füllte u. ſ. w. Als Mitglied der Regierung iſt denn Macaulay's Aufgabe ſtets in erſter Reihe die oratoriſche Vertretung der miniſteriellen Politik im Allgemeinen geweſen; ein eigentlicher Fachminiſter war er nie. In dem Whig-Miniſterium Melbourne, das bei ſeiner Rückkehr aus Indien im Amte war, wurde er

Kriegssecretär, eine Würde, mit welcher in England von Allem, was ein continentaler Kriegsminister zu leisten hat, eigentlich nur die sehr bequeme Vertretung des Militäretats im Unterhause und die Vertheidigung etwaiger, auf die Armee bezüglicher Gesetzentwürfe verbunden ist; nicht militärischen Reformen, sondern der Verstärkung des Cabinets durch eine politische Kraft galt seine Ernennung. Zum zweiten Mal ward er Minister, als 1846 Lord John Russell der Nachfolger Sir Robert Peel's als Premier wurde; mit dem Amte des General-Zahlmeisters, das Macaulay übernahm, sind Geschäfte so gut wie gar nicht verbunden, er war eigentlich Minister ohne Portefeuille. Ein englisches Cabinet hat eben durchaus nicht, wie neuerdings in Deutschland in manchen Kreisen irrthümlicher Weise auf eine hohe Autorität hin angenommen wird, nur Fachminister unter einem allmächtigen Premier; es gilt vielmehr für um so stärker, je reicher es an hervorragenden politischen Köpfen ist, und diese tanzen selbstverständlich nicht willenlos nach der Pfeife des Chefs. Solche Resignation müssen die Inhaber gewisser Aemter üben, welche, wie die Ministerposten, bei jedem Cabinetswechsel neu vergeben werden, jedoch keinen Sitz im Cabinet gewähren. Macaulay lehnte, als er, durch seine Ersparnisse unabhängig geworden, aus Indien zurückgekommen war, ein solches Amt ab, indem er schrieb: „Wenn ich im Cabinet säße, wäre ich im Stande, etwas zur Verwirklichung meiner eigenen Ansichten vom Regieren zu thun; aber ein Mann im Amte, doch außerhalb des Cabinets, ist ein bloßer Sclave."

Er wußte das aus eigener schmerzlicher Erfahrung, denn eine Zeitlang war er ein solcher „Sclave" gewesen: in den frühesten Jahren seiner parlamentarischen Thätigkeit, als seine ersten glänzenden Leistungen im Unterhause ihm unter dem Ministerium der Reformbill die Stelle im board of control, der Londoner Ueberwachungsbehörde für Indien, zuerst als Mitglied und dann als Secretär, eingetragen hatten. Die Regierung hatte damals dem Parlamente einen Entwurf betreffend die allmälige Abschaffung der Neger-Sclaverei in den Colonien vorgelegt, für welchen, weil darin eine sehr langsame Procedur vorgeschlagen wurde, der Sohn Zacharias Macaulay's nicht glaubte stimmen zu dürfen, ja gegen den er zu sprechen sich verpflichtet fühlte. Aber das konnte er nur, wenn er seine Entlassung einreichte — und that er Letzteres, so sah er kaum eine Möglichkeit, im Parlament zu bleiben, denn eben damals besaß er keine anderen Hilfsquellen, als das Amtseinkommen. Er hat gleichwohl seine Entlassung gegeben und das Project bekämpft, welches der, ein langes Leben hindurch unausgesetzt betriebenen Agitation seines Vaters und Wilberforce's nicht genug that; das Ministerium aber, das die Mitwirkung

Macaulay's nicht verlieren wollte, modificirte den Entwurf so, daß die alten Bekämpfer der Neger-Sclaverei damit zufrieden sein konnten, und lehnte das Entlassungsgesuch ab. Doch der Stachel dieser Erinnerung an die „Sclaverei" eines politischen Beamten, der keine Stimme im Cabinet hat, blieb und — trieb Macaulay auf vier Jahre nach Indien. Unter seiner Mitwirkung war soeben (1833) eine Neuordnung des Verhältnisses zwischen der Regierung und der ostindischen Compagnie erfolgt, welche beiden Theilen einen Einfluß auf die Verwaltung des großen asiatischen Reiches gewährte; u. A. hatte das Ministerium für eine Stelle in dem zur Berathung des General-Gouverneurs bestimmten supreme council of India einen Candidaten der Compagnie zu präsentiren. Das Ministerium bot diese mit 10,000 Pfd. Sterl. jährlich dotirte Stellung Macaulay an, und er acceptirte sie. Seine Briefe geben das einzige Motiv dafür mit vollster Offenheit an. Wie jeder Engländer damals, wo die Reise von London nach Calcutta vier bis sechs Monate dauerte, betrachtete er einen mehrjährigen Aufenthalt in Indien als eine „Verbannung", eine Auffassung, die ihn auch an Ort und Stelle nicht verließ, denn als der Zeitpunkt der Rückkehr in die Heimath sich näherte, versicherte er, keine Worte zu finden, um die Sehnsucht nach England ausdrücken zu können. Wie die englischen Politiker mit seltenen Ausnahmen, stand er den speciellen indischen Verhältnissen, so weit nicht seine historischen Studien ihn damit vertraut gemacht, zuerst fremd gegenüber: als er die Stelle im Controlamt erhalten hatte, verspottete er selbst mit gutmüthiger Ironie die cursorische Art, in der er genöthigt war, sich über das ehemalige Reich des Großmoguls zu informiren, und von Indien aus versicherte er einer Schwester, nachdem er ihr Einiges über indische innere Politik erzählt, was er eben selbst erst „aufgeschnappt", jetzt wisse sie darüber mehr, als mancher Cabinetsminister. Also nicht Interesse für Indien war es, was ihn dahin führte; er wollte durch die mehrjährige „Verbannung" in die Lage kommen, von dem hohen Gehalte so viel zurückzulegen, um nach der Rückkehr ein unabhängiger Mann zu sein. Und diesen Plan hat er durchgeführt. Wir folgen ihm nicht in die Einzelheiten seines vierjährigen indischen Lebens, obgleich das Bild desselben originell und interessant genug ist: der Essayist der Edinburgh Review als einer der Regierer Indiens im Palankin das Land durchreisend, um irgendwo hoch oben im Gebirge den Generalgouverneur behufs einer eiligen Berathung zu treffen; dann in Calcutta in dem Styl, der die Bewunderung Altenglands war, ein Memorandum über die Frage schreibend, ob der Unterricht in den indischen Schulen die heimische oder die englische Sprache und Wissenschaft zur Grundlage haben solle; in den vielen Mußestunden aber die classische Literatur von Hellas und

Rom wie die moderne der ganzen Welt in einem Umfange studirend, daß die Aufzählung der, zum Theil zwei- und dreimal gelesenen Autoren das höchste Staunen erregen muß. Von großer Bedeutung für Indien ist die Entscheidung gewesen, welche er in der erwähnten Unterrichtsfrage zu Gunsten einer umfassenden Verbreitung der Kenntniß des Englischen unter den Eingeborenen durch sein Votum herbeiführte. Man hatte bis dahin die orientalische Wissenschaft, namentlich durch Stipendien zur Erlernung des Sanscrit, des Persischen und Arabischen und durch Unterstützungen zur Herausgabe von Werken in diesen Sprachen, zu fördern gesucht. Macaulay wird die Bedeutung der bezüglichen Studien für manche Zweige der wissenschaftlichen Forschung gewiß nicht verkannt haben, aber ihren Werth für die Erziehung der eingeborenen Bevölkerung Indiens im Allgemeinen bestritt er mit siegreichen Gründen. „Die Frage ist", schrieb er, „ob wir, wenn wir gesunde Philosophie und wirkliche Geschichtskenntniß verbreiten können, auf öffentliche Kosten unterstützen sollen medicinische Ansichten, welche einem englischen Hufschmied zur Unehre gereichen würden, eine Astronomie, welche in einer englischen Mädchenschule Gelächter erregen würde, eine Geschichtswissenschaft, in der es von Königen wimmelt, die 30 Fuß hoch waren und 30,000 Jahre regierten, eine Geographie, welche aus Syrup- und Butterseen besteht." Trevelyan theilt eine Statistik mit, welche allerdings zeigt, daß auf Grund des von Macaulay empfohlenen Systems seitdem große Erfolge in der Errichtung von Schulen, der Verbreitung der englischen Sprache und europäischen Wissens erzielt worden sind; ob dadurch aber die Kluft zwischen englisch-europäischem Wesen einerseits, Islam und Hinduthum andererseits überbrückt werden kann, wird man bezweifeln dürfen Angesichts der Thatsache, daß zwanzig Jahre nach Einführung des neuen Unterrichtssystems — der große Aufstand ausbrach.

Zuerst in Indien erhielt Macaulay Gelegenheit, zu erproben, ob er eine Eigenschaft besitze, deren der Staatsmann in einem freien Lande nur zu seinem eigenen Schaden entbehren kann: Gleichgiltigkeit gegen unverdiente Angriffe. Die englischen Advocaten in Calcutta waren mit verschiedenen, durchaus gerechtfertigten Maßregeln, welche auf Macaulay's Antrag beschlossen worden, unzufrieden, und diese Unzufriedenheit äußerte sich in den heftigsten, zum Theil verleumderischen Angriffen der Presse, die so schmählich waren, daß Macaulay die Zeitungen oft vor seiner, mit ihm nach Indien gegangenen Schwester verbergen mußte. Aber er schrieb gelassen nach England: „Ich bin täglich das Thema von 5 bis 6 Columnen Prosa und Poesie; doch ich habe nicht genug Geduld, den zehnten Theil dessen zu lesen, was sie vorbringen". Als er nach der Rückkehr nach England Kriegssecretär im Cabinet Lord Melbourne's geworden und zu-

ſammen mit einem andern neu ernannten Miniſter in Windſor als Geheimer Rath vereidet worden war, leiſtete die Times, die damals torhſtiſch geſinnt war, folgenden Satz: „Dieſe Menſchen Geheime Räthe! Dieſe Menſchen zu Windſor Caſtle gefeiert! Pfui! Sie ſind kaum gut genug, die Lücken auszufüllen, welche durch den vielbetrauerten Tod der zwei Lieblingsaffen Ihrer Majeſtät entſtanden ſind.“ Als hierüber Napier, der damalige Redacteur der Edinburgh Review, in einem Briefe ſeine Entrüſtung ausſprach, erwiderte ihm Macaulay: „Sie kümmern ſich viel zu viel um die Times. Was thut es, ob ſie mich ſchmäht oder nicht? In ihrer Heftigkeit iſt nichts, was mich entmuthigen könnte. Dieſe Heftigkeit iſt ſo weit entfernt, ein Mittel zu ſein, durch das man ſtark wird oder ein Beweis von Stärke, daß ſie vielmehr ſchwächer macht und ein Symptom von Schwäche iſt.“ Mehrere Jahre ſpäter ſchrieb er: „Ich habe niemals einzuſehen vermocht, wieſo ein Mann dadurch, daß er angegriffen wird, übler daran iſt; eine thörichte Zeile von ſeiner eigenen Hand ſchadet ihm mehr, als die talentvollſten Broſchüren, welche von anderen Leuten wider ihn geſchrieben werden“. Und gegen das Ende ſeines Lebens: „Die einzige Antwort auf Schmähung iſt Verachtung, und Verachtung wird keineswegs durch verächtliche Ausdrücke kundgegeben.“ Es iſt in Deutſchland leider noch nicht überflüſſig, darauf hinzuweiſen, um wieviel vornehmer dieſe Auffaſſung iſt, als die Anrufung des Richters wegen jeder ſogenannten Beleidigung. Macaulay ſelbſt hatte in ſeiner Jugend manchen Gegner heftiger und perſönlicher angegriffen, als er ſpäter zu verantworten bereit ſein konnte, und er hatte ſelbſt erkannt, wie die Wirkung mancher ſeiner literariſchen Arbeiten durch ſolche Ausſchreitungen war beeinträchtigt worden; er ſprach alſo in dieſer Frage in jeder Hinſicht aus eigener Erfahrung.

Aus der Zeit des Aufenthaltes in Indien datirt die erſte Erwähnung, welche ſich in den Briefen von dem Plane findet, die Geſchichte Englands ſeit der „glorreichen Revolution“ zu ſchreiben. „Ich bin mehr als halb entſchloſſen“, heißt es da (Calcutta, 30. December 1835), „die Politik aufzugeben und mich ganz der Wiſſenſchaft zu widmen, ein großes hiſtoriſches Werk zu beginnen, das zugleich das Geſchäft und die Freude meines Lebens ſein würde.“ Die Politik gab er nun freilich, wie wir wiſſen, keineswegs auf, ſondern nach der Rückkehr aus Indien bemächtigte ſie ſich ſeiner erſt recht, er ward zweimal Miniſter; aber die Abſicht, dem engliſchen Volke ſeine Geſchichte, insbeſondere diejenige Periode derſelben zu ſchildern, in welcher die parlamentariſche Regierung ſich herausgebildet und feſtgeſtellt hat, wurde immer beſtimmter. Ueber den Umfang des Werkes ſchwankte ſeine Meinung längere Zeit; 1838 ſpricht er davon, daſſelbe bis zum Regierungsantritt Georg's IV., alſo bis zum Jahre 1820

fortzuführen; 1841 bezeichnet er die Thronbesteigung des Hauses Hannover (1714) als den Endpunkt seiner Darstellung, und 1852 bemerkt er, er würde zufrieden sein, falls es ihm gelänge, die Schilderung des Lebens Wilhelm's III., seines Lieblingshelden schon von Cambridge her, wo er mit einer Lobschrift auf denselben einen Preis errungen hatte, zu vollenden. Bekanntlich ist ihm auch das nicht vollständig beschieden gewesen: der Tod trat (1859) dazwischen, und wir besitzen Macaulay's Darstellung der letzten Zeit Wilhelm's nur in fragmentarischer Form, aus seinen hinterlassenen Papieren von Lady Trevelyan herausgegeben. Aber beschränkt wie die Ausführung des Planes geblieben, hat sie ihrem Autor und der Welt vollauf gehalten, was er sich und dieser während der Arbeit in starkem, aber berechtigtem Selbstgefühl davon versprach. „Ich denke", hatte er auf einer Reise durch Italien, welche er nach der Rückkehr aus Indien unternommen, zu Rom 1838 in sein Tagebuch geschrieben, „daß die Nachwelt nicht gewillt sein wird, mein Buch untergehen zu lassen". Im December 1848, als eben die zwei ersten Bände erschienen waren, heißt es in dem Tagebuche: „Ich hatte (bei der Arbeit) das Jahr 2000 und selbst das Jahr 3000 oft vor meiner Seele"; und 1850: „Coraggio! Halten wir das Jahr des Herrn 2850 im Sinne. Wer wird dann an die Emersons denken? Aber Herodot wird man noch mit Entzücken lesen. Wir müssen unser Bestes thun, um dann auch noch gelesen zu werden." Inzwischen ward der Erfolg des Werkes in der Gegenwart so außerordentlich, daß die meisten Autoren darüber die Zukunft vergessen hätten. Im November 1848 erschienen die beiden ersten Bände, im April 1850 waren 22,000 Exemplare verkauft. Als 1855 abermals zwei Bände erscheinen sollten, waren vor der Ausgabe 25,000 Exemplare davon bestellt. Bei der Rückkehr aus Indien ein wohlhabender, war Macaulay nach der Herausgabe des vierten Bandes seiner Geschichte ein reicher Mann; als Curiosität erzählt er und in Deutschland wird es als ein Wunder angesehen werden, daß ihm im Mai 1856 auf seinen Antheil am Ertrage zweier Bände die Verleger eine Abschlagszahlung von — 20,000 Pfnd. Sterling leisteten; der Cheque wird von Longman noch aufbewahrt. „Diese Transaction", schreibt Macaulay mit Recht, „ist durchaus ohne Gleichen in der Geschichte des Buchhandels." Die Ehren, welche dem Historiker erwiesen wurden, blieben hinter dem materiellen Erfolge nicht zurück; der preußische Orden pour le mérite, übersandt von dem damaligen Ordenskanzler Alexander von Humboldt, war darunter, ferner die Ehrenpromotion zum Doctor juris in Oxford, schließlich die Erhebung zur Peerage; und Macaulay, der niemals etwas gethan hatte, um Popularität zu erjagen, vielmehr, namentlich im Verkehr mit seinen Wählern, stets auf die Gefahr

der Unbeliebtheit hin seine Ueberzeugung offen ausgesprochen hatte, ward in seinen letzten Lebensjahren eine so populäre Persönlichkeit in seinem Vaterlande, daß er auf Reisen, sobald man ihn erkannte, der Gegenstand herzlichster Ovationen wurde. Scherzweise schrieb er aus Schottland an seinen alten Freund Ellis: „Ich ging vorgestern nach dem Kirchhofe von Grasmere um Wordsworth's Grab zu sehen. Ich dachte daran, diese meine Absicht vorher bekannt zu machen und Billets zu einer Guinea auszugeben für Leute, welche mich dort zu betrachten wünschten; denn ein Yankee, der vor einigen Tagen hier war und hörte, daß man mich erwartete, sagte, er würde die Welt darum geben, das erhabenste aller Schauspiele zu sehen: Macaulay am Grabe von Wordsworth stehend."

Es hat, wie bekannt, nicht an Stimmen gefehlt, welche das große Macaulay'sche Werk herabzusetzen versuchten. Als sich, so erzählt Lady Trevelyan, die Mutter des Biographen, während der erwähnten Reise durch Schottland einmal die Leute ansammelten, um den berühmten Historiker zu sehen, fragte eine junge Dame einen Herrn, um wen das allgemeine Aufsehen entstanden sei; die Antwort war, es sei der große Lord Macaulay, der „die Geschichte" geschrieben. „Ach", erwiderte die Fragerin, „ich glaubte, die halte man blos für einen Roman". Die Aeußerung war das Echo von Kritiken, welche dem Buche in gelehrtem Unverstand gerade seine größten Vorzüge zum Vorwurf machten; den Schulfüchsen galt — und gilt noch heute, u. A. in Deutschland in „akademischen Kreisen" — die politische Einsicht, welche die Intentionen und den Character historischer Personen der Vergangenheit aus ihren Handlungen zu reconstruiren versteht, als Willkür und Charlatanerie; die Kunst der Darstellung, welche aus tausend Einzelzügen das lebensvolle Bild einer vergangenen Zeit zusammensetzt, als Phantastik; die lichtvolle Klarheit und Allgemeinverständlichkeit der Schreibweise als dilettantische Oberflächlichkeit. Die wirklich Großen freilich verstehen und würdigen einander auch unter Berufsgenossen: unser Ranke hat den Verfasser der „Geschichte Englands seit dem Regierungsantritt Jakobs II." einen „unvergleichlichen Mann" genannt. Und das ist er in der That. Auf wichtige thatsächliche Entdeckungen war sein Sinn nicht gerichtet — obgleich er auch in dieser Hinsicht nicht ohne Verdienst ist: er hat zuerst die Entstehung des „Cabinet" im Sinne der modernen parlamentarischen Regierung nachgewiesen. Damit aber ist nicht gesagt, daß er sich seine Arbeit leichter gemacht, als derjenige Historiker, welcher in den Archiven der Entwickelung irgend einer Hofintrigue oder einer Allianz nachgeht; Macaulay's Briefe und Tagebücher geben Zeugniß von dem unermüdlichsten Forschereifer; und wenn man dem Werke den Staub nicht ansieht, den sein Autor im Britisch Museum in vielen tausenden

von Flugschriften des 17. Jahrhunderts, welche er durchgelesen, aufgewirbelt, oder der ihn umgab, wenn er behufs lebendiger Schilderung die Schauplätze wichtiger Ereignisse durchstreifte, so wird dies im Jahre 3000, an das er voll berechtigten Selbstbewußtseins appellirte, Niemand mehr für einen Mangel halten. Geschichtliche Portraits wie das Wilhelm's III., des Churchill'schen (nachmals Marlborough'schen) Ehepaars, Sunderland's, Somers' und vieler Anderen; dramatische Schilderungen entscheidender Vorgänge, wie die des Bischofs-Prozesses; Ueberblicke einer langen Entwicklung, wie die meisterhafte Skizze der englischen Geschichte von ihrem Beginn bis zum Jahre 1685 im ersten und zweiten Capitel; vor Allem aber Zeitbilder wie das in dem berühmten dritten Capitel von den englischen Zuständen um das Jahr 1685 entrollte — gehören in der historischen Literatur aller Völker und aller Zeiten zu den seltensten Perlen. Macaulay war sich bewußt, der Geschichtschreibung ein Muster hinzustellen, das übrigens seinem Geiste seit der Jugendzeit vorschwebte. Beim erneuten Durchlesen auch seiner frühesten Schriften, zu dem das Erscheinen des Trevelyan'schen Buches anregt, stößt man in einem aus dem Jahre 1828 stammenden Aufsatze „über Geschichtschreibung" auf Bemerkungen des 28jährigen Schriftstellers wie diese: „Unsere Historiker vernachlässigen in trauriger Weise die Kunst der Erzählung, die Kunst, Sympathie zu erregen und der Phantasie Bilder zu liefern.... Ein Geschichtswerk, worin jedes einzelne Ereigniß richtig erzählt ist, kann im Ganzen doch falsch sein. Die Verhältnisse, welche den größten Einfluß auf das Glück des Menschengeschlechts haben, die Veränderungen in Gewohnheiten und Sitten, der Uebergang von Staaten aus Armuth zum Reichthum, vom Wissen zur Unwissenheit, von Rohheit zur Bildung, das sind meistens geräuschlose Umwälzungen. Sie gehen in jeder Schule, jeder Kirche, in zehntausend Comtoirs, an zehntausend Kaminen vor sich. Wir lesen vom Fall weiser Minister und von der Erhebung verworfener Günstlinge; aber wir müssen bedenken, in einem wie unbedeutenden Verhältnisse das Gute oder Ueble, das von einem einzigen Staatsmanne bewirkt wird, zu dem ganzen großen gesellschaftlichen System steht.... Wer diese Dinge richtig zu verstehen wünscht, muß seine Beobachtungen nicht auf Paläste und Feiertage einschränken; er muß gewöhnliche Menschen betrachten, wie sie in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und Vergnügungen erscheinen; er muß sich in das Gewühl der Börse und der Kaffeehäuser mischen; er muß an dem gastlichen Tisch und an dem häuslichen Heerde Zutritt haben". Liest sich das nicht wie ein Programm zu dem Werke, das 20 Jahre später zu erscheinen begann? Wenn in den citirten Sätzen die Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte immerhin etwas unterschätzt zu werden

ſcheint, ſo hat Macaulay's Geſchichtswerk ausreichend bewieſen, daß er von Buckle'ſcher Zurückführung der hiſtoriſchen Geſtaltungen auf lauter unperſönliche oder doch anonyme Elemente ſehr weit entfernt war. Doch mit allem hier Geſagten iſt die Bedeutung der „History" nicht genügend characteriſirt; ſie iſt nicht blos eine claſſiſche Leiſtung als Geſchichtswerk und in allgemeiner literariſcher Hinſicht; ſie iſt vor Allem ein *nationales Buch* im höchſten Sinne des Wortes, ein Werk, durch das der Nation, welcher es angehört, ihr culturliches und politiſches Werden dergeſtalt vor die Seele geführt wird, daß alles Volk darin den eigenen nationalen Herzſchlag nachfühlen muß. Vielleicht kann kein anderes Land, als das engliſche, ein ſolches Buch hervorbringen. Wir Deutſche jedenfalls werden es aus den Gründen unſerer unglücklichen geſchichtlichen Entwickelung, welche weiter oben berührt wurden, noch lange Zeit nicht haben können; ſo weit größere Volkskreiſe Intereſſe an der Geſchichte nehmen, haftet es bei uns am Particularſtaate, und jede national-hiſtoriſche Darſtellung iſt bei uns in Gefahr, in dem einen oder dem andern Lager als Parteiſchrift zu gelten. Bei denjenigen continentalen Völkern aber, welche in dieſem Betracht beſſer, als wir, ebenſo gut wie die Engländer daran ſind, findet ſich ſchwerlich die Vereinigung der beiden nationalen Eigenſchaften, welche für das Entſtehen eines ſolchen Werkes gleichmäßig erforderlich ſind: ein berechtigtes ſtolzes Selbſtgefühl *und* Wahrhaftigkeit eines Volkes gegen ſich ſelbſt. Beide Eigenſchaften der Engländer durchdringen das Werk Macaulay's, und als günſtiger Umſtand — der doch auch wieder kaum anderswo, als in England möglich iſt — kam hinzu, daß die Feder des *Gerichtſchreibers* von einem Manne geführt wurde, der aus perſönlicher Erfahrung wußte, wie Geſchichte, ſo weit hiervon überhaupt die Rede ſein kann, *gemacht* wird. So hat Macaulay ſeinem Lande ein Vermächtniß hinterlaſſen, deſſen Bedeutung für das engliſche öffentliche Leben kaum zu überſchätzen iſt: ein Volk, wie der einzelne Menſch, weiß nur dann genau, wohin es zu gehen hat, wenn es ſich klar darüber iſt, woher es kommt. — —

Der Fremde, welcher Englands Boden betritt, verſucht vergeblich, ſich eines Eindrucks zu erwehren, der um ſo ſtärker wird, je mehr es dem Betrachter gelingt, mit ſeinem Blicke durch die Oberfläche der Dinge zum eigentlichen Weſen dieſes Staates, dieſer Geſellſchaft, dieſes gewaltigen Verkehrslebens vorzudringen: ob es ihn ſympathiſch oder antipathiſch berührt, es *imponirt* ihm; dagegen hilft dem Deutſchen weder das gerechte Selbſtbewußtſein, mit welchem er ſeit einem Jahrzehnt das Ausland zu beobachten gelernt hat, noch die Erinnerung an gewiſſe uns unbehagliche Eigenſchaften des engliſchen Charakters und der modernen engliſchen Politik. Ueberall die Spuren eines großartigen, in Jahrhunderten angehäuften

materiellen und moralischen Besitzes, auf dessen sicherer Grundlage das Leben der Gegenwart, trotz des Vorhandenseins mannichfach einander kreuzender und bekämpfender Strebungen, reich und fest dahinwogt — frei von vielen kleinlichen Zügen, dürftigen Nothbehelfen, unruhigen Schwankungen, welche in Deutschland diese Tage stolzer Erhebung von der Vergangenheit in einer Erbschaft, die man nicht cum beneficio inventarii antreten kann, überkommen haben. Sehr ähnlich nun dem Eindruck, den das gesammte englische Leben und Treiben auf den fremden Betrachter an Ort und Stelle hervorbringt, ist der des einzelnen Menschendaseins, welches hier skizzirt worden. Macaulay war allerdings, auch abgesehen von den nationalen Voraussetzungen, die seine Entwickelung und seine Erfolge bedingten, ein individuell vom Glücke begünstigter Mensch; es scheint nicht, daß ihm jemals etwas Wichtiges fehlgeschlagen oder ein tieferer Schmerz in sein Leben eingegriffen; in der Vereinigung politischer und literarischer Wirksamkeit, welche er bis zum Beginn der fünfziger Jahre festhielt, fühlte er sich so wohl, wie nur ein Mensch, dem auf seinen Lieblingsgebieten erfolgreich sich zu bewähren beschieden ist; und auch nachdem ein Herzleiden, dem er schließlich erlag, ihn veranlaßt hatte, in ländlicher Einsamkeit unweit Londons sich völlig seinem Geschichtswerke zu widmen, bezeugt sein Tagebuch immer von Neuem, daß er sich selbst als einen der seltenen Glücklichen ansah, denen nichts zu wünschen bleibt. Doch dabei war, wie gesagt, viel individuelle Bevorzugung durch das Geschick im Spiele. Was uns an diesem Lebenslauf imposant zu sein und worin uns sein besonderes Interesse für den Nichtengländer zu liegen scheint, das ist das darin zu beobachtende Wirken eines wichtigen Factors des britischen Nationallebens: der Concentration der Kräfte, die von französischer Centralisation ganz so verschieden ist, wie von deutscher Zersplitterung. Macaulay's Erfolge — wir betonten es bereits — entsprangen zunächst aus einer Bildung, welche in seltener Weise Gediegenheit mit umfassender Allgemeinheit und der geistigen Freiheit des Weltmannes verband; von einem jungen Manne aus bürgerlicher Familie in beschränkten Verhältnissen aber konnte eine solche schwerlich auf einer anderen, als einer altenglischen Hochschule erworben werden, an der Jahrhunderte die reichsten Mittel angehäuft haben behufs der Erziehung der leitenden Klassen des Landes in einer, weder Zeit noch Geld sparenden Weise. Das Mittel und der Schauplatz seines Emporkommens war die Presse; aber nur eine Presse konnte es sein, welche durch Concentration der Leistungen und der Leser um Organe wie die damalige Edinburgh Review eine Tribüne darstellt, von der herab der Redner von einem ganzen Lande gehört wird. Durch Auszeichnung auf dem parlamentarischen Kampfplatze gelangte der

junge Schriftſteller, welcher kurz vorher einen prekären Lebensunterhalt durch ſeine Feder zu gewinnen hatte, im Fluge in die Regierung eines der erſten Culturvölker der Welt, nebenbei auch zu dauernder materieller Unabhängigkeit; das war nur möglich, weil in Folge der eigenthümlichen geſchichtlichen Entwickelung im engliſchen Unterhauſe alle im Lande vorhandene politiſche Macht — ſelbſt die der Lords vermöge ihrer Einwirkung auf die Wahlen — zuſammengefaßt iſt, dort jede letzte Entſcheidung ruht. Macaulay's Wirken fand den Abſchluß, ſein Leben die Krönung in dem, ſelbſt im Bücher kaufenden England beiſpielloſen Erfolge ſeines Geſchichtswerkes; wie anders wäre derſelbe zu erklären, als durch die engliſche Hinlenkung aller geiſtigen Intereſſen, von fremden Objecten hinweg, auf das eigene nationale Leben, eine Beſchränkung, welche in mancher Hinſicht unzweifelhaft ein Element der Schwäche iſt, doch in anderer wieder ſtark macht. Selbſt die großen Todten Englands wirken vereinigt und darum um ſo gewaltiger anſpornend durch die Erinnerung an das, was ſie im Leben geleiſtet, auf den engliſchen Knaben oder Jüngling, der die Weſtminſter Abtei betritt; dort ruht auch Macaulay, „in“ — mit ſeinen Worten aus dem Eſſay über Warren Haſtings zu ſchließen — „in jenem Tempel der Stille und der Verſöhnung, wo die Feindſchaften von zwanzig Generationen begraben liegen“.

Hannover. S. E. Köbner.

Weihnachtlied und Weihnachtſpiel in Oberbayern.

(Auguſt Hartmanns Weihnachtslied und Weihnachtsſpiel in Oberbayern. Separatabdruck aus dem oberbayriſchen Archiv, München 1875.)

Ich erinnere mich noch ſehr wohl aus meinen Kinderjahren, daß alljährlich auf den Dreikönigsabend ein Stern vor unſerem Fenſter erſchien, getragen von jungen Burſchen, welche die drei Könige vorſtellten. Der Stern war eine Laterne aus ölgetränktem Papier auf einem langen Stabe; die Wände derſelben, von innen beleuchtet, zeigten die Könige, alle drei im vollen Profil, von der Hand eines Dorfkünſtlers gezeichnet und illuminirt. Um ſie bequem beſchauen zu können, wurde der Stern langſam gedreht und während deſſen der Dreikönigsgeſang:

Wir kommen drei König aus Morgenland,
Kaſper, Melchior un Balſer genannt u. ſ. w.

angeſtimmt; worauf das Fenſter ſich öffnete und ein Geldſtück hinabflog. Es folgte dann noch eine Schlußſtrophe:

Ihr habt uns eine Verehrung gegeben;
Drum wünſchen wir euch ein langes Leben,
Für euch un euere Kinder,
Für euch un euer Geſinde!
Der Sterre, der Sterre
Soll 'rumgehn, ſoll 'rumgehn!
Jetzt wollen wir wieder weiter gehn.

Bei den Worten: „der Sterre, der Sterre ꝛc. ꝛc." wurde der Stern ſchnell herumgewirbelt.

Wir wohnten im einſamen Waldthal auf einer Eiſenhütte, und die drei Könige, die von einem benachbarten Dorfe kamen, mußten mit ihrer Papierlaterne einen ſteilen Bergpfad zu uns niederſteigen, ſo daß wir den Stern, wie er von dem Rand der Höhe ins Thal kam, ſchon von Weitem mit unſeren ſcharfen Kinderaugen verfolgen konnten. Nun ereignete es ſich an einem ſolchen Dreikönigsabende, daß, von einem andern Dorfe

her, zu gleicher Zeit mit dem erwähnten Stern, ein Concurrenzstern erschien, der, auf einem anderen Pfade absteigend, dem erstgenannten den Rang streitig machen wollte. Die Folge war, daß die beiden Sterne ein Wettrennen begannen, bei welchem einer derselben plötzlich unterging als Sternschnuppe.

Damals kam mir natürlich der Gedanke nicht, daß dieser in einem protestantischen Theile des Hunsrücks aufgeführte Sterngesang, der vielleicht heute noch besteht, nichts Anderes war, als ein in der Sprache modernisirter Rest des geistlichen Volksliedes, wie es im Mittelalter in den christlichen Ländern Europas allerwärts blühte. Weihnachten, der Dreikönigstag, Ostern und überhaupt die Feste der christlichen Kirche waren umrankt von den Gebilden der lyrischen und dramatischen Poesie, wie ja auch Malerei und Skulptur um die Kirche, als um den allgemeinen großen Mittelpunkt des geistigen Lebens, sich bewegten.

Wie dann aber andere geistige Mächte sich neben der Kirche geltend machten: die aufblühenden Universitäten, die Bestrebungen der Humanisten, traten die geistlichen Lieder und Spiele des Volks in den Hintergrund. Die Vereinfachung des Cultus durch die Reformation vertrug sich wenig mit ihnen; je protestantischer ein Land war, desto schneller schwanden sie dahin. Das weltliche Drama, das sich zum Theil aus ihnen entwickelte, die Kunstpoesie schritten siegreich über sie hinweg, wenn die geistlichen Spiele auch in den gelehrten Schulen der Protestanten — wie in den Jesuitenschulen — noch eine Zeit lang, hauptsächlich als Uebung im Lateinsprechen, fortdauerten.

Wie viel Leben aber doch noch den volksmäßigen geistlichen Spielen in katholischen Landen einwohnte, bewies plötzlich zu Jedermanns Staunen die Oberammergauer Passion, welche — einmal bekannt geworden — Neugierige, Andächtige und Kunstfreunde zu Tausenden anzog und bis heute noch anzieht.

Allerdings nimmt diese Passion unter den Volksstücken eine Ausnahmsstellung ein, nicht nur wegen der auf langer sorgfältiger Vorbereitung ruhenden Ausführung, sondern auch, weil die Spieler als Heiligenbildschnitzer feinere Menschen als gewöhnliche Landleute sind. Ein ähnliches, ebenso altes Passionsspiel der Bauern besteht in dem Dorfe Brixlegg bei Innsbruck, ohne besondere Aufmerksamkeit nach außen zu erregen.

Altbaiern und Oesterreich, die festen Sitze eines fast ungemischten Katholicismus, sind natürlich jetzt noch Hauptfundorte für geistige Volkslieder und Volksspiele. Während die deutsche *Kunstdichtung* hauptsächlich auf dem Boden des deutschen Protestantismus herangewachsen und zur Klassicität gereift ist, erscheint *das Volk* in Baiern und Oesterreich poe-

tischer begabt, als die Mittel- und Norddeutschen; es ist naiver, aufgeschlossener, phantasievoller, liederreicher, sangluſtiger und musikalischer, als Jene; es ist auch zur Stegreifdichtung geschickt, wie das schon in den Schnaderhüpfeln zu Tage tritt. Die Kunstbegabung im Volke, der die Kunstleistung in den Kreisen der Bildung nicht in gleichem Grade entspricht, finden wir in noch höherem Grade, wenn wir aus Tirol nach Italien hinabsteigen.

Bei meinem vorjährigen Aufenthalte in Oberbaiern wurde der Namenstag des Königs in den Schulen des Landes festlich begangen; aber man beschränkte sich vielfach nicht auf bloße Gesänge oder Vorträge, sondern es wuchsen sogleich Spiele, d. h. kleine Dramen, aus der Feier hervor. So zogen aus dem Landstädtchen Aibling, wo ich wohnte, die Kinder in Festkleidern, an meinen Fenstern vorüber, nach einem nahen Luſtort im Walde, wo ein großes Publikum sie erwartete. Auf einer kleinen Bühne, die man aufgeschlagen hatte, traten die vier Jahreszeiten in der Person von costümirten Knaben und Mädchen auf und sprachen ihre Verse. Die ländlichen Beschäftigungen, als Säen, Kornschneiden, Heumachen, Buttern, wurden dargestellt, ebenfalls von Reden begleitet, ja es fuhren sogar kleine Heu- und Fruchtwagen vor. Das Ganze war natürlich in Beziehung zu dem König gesetzt.

Aber obwohl nun der intensive Katholicismus und die natürliche poetische Anlage das Festhalten der geistlichen Volkslieder und Volksspiele in Baiern und Oesterreich begünstigt, so welken doch auch hier diese langgehegten Blüthen. Es geht ihnen wie den Trachten; die Alles ausgleichende Sitte untergräbt die Standesunterschiede und zerstört das Volksthümliche. Die Schützen in Berchtesgaden empfangen den preußischen Kronprinzen in langen Hosen, während er selber ihre Kniehose angelegt hat. Kommt nun noch, wie dies bei den Weihnachtsspielen geschehen ist, die Polizei hinzu und verbietet den bethlehemitischen Hirten in Baiern das nächtliche Umherschweifen, so geht der Zerfall um so schneller vor sich.

Bei dieser Lage der Dinge verdient Auguſt Hartmann um so größeren Dank, wenn er von Liedern und Spielen, was sich noch erhalten hat, und was er — als erst neuerdings geschwunden — aus dem Gedächtniß der alten Leute geschöpft hat, zusammenstellt, da, wo es Noth thut, von Entstellung reinigt, und mit angemessenen Erläuterungen veröffentlicht.

Zunächst ist dies in dem obengenannten Werke für „das Weihnachtlied und Weihnachtspiel in Oberbayern" geschehen. Gerade in dieser Gegend sind, wie wir von Hartmann vernehmen, bisher noch keine Sammlungen veranstaltet worden, während in anderen deutschen und außerdeutschen Landen — der Verfasser zählt dreiunddreißig einschlagende

Werke auf — bereits literarische Ernte, wenn auch vielleicht unzureichend, gehalten ist.

Hartmann weist nun zunächst ausführlich den Zusammenhang des noch Vorhandenen mit den alten Liedern und Spielen nach. Wir stoßen bei dieser Gelegenheit ganz unerwarteter Weise auch auf Luther, dessen Weihnachtslieder in die Spiele verwebt sind; wir stoßen auch auf Hans Sachs, dessen geistliche Dramen benutzt, ja stellenweise wörtlich ausgeschrieben sind. Hartmann verfolgt bei dieser Gelegenheit Sachs' Spuren durch Oesterreich hindurch bis nach Ungarn.

Er weist ferner nach, was ja auch sonst bekannt ist, wie schon frühe der Charakter der geistlichen Spiele durch profane Einlagen durchbrochen wurde, so in einem Benediktbeurer ludus durch zwei Lenz- und Liebeslieder, gesungen von Hirten, welche in der Christnacht auf dem Felde wachen, so durch Einführung eines episcopus puerorum, der doch höchstens nur zur Hälfte als geistlich zählen kann. Ein Einfluß der erotischen Lyrik, so wie der Tanz- und Hirtenlieder auf diese geistliche Poesie tritt überhaupt vielfach hervor. Auch Räthselspiele finden wir eingemischt.

Die Frage nach den Verfassern der Lieder und Spiele beantwortet Hartmann dahin, daß theils der Pfarrer und der Lehrer, die freilich dem Landmann an Bildung wenig überlegen waren, theils die Bauern selbst in voller Naturwüchsigkeit und Derbheit die Texte lieferten. Der Reiz des Naiven, Frischen, Herzlichen, den unsere weltlichen Volkslieder in aller Einfachheit zeigen, wird auch hier nicht vermißt, wie die folgenden Proben zeigen sollen. Ungemein günstig ist auch die Gebirgsnatur, in welcher diese geistlichen Lieder und Spiele erwachsen sind, insofern das Leben der Hirten poetischer stimmt, als das der Bauern. An die Stelle der bethlemitischen Schäfer, die in jenen Dichtungen eine so große Rolle spielen, treten darin die Sennen der bairischen Alpen; die Hirten des gelobten Landes gehen in Joppen, mit dem Besteck in der Kniehose, und da Weihnachten von der Kirche mitten in den Winter gelegt ist, leiden sie auf den Weiden von Palästina von grimmiger Kälte, wie am Wendelstein und der Zugspitze.

Hartmann gibt die Lieder und Spiele theils vollständig, theils in Bruchstücken, theils in kurzen Inhaltsauszügen. Die Sprache der Engel und Heiligen ist mehr oder minder hochdeutsch gehalten, während die Hirten sich gern ihrer groben, je nach Ort und Zeit verschiedenen Mundart bedienen.

Von den Dreikönigsliedern, die er neben den Weihnachtsliedern mittheilt, erwähne ich das der Schiffer von Laufen an der Salzach, die für gute Sänger gelten. Sie tragen in dieser Rolle ein weißes Hemde über dem Rock, eine Krone aus farbigem Papier, Gupf genannt, auf dem

Kopfe und Stäbe in der Hand. Die Gupfe ſind von innen erleuchtet und zeigen die Buchſtaben C. M. B. (Caſpar, Melchior, Balthaſar). Auf einem der Stäbe iſt ein ebenfalls von innen erleuchteter Stern befeſtigt, der beſtändig gedreht wird. Das Lied lautet ſo:

Frohlocket, ihr Brüder,
Seid alle voll Freud,
Legt ab eure Sorgen
Und denkt an kein Leid!
Iaz weaschd ge bal kemma
Die gewünschte Zeit,
Von der Küneg David
Schou lang prophezeit.

Zu Bethlehem drenten
In an alten Stall
Ligt schön in der Krippen
— Betrachet amal! —
Ja unser Erlöser,
Ein Kindlein ganz klein,
Mit Nam hoasst er Jesus,
Das tuat mi recht freu'n.

Iaz wellma halt schleunig
Auf Bethlehem gê!
Schauts, Buama, duascht tuat schou
A Stall offat stê;
A Stern tuat hell leuchten,
A Schrift hängt dabei,
Hoasst: Gloria pax dawis,
Der Fried sei mit euch!

Got grüass enk beisamma
En Stall da herin!
Schau, Jodt und Tamma,
Da ligt dös kloa Kind!
So liabla, so fried'la,
So zart und so schai'!
Vor Freuden teant mir schou
Die Augn übergea.

J sollt enk was schenka,
Ha aber nöt vil:
Oar*), Schmalz und Budern
Und a ka'l Goassmill**);

*) Eier.
**) Ein Kännchen Geißenmilch.

Und i häd no dader
An Zweschpenbrantwei˜;
Der ghöascht für dein Vader,
Dir möcht er z'ſtark sei˜.

O du göttlechs Büabai,
Mir bitten di schai˜:
Tua unser gedenka,
Wann's zan Sterben sollt gea˜!
Tua unser gedenka,
O liabs Jesulein,
'N Himmi tua schenka
Und lass uns all ei˜!

O du liabster Jesu,
Mir bitten allzeit:
Von Feuer und Wasser
Dös Laufen befrei!
Und schenka uns heuer
Ein glücklichs neus Jahr,
Von Kriag und von Unglück
Dös ganz Land bewahr!

Ein eigenthümlicher Zug in vielen dieſer Lieder iſt, daß die drei Könige auf ihrem Weg nach Bethlehem einer Einladung des Herodes folgen, und daß der Stern, den ſie auf dem Stabe mit ſich führen, für die Zeit dieſer Einkehr ſich verdunkelt.

In dem Liede aus Sendling liegt Herodes im Fenſter und verwundert ſich über den ſchwarzen König, der in der Mitte ſchreitet:

Was ist denn der mitter, der mitter so schwarz?

Worauf er die Antwort erhält:

Er ist uns wohlbekannt,
Es ist der König aus Mohrenland.

In dem Heiligndreikûni-Gsang aus Otterfing werden, nachdem die Geburt des Heilands berichtet iſt, der Hausherr, die Hausfrau, der Oberknecht, der Roßknecht, die Oberdirn und die Unterdirn beſonders angeſungen. Der Hausfrau wird dabei vorzugsweiſe gehuldigt:

Iaz lassma den Hauswirth in Ehren stan,
Die Hausfrau wollen wir singen an;

Wenn sie de Morgen a˜ der Frua aufsteht,
Dass sie glei aussi a˜ d' Kuchei geht.

Da nimmt sie das Pfandl glei bei den Stil
Und kochet die Hauslent, was s'haben wülln.

Sei's glei Fleisch oder Suppen,
So tuat sie's brav salzen und stuppen.

Sie hat a paar Aeugai, wia-r-a Morgenstern,
Und drunter a Maiai*), dös lacht gar gern.

Sie hat a paar Wangai so zart und roth,
Als wia der allerschönst Rosenstöck.

Unter den Weihnachtsliedern hebe ich zunächst das aus Pfaffenhofen am Inn hervor. Ein Hirt ist erwacht und ruft den andern, der neben ihm auf der Streu liegt, an. Er sieht den Himmel voll Feuer und Fackeln. An allen Orten glänzt und „brinnt" es, als hätte das Wetter eingeschlagen. Eine Schar Engel umringt ihn.

Nachst**) hat mi a ganzö Schar Engai umrunga;
Sie sand so weiss gwên wia der Schnee;
Das Gloria in excelsis ham s'wunderschö gsunga,
Sie hupfant und springant auf d'Höh.
Mit Pfeifen und Geigna, da kamen s'ma z'gegen;
Recht lusti ham's pfiffa, mei˜ Dudelsack war grad a Hadern***) dagegen.

Ein Engel sagt ihm, er solle nicht erschrecken und sich nach Bethlehem auf den Weg machen. Er nimmt Handschuhe, Hut und Stecken und findet dort ein wunderschönes Kind.

Das Kind that glei lacha, das hat mi recht gfreut;
I glab, es is gscheider, als î und mei˜ Vader — sind schon alte Leut!

In einem Lied aus Hiesing sieht der erwachende Hirt die Himmelsthür offen stehen. O! ruft er, wenn ich jetzt da gleich 'nein springen könnt', da wollt' ich brav lustig sein!

Ein Lied aus der Feldwies, das wohl eher den Pfarrer zum Verfasser hat, beginnt so:

Es blühen die Maien;
Bei kalter Winterszeit
Ist Alles im Freien
Auf unsrer Schäfersweid;
Ja, Alles ist in schönster Blüe,
Die Erd bringt süessen G'ruch herfür;
Es singet
Und klinget;
Flauten blasen, Harpfen schlagn,
Und ich mag's ja nit Alls dersagn,
Was sich zue hat tragn.

*) Mäulchen.
**) Gleich darauf.
***) Lumpen.

Die dritte Strophe heißt:

Ein ſchönes Kindlein,
Es ligt auf blossem Heu
In blühenden Windlein;
Zwei Thier seind nebenbei
Und schnaufen seine Füesslein an,
Dass ihm der Frost nit schaden kann;
Es greinet
Und weinet.
Ist dann in der ganzen Stadt
Kein Ort, dass Gott ein Herberg hat?
O wohl ein Schand und Spott!

In einem andern Lied hält der wachende Hirt die im Himmel tanzenden Engel für toll:

D' Engai müassent narisch sei˜.

Der zweite Hirt, noch halb im Schlaf, meint, daß ſein Kamerad, der Marxel, „a Räuſchel“ habe.

In der vierten Strophe bekommen wir Hirtenlatein zu hören. Sie lautet:

Tausend! tausend! was ist Das?
Las fangt's gar zu singa-r-a˜:
— Hiasel*), Hoisel**)! sag mir, was
Dieses Ding bedeuten ka˜? —
Gloria in exelsis dea
Et in tero fax dazua!
Ehre sei Gott in der Höhe.
Und auf Erden Frid und Rua!
„'S gibt Friden, woast wól,
Und hei˜t lebma reacht toll“!

In dem Lied aus Baumburg an der Alp werden die Engel beſchrieben, welche über dem Stall zu Bethlehem erſcheinen:

Wia ma erst umadum ham gschaut,
Gab's Buam***) in Lüften a˜;
Sie hamt in Wolkna˜ uma tappt,
Hamt Flederwisch im Buckl ghabt
Und standen baumfest da.

In dem Lied aus Ellbach bei Tölz ſteht ein Hirt, von dem Bellen ſeines Hundes geweckt, auf, in Furcht vor einem Schafdieb. Nachdem er, um ſich zu erfriſchen, einen Juchſchrei gethan, geht er hinaus. Zu ſeiner Verwunderung ſieht er um Mitternacht hellen Himmel, ſo daß man einen

*) Matthias.
**) Matthäus.
***) Buben.

Pfenning (in einem andern Liede heißt es: einen Floh) unterscheiden kann; er hört Spielleute, die, meint er, eine bevorstehende Kirchweih verkünden. Engel „reiten" vom Himmel herunter — so viele, als ob alle ausgekrochen seien. —

S' müassent all auskemma sei˜.

Auf dem Wege über den Berg begegnet er einem Engel — einem ziemlich kleinen, wie er sagt —, dem er die Frage stellt, was das Getöse im Himmel bedeute. Freilich, meint er, den Lärm entschuldigend, daß die Engel noch jung und weni gscheid seien. Als der kleine Himmelsbote verkündet, daß Gott in Menschengestalt herabgekommen sei, erwidert der Hirt:

Ei so liag! Was bildst dir ei˜?
Werd gwis Göt so lappisch sei˜,
Werd da zu uns aba kemma;
Kunt uns er ja auffi nemma!

Doch geht er auf des Engels weitere Mahnung mit ihm. Als sie aber dem Stall nahen, steigen dem Hirten Skrupel auf, wegen seines schlechten Gewandes und seiner bäurischen Manieren. Er sagt deshalb zu dem Engel:

Du, mei˜ Engel, geh vora˜,
Sei so guat und führ mi a˜!
Wann i tat zu u˜gschickt reden,
Tua mi halt auf d' Zecha treten! —
„Da geh' nein! Hier ist das Thor"!

sagt der Engel. Der Hirt erwidert:

Halt a weni! i schneuz mi vor.
Grüass di Göt, schö˜s Kindelein!
Wia bist du so zart und fein!
Und wia lappisch bist du, Muader,
Legst dös Kind auf's Vich sei˜ Fuader!
Vader, du sollst gscheider sei˜,
Schauen um a Wiagelein!

Er heißt denn die Engel, den Esel an den Karren, der vor dem Stall steht, spannen und in die Stadt fahren, um ein Bett zu holen. Einen Kameraden schickt er zu seiner Frau, um dem Kind „a Müasel" zu kochen. Einen Löffel, sagt er, brauche er nicht mit zu bringen; er hat ja sein Besteck bei sich. Dann wendet er sich zu dem Kinde. Er würde es küssen, wäre nicht sein struppiger Bart. So beschränkt er sich auf die Bitte, der Heiland möge ihm den Himmel schenken;

Sü˜ st volang i nix vo˜ dir;
Wannst was brauchst, so kimmst zu mir!

In einem Lied aus Nußdorf lädt der Hirt die heilige Familie ein, aus dem kalten Stall in sein warmes Stübchen zu ziehen:

Koan Zins derfts mir nöt geba.

Wenn bei verschiedenen Weihnachtsliedern neben dem Gesang der Engel auch Kukusrufe aufgeführt werden, so hat dies seinen Grund in dem Gebrauch, bei der Christmette künstliches Vogelgezwitscher hören zu lassen. Den Kukuk insbesondere ahmte man mit irdenen Wasserpfeifen nach, welche Vogelgestalt hatten. So heißt es in einem Lied von Au bei Berchtesgaden:

Es singan Engel frei,
D'Vögal sand a dabei,
Und du, Gugū,
Was schreist du?

Von den Liedern geht Hartmann zu den Spielen über. Mit zwei Worten erwähnt er des Adam- und Evaspiels der Laufener Schiffer, die wir oben schon als Sternsänger auftreten sahen. Adam und Eva erscheinen darin mit einem geschmückten Baume. Da Hartmann nichts Näheres bekannt ist, führt er ein ähnliches Spiel aus dem bairischen Wald auf, worin fünf Personen agiren: Adam, Eva, Gott Vater, ein Engel und der Teufel „mit einer langmächtigen Zunge", dessen Ankunft unter furchtbarem Gepolter erfolgt.

Das Seebrucker Hirtenspiel, das noch vor wenigen Jahren um die Weihnachtszeit am Chiemsee aufgeführt wurde, hat folgenden Inhalt:

Es treten die Hirten Lenzai*), Beichtel**) und Fritz in Felle gekleidet oder in langen altmodischen Röcken mit breiten weißen Hemdkragen, schmalen hohen Spitzhüten und Bindna, d. i. ledernen Ranzen, auf. In der Hand halten sie lange Schaufelstäbe. Beichtel berichtet in Form eines Lieds seine Begegnung mit einem Engel. Die Andern wollen ihm keinen Glauben schenken. Is gwis „a Schwab", sagen sie; „der Tamerl***) tuat di blenten". Beichtel verkündet ihnen die Botschaft des Engels, daß die Jungfrau Maria Gottes Mutter werden solle. Freilich, daß eine Jungfrau gebären solle, sagt er, hat mich anfangs stutzig gemacht.

Das wollt halt mir nöt gehen ei':
A Muader und a Jungfrau sei' —
Das Ding macht mir recht Possen
Und hat mi schier vodrossen;
Kunt mi nöt schicka drei'.

*) Lorenz.
**) Beit.
***) Teufel.

Doch hat er sich auf die weitere Rede des Engels beruhigt und schließlich Gott dafür gepriesen:

Gott Vatter îst a guader Mo˜,
Schickt uns sein Su˜ von Himmelsthron
Herunter auf die Erden,
Uns Menschen gleich zu werden:
Machts eam a Musi z' Lo˜!

Worauf die Hirten ein Stück blasen und abgehen.

Es tritt dann ein Prophet auf, „nobel gekleidet", wie es ausdrücklich heißt, mit Cylinder, Frack, Brille, weißen Strümpfen, die bis an die Kniee reichen, und einem Perspectiv in der Hand. Nach einer kurzen Betrachtung über Gottes Weisheit schaut er durch sein Fernglas und entdeckt einen wunderbaren Stern, der, sagt er, wider den Lauf der Natur im Untergang auf und im Aufgang untergehe.

Nachdem der Prophet sich entfernt hat, erscheint der Hirt Lenzai und klagt über den harten Winter und die „hunerscht und zêcha Jahr", die ihn drücken. Mit Freuden gedenkt er seiner Jugend, wie er zum erstenmal auf die Alm zog und den großen Wolf bezwang.

Da bin i a Bua gwên, a frischar, a junga,
Ha˜ nix als pfiffa-r-und gsunga,
Und vor lauter Freud über Zäu˜ und Grabn weggagsprunga.
Da gab mir mei˜ Vader a Taschen voll Khlouzen*) und an roggan Schlegel**)
Und hat gsagt: Iaz schir di fuscht, du junger Flegel!
Und gib fleissi acht,
Es mag sei˜ bein Tag oder bein Nacht,
Dass dir der Wolf koan Schaden nöt macht.
Hoz tausend! Da bin i dahi˜ ganga,
A schö˜s Büschel am Huat, wia-r-a Vogelfanga,
Der Scheckel***) voraus und 1 hintdrei˜,
Ha gmoa˜t, es kunt koaner mehr machtiger†) sei˜.
Aft††) îs mir ersoht d' Muader nacha g'rennt,
Nimmt mi bein Hals und hat hellauf geflennt
Und tuat mar an schön' weissen Wecka
A˜ mei˜ Taschen ei˜ ha stecka
Und sagt: Bfüat di Göt, mei˜ liaber Bua!
Leb wohl, wann i di so lang nimmer sêcha tua,
Und sei˜ fei˜ nöt vomessen!
Wenn di eppan der Wolf tat fressen —
I kunt die mei˜ Lebta nöt vogessen!

*) gedörrte Birnen.
**) Schwarzbrod in Weckform.
***) Name des Hunds.
†) stolzer.
††) nachher.

Aſt hat s'no an Trenzer*) to˜
Und ist auf und davo˜.
Und i bi˜ dahi˜ trumpſt wia-r-a gnädiger Hêr
Und iaz bin i a stoanalter Häuter**) und freut mi Nix mehr.

Plötzlich ſtürzt der Hirt Fritz auf die Bühne und rennt den Alten über den Haufen. Oben an der Goaßleiter***), berichtet er, wo ſeit alter Zeit Geiſter gehen, iſt die wilde Jagd ausgebrochen,

Und a Getös hat's gmacht,
Da schier an iader Bam hat kracht.
Und gschrian hat's a:
„Hu! hu! gscha! gscha!
„Lauf, Bua, lauf!
„Und schau die nöt um,
„Oder i drab dir 'n Kragen um!"

Beichtel, der dritte Hirt, tritt auf und meldet, daß der Wolf am Geißenhang drei Lämmer, einen Widder, eine Geiß mit der Kitz und eine Kuh erwürgt hat. Als Fritz hinweggeeilt iſt, geſteht Beichtel dem Greis, daß er die genannten Thiere verſteckt hat, um den übermüthigen Burſchen zu foppen. Auf Lenzais Mahnung geht er Fritz nach, um ihm das Vieh wieder zuzuſtellen. Von der andern Seite erſcheint Fritz mit einer Laterne und leuchtet auf der ganzen Bühne herum, um ſeine Thiere zu ſuchen. So gleichgültig er vorher bei den zwei andern Hirten gethan, jetzt iſt er in voller Verzweiflung und wünſcht ſich den Tod, bis dann Lenzai kommt und ihn beruhigt. In komiſcher Dankbarkeit fällt er vor dem Alten auf die Kniee und bittet den Wolf um Entſchuldigung, daß er ihn unſchuldiger Weiſe in Verdacht gehabt; er will ihm ſogar, wenn er (der Wolf) einmal am Geißenhang vorbeikomme, ein Lamm ſchenken, da er doch beſſer ſei, als ſeine Kameraden, die Hirten.

Während Lenzai gegangen iſt, um nach ſeiner Herde zu ſchauen und Fritz bei Seite ſteht, erſcheint wieder der Prophet mit ſeinem Perſpectiv und verkündet die heilige Nacht. Kaum iſt er gegangen, um in Bethlehem ſeinen „Herrn und Gott" anzubeten, ſo kommt der luſtige Fritz zum Vorſchein und ſpottet über den „Wauwau", der ſicher einer von der wilden Jagd ſei. Beichtel ſtellt ſich ein, um bei Fritz Abbitte zu thun; auch Lenzai hat ſeine Runde beendet. Nun legen ſich alle Drei zum Schlafe nieder. Da träumt Einer um den Anderen: Beichtel von einem Wolf, der in ſeine Herde gebrochen iſt, Fritz von dem wilden Jäger, Lenzai von ſeinem Hunde Kulai, der durch ſein Bellen vor einem Dieb warnt.

*) kurzer Thränenguß.
**) Gaul.
***) Geißenhang.

Jedesmal springen sie auf und legen sich dann wieder. Man hat als Schauplatz eine Stube zu denken.

Dies Spiel wird durch einen Engel unterbrochen, der vor der Thür das Gloria in excelsis singt. Erst schelten die Hirten über die Störung, verstummen aber, als er bei ihnen eintritt. Er trägt eine Haube aus Gold und Perlen, über dem weißen Kleid einen Goldharnisch, dazu einen rothen Mantel; in der Hand hält er einen Stab mit einem Kreuz. Zwischen den Hirten durchschreitend ruft er sie auf, sich zu erheben und den Heiland in Bethlehem aufzusuchen. Nach einigen Widerreden schlagen sie den Weg dahin ein.

Jetzt stürzt der Satan auf die Bühne und schüttet ohnmächtige Verwünschungen über die Ankunft des Heilands aus; wie ein Hund bellt er den Engel an und wird von Diesem niedergeschlagen.

Die Scene geht nach Bethlehem über, was einfach durch Aufstellung eines „Kripperl" angedeutet wird, d. h. eines Kästchens, das die heilige Familie in kleinen Figuren im Stall zu Bethlehem zeigt. Die Hirten singen vor einer angeblichen Thür und verehren dann knieend den Heiland. Der alte Lenzai spendet ein Lamm, Veichtel einen Käs und Fritz zwei Eier. Sie sehen sich auch Marie und Joseph an.

Is sei˜ Muader a dabei,
Sitzt bein Kindel auf'n Heu,
Und an alter gritzgrawer Ma˜,
Lacht mit Freuden dös Kindel a˜.

Fritz ruft zum Schluß zu Tanz und Gesang auf:

Gehts, wellma ge all drui hupfa-r- und springa
Und welln dem Kindel a Gsangai singa!

Für den hundertundzehn Jahre alten Lenzai wird freilich das hupfa und springa schwierig sein.

Ich übergehe das Wessener Spiel, in welchem ebenfalls Hirten agiren, das Eisenärzter Spiel, worin Hammerschmiede und das Großholzhauser Spiel, worin kleine, mit ihrer Krippe umherziehende Landmädchen, die als Hirten und Engel verkleidet sind, auftreten. Hartmann sagt uns wenig von diesen Stücken; das Niederaudorfer Spiel theilt er dagegen abgekürzt mit; es sind Schäferlieder von offenbar neuem Ursprung in dasselbe eingelegt.

In dem Rosenheimer Spiel, das zu großen Theilen aus dem sechzehnten Jahrhundert stammt, erscheint zuerst ein Engel mit Krone, in weißem Gewand und rother Schärpe als Prolog.

Zu ihm tritt Maria in rothbraunem Kleid und blauem Mantel. Er bringt ihr Botschaft, daß sie den Heiland gebären werde.

Nachdem Beide gegangen, kommt Joſeph in blauem Rock und gelbem Mantel. Er iſt ſehr verwundert über die Verkündigung, die ihm — wir wiſſen nicht, wie — zu Ohren gekommen iſt, und will ſich von Maria trennen; doch ſcheint ihn die Sache nicht beſonders hart anzufaſſen; denn er ſchläft am Tiſche ein.

Maria tritt wieder auf und ruft, ohne den Schlummernden zu beachten, den heiligen Geiſt, „den Bräutigam ihres Herzens", an, daß er Joſeph bedeute, und geht.

Der Engel erſcheint zum zweiten Male und redet dem ſchlafenden Joſeph zu: er ſoll fröhlichen Herzens ſein wegen der großen Ehre, die ihm Gott erweiſe, indem er als Jeſu' Vater beſtellt ſei.

Der erwachte Joſeph preiſt ſein Glück.

Dialog zwiſchen Joſeph und Maria. Er theilt ihr mit, daß Kaiſer Auguſtus eine Schatzung ausgeſchrieben habe, daß ihm aber das Geld fehle, ſeinen Theil zu bezahlen. Maria ſchlägt vor, Ochs und Eſel mit zu nehmen. Vielleicht ſoll der Eine verkauft, der Andere als Reitthier benutzt werden — wir erfahren es nicht. Joſeph heißt ihren Vorſchlag gut und nennt einen Wirth Rufinus, bei dem ſie einkehren wollten.

Scenenwechſel. Rufinus tritt auf mit grüner Schlegelhaube, kurzen Hoſen, weißen „Wadelſtrümpf" und weißem „Schaber" (Schurz). Da er heute vielen und vornehmen Beſuch erwartet, will er keinen Armen Herberge geben.

Maria und Joſeph werden abgewieſen.

Die Wirthin tritt zu den Vorigen. Sie trägt einen altmodiſchen Rock mit weiten Aermeln, eine weiße Schürze, Geldtaſche und Schlüſſel. Daß ſie das Zepter im Hauſe führt, beweiſt ſie ſogleich mit folgenden unholden Worten:

Was hast du da für Lumpersleut?
Was thust das Maul aufspreizen weit?
Geh 'nein, mach d' Zech! Die Bauern sind voll.
Mein Haus und Keller versich mir wohl!

Ebenſo derb weiſt ſie Joſeph die Thür: da kniet Maria nieder und ruft Gott um Barmherzigkeit an. Der Wirth läßt ſich erweichen und weiſt ſie nach dem Stalle, wohin nun auch die Scene übergeht.

Maria bringt das Körbchen mit dem Neugeborenen und kniet vor dem Kinde nieder; auch Joſeph muß es anbeten. Dann macht Derſelbe Feuer, indem er aus ſeinem „Zecker" (geflochtenen Korb) Stein und Stahl holt:

Hutsch! hutsch! o mei˜ Maria!
Wia-r- is hei˜ die Nacht so kalt!
Empfind nit meine Hände bald.
I koch dem Kind a Müasela˜
Und warm dabei sei˜ Windela.

Er holt aus dem Zecker Pfännchen, Flaſche und Löffel und kocht; aber er iſt ungeſchickt und verbrennt das Mus. Beide ab.

Die Scene wechſelt. Zwei Hirten mit Spitzhüten und weitärmeligen Röcken treten auf. Sie klagen über die außerordentliche Kälte. Wenn man zehn Joppen übereinander anhätte, ſagt der Eine, würde man doch noch frieren. Der Andere erzählt von einem ſteinalten Buch, das er zu Hauſe habe. Darin ſtehe, was geſchehen ſei und geſchehen werde. Faſt Niemand könne es leſen; ſein großer „Bua", der es verſtehe, lege großen Werth darauf. Wir erfahren nun, daß in dieſem Buche die Geburt des Heilands durch eine Jungfrau vorausgeſagt iſt.

Ein alter Hirt tritt zu den Beiden. Sie legen ſich bei ihren Herden ſchlafen.

Darauf bringt der Engel die Botſchaft von Chriſti Geburt. Der alte Hirt weckt die Andern: Iſaak, Jackel, ſteht auf, ös fain Loder*)!

Der folgende Auftritt führt uns wieder nach Bethlehem. Maria kommt mit dem Kind im Körbchen und ſetzt ſich auf einen Stuhl. Die Hirten ſtellen ſich ein, um den Heiland zu verehren. Der Erſte ſagt:

Sei mir gegrüsst, du Kind so jung,
Vor Freuden mir mein Herz aufsprung,
Und weil i ha' vo' dir hörn reden,
So bin i halt zu dir hertreten.
O mein Jesu, wie ligst so hart!
Dein Bett ist nicht von Federn zart,
Dein Geburtstag nicht in Sommerszeit,
Sondern in Winters Bitterkeit.
Da verehr ich dir ein wenig Woll,
Worein man dich einwickeln soll.

O gulders Kind, o Liabela!

redet der zweite Hirt das Chriſtuskind an und ſchenkt ihm ein Lämmchen. Maria erhält Brot, wovon ſie dem alten Vater einen Brocken abgeben ſoll. Der dritte Hirt ſpendet friſche Geißmilch und Eier.

Und wann i hiad a Künireich,
So schenkat i dir's grêha**) gleich.
Weil i afer Nix ha' in mein Gûatel,
So tuan i dir halt singa a Liadel.

Die Hirten ſtimmen einen Lobgeſang an und gehen dann ab.

In der folgenden Scene, die wir uns etwa vor Herodes' Palaſt zu denken haben, tritt ein Jäger auf. Mit dem bloßen Weidwerk, ſagt er,

*) etwa: ihr faulen Kerle!
**) Pleonasmus. Grêha heißt auch gleich.

iſt mirs bis jetzt nicht gelungen; ich will nun darauf lauern, daß ich Herodes' Seele erjage und in die Hölle führe.

Nach ihm betritt ein alter Bauer die Scene und gleich darauf der Mohrenkönig. Voller Angſt vor der ſchwarzen Majeſtät, verſteckt ſich der Bauer. Der Mohrenkönig, von dem Stern geführt, iſt unterwegs nach Bethlehem.

Der alte König und der König Kaſpar geſellen ſich zu ihm. Der Bauer kommt wieder zum Vorſchein und wird von dem Schwarzen um den Weg befragt:

Baur, wie weit ist nach Bethlehem?

Bauer:

Halt nöt gar weit vo' Rusalem.

König

Wie weit ist nach Jerusalem?

Bauer

Halt a nöt weit vo' Bethlehem.

König

Baur, ich frag, wie viel Meilen sein?

Bauer

Sechsi, sibni oder gar neun.

Die Könige gehen, um ſich irgendwo beſſeren Beſcheid zu holen, und kehren, nachdem ſich der Bauer entfernt hat, mit einem Diener des Herodes zurück, welcher ſie, auf die Frage nach dem König der Juden, an ſeinen Herrn weiſt.

Herodes tritt auf und läßt ſich, den Königen gegenüber, auf der anderen Seite des Schauplatzes, womit offenbar ein Raum in ſeinem Palaſte gemeint iſt, auf einem Seſſel nieder. Durch ſeinen Diener läßt er die Könige zu ſich ein und verſpricht ihnen Schutz und Hülfe. Dem Heiland will er, wenn Jene ihn ausgeforſcht haben, ſeine Verehrung bezeigen.

Scene in Bethlehem. Die Könige huldigen dem Jeſuskinde und reichen ihm Gold, Myrrhen und Weihrauch.

Scene bei Herodes. Er gibt Befehl, alle Knäblein in ſeinem Reiche zu tödten. Da erſcheint ſein eigener Sohn und fleht um Gnade, aber der grauſame Vater ſchlägt ihn ſelber nieder.

Du Hund, dein Geist must du aufgeben,
Auf dass ich kan ruhig leben
Und regieren ohne Sorg.

Ein Diener meldet den vollzogenen Kindermord, und Herodes befiehlt die That in Marmor einzugraben.

Jetzt erscheint das Gewissen mit aufgelösten Haaren im weißen Gewande und spricht:

Herodes, du grausamer Tyrann!
Was hat dir die Unschuld gethan?
Was hat dich verwendet,
Was hat dich verblendet?
Der Stab ist gebrochen,
Kein Gnad hast zu hoffen.
In der höllischen Pein
Musst du ewig drin sein.

Herodes stößt sich, auf seinem Throne sitzend, ein Messer ins Herz und ruft die Teufel, daß sie seine Seele nehmen. Sofort erscheinen ihrer Zwei mit klirrenden Ketten und fassen ihn von rechts und links.

Wir sind schon da, die du begehrst!
Mit Leib und Seel uns zugehörst!
Gelt! gelt! wir haben dich gefangen
Mit Ketten und mit Schlangen?
Du Missgeburt, du Last der Welt!
Das Urtheil hat dir Gott gefällt.
Fort mit dem schwarzen Gesell
In die Höll!
Fort, fort!

Es ist zu wünschen, daß Hartmann, der mit so vielem Glück in Oberbaiern gesammelt hat, seine Forschungen über diese Grenzen ausdehne und weitere Mittheilungen mache; daß ferner auch Andere, die zu solcher Arbeit berufen sind, ihre Heimatlande durchsuchen, wo gewiß noch manche Dichtungen im Volke leben, die vielleicht einem nahen Untergang entgegensehen. Und nicht allein Weihnachtslied und Weihnachtsspiel müßten ins Auge gefaßt werden, sondern die geistliche Volkspoesie überhaupt, insbesondere aber die in Baiern und Deutschösterreich noch bestehende Passion, insoweit dieselbe noch nicht durchforscht ist.

Karlsruhe. Karl Aug. Mayer.

Notizen.

Das Programm Mommſen in der Promotionsfrage.

Demſelben Manne, der im Februarhefte der Preußiſchen Jahrbücher einige Punkte der brennenden Promotionsfrage beleuchtete, wird auch in dem gegenwärtigen Stadium der Sache eine Aeußerung über dieſelbe geſtattet ſein. Was er zu ſagen hat, iſt wenig. Nicht darauf kann es jetzt ankommen untergeordnete Meinungsverſchiedenheiten zum Gegenſtande einer Erörterung zu machen, ſondern darauf hinzuwirken, daß das Uebel beſeitigt werde, deſſen thatſächliche Größe in dem Mommſen'ſchen Aufſatze im Aprilheft dieſer Blätter aufgedeckt iſt. Vielleicht können die folgenden Zeilen hiezu an ihrem Theile etwas beitragen; nebenher mögen ſie denn auch der Zurückweiſung der zuletzt hervorgetretenen Vertheidigungen des vorhandenen anarchiſchen Zuſtandes gewidmet ſein.

Soll die nothwendige Reform nicht endlos verzögert oder gar vereitelt werden, ſo ſcheint es geboten bei ihr zunächſt nur diejenigen Promotionen in das Auge zu faſſen, hinſichtlich deren das zu erſtrebende Ziel jedem Kundigen ohne Weiteres einleuchtet, d. h. die philoſophiſchen und juriſtiſchen, denn bei den mediciniſchen walten ganz andere Geſichtspunkte und Intereſſen, und das Bewußtſein über das, was aus ihnen gemacht werden ſoll, iſt noch durchaus nicht geklärt. Der gegenwärtige Uebergangszuſtand, in dem der angehende Arzt durch feierliche Erwerbung des Doctorgrades einer ererbten Gewohnheit einen dem Geſetze nach überflüſſigen Tribut entrichtet, iſt in dieſer Form gewiß nicht lange mehr haltbar. Vielleicht bringt es die Sitte unſerer praktiſchen Zeit bald dahin, daß der bewährte Arzt in jedem Hauſe auch ohne den Doctortitel willkommen iſt; vielleicht entſchließt ſich der Staat aus den Bedingungen der Erlangung dieſes Titels die Forderung eines Scheines gelehrter Forſcherthätigkeit zu entfernen, den Niemand ernſthaft nimmt; aber das Abwarten jener oder das Herbeiführen dieſer Eventualität hat mit dem nichts zu thun, was für die philoſophiſchen und juriſtiſchen Facultäten und wenigſtens für die erſteren unumgänglich gefordert werden muß. Undenkbar wäre ja nicht, daß die Anſicht Geltung gewänne, im Hinblick auf die verhältnißmäßige Seltenheit der juriſtiſchen Promotionen und die durchſchnittlich bei ihnen waltende Strenge ſei hier die Sache weniger dringend; freilich iſt vor Kurzem offenbar geworden, daß auch

dieſe Strenge keineswegs überall für nöthig gehalten wird. Auf die von vorn herein anders gearteten theologiſchen Promotionen Rückſicht zu nehmen iſt überhaupt kein Grund vorhanden.

Wer ein Intereſſe hat ſich über Heidelberg ſehr höflich auszudrücken, kann vielleicht ſagen, daß dort die philoſophiſchen und juriſtiſchen Promotionen ebenſo durch das Trachten nach Conformität mit den mediciniſchen herabgedrückt worden ſind wie an den preußiſchen Univerſitäten die falſche Behandlung dieſer durch das Trachten nach Conformität mit jenen entſtanden iſt. Aber auch wer die ſchlichte Wahrheit bekennen will, kann den dort geübten Mißbrauch einen Mißbrauch nennen, ohne deßhalb dem einzelnen Heidelberger Profeſſor, der ihm einen offenen Widerſtand nicht entgegengeſetzt hat, einen Vorwurf zu machen. Jeder Kenner akademiſcher Verhältniſſe weiß, wie ſchwer ein Profeſſorencollegium einen unerträglichen Zuſtand durch einen Majoritätsbeſchluß beſeitigen kann: vielleicht zweifelt kein Mitglied an ſeiner Unhaltbarkeit, aber weil die Zahl der Anſichten über das, was an ſeine Stelle geſetzt werden ſoll, ebenſo groß iſt wie die der Köpfe, wird durch die Verhandlungen darüber keine Einigung erzielt, und es bleibt Alles beim Alten; darum darf Niemand den tadeln, der durch Erfahrungen ſolcher Art ſich abhalten läßt ſeinen regelmäßigen Beſchäftigungen Zeit und Kraft zu entziehen um einen Kampf zu beginnen, deſſen Erfolgloſigkeit er vorausſieht. Aber freilich iſt es ein ſehr großer Unterſchied, ob man aus derartigen Gründen hinnimmt, was man nicht ändern kann, oder ob man einen Mißſtand für einen Vorzug auszugeben verſucht, wie dies in Betreff der Heidelberger Promotionseinrichtungen Hofrath Heinze neulich in der Beilage zu Nr. 124 der Augsburger Allgemeinen Zeituug unternommen hat, und zwar unter Zuſtimmung von Geheimerath Bluntſchli, deſſen bezügliche Ausführung in Nr. 21 der Gegenwart zu leſen iſt. Ja, nicht genug, daß Herr Heinze den dort beliebten Verzicht auf die Diſſertation als muſtergültig preiſt, er verdächtigt ſogar die Art, in welcher die wahren Doctordiſſertationen zu Stande kommen, diejenigen, die allein der ganzen Einrichtung der Promotion ihren Werth geben, er fragt, wer denn das iudicium communi dividundo über die Abhandlungen übe, „welche den Läuterungs- und Häutungsproceß der ſeminariſtiſchen Kritiken durchgemacht haben oder welche aus dem Verkehr litterariſcher Handlanger mit dem Geſchäftsherrn hervorgegangen ſind“. Leider verrathen dieſe Worte, daß man Mitglied einer angeſehenen Univerſität ſein und dennoch von einer der beſten Seiten des akademiſchen Lebens keine Ahnung haben kann, von der Art, wie die Seminararbeit des Schülers mit Hülfe der Winke und Rathſchläge des Lehrers allmählich zur druckfähigen Diſſertation heranwächſt, denn wer im Stande iſt dabei an etwas einem Plagiate Vergleichbares zu denken, der urtheilt wie der Blinde von der Farbe. Es giebt nichts Bildenderes für den jugendlichen Geiſt als die auf ſolche Weiſe erzeugte fortſchreitende Gewöhnung zur Selbſtändigkeit nicht bloß des wiſſenſchaftlichen Urtheilens und Forſchens, ſondern auch des wiſſenſchaftlichen Geſtaltens, ja, für zahlreiche Jünglinge iſt ſie der unerſetzbarſte Theil deſſen, was die Univerſität ihnen bietet. Die aus der

ſteigenden Vermehrung der Seminarien und dem Reize der Thätigkeit in ihnen entſpringende Gefahr einer Verengung des Geſichtskreiſes und einer Vernachläſſigung der allgemeinen Studien unterſchätzt kein einſichtiger Univerſitätslehrer, und in akademiſchen Kreiſen, denen es um das Wohl der Jugend zu thun iſt, fragt man ſich ernſthaft nach den paſſendſten Mitteln ihr zu begegnen, aber deßhalb jene Geiſtesgymnaſtik aufzugeben und die ſtrebſamen Jünglinge zu einer einförmigen Receptivität zu verurtheilen wäre der Gipfel der Thorheit. Iſt nur eines der beiden Ziele zu erreichen möglich, ſo iſt unbedenklich der Anleitung zu ſelbſtändigem Können der Vorzug zu geben, denn auch noch während des ſpäteren Lebens laſſen ſich die Lücken der Kenntniſſe ausfüllen, die Auffaſſung der Welt und der Dinge in ihr erweitern, die im rechten Augenblick verſäumte Entwickelung der eigenen Kraft wird nur unter beſonders günſtigen Umſtänden oder bei beſonders günſtigen Anlagen nachgeholt. Auch ſage man nicht, daß zur Erreichung dieſes pädagogiſchen Zweckes die ſtille Uebung unter den Augen des Lehrers genüge, das Veröffentlichen der Reſultate in Form einer Druckſchrift vom Uebel ſei, denn das Streben unſerer Studirenden würde die empfindlichſte Schädigung erleiden, wenn dies zum geltenden Grundſatz werden ſollte. Es liegt in der Natur der wiſſenſchaftlichen wie der künſtleriſchen Aufgabe, daß ſie ihre volle Schwierigkeit erſt in der letzten Ausführung enthüllt und daß nur der ſie wahrhaft bewältigt, der auch mit dieſer gerungen hat; darum darf unſerer Jugend das nicht entzogen werden, wodurch die ſtählende Wirkung ihrer für ſie nicht leichten Geiſtesarbeit ſich vollendet, aber eben darum iſt auch jeder Schweißtropfen, der bei einer echten Diſſertation vergoſſen wird, für das Leben unverloren. Und nicht minder iſt es nothwendig, daß die Sitte aufrecht erhalten werde von dem Abſchluſſe einer ſolchen Arbeit für den Druck die Ertheilung der Doctorwürde abhängig zu machen, denn in einem beſtimmten Augenblicke die höchſte Anſpannung der Kräfte zu fordern ohne daß ein greifbares Ereigniß ſich an ſie knüpft, iſt faſt eine pſychologiſche Unmöglichkeit. Freilich kann verhältnißmäßig nur ein kleiner Theil der Studirenden der philoſophiſchen Facultät das Ziel erreichen, weil gar vielen die Begabung oder die nöthige Ausdauer fehlt, andere durch ihre Verhältniſſe gezwungen ſind ihr Studium vorzeitig abzubrechen, andere einem der ſchlimmſten Feinde der Geiſtesentwicklung, der Schüchternheit, erliegen, aber die Anſtrengung derer, die es erreichen, bleibt auf die übrigen nicht ohne ſegensreichen Einfluß und ſtärkt in ihnen den Geiſt der Prüfung mit eigenen Augen und der Sammlung der Kraft im kleinen Punkte. Die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Diſſertation ſteht natürlich ihrer pädagogiſchen gegenüber in zweiter Linie, aber ſie würde dieſe nicht haben, wenn ſie in jener Beziehung werthlos ſein dürfte. Nicht zündende Gedanken, Entdeckungen von überraſchender Neuheit erwartet man in ihr; es genügt, daß die in anerkannter Geltung ſtehende Methode mit klarer Einſicht auf einen Gegenſtand angewandt werde, auf den ſie vorher noch Niemand angewandt hatte, und daß an redlicher Durchforſchung des Thatſachenmaterials nichts verſäumt ſei.

Bei einer Dissertation der Art, wie ich sie im Obigen im Auge hatte, wird derjenige, der bei ihrer Entstehung als Rathgeber mitgewirkt hat, gewöhnlich auch Mitglied der prüfenden Facultät sein, und damit erledigt sich die Frage des Herrn Heinze: „wer steht für die Aechtheit"? von selbst. Aber allerdings gilt es diesen Zustand, auf dem wesentlich die Bedeutung des Promotionswesens beruht, so sehr zum normalen zu machen, daß in jeder Ausnahme eine Aufforderung zu besonderer Vorsicht empfunden wird. Gerade deßhalb empfehlen sich die beiden Mommsen'schen Vorschläge, die Gebühren allgemein auszugleichen und als Regel zu bestimmen, daß der Ort der Meldung auch Ort des Studiums gewesen sein müsse, in so hohem Maaße, denn die Ausführung des ersteren beseitigt den Antrieb für die Promotion eine Universität zu wählen, die es wohlfeiler thut als diejenige, aus deren Thätigkeit die Anregung zu der Erstlingsarbeit hervorgegangen ist, und die des letzteren schneidet die Möglichkeit ab eine Abhandlung von zweifelhaftem Charakter nach allen Weltgegenden herumzusenden, bis eine Facultät barmherzig genug ist sie unter ihren Schutz zu nehmen. Allerdings werden in dieser Hinsicht einige Einschränkungen unvermeidlich sein. Man wird einem Beamten oder Gymnasiallehrer nicht wohl verbieten können sich an die Hochschule der Provinz zu wenden, in der er angestellt ist, zumal wenn ihm dadurch eine weite Reise erspart wird. Vielleicht wird man selbst zulassen müssen, daß jemand, der mit seinen Lehrern in einen Conflict gerathen ist, unter bestimmt vorgeschriebenen beträchtlich erschwerten Bedingungen von einer andern Facultät die philosophische Doctorwürde erwirbt; aber das Princip muß aufgestellt und soviel als möglich durchgeführt werden. Je seltener es in Folge dessen vorkommt, daß eine Facultät einen ihr unbekannten Mann als Bewerber sich gegenübersieht, desto mehr wird sie in jedem derartigen Falle die mündliche Prüfung hauptsächlich darauf anlegen müssen, daß sich aus ihr unzweideutig ergiebt, ob er der selbständige Verfasser der von ihm eingereichten Abhandlung ist. Hierin liegt zugleich die Antwort auf das Bedenken derjenigen, welche meinen, das Doctorexamen sei dann eine nutzlose Förmlichkeit, wenn der Petent vor der wissenschaftlichen Prüfungscommission derselben Universität, bei welcher er die Doctorwürde nachsucht, die Staatsprüfung für das Gymnasiallehreramt kürzlich mit Ehren bestanden habe: biete doch eine wissenschaftliche Prüfungscommission, die mit dem vollen Bewußtsein staatlicher Verantwortlichkeit ihre Thätigkeit übe, eine größere Garantie als eine Facultät, die im zweifelhaften Falle leicht Gnade für Recht ergehen lasse. So vielen Schein dies für sich hat, so würde doch die Zulassung einer solchen Vergünstigung nicht ohne ernstliche Gefahr sein. Was man dem vor vier oder sechs Monaten Geprüften gewährt, würde man dem vor ebenso vielen Jahren Geprüften nicht verweigern können, und für diesen kann, wenn sein Eintritt in das Amt Entwöhnung von eigener wissenschaftlicher Arbeit zur Folge gehabt hat und die Rücksichten seiner Stellung ihm dennoch den Besitz des Doctortitels wünschenswerth machen, die Versuchung groß sein, zur Erreichung dieses Zieles eine Abhandlung aus einer jener Dissertationenfabriken zu beziehen, die in den Zeitungen so offen ihr Wesen treiben:

der Gedanke an das unausweichlich daran geknüpfte Doctorexamen muß dies verhindern. Außerdem würde eine Ausnahmebestimmung der angegebenen Art dem künftigen Gymnasiallehrer den wirksamsten Antrieb entziehen die Promotion am Ende der akademischen Studienzeit zu erledigen, wie es im Allgemeinen durchaus das Wünschenswerthe ist.

Ohne von Anderen beauftragt zu sein glaube ich annehmen zu können, daß ich nur die Ansicht sehr vieler nicht bloß philologischer und historischer sondern auch naturwissenschaftlicher Collegen an den verschiedensten Universitäten über philosophische Promotionen ausgesprochen habe; auch ist mir nicht zweifelhaft, daß eine beträchtliche Anzahl unter ihnen dem Streben, den einzig würdigen Sinn dieser Akte entscheidender zur Geltung zu bringen, ihren Beifall schenkt, mit andern Worten dem Wesentlichen des Programms Mommsen zustimmt. Wer sich von Jugend auf gewöhnt hat die Doctorwürde nur unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten, wer darin durch die Thatsache bestärkt worden ist, daß sie in dem größten Theile Deutschlands nicht anders betrachtet wird, auf dessen Gefühl kann der Versuch ihr eine bei weitem geringfügigere Bedeutung beizulegen, nur den Eindruck einer schnöden Namensfälschung machen. Freilich, an einigen Orten schreibt man sich zu einem solchen Versuche das Recht zu, in Heidelberg hat man sogar Gründe zu seiner Vertheidigung in Bereitschaft. Herr Heinze, der doch einmal seine Ausführungen nicht bloß auf die juristischen sondern auch auf die philosophischen Promotionen bezogen wissen will, behauptet, der Doctortitel sei ein Zierrath, dessen Besitz vielen Leuten um ihrer Lebensstellung willen wünschenswerth sei, und es sei eine lächerliche Ungefälligkeit ihnen den Weg dazu unnöthig zu erschweren; Herr Bluntschli sieht die Sache mit etwas größerem Ernste an, glaubt aber mit der Versicherung genug zu thun, es werde mit der Doctorprüfung in Heidelberg recht streng genommen, so daß nur wirklich gebildete Männer sie bestehen können. Daß dem so ist, wird man im Hinblick auf so viele hochachtbare Mitglieder, welche der dortigen Universität früher angehört haben und gegenwärtig angehören, ohne Weiteres glauben, allein damit ist die tiefe Kluft zwischen den beiden entgegenstehenden Auffassungen der Doctorwürde nicht ausgefüllt. Eine oder mehrere Prüfungen, und zwar großentheils nicht allein mündliche, hat ein jeder zu bestehen, der als Beamter oder Lehrer in den Dienst des Staates, als Geistlicher in den der Kirche eintritt, und da sich kaum die Möglichkeit ausdenken läßt eine bloß mündliche Doctorprüfung erheblich schwerer zu gestalten als diese sind, so giebt es nichts, wodurch die Leistungen eines Doctors der Philosophie nach Heidelberger Begriffen über das hinausragen, was von der überwiegenden Mehrzahl aller ehemaligen Universitätsbesucher als selbstverständlich gefordert wird. Für die Lehrer derjenigen Hochschulen, an denen man anders denkt und handelt, zumal für die der preußischen, ergiebt sich hieraus eine dringende Mahnung, und das um so mehr, da die von Heidelberg aus verkündeten Grundsätze auch hier und da sonst noch befolgt werden. Während sie den jungen Männern, die ihrer Leitung sich anvertrauen, als Preis der höchsten ihnen möglichen

Geistesanspannung einen für sehr ehrenvoll geltenden Namen hinstellen, müssen sie mit ansehen, daß derselbe Name von Anderen viel leichteren Kaufes erworben, von den Gebern selbst unverhältnißmäßig viel geringer geachtet wird; suchen sie seiner Entwerthung, die davon die unvermeidliche Folge ist, nach Kräften entgegenzuwirken, so erfüllen sie nur ihre einfache Schuldigkeit gegen jene jungen Männer. Da sie selbst nicht die Macht haben zu erzwingen, daß die beiden Bedeutungen des gleichen Titels nicht verwechselt werden, so müssen sie dies von ihren Regierungen verlangen, und selbstverständlich ist es wiederum die preußische, die hierin vor Allem zu handeln hat und die dazu um so mehr berufen ist, da ihr nicht am wenigsten die unverfälschte Erhaltung der Doctorwürde an den ihr unterstehenden Universitäten verdankt wird. Zwei Wege stehen offen. Sollte die Vereinigung einer Anzahl von Staaten nicht gelingen, so wäre vorbehaltlich einzelner sehr vorsichtig zu bewilligender Ausnahmen eine alte Bestimmung wieder in das Leben zu rufen, nach welcher die amtliche Führung des philosophischen Doctortitels innerhalb des preußischen Staatsgebiets nur denen gestattet werden soll, die ihn auf einer preußischen Universität erworben haben. Möchte dann ein preußischer Gymnasiallehrer, der in Heidelberg oder Gießen promovirt worden ist, sich von seinen Dienstboten als „Herr Doctor" anreden lassen, kein Director, kein Provinzialschulcollegium dürfte ihm diese Benennung gewähren, und es wäre unzweideutig klar gestellt, daß man im Schuldienste unseres Staates als Doctor der Philosophie nur einen solchen Mann gelten läßt, der den Nachweis der Befähigung zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit geliefert hat, und daß man diese Eigenschaft als nicht ganz gleichgültig ansieht. Natürlich hätte die Ausgleichung der Promotionsbedingungen bei den verschiedenen preußischen Universitäten damit Hand in Hand zu gehen. Hoffentlich wird jedoch dieses Zurückgreifen zum preußischen Particularismus nicht erforderlich sein. Es läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß die königlich sächsische Regierung, welche aus ihrer Landesuniversität unter dem Einflusse von Männern wie Ritschl und Georg Curtius fortwährend Doctoren von echtem Schrot und Korn hervorgehen sieht, bereitwillig auf den Gedanken eingehen wird, diese vor der Verwechselung mit denen zu schützen, bei denen dieselbe Bezeichnung einen viel untergeordneteren Sinn hat, und darum zu gemeinsamen Maßregeln, welche hierauf abzielen, gern die Hand bieten wird. Geschieht dies, so erscheint die Gründung des vorgeschlagenen Universitätsvereins und mit ihm die Ausführung des Programms Mommsen wenigstens in Betreff der philosophischen Promotionen gesichert.

Wenn ich hiemit der Hoffnung auf Ausführung dieses Programms Ausdruck gebe, so will ich zugleich nicht unausgesprochen lassen, daß mein Ideal in einem Punkte über dasselbe hinausgeht, denn ich würde der bloßen Ausgleichung der Promotionsgebühren die Beseitigung desjenigen Theiles derselben vorziehen, der den Professoren zufließt, selbstverständlich unter Voraussetzung einer billigen Entschädigung an die jetzt Berechtigten von Seiten des Staates. Werden die Gebühren in der bisherigen Form beibehalten, so entsteht das

Dilemma ſie entweder ſo niedrig zu ſetzen, daß die Annahme deſſen, was davon jedesmal das einzelne Mitglied einer zahlreichen Facultät erhält, mit der Würde des Standes nicht recht vereinbar iſt, oder ſo hoch, daß ihre Zahlung neben den gleichzeitig aufzubringenden Druckkoſten der Diſſertationen für die durchſchnittlich wenig bemittelten jungen Männer, um die es ſich hiebei handelt, ernſtlich drückend wird. Natürlich iſt nicht an völlige Unentgeltlichkeit zu denken, wohl aber könnte eine in Marburg zu Gunſten ehemaliger Angehöriger der Stipendiatenanſtalt, welche ſich um die philoſophiſche Doctorwürde bewerben, beſtehende Einrichtung allgemein gemacht und eine mäßige Summe gefordert werden, von der ein Theil der Univerſitätsbibliothek, ein Theil der Univerſitätswittwenkaſſe und ein Theil den Pedellen zu Gute kommt; vielleicht könnte, um dem Antheil des Staates an der Sache einen Ausdruck zu geben, noch ein Diplomſtempel hinzutreten. Jedoch iſt ſehr häufig das Beſte der Feind des Guten, und ſollte die Gefahr vorhanden ſein daß die Reform daran ſcheitert, ſo würde es ſich empfehlen auf eine ſo radikale Umgeſtaltung des Gebührenweſens zu verzichten.

In Heidelberg ſcheint man jetzt, wie aus den Aeußerungen der Herren Heinze und Bluntſchli hervorgeht, beſonderes Gewicht auf den Gedanken zu legen durch Oeffentlichkeit der Doctorprüfungen eine größere Gewähr für ihre Strenge zu geben. Da die Einrichtung der Oeffentlichkeit bei den wiſſenſchaftlichen Staatsprüfungen in Marburg beſteht und ich ſelbſt mich einmal für ihre Beibehaltung ausgeſprochen habe, ſo habe ich am wenigſten Anlaß, ihre Einführung bei den Doctorprüfungen im Allgemeinen für ungehörig zu erklären, wiewohl bei dieſen zu bedenken ſein wird, daß man ſchon angeſtellte und nicht mehr ganz junge Examinanden ihr füglich nicht wird unterwerfen können. Indeſſen darf man ihre Bedeutung nicht überſchätzen. Die Oeffentlichkeit wirkt der Mythenbildung entgegen, die in Bezug auf Examendinge oft maßlos wuchert, und da ein ſtarker Einfluß des künftig zu beſtehenden Examens auf die Studien einmal unvermeidlich iſt, ſo verhindert ſie, daß dieſer ſich in falſcher Richtung geltend macht und daß Zeit und Mühe auf die Vorbereitung zur Erfüllung eingebildeter Forderungen verſchwendet wird. Darin beſteht aber auch ihr weſentlichſter Vorzug; nebenbei mag man noch dem Zwange nicht ſtereotyp zu werden, den ſie dem Examinator auflegt, einigen Werth beimeſſen; dagegen hat ſie die Schattenſeite, daß ſie die tiefer angelegten Naturen, die ſchwer aus ſich herausgehen, gegen die gewandteren und leichter auftretenden in Nachtheil ſetzt. Was ſie als Mittel der Controle wiegt, iſt nicht ſehr erheblich. Derjenige Hörer, der den Gegenſtand der Prüfung nicht völlig beherrſcht, erkennt zwar leicht die beiden Extreme der groben Unwiſſenheit und des glänzenden Wiſſens, aber die mannigfachen Zwiſchenſtufen richtig abzumeſſen iſt er ſehr häufig nicht im Stande: wird doch der Eindruck einer mündlichen Prüfung, beſonders wenn ſie über eine größere Zahl von Fächern ſich erſtreckt, oft durch ſo manche trübende Momente mit beſtimmt, deren Einflüſſen ſelbſt der geübte Examinator ſich nicht immer ganz entzieht. Ueberhaupt ergiebt ſie ſtreng-

genommen nur dann ein sicheres Resultat, wenn sie an schriftlichen Leistungen ihre Stütze und Ergänzung findet: das sollten diejenigen wohl beherzigen, welche eine mündliche Prüfung für genügend halten um auf Grund ihrer den Doctortitel zu ertheilen.

Marburg, 27. Mai 1876.

Nachtrag.

Es ist vielleicht nicht überflüssig ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß mein obiger vom 27. Mai datirter Aufsatz: „Das Programm Mommsen in der Promotionsfrage" vor dem Bekanntwerden des auf die Promotionsangelegenheit bezüglichen Ministerialerlasses vom 19. Mai d. J. geschrieben ist, aber in allen seinen wesentlichen Momenten von diesem Erlasse nicht berührt wird. Die preußische Regierung hat es abgelehnt zur Bildung eines Universitätsvereins die Initiative zu ergreifen; um so dringender ist die Forderung, daß sie bei dem Stande der Gymnasiallehrer, bei welchem auf den Besitz der philosophischen Doctorwürde mit Recht einiger Werth gelegt wird, ihr Vorhandensein nur dann anerkenne, wenn sie entweder auf einer preußischen Universität erworben ist oder glaubhaft nachgewiesen werden kann, daß sie unter Bedingungen erlangt wurde, die den in Preußen üblichen nicht nachstehen. Unstreitig ist es zu beklagen, wenn aus formellen Gründen die Leipziger Diplome vorläufig ebenso behandelt werden müssen wie die Gießener und Heidelberger, allein die Auffassung ist gerade nicht unberechtigt, daß die Schritte zur Beseitigung dieses Uebelstandes von Dresden oder Leipzig aus geschehen können.

Marburg 13. Juli 1876. Leopold Schmidt.

Berichtigung zu Bd. XXXVII. S. 470. Z. 4 v. o.

Das Stadtbuch von Florenz ist seinem Inhalte nach nicht verloren gegangen, wie ich an der erwähnten Stelle gesagt habe. Bei einem Aufenthalte in Florenz in diesem Frühjahre habe ich in einem Urkundenbande des Staatsarchivs eine Copie des Registrums von Florenz, zur Hälfte in der Mitte, zur anderen Hälfte am Ende des 13. Jahrhunderts geschrieben, für die Zeit von 1176—1280 wieder erkannt. — Die Freunde der mittelalterlichen Stadtgeschichte Italiens dürfte es freuen zu erfahren, daß das berühmte, mit Zeichnungen geschmückte Stadtbuch von Asti, welches bisher im Staatsarchive von Wien aufbewahrt wurde, vom Kaiser Franz Joseph unter Vermittlung des Commendatore Quintino Sella an das Staatsarchiv von Italien geschenkt worden ist und jetzt seiner Veröffentlichung entgegen geht.

Halle 6. Juli 1876. Dr. O. Hartwig.

Erwiderung.

Die juristische Facultät der Universität Freiburg veröffentlicht soeben in der Augsb. Allg. Z. eine Erklärung, worin sie nachweist, daß in ihrer Promotionsordnung die von Herrn Prof. Mommsen getadelten Uebelstände sich nicht vorfinden; sie beschwert sich zugleich über die unterzeichnete Redaction, weil wir jener Erklärung die Aufnahme in die Preuß. Jahrbücher verweigert haben.

Dem gegenüber bemerken wir einfach, daß die Freiburger Juristenfacultät in den beiden Aufsätzen des Herrn Prof. Mommsen gar nicht genannt worden ist. Die Redaction ist weder verpflichtet noch berechtigt, ihre Mitarbeiter unbefugten Verwahrungen auszusetzen. D. R. d. Preuß. Jahrb.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von G. Reimer in Berlin.

Richard Cobden der Vater des Freihandels.

Die moderne Geſchichtsſchreibung beſchränkt ſich nicht darauf, die Schickſale und Thaten der Männer zu ſchildern, die glanzvoll an der Spitze ihrer Völker ſtehen und ſie im Kampfe führen. Sie erzählt uns auch von der ſtillen Friedensarbeit derjenigen, die in niederen Regionen wirkend auf das Schickſal des Volkes Einfluß gewonnen haben. Dennoch lebt noch immer in unſeren Völkern ein Gefühl, daß die Thaten von Heerführern und leitenden Staatsmännern vor Allen den höchſten Ruhm verdienen. Selbſt in dem gewerbereichen Albion ſind die Säulen, die den Helden von Trafalgar und Waterloo errichtet wurden, höher und glänzender als die Monumente, die das dankbare Volk dem Andenken von techniſchen Erfindern und Beförderern innerer Reformen geweiht hat. Auch hier noch iſt der Gedanke lebendig, daß das eigene Volk denjenigen den höchſten Dank ſchuldet, die im entſcheidenden Moment ihre ganze Kraft für ihre Nation einſetzen und ihre ganze Perſon auf's Spiel ſetzen, die im Ringen mit dem äußeren Feind die Kraft des Volks zur höchſten Entfaltung bringen und durch ihre kühnen Entſchlüſſe das Volk nach ſich ziehen, ſo daß es dadurch erſt zum vollen Bewußtſein deſſen, was es vermag, gelangt.

Aber wenn wir ſolchen Männern willig den reichſten Lorber ſpenden, ſo vergeſſen wir doch nicht, auch den Helden der Kunſt und Wiſſenſchaft und den Männern, die des Volkes Wohlſtand gemehrt haben, die verdiente Palme zu reichen. Die Zeit, in der die Arbeit des Bürgerthums dieſes zur Mitherrſchaft im Staate befähigt und berufen hat, ſie hat ihre neuen Helden eigener Art: und von dieſen hat keiner höheren Ruhm erworben als der ſchlichte Engliſche Bürger Richard Cobden, der ſeinem Volke billiges Brod und reiche neue Abſatzwege für ſeine Induſtrie verſchafft, der durch Ausdehnung und Belebung des internationalen Handels zugleich allen Culturvölkern Etwas geleiſtet hat, das fort und fort neue Früchte trägt.

Cobden's Andenken ſteht in Ehren nicht nur wegen der Erfolge, die er errang. Seine ganze Perſönlichkeit war unbedingt der Liebe und Ver-

ehrung würdig. Selbstlos und uneigennützig, energisch und bescheiden, voll vom edelsten Muthe der Wahrheit und rücksichtslos gegen jedes Vorurtheil war er die Verkörperung der schönsten Tugenden des Bürgerthums. Freilich war er nicht frei von den Schwächen dieses Standes, aber wenn wir diese Schwächen offen aufdecken, so ist eben deshalb sein Leben doppelt lehrreich für uns und nie dürfen wir dabei vergessen, daß er nicht für sein Interesse, sondern nur für das lebte, was er für das allgemeine Beste hielt. Seine Ideale waren einseitig, aber weil er ganz für seine Ideale lebte, so wirft ihre Einseitigkeit keinen Schatten auf seine Person.

Der Oxforder Professor Rogers nennt Richard Cobden den größten Staatsmann Englands. Dies läßt sich nur in sehr beschränktem Sinne wahr halten, nämlich wenn man damit nur sagen will, daß Cobden der bedeutendste Mann war, der zu seiner Zeit ins öffentliche Leben eingriff. Die großen Staatsmänner aus dem Anfange des Jahrhunderts hatten würdigen Epigonen Platz gemacht, die es verstanden, ihre Pflicht zu thun, „wenn England es erwartete", denen es aber an der kühnen weit vorausblickenden Initiative fehlte. Der größte Ruhm des leitenden Staatsmannes Peel war es nicht, daß er eine große originell erfaßte Idee in sein Volk hineinwarf, sondern daß er unter Aufopferung seiner eigenen früheren Gedanken dem Drängen der öffentlichen Meinung rechtzeitig zum Heile des Ganzen nachgab.

Cobden war das beste und mächtigste Organ dieser öffentlichen Meinung, in dem sich die ganze praktische Verständigkeit des Volks und des Standes concentrirte, dessen Interessen nunmehr die wichtigsten waren. Die Zeit von der ersten Reformbill bis zum Jahre der continentalen Revolution (1832—1848) war in England nicht beherrscht von den Gedanken und Thaten führender Genies, sondern ausgefüllt durch einen Kampf zwischen Massen, die zusammengehalten waren durch gemeinsame Interessen. Cobden hielt in diesem Kampf die Fahne seines Standes hoch und was er für diesen erreichte, nützte schließlich Allen, bewahrte namentlich England vor den Zuckungen der Revolution und den Leiden folgender Reaction. Wir haben heute keinen Grund mehr England deshalb zu beneiden, da eine spätere Zeit uns Staatsmänner brachte, die Größeres leisteten, als Cobden leisten konnte. Ja man kann wohl sagen: es ist für England kein Ruhm, daß es damals keinen Größeren hervorbrachte als Cobden, der nicht über seiner Zeit stand und ihr nicht voraneilte, sondern nur durch die Reinheit und Stärke seines Willens zur Durchführung brachte, was die Majorität des Volkes als nothwendig erkannt hatte. Doch, wenn wir Deutsche seit 1870 abgelassen haben, fremde Größen über Gebühr zu bewundern, so wollen und dürfen wir nicht aufhören, fremdes Verdienst ge-

bührend anzuerkennen. Und so bleibt Richard Cobden für uns ein würdiger Gegenstand des Studiums. Denn er hat seine Aufgabe in seiner Zeit gelöst und dies dürfen wir, wenn auch andere Zeiten größere Aufgaben gelöst haben, um so weniger vergessen, als Cobden's Erfolge noch heute auch für uns von praktischer Bedeutung sind.

Richard Cobden war am 3. Juni 1804 auf einem Meierhof in Sussex als Sohn eines Landwirths geboren und wurde nach dem frühen Tode des Vaters zum Kaufmann erzogen. Nach wechselnden aber nicht ungewöhnlichen Schicksalen schwang er sich zum Chef einer Kattundruckerei in Manchester auf. Die Fabrik hob sich rasch unter seiner Leitung und Cobden hatte das für Viele so verlockende Ziel vor sich, durch sicheres Wachsthum seines ehrenvollen Erwerbs zum großen Kapitalisten zu werden, und gleich dem älteren Peel ein thatenreiches Leben auf eigenem Landsitz in Würde und Genuß zu beschließen.

Sein Streben, der Gesammtheit zu dienen, trieb ihn aber bald aus den engen Kreisen isolirten Erwerbslebens heraus. Schon als Commis hatte er sich in der autodidactischen Weise der Engländer eifrig mit volkswirthschaftlichen Studien beschäftigt, namentlich mit Adam Smith, der immer sein Lieblingsschriftsteller blieb. Was der schottische Denker im vorigen Jahrhundert gedacht hatte, das war der praktische Engländer 70 Jahre später auszuführen berufen. Spät folgte dem Gelehrten der populäre Agitator, nachdem in der Zwischenzeit nicht die Englische Regierung sondern die Preußische im Jahre 1818 durch Anbahnung einer gemäßigten Handelsfreiheit zuerst die principielle Richtigkeit der A. Smith'schen Theorie vom internationalen Handel anerkannt hatte. Der Einfluß von Adam Smith auf Cobden ist in allen Reden und Schriften des Letzteren zu bemerken, in der liebenswürdigen Klarheit und Einfachheit des Stils, in der beständigen Rücksicht auf die Nützlichkeit — und in der Beschränktheit der Ziele. Die Preußischen Staatsmänner der Hardenberg'schen Periode verbanden höhere Gesichtspunkte mit der Idee wirthschaftlicher Freiheit und wußten daher auch bei Ausführung der letzteren selbst Maaß zu halten. Cobden war der getreue und manchmal übertreibende Schüler seines einseitigen großen Meisters, aber auch er war getrieben von dem Zweck, sein Volk zu heben. Kaum hatte er einige ökonomische Selbstständigkeit errungen, so stürzte er sich in's öffentliche Leben. Zunächst betheiligte er sich an der Agitation zur Erhebung des Fleckens Manchester zur Stadt und an der Bewegung zur Herstellung eines nationalen Schulwesens. Es muß bemerkt werden, daß Cobden für Schule und Bildung zeitlebens begeistert blieb und wirkte, wie denn dies bei allen radicalen Volksfreunden Englands zu ihrer großen Ehre ein

Hauptpunkt des Strebens war. Der Einsicht daß die Freiheit nur bei wachsender Bildung recht gebraucht werden könne, konnten sich die extremsten Vertheidiger von Menschenrechten nicht verschließen und es ist charakteristisch für England, daß auch der Englische Socialismus d. h. Robert Owen schon vor 1815 mit Bildungsidealen seine Laufbahn begann.

Bei seinen ersten Versuchen auf dem Gebiete der Agitation errang Cobden als Schriftsteller sofort Erfolge, erlebte aber als Redner harte Enttäuschung. Bei seiner begeisterungsvollen Hingabe an seine Zwecke und seiner ächt Englischen Zähigkeit überwand er aber bald den Mangel angeborener Redefähigkeit und als die Reformbill von 1832 den Standesgenossen Cobdens eine breitere Grundlage für politischen Einfluß verschafft hatte, da gehörte der noch jugendliche Cobden bereits zu den angesehensten und einflußreichsten Männern in Manchester, der ersten Industriestadt des Reichs, von der seit den Tagen Arkwrights die Initiative zu allen socialen Neuerungen und Bewegungen ausgegangen war.

Die nach langen Kämpfen und leidenschaftlichen Aufregungen endlich durchgesetzte Reformbill hatte die Zahl der Wahlberechtigten vermehrt und speciell den Einfluß der Städte gegenüber dem platten Lande gesteigert. Keineswegs aber hatte sie das Land in geographische Wahlbezirke von gleicher Größe zerlegt, keineswegs jährliche Parlamente, geheimes Ballot und allgemeines gleiches Wahlrecht gewährt. Letzteres aber waren die Postulate, welche die radicale Partei schon im vorigen Jahrhundert und mit besonderem Eifer seit 1815 aufgestellt hatte. Das allgemeine gleiche Wahlrecht erschien auch in England allen Denjenigen, die überhaupt eine gründliche Aenderung wünschten, als der unfehlbar erfolgreiche Anfang wenn nicht gar als die wichtigste Vollendung alles politischen und socialen Fortschritts. Die radicale Partei deren erster Glaubenssatz das allgemeine Wahlrecht war, bestand zunächst aus Arbeitern, aber auch unter den Mittelklassen hatte sie viele Anhänger, denn diese hatten noch keinen Grund eine mäßige Ausdehnung des Wahlrechts zu verlangen so lange es vor Allem darauf ankam, überhaupt eine Ausdehnung durchzusetzen. Eine scharfe Trennung des besitzenden und proletarischen Radicalismus entstand erst seit 1836 als der Chartismus aufkam; vorher entwickelten sich aus dem socialen Klassengegensatz zwischen Kapital und Arbeit keine sich bekämpfenden politischen Parteien, vielmehr standen auf dem rein politischen Gebiet die fortschrittlichen Mitglieder des Bürgerthums und des Arbeiterstandes noch zusammen gegen die Privilegien der Nobility und Gentry, und die bürgerlichen Führer sahen bedrohliche Aufregung und revolutionäres Gebahren der gährenden Massen nicht ungern — so lange dies nur einen heilsamen Druck auf die Regierung zu üben schien.

Die Agitation für allgemeines Wahlrecht setzte schließlich die Reformbill durch und auch die radikalsten Anhänger des universal suffrage hielten die Errungenschaft nicht für geringfügig, sondern wollten sie als ersten Schritt mit Leidenschaft — Dank dem praktischen Sinne des Volks, das ungern das Bessere den Feind des Guten sein läßt. Das Resultat war, daß der kleine und große grundbesitzende Adel die politische Alleinherrschaft mit den durch Reichthum und Bildung mächtig gewordenen städtischen Mittelklassen theilen mußte. Es war dies bei der Bedeutung, welche die Mittelklassen einmal hatten, unbedingt nothwendig, aber es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch das Parlament die Stärken einer aristokratischen Versammlung verlor, während es anderseits eine wirkliche Vertretung des ganzen Volkes doch nicht wurde. Und doch hatten die Mittelklassen Letzteres verlangt und nicht den Gedanken aufgestellt, daß sie selbst als eine neue Aristokratie zu der alten hinzutreten wollten. Wie alle zurückgesetzten Klassen hatten auch sie in der Zeit der Agitation den allgemeinen radicalen Ruf nach Freiheit und Gleichheit ertönen lassen und vielfach selbst die Ausdehnung des Wahlrechts nur als Abschlagszahlung betrachtet.

So sehr die Regierung und die conservativeren Elemente in den herrschenden Klassen von ihrem Standpunkt aus Recht hatten, das alte Princip beizubehalten, daß die Wahlbezirke Verwaltungscorporationen sein sollen, und nur Vertretung der politisch reifen Classen im Parlamente zuzulassen, so war doch die Stellung der agitirenden Mittelklassen zu der Reformbill eine unklare. Gewiß war es nur bei den Wenigsten bewußte Lüge, wenn sie jetzt zufrieden waren, aber eine innere Unklarheit war vorhanden, die sich rächen mußte. Wohl war diese Unklarheit natürlich und entschuldbar, aber sie war eine Schwäche der neuen Verfassungsänderung, d. h. eines großen Theils ihrer Träger.

In harter Arbeit hatte sich das Englische Bürgerthum emporgeschwungen; es hatte wenig Veranlassung sich in die conservativen Traditionen des Englischen Volks zu vertiefen; das Ringen um die eigene Existenz und das Streben nach Gewinn hatte den homines novi, die jetzt auf der politischen Bühne erschienen, wenig Zeit gelassen, ihren Horizont über ihre nächsten Interessen auszudehnen. Ohne viel Kritik neigten sie jenen Theorien eines einseitigen und oft flachen Liberalismus zu, der im einzelnen Menschen und seinen Interessen die ganze Welt sieht, der die historisch gewordenen Organisationen und ihre Kraft verkennend in der möglichsten Entfesselung und Gleichstellung der individuellen Kräfte die Quelle alles Heils sucht. Das Bürgerthum war stark geworden durch die eigene Kraft seiner einzelnen Mitglieder; man glaubte, daß weitere Stärkung dieser Kraft durch Abschaffung der Reste alter Freiheitsbeschränkungen

gleichmäßig das höchste Interesse Aller sei, die überhaupt Etwas zu wünschen haben. Und doch konnte man bei solcher Auffassung die für die Mittelklassen neu errungenen Parlamentssitze in der That nur als ein neues Privileg ansehen. Wenn die Mittelklassen dies nicht zugestanden, mußten sie in Conflict kommen mit ihrer eigenen Theorie und mit ihren früheren Kampfesgenossen.

Dieser Conflict kam auch sofort, nachdem die Ruhe, die der Agitation zu Gunsten der Reformbill als natürliche Reaction folgte, vorüber war und nun Viele durch die Erfolge der Reformbill sich enttäuscht fühlten. Arbeiter und Mittelklassen trennten sich und geriethen in einen Kampf miteinander, der zwar zunächst zur Befriedigung Aller mit dem Siege der Mittelklassen endete, als dessen verspätete Folge aber die zweite Reformbill bezeichnet werden muß. Auch diese zweite Reformbill wird nicht das Ende der Verfassungsänderungen sein und es ist nicht abzusehen, wieviel von den Grundsteinen der einst allgemein beneideten Englischen Verfassung des 18. Jahrhunderts am Ende des 19. noch übrig sein wird. Doch es ist nicht unsere Aufgabe, die wahrscheinlichen letzten Folgen des Radicalismus der Mittelklassen zu untersuchen; kehren wir zu Cobden's Zeit zurück, so waren es die Arbeiter, welche den nach der Reformbill beginnenden inneren Kampf eröffneten. Es hatte zwar der Englische Socialismus, sehr unähnlich der continentalen Socialdemokratie, gerade zur Zeit der Reformbill eine wachsende Anzahl von Arbeitern ergriffen, und diese von aller politischen Agitation abmahnend zur Pflege eines schwärmerischen Gemeinsinns und friedlicher Selbsthilfe herangezogen. Auch in den Gewerkvereinen zeigten sich kräftige Anfänge einer rein socialen ganz unpolitischen Organisation. Diese Bewegungen traten aber nun bei der Masse der Arbeiter plötzlich in den Hintergrund gegenüber leidenschaftlicher politischer Aufregung. Der radicale Geist, der einst die traurige „Schlacht von Peterloo" 1819 heraufbeschworen hatte, wurde wieder lebendig. Die Arbeiter, insbesondere auch aufgeregt durch die Agitation für Fabrikgesetze und durch das neue Armengesetz, erinnerten sich, daß das Wahlrecht noch lange kein allgemeines sei und daß dies erreicht werden müsse, um den Arbeitern zu ihrem Rechte zu verhelfen. Die Mittelklassen wagten, ihrer eigenen Vergangenheit entsprechend, nicht, der Berechtigung dieser radicalen Forderung, der zu Ehren die turbulente Chartistenagitation, in's Leben trat, direct zu widersprechen; sie fanden *nur*, daß *zunächst* die noch übriggebliebenen Privilegien des Grundbesitzerstandes zu bekämpfen seien. Und so entstand jenes mächtige Ringen dreier Stände gegeneinander, das enden sollte und mußte mit dem vollkommenen Siege der bürgerlichen Mittelklassen. Die Grundbesitzer, klein an Zahl, aber mächtig durch Reichthum, altes An-

ſehen, beſtehendes Geſetz und politiſche Bildung, wehrten ſich hartnäckig, ſuchten die Arbeiter für ſich zu gewinnen und gaben ſchließlich zu ihrem eigenen Vortheil nach, nicht ohne in der Zeit des Kampfes durch Fabrikgeſetze ꝛc. den Arbeitern einige im allgemeinen Intereſſe liegende Vortheile errungen zu haben. Die Mittelklaſſen, bauend auf ihre junge Kraft, zeigten der Welt im vollendetſten Maße, was die Kraft der öffentlichen Meinung, d. h. was die feſte Anſicht der Majorität der Gebildeten mit friedlichen Mitteln auszurichten vermag, verſchmähten es aber auch ihrerſeits nicht, den Bund mit den Arbeitern zu ſuchen, und nützten dieſen durch das, was ſie erreichten, ſchließlich wider ihren Willen. Die chartiſtiſchen Arbeiter endlich mit ihrer theilweiſe turbulenten Agitation lernten durch ſchwere Enttäuſchungen den Werth friedlicher Organiſation erkennen und gewannen indirect wenigſtens durch das, was die beiden anderen Stände ſich gegenſeitig abrangen. Direct erreichten ſie Nichts, während ſie mißtrauiſch gegen beide herrſchenden Klaſſen theils allein auf eigene Fauſt vorzugehen ſuchten, theils ſchwankend bald den einen bald den anderen der ſtärkeren Kämpfer unterſtützten.

Das wichtigſte Privilegium des Grundbeſitzes, das die Mittelklaſſen zu vernichten ſtrebten, waren die Kornzölle. Der Adel und die Gentry hatten ſich in der Zeit ihrer politiſchen Alleinherrſchaft nicht begnügt, den emporſtrebenden Mittelklaſſen durch weiſe Lenkung des Staats in Verfolgung ihres Strebens nach Wohlſtand behülflich zu ſein. In der Zeit, da jeder Staat nur auf Koſten der anderen wirthſchaftlich gewinnen zu können glaubte, wurden Handel und Induſtrie des Inlands durch Zoll- und Schifffahrtsgeſetze künſtlich gefördert, die herrſchende Klaſſe vergaß aber auch ihren materiellen Vortheil nicht und gewährte ſich ſelbſt die Kornzölle, die im Grunde ein Widerſpruch gegen die induſtriellen Schutzzölle waren. Schwere Zölle auf ausländiſches Korn hielten den Preis des inländiſchen Kornes hoch, es ſtiegen bei der wachſenden Bevölkerung die Renten von den verpachteten Gütern. Das Jahr 1815 hatte die Kornzölle nochmals befeſtigt und geſteigert und ſie beſtanden auch nach der Reformbill trotz häufigen Wechſels der Tarife fort.

Die Begünſtigten behaupteten, die Kornzölle ſeien nöthig, um das Land in Bezug auf das unentbehrlichſte Nahrungsmittel ſelbſtſtändig zu erhalten. Sie beriefen ſich darauf, der inländiſche Ackerbau müſſe erhalten werden und bedürfe des Schutzes gegenüber den hohen Laſten, die der engliſche Grundbeſitz trage. Die ſogenannte gleitende Scala, d. h. die Einrichtung, daß der Zoll um ſo höher war, je tiefer der Preis des inländiſchen Kornes ſtand und umgekehrt, wurde insbeſondere durch das Bedürfniß eines möglichſt wenig ſchwankenden Kornpreiſes gerechtfertigt.

All dies waren unleugbar schlechte Gründe. Die Kornzölle bereicherten den Grundbesitz, nicht den Ackerbau. Es ist kein reelles Bedürfniß eines industriell und merkantil übermächtigen Landes von eigenem Korn zu leben. Die Lasten des englischen Grundbesitzes waren allerdings nicht so klein, wie sie Cobden einmal hinstellte, indem er nur der Landtaxe, nicht der Lokalabgaben gedachte; aber man muß doch bedenken, daß vor 1842 der Grundbesitz keine andere Staatslast außer der verjährten Landtaxe trug, und daß eine Ueberlastung des Grundbesitzes, wenn vorhanden, abgeschafft, nicht durch ein Privilegium aufgewogen werden mußte. Die gleitende Skala insbesondere schadete, indem die Unberechenbarkeit des Zolls den Kornhandel beschränkte.

Ein Schutzzoll kann überhaupt nur gerechtfertigt werden als vorübergehendes Lehrgeld, das eine Nation zahlt, um einem jungen Produktionszweig über die natürlichen Anfangsschwierigkeiten hinwegzuhelfen und so rascher in den Besitz einer neuen Erwerbsquelle zu gelangen. So können nur junge Industriezweige, nicht der alte Ackerbau Schutzzölle verlangen. Den Ackerbau kann nie ein vorübergehender Schutzzoll kräftigen, sondern es kann nur ein beständig höher geschraubter Kornzoll die Grundbesitzer auf Kosten aller derjenigen bereichern, die da Brod essen. Das Einzige, was Ackerbau und Grundbesitz vom Standpunkt ihres Interesses mit Recht verlangen konnten war, daß die Kornzölle in Anbetracht ihres langen Bestehens schonend und allmählig abgeschafft werden sollten. So hatten die Mittelklassen in ihrem Interessenkampf gegen den Grundbesitz unbedingt Recht, denn sie vertraten das Interesse der großen Majorität des Volks. Es ließ sich freilich auch vom Standpunkt des allgemeinen Wohls, nicht des speziellen Grundbesitzerinteresses für die Kornzölle Einiges sagen:

Zunächst ist klar, daß die Kornzölle durch Vertheuerung der Löhne und Beschränkung des industriellen Absatzes nach Außen ein Hemmniß der Entwicklung in den Weg legten, derzufolge sich England immer mehr zur industriellen Werkstätte der ganzen Welt ausbildete. Wenn man eine kleinere aber dafür gleichmäßiger aus Industriellen und Ackerbauern zusammengesetzte Bevölkerung wünschte, wenn man fürchtete, dem industriellen Uebergewicht müsse, wenn andere Nationen auch Industrie entwickeln, ein Rückschlag folgen, so konnte man Kornzölle wünschen, um die gefährliche einseitige Entwicklung der Industrie zu hemmen. Aber was bedeutet die Gefahr eines solchen Rückschlags in der Zukunft, den italienische Nationalökonomen schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für England fürchteten, gegenüber gegenwärtiger Noth? Diese Gefahr war ein theoretischer aber kein praktischer Grund für die Kornzölle, denn die Industrie wuchs ja trotz der Zölle und es fragte sich nicht, ob man still-

ſtehende oder wachſende Induſtrie, ſondern ob man eine wachſende Induſtrie mit oder ohne Nahrungsnoth der Induſtriellen haben wolle.

Ferner konnte man ſagen, der Wegfall der Kornzölle müſſe die Weidewirthſchaft auf Koſten des Körnerbaus, alſo den großen landwirthſchaftlichen Betrieb auf Koſten des kleinen befördern und eine relative Abnahme der landwirthſchaftlichen Bevölkerung, insbeſondere der ſelbſtſtändigen Landwirthe bewirken. In der That iſt dieſe Wirkung bis zu einem gewiſſen Grade eingetreten. Aber die großen Grundbeſitzer fürchteten ja dieſe Wirkung vom Standpunkt ihres Intereſſes ebenſowenig als ſie ernſtlich eine relative Zunahme der induſtriellen Bevölkerung verhindern wollten. Denn beides muß die Renten großer Grundbeſitzer ſteigern. Und wenn man die Erhaltung kleiner und mittlerer Kornbauer vom allgemeinen ſocialen Standpunkt aus wollte, war es da nicht weit dringender nöthig, das Pächterrecht und das Erbrecht an Grund und Boden zu ändern, als die Kornzölle zu erhalten?

Kurz auch die letztgenannten Gründe für die Kornzölle erweiſen ſich als von zweifelhaftem Werth und als zu ſchwach gegenüber dem dringenden und gerechtfertigten Verlangen der großen Majorität des Volks nach billigem Brode. Und ſchließlich zeigte der Erfolg, daß die Grundbeſitzer ſelbſt nicht verloren, da die Zunahme der induſtriellen Conſumenten von Bodenprodukten und der Uebergang von Korn- zu Fleiſchproduktion ihnen die Kornzölle erſetzte. In der That gewannen alle einzelnen Stände durch Wegfall der Kornzölle und wenn die ſociale Zuſammenſetzung des Volks nach Ständen dadurch nicht beſſer geworden iſt, wenn das Proletariat und beſonders das induſtrielle Proletariat relativ wuchs, ſo muß man doch bedenken, daß eine ſolche Entwicklung aus anderen mächtigeren Gründen ſchon im Gang war und daß der Wegfall der Kornzölle dazu nicht ſehr viel beitrug. Jedenfalls war aber ein etwas zahlreicheres aber wohlgenährtes Proletariat beſſer als ein kleineres aber darbendes, alſo um ſo hoffnungsloſeres Proletariat. Theurung und namenloſes Elend der Maſſen waren ja auch ſchließlich die mächtigen Bundesgenoſſen der gegen die Kornzölle kämpfenden Mittelklaſſen und als dieſe Bundesgenoſſen in den Kampf eintraten, war es unmöglich, die Zölle noch zu halten.

Seit den Tagen von A. Smith hatten alle Freihandelstheoretiker gegen die Kornzölle gekämpft; bei Ricardo iſt der Gegenſatz zwiſchen dem Intereſſe des beweglichen Kapitals und des Grundbeſitzes deutlich zu erkennen und ſelbſt die berühmte Grundrententheorie Ricardo's diente vor Allem dem Zwecke, den Grundbeſitz als durch die Natur der Dinge begünſtigt, alſo jeder künſtlichen Beförderung unwürdig erſcheinen zu laſſen. Den Freihandelstheoretikern ſchloſſen ſich dann radikale Volksfreunde wie

der Colonel Thompson und der autididaktische Dichter Ebenezar Elliot mit seinen ergreifend leidenschaftlichen Versen an. 1834 wurde in Manchester der Versuch gemacht, eine Agitation zu organisiren, 1836 wurde zu diesem Zweck in London ein Verein gegründet. Aber obwohl seit der Reformbill die Möglichkeit, Etwas durchzusetzen gegeben war und obwohl das Interesse der Kaufleute und Industriellen an der Abschaffung der Kornzölle unzweifelhaft groß war, so kam doch nichts Energisches zu Stande, ehe ein Mann, der Organisationstalent und Begeisterung zugleich besaß, die Summe der Einzelinteressen zur Macht zusammenfaßte. Ein solcher Mann war Richard Cobden. Seine Hingebung an die Sache erst brachte die Interessen zur erfolgreichen That. 1837 war er die Seele des Comités in Manchester, aus dem dann 1839 die das ganze Land umfassende Anti-Korn-Zoll-Liga hervorging.

Unermüdlich redete und schrieb Cobden; er sammelte Geld und zahlte selbst über seine Kräfte. Seine einfachen und klaren Worte überzeugten Alle, sein selbstverleugnendes Beispiel spornte zur disciplinirten That, während seine Bescheidenheit verhütete, daß seine factisch führende Stellung jemals verletzte. Nächst ihm war es sein Freund Bright, der in- und außerhalb des Parlaments der Sache die größten Dienste leistete. Aber wenn die leidenschaftliche Rede dieses schrofferen und mehr zum Herrschen geeigneten Mannes im Moment mehr begeisterte und hinriß, so war es doch Cobdens liebenswürdige Verständigkeit, welche den Bund allein dauernd zusammenhielt. Die Liga ist für alle Zeiten das große Vorbild einer populären Agitation, und wir Deutsche der Jetztzeit staunen nicht ohne Beschämung, wenn wir sehen, welche Mittel und Kräfte Englands Bürgerthum damals in Bewegung setzte. 1839 gab die Liga 6000 Pfd. Sterl. aus, 1845 250,000 Pfd. Sterl. In 2 Jahren hielt die Liga 2000 Versammlungen, vertheilte über 2 Millionen Stück Broschüren. Sie bearbeitete durch 300,000 Briefe einzelne Mitbürger, namentlich Wähler, gab eigene Blätter heraus, kaufte Grundstücke, um darauf Wähler ihrer Farbe anzusiedeln. Sie baute Freihandelshallen und errichtete einen Freihandelsbazar, dem Embryo künftiger Weltausstellungen. Sie wandte sich bald drohend, bald versöhnend, bald spottend, bald beweisend an alle Parteien und alle Stände, um ihr eines Ziel zu erreichen.

Von Jahr zu Jahr wuchsen die Mittel und Erfolge der Agitation zum staunenden Jubel der continentalen Gesinnungsgenossen, unter denen namentlich Bastiat die Helden der Liga begeistert feierte. Das felsenfeste Vertrauen, das Cobden und die Seinen auf den endlichen Sieg ihrer Sache hatten, verhütete, daß jemals eigentlich ungesetzliche Maßregeln ergriffen worden wären. An erhitzten Ideen fehlte es freilich nicht, wie z. B. die

Behauptung, daß die Kornzölle verfassungswidrig seien, daß man sich direkt an die Königin wenden müsse u. dergl. Noch weniger fehlte es an leidenschaftlichen Redensarten, die vor continentalen Strafgesetzparagraphen „Erweckung von Haß und Verachtung gegen Klassen der Bevölkerung" betreffend, schlecht bestanden hätten. Wandelte doch die Liga den Titel ihres Preßorgans „Antikornzollcircular" in den gehässigeren Titel „Antibrodsteuercircular" um. Grimmig wurde gedonnert gegen die „adeligen Räuber", gegen die „Burgen des Feudalismus". Die Vertheidiger der Kornzölle wurden „Mörder", die gleitende Skala eine „Höllenmaschine" genannt. Die Schilderung der armen Arbeiter, die ihr Brod theuer bezahlen müssen, deren Loos schlimmer sei, als das der Sklaven, würde jedem socialdemokratischen Organ Ehre machen. Mit solch leidenschaftlich aggressiven Artikeln und Broschüren wechselten andere ab, welche bewiesen, daß der Wegfall der Zölle den Grundbesitzern selbst in Folge höherer Produktivität des Ackerbaues nicht schaden würde. War solche ungenirte Wahl der Kampfesmittel je nach Bedürfniß mehr nützlich als löblich, so war andererseits Eines unbedingt anerkennenswerth: Handelte es sich zunächst auch um einen Klassenkampf zwischen beweglichem Kapital und Grundbesitz, so war es doch ein feststehender Satz bei den Ligisten, daß alle Privilegien und Monopolien fallen sollten. Die Kornzölle sollten der Anfang sein, die — der mächtigen englischen Industrie freilich werthlos gewordenen — industriellen Schutzzölle sollten aber ebenfalls wegfallen. In dieser allgemeinen Idee unbedingter Rechtsgleichheit, die der Liga völlig Ernst war, lag das Element der Idealität in der Liga, aus dem die heutigen Nachkommen schon anfangen folgerichtig neue Postulate zu entwickeln, nämlich Freihandel in Bezug auf Kirche, Schule und Bodeneigenthum. Auch die Monopolien der Staatskirche, der Schulen für die Reichen und der Erstgebornen der Grundbesitzer sollen fallen. Hatte schon die Liga selbst den Bund mit den Secten gegenüber der meist kornzollfreundlichen Staatskirche gesucht, und mit Erfolg große Meetings von nicht staatskirchlichen Geistlichen veranstaltet, so bildet heute die Abschaffung der Staatskirche einen wichtigen Punkt im Programm einzelner Radikalen, die sich Cobdens getreueste Schüler nennen. Sie treten in Cobdens und zugleich in Cobbetts ausgetretene Fußstapfen.

Sie haben kein Verständniß dafür, daß eine Reform der Staatskirche nach Dr. Arnolds und Kingsley's Wunsch besser sein könne, als ein Zerfall der Nation in hundert Secten wobei nur der Ultramontanismus gewinnen würde, der ja schon seiner Zeit Cobbett's Angriffen auf die Staatskirche begeistert zujubelte. Der ideale Gedanke der Abschaffung aller Monopole, so sehr er der Liga Kraft und Würde verlieh, war eben, wie man

an den Früchten erkennt, doch ein Kind jenes schon erwähnten unkritischen Radicalismus, der nicht nur die Nothwendigkeit von die individuelle Freiheit einschränkenden Ordnungen vergaß, sondern zugleich gerne in platte Nützlichkeitstheorien ausartete. Bezeichnete man doch die Gerechtigkeit nur als ein anderes Wort für Nützlichkeit und scheute sich nicht, das berüchtigte Wort des Chartistenführers Stephens, die Charte sei eine Messer- und Gabel-Frage, auch auf die Abschaffung der Kornzölle anzuwenden.

Die allgemeine letzte Idee der Liga — Abschaffung aller Monopole — war in Keinem lebendiger als in Cobden. Auch in diesem Sinne war er die Seele des Bundes. Er war geborener Demokrat, er schwärmte für Gleichheit von Natur. Seine Verständigkeit hielt ihn ab, die égalité der Franzosen der persönlichen Freiheit des Engländers vorzuziehen, über Republik äußerte er sich unter merkwürdiger Verwechslung von Republik und Demokratie dahin, daß die Abschaffung der Monarchie in England nur die Entstehung einer neuen nicht besseren (Geld-) Aristokratie an Stelle der alten Aristokratie hervorrufen würde. Aber es war ihm von Natur unangenehm, daß überhaupt ein Mensch vor dem anderen ohne sein Verdienst etwas voraus haben solle. Es kränkte ihn, wenn ein Mensch auf den anderen herabsah oder ihn gar ausbeutete, er fühlte aufrichtig für alle Unterdrückten und er gehörte keineswegs zu jenen Demokraten, die nur das hassen, was über ihnen steht, um, zur Macht gelangt, selbst desto unbedingter zu tyrannisiren. Er war ein abstrakter Principienreiter wie alle eifrige Demokraten, aber er trangisirte in der That niemals mit seinen Principien zu Gunsten seiner Person und verkaufte keine seiner wenngleich einseitigen Ideen gegen Glanz und Macht. Er war beschränkt in seinen Ideen, aber persönlich ehrwürdig in dieser Beschränkung. Und höher noch als seine praktischen Ziele stand ihm jederzeit die Wahrheit. Er gestand offen zu, daß eine nur auf Handelsblüthe begründete nationale Größe unsicher sei und bei allem Agitiren für Freihandel sagte er seinen Landsleuten, daß sie einen Markt abtreten müßten, wenn andere Nationen billiger producirten. Er gestand ein, daß die Fabriken moralisch bedenkliche Wirkungen hätten und hielt den Engländern in grellen Farben ihre Sünden gegen Irland vor. Wenn er auch manchmal in einem einzelnen Moment mehr verlangte, als er bereit war anzunehmen, so sprach er doch nie ein Postulat aus, das er nicht wenigstens in weiterer Zukunft in der That verwirklicht wünschte. Es war nicht seine Art, den Leidenschaften, die er selbst nicht theilte, zu schmeicheln. Er konnte das Volk nicht über seinen eigenen Standpunkt emporheben, aber nie benutzte er die Massen für Anderes als das, was er offen aussprach.

Ein ſolcher Führer adelt eine Bewegung. Durch Cobden's Perſon wurde der Sieg der Liga aus einem reinen Intereſſenſieg zugleich zum Siege einer ſittlichen Kraft. Und der Sieg wurde, nachdem einmal die Liga organiſirt war, raſch errungen. 1841 begann die Reviſion der Korngeſetze im Parlament; das Miniſterium, das einen feſten Zoll von 8 ſh. vorſchlug, fiel und der kornzöllneriſche Führer der Tory-Partei, Sir Robert Peel trat an's Ruder. Gleich 1842 ſetzte er Herabſetzung vieler Zölle und zu deren Erſatz die Einkommenſteuer durch unter ausdrücklicher Betonung ſeiner Abſicht, den gemeinen Mann zu erleichtern, d. i. die unteren Klaſſen, deren Noth mildern zu wollen auch die Liga beſtändig proclamirte. 1846 war es Peel ſelbſt, der es vorſchlug und durchſetzte, daß bis 1849 die Kornzölle völlig wegfallen ſollten mit Ausnahme eines kleinen Ausgleichungszolls von 1 ſh., der ſpäter auch verſchwand. Bald nach dieſem Erfolg verlor Peel das Miniſterium, da ſeine eigene Partei ihm nicht verzeihen konnte, daß er die Principien und Intereſſen der Partei dem ſpät erkannten Staatswohl geopfert hatte. Aber der Sieg des Freihandels war für alle Zeit entſchieden und die Liga löſte ſich nach vollbrachtem Werke auf.

Peel's Vater war ein geadelter Fabrikant, der ſich ſchon im Anfang des Jahrhunderts Verdienſte um die erſten Fabrikgeſetze erworben hatte und Peel ſelbſt verleugnete niemals ſeinen Urſprung; aber als Tory erzogen und zum Führer der Tories geworden, kämpfte er lange gegen die Abſchaffung der Kornzölle. Er war nicht groß genug, das Nothwendige von Anfang an voraus zu ſehen, aber er ließ ſich durch die Gründe der Gegner überzeugen und gab den Ruhm der Conſequenz hin für das Bewußtſein erfüllter Pflicht.

Als Charaktere ſtehen Peel und Cobden beide gleich groß da. Cobden dachte nicht daran, den errungenen Sieg zu benutzen, um ſelbſt Miniſter zu werden. Vielmehr lehnte er das ihm nachmals von Palmerſton öfter angebotene Portefeuille ebenſo wie die Baronetswürde ab, weil er nur dem Volke dienen und nie in eine Lage kommen wollte, die ihn zwingen könnte irgend ein Princip aufgeben zu müſſen. Peel dagegen, der noch 1843 als die Wogen des Kampfes hochgingen, in der Leidenſchaft Cobden die moraliſche Urheberſchaft eines auf ihn gerichteten Mordattentats zugeſchrieben hatte, erkannte nun nach ſeiner Bekehrung mit lauter Stimme an, daß Cobden das Verdienſt an der großen Reform gebühre. Im Parlamente ſelbſt charakteriſirte Peel unter Zuſtimmung Palmerſtons durch ſeine einfachen Worte den früheren Gegner beſſer und treffender als alle Lobredner Cobdens aus ſeiner eignen Partei: „Der Name, der mit dem Erfolg dieſer Maaßregeln verbunden ſein ſoll und wird, iſt der Name

eines Mannes, der, wie ich glaube, aus reinen und uneigennützigen Motiven gehandelt und der mit unermüdlicher Energie durch Appell an die Vernunft die Nothwendigkeit der Maaßregel zwingend klargestellt hat mit einer Beredsamkeit, die um so bewunderungswürdiger, je ungezierter und einfacher sie ist. Der Name dieses Mannes ist Richard Cobden."

Sind sich so Peel und Cobden als edle Charaktere ebenbürtig, so übertraf Cobden seinen großen Gegner und nachmaligen Bundesgenossen an scharfsichtigem und sicherem Blick in die Zukunft und stets ungetrübter Klarheit des Urtheils. Dagegen war Peel der Größere in dem einen Punkt, daß er aus Staatsraison handelte und die Rücksicht auf Standesinteressen als Motiv seiner Entschlüsse völlig zurücktrat. Durch ihn auch wurde die ganze Reform zu einer staatlichen Reform. Dieselbe Hand, welche den Mittelklassen den Wegfall der Kornzölle gab, legte allen Besitzenden die Einkommensteuer auf. Peel gab Freiheiten und Rechte, vergaß aber nicht der Pflichten. Dies hätten Cobden und seine Freunde nicht vermocht, da sie das Interesse des Standes, aus dem sie hervorgegangen waren und dem sie dienten, nicht verletzen durften. Cobden selbst hat sich auch seinerzeit im Parlament über die Einkommensteuer ganz anders ausgesprochen als zu ihrem Ruhme unsere Volksvertreter 1847 im Vereinigten Landtag. Er konnte als Freihändler den Vorzug der directen vor der indirecten Steuer nicht leugnen — war aber doch gegen die Einkommensteuer, da es lediglich auf Freihandel ankomme, nach dessen Einführung gar keine neuen Steuern nöthig seien. Diese gewundene Erklärung kann kaum einen anderen Sinn haben, als den, daß der Redner der unbequemen Frage, welche Steuer bestehen solle, durch die Redensart von steigendem Volkswohlstand und den Hintergedanken verminderter Staatsausgaben aus dem Wege gehen wollte. Oder aber es war einfach die Gewohnheit des Volksmannes gegen viele, aber nie für eine Steuer zu sprechen. Es war entschieden ein Glück für England, daß der conservative Peel die von den vorgeschrittenen Liberalen gewollte Reform ausführte. Ein Conservativer, der liberale Reformen durchführt, ist immer in der glücklichen Lage, daß seine Parteigenossen und seine eigene oppositionelle Vergangenheit ihn nicht drängen, das rechte Maaß zu überschreiten, und daß er obendrein in der Reinheit seiner politischen Motive weniger verkannt wird, als etwa ein Liberaler, der als Minister manche alte Idee fallen läßt. Wenn es erlaubt ist, einen hinkenden Vergleich zu machen, so hat Peel darin mit dem deutschen Reichskanzler Aehnlichkeit, daß auch er, brechend mit seinen Traditionen, das, was das Volk wollte besser ausführte, als es die Führer des Volks gekonnt hätten. Auch darin ist eine Aehnlichkeit vorhanden, daß das Vor-

gehen Peels eine neuconservative Fraction, die der sogenannten Peeliten gegenüber den alten Tories, die wenigstens in ihren Interessen mit unseren Feudalen ähnlich sind, erzeugte. — Freilich war von einer mächtigen Entwicklung dieser Fraction nach Peels frühem Tode nicht die Rede, noch weniger davon, daß sie, wie nachmals volksfreundliche Männer der Staatskirche wünschten, der Anfang einer mächtigen und namentlich auf socialem Gebiet wirksamen Partei der „radicalen Tories" geworden wäre.

Peel war kein genialer, aber er war ein wirklicher Staatsmann, dem der Gedanke der öffentlichen Pflicht in Fleisch und Blut übergegangen war, einer jener tüchtigen und mit einer Fülle großer Talente ausgestatteten Männer, für deren Besitz ein Volk dem Schicksal dankbar sein muß in Zeiten, in denen es sich nicht um Begründung des Staats oder Rettung desselben aus großer Gefahr sondern um Erhaltung und normale Weiterentwicklung handelt. Cobden's große Schwäche war es dagegen, daß er zwar die Interessen und Bedürfnisse des Volks oder genauer gesagt der Summe der einzelnen Glieder des Volks sehr richtig verstand und für diese sehr erfolgreich wirkte, das rein Staatliche aber einfach nicht verstand. Diese Beschränktheit seines Gesichtskreises trat überall und oft in einer Weise hervor, die uns die ganze Person unsympathisch machen könnte wenn wir nicht wüßten, daß nur ein Mangel der Bildung, nicht ein Fehler des Charakters vorliegt. Das mangelnde Verständniß für den Staat als einen Organismus, dessen Glieder die einzelnen Menschen sind, zeigt sich schon in Cobden's Stellung zu den Arbeitern. Er hatte ein Herz für jede Summe von Menschen und zwar um so mehr je größer diese Summe war und je mehr die einzelnen Glieder litten. So war es ihm völlig Ernst, wenn er gleich allen Ligisten als Hauptargument gegen die Kornzölle die Noth des Arbeiters ins Feld führte und behauptete, die Löhne würden bei fallendem Kornpreis nicht sinken. Es war bei Cobden nicht nur richtig gerechnet, sondern zugleich menschlich gefühlt, wenn er energisch davor warnte, die Blüthe der Geschäfte von niedrigen Löhnen und gute Arbeit von einem schlechtgenährten Volke zu erwarten. Aber trotz dieser ehrlichen Sympathie mit der arbeitenden Masse verwarf er die Fabrikgesetze als einen Sieg über das Princip des Freihandels. Der sonst so praktische Mann empfahl Herabsetzung der Arbeitszeit in Fabriken durch freiwillige That der Arbeitgeber nach gewährtem Freihandel — — d. h. der große Volksfreund verschloß sein Auge gegen den evidenten Nutzen der Fabrikgesetze die ja nur Frauen und Unmündige schützten, weil er keine Uebermacht des Staats über die Gesellschaft wollte, weil er nicht verstand, daß der Staat auf jedem Gebiet höhere allgemeine gegen niedere individuelle Interessen zu schützen hat.

Die Forderung der Ausdehnung des Wahlrechts erkannte der große Demokrat den Arbeitern gegenüber aus innerer Ueberzeugung an. Wissend, daß seine Ehrlichkeit nicht bezweifelt werden könne, konnte er nach 1846 als er nach Erreichung des Freihandels für Ausdehnung des Wahlrechts und household suffrage agitirte, ruhig zugestehn, daß das billigere Brod die Leidenschaft in Bezug auf Ausdehnung des Wahlrechts abgekühlt habe. Ihm konnte man persönlich in der That nicht vorwerfen, daß er gegenüber den Chartisten die Abschaffung der Kornzölle zuerst verlangt habe, um durch Hinhalten der Arbeiter den Mittelklassen den alleinigen Besitz des Wahlrechts zu sichern. Aber so ehrlich und consequent er hierbei war, so berührt es uns doch seltsam, daß er bei der Frage des Wahlrechts an den Zusammenhang staatlicher Rechte und Pflichten nicht dachte. Nur in einem Punkt wurde er sich — glücklicherweise — unconsequent und billigte einen Eingriff der Gesammtheit in den „Freihandel". Sein Bildungseifer, den er auch nach 1846 wieder in der rühmlichsten Weise lebhaft bethätigte, trieb ihn dahin unentgeltliche Communalschulen zu verlangen, sogar den Schulzwang nicht unbedingt zu verwerfen. Wenn er zugleich weltliche Schulen wollte, so entsprang das hier nicht aus einer Verkennung der Macht kirchlicher Organisationen, sondern aus der praktischen Rücksicht auf die vielen Secten in England. Sagte er doch selbst mit Recht, ein ächter Protestant müsse wollen, daß alle Menschen (die Bibel) lesen können. Dennoch so erleuchtet er auf diesem Gebiete der Agitation — das, wie erwähnt, der Lichtpunkt bei allen Englischen Volksfreunden ist — war, es war doch auch hier die Liebe zu den einzelnen Menschen, nicht die Begeisterung für die Größe und das Wohl des Staats, die ihn trieb. Denn er verlangte nicht Ausdehnung der Bildung als Voraussetzung der Ausdehnung des Wahlrechts, sondern er wünschte Ausdehnung des Wahlrechts als ein Mittel, den Trieb nach Bildung bei den Einzelnen zu steigern.

Am schlimmsten trat Cobden's Schwäche hervor, wenn er Interessen des Staats mit Geldinteressen der Unterthanen zusammenhielt. Der persönlich höchst uneigennützige Mann glaubte, daß der größtmögliche Handelsgewinn das einzige wahre Staatsinteresse sei. Befangen in den Gewohnheiten geschäftlicher Praxis zog er bei Beurtheilung aller politischen Fragen eine kaufmännische Bilanz. Die Macht der Staaten, so meinte er, beruht nicht in der Größe des Territoriums, sondern in dem Wohlstand des Volks. Laßt Rußland ruhig die Türkei erobern — wir werden dann mit den Bewohnern dieses gesegneten Landes besser Handel treiben können. Ob wir in Indien herrschen ist gleichgültig, wenn wir nur mit den Indiern Freihandel haben: das waren Ansichten, die Cobden schon früh-

zeitig furchtlos aussprach. Den Krieg Englands gegen die französische Republik und das erste Kaiserreich bezeichnete schon Cobden's erste Schrift als ein Unrecht, weil dadurch in die Selbstbestimmung fremder Völker eingegriffen worden sei und weil der Krieg mehr gekostet habe, als der seitdem gewachsene Handelsgewinn eintrage. Aus gleichen Gründen galt ihm der Krimkrieg als eine Don Quixoterie. Er hatte seinem Volke billiges Brod gegeben — und vergaß nun, daß der Mensch nicht allein vom Brod lebt. Er ahnte nicht, daß es an sich Genuß und Ehre ist, einem großen und mächtigen Staate anzugehören, und daß Staaten oft im Kampfe mit riesigen materiellen Opfern Culturprincipien vertreten müssen, deren Sieg unendlich viel wichtiger ist, als Handelsgewinn. War ja doch auch ein Hauptbeweis für die Vortrefflichkeit der Liga, das viele Geld, das man ihr zur Verfügung stellte!

Solchen Anschauungen entsprach es völlig, daß Cobden, der durch seine rastlose Agitation in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen war, nach dem Siege der Liga ein Nationalgeschenk annahm. Wir finden es großartiger, wenn der große Pitt lieber mit Schulden starb, als für unschätzbare Verdienste ein Geldgeschenk der City zu acceptiren. Aber wenn Cobden eine Entschädigung annahm, so hörte er dadurch nicht auf aus idealen Antrieben zu handeln. Ausdrücklich erklärte er, er nehme das Geld an, um fortwährend agitiren zu können, und keineswegs würde er den Gebern zu Ehren irgend eine seiner Ansichten ändern. Auch war die Entschädigung geringer als die Summen, die Cobden durch seine Agitation verloren hatte und das Nationalgeschenk legte er zu seinem Nachtheil so an, wie es seinen Sympathieen entsprach, durchaus nicht so, wie es die größte und sicherste Rente brachte. Er hielt auch sein Versprechen und fuhr fort in England sowie auf großen Reisen unermüdlich für seine Principien zu wirken.

Als der Freihandel erkämpft und die Liga aufgelöst war, bildete nunmehr der allgemeine Weltfriede einen hervorragenden Gegenstand von Cobden's agitatorischer Thätigkeit. Der Krieg war ihm vor Allem wegen der dadurch verursachten Kosten verhaßt, zugleich aber auch als ein Mittel für Dynastien und Aristokratieen, ihre Herrschaft zu stärken. Vertheidigungskriege ließ Cobden zwar schweren Herzens zu, aber er opponirte mit aller Kraft gegen den Satz: si vis pacem para bellum. Nicht gute Rüstungen, sondern Bildung und Erkenntniß der Interessen seien die Schutzmittel gegen Krieg. Gleich Bright stand er bei dem Kampf zwischen den Süd- und Nordstaaten der Amerikanischen Union mit der Mehrzahl Englischer Arbeiter auf Seiten der Nordstaaten und prophezeite diesen den Sieg nicht nur wegen des besseren Princips, das sie vertraten, sondern wegen ihrer Uebermacht

in Folge des Beſitzes induſtrieller Stärke. Dies Parteiergreifen für den Norden macht Cobden und den Engliſchen Arbeitern Ehre — wenn auch nicht zu leugnen iſt, daß bei Vielen damals eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen die Engliſchen Nationalintereſſen mitſpielte. Das Ideal des allgemeinen Weltfriedens auf Grundlage des allgemeinen Freihandels war der bedenkliche Anfang der Theorie von der „ſchwachen Regierung und dem wohlhabenden Volk" und artete in einen bodenloſen zugleich materialiſtiſchen Cosmopolitismus aus. „Gott kennt keine ſolchen Unterſchiede wie zwiſchen Engländern und Franzoſen" rief ſchon das Organ der Liga aus und Cobdens Reden waren voll von cosmopolitiſcher Schwärmerei ebenſo wie er völlig gleichgültig gegen die Parteiunterſchiede zwiſchen Whigs und Tories war und mit jeder Partei gieng, die Freihandel verſprach.

Wenn Cobden eine natürliche Abneigung gegen die Zuſammenfaſſung der nationalen Kräfte zum Kampfe gegen den auswärtigen Feind hatte, wenn er nicht begriff, daß der Krieg trotz aller ſeiner Gräuel doch auch eine Schule der ſittlichen Kraft und Opferfähigkeit und eine Quelle nationalen Aufſchwungs ſein kann, ſo war dies nicht Feigheit oder Schwäche des Gemeinſinns bei ihm, ſondern nur wieder ſein Mangel an Verſtändniß für den Staat. Er ſagte einmal, er bewillige nie Geld für einen Krieg, den er nicht ſelbſt mitzumachen bereit ſei — d. h. er wollte nicht, daß irgend Jemand etwas erleide, wovon er ſelbſt frei war, aber er verſtand nicht die Vertheilung der Functionen in einem ſtaatlichen Organismus. So ſchätzte er auch das disciplinirte Pflichtgefühl eines Wellington gering, das ihm wie Maſchinengehorſam erſchien; und doch war es das ſelbſtverleugnende Auftreten des greiſen Helden, das den Freihandel im Oberhaus durchſetzte!

Es war dies nicht ſein perſönlicher Fehler, ſondern der allgemeine Fehler des inſularen Radicalismus, der auf Adam Smith und Bentham ſchwörend im Kampf gegen morſche Privilegien aus alter Zeit die Nothwendigkeit einer mächtigen Ordnung vergaß. Tief iſt dieſer Geiſt in das heutige Engliſche Volk eingedrungen und manifeſtirt ſich in der Abneigung gegen allgemeine Wehrpflicht.

Selbſt Kingsley läßt ſeinen Arbeiterhelden Locke ſagen, drei Dinge ſeien ihm gleich unbegreiflich: der Gehorſam eines Jeſuiten, eines perſönlichen Dieners und eines Soldaten. Und ein aufgeklärter Engliſcher Arbeiterführer ſagte mir jüngſt ſelbſt, er ſehe es wohl ein, daß es verkehrt ſei, ſich gegen die allgemeine Dienſtpflicht zu ſträuben, aber er habe nun einmal eine unüberwindliche Abneigung gegen den Gehorſam in der Uniform!

Einäugige hat der geiſtvolle Dr. Arnold der Freund Bunſen's, die Engliſchen Nationalökonomen ſeiner Zeit genannt, weil ſie nur Eines

nämlich den wirthſchaftlichen Gewinn ſahen. Cobden war einer der Einäugigen, aber ſein eines Auge ſah klarer und ſchärfer als das der Andern und es ſtrahlte wieder den Glanz eines reinen Idealismus. Dieſer hatte beſchränkte Ziele und ſo hat Cobden den Ruhm, den er ſich durch Abſchaffung der Brodſteuer und durch Anbahnung des Freihandels erwarb nachmals durch Theilnahme an der confuſen Friedensliga verdunkelt. In ſeiner Einſeitigkeit hat er Großes gewirkt nicht nur für die Induſtrie ſeines Landes, ſondern für die Welt. Dem Wegfall der Kornzölle folgte nothwendig der volle Freihandel in England und mit dem Franzöſiſch-Engliſchen Handelsvertrag, den Cobden betrieb und deſſen Abſchluß mit Napoleon III. er vollbrachte, folgte die Aera der internationalen Handelsverträge mit der Klauſel der meiſtbegünſtigten Nationen. Die Völker haben durch Cobden gelernt, daß der wirthſchaftliche Gewinn eines Volkes nicht auf dem Verluſt des anderen beruhe. Man hat gelernt durch Verallgemeinerung der Vortheile, die einem Staate gewährt werden, zu gewinnen.

Der Weltfriede iſt dadurch freilich nicht gekommen und es entlockt uns ein Lächeln, wenn auf dem letzten Feſteſſen des Cobdenclubs im Juli 1875 die Epigonen Cobdens meinten, der Krieg von 1870 wäre nicht gekommen, wenn der Freihandel ſchon länger beſtanden hätte. Wahr iſt, daß durch Freihandel ſich die Nationen näher kommen, dadurch ein Anreiz zu frivolen Kriegen und Kriegen zum Zwecke der Herabminderung von Zöllen wegfällt. Wahr iſt, daß der Freihandel die Ausbildung des Völkerrechts begünſtigt und daß ſich an den Freihandel vielleicht weitere internationale Verträge z. B. über Kinderarbeit in den Fabriken anſchließen können. Wahr iſt auch, daß jeder Krieg ein Unglück iſt, aber ebenſo wahr iſt es, daß die freie Concurrenz ſelbſt eine Art Kampf ums Daſein unter den Concurrenten hervorrufen kann und jedenfalls, daß die materiellen Intereſſen nicht der alleinige Quell ſiegender Sittlichkeit und Humanität ſind. Wir wollen hoffen, daß in der Zeit des Freihandels die Kriege ſeltener werden, aber der Freihandel wird und kann nicht Kriege verhindern, die geführt werden, um die Freiheit einer Nation gegen dynaſtiſche Intereſſen, um die Gewiſſensfreiheit gegenüber dem Anſpruch auf geiſtige Tyrannei, um die Freiheit der Perſon gegenüber den Intereſſen von Sklavenhaltern zu retten.

61 Jahre alt, ſtarb Cobden am 2. April 1865. Ein Menſchenleben ſchloß ab, das reich war an Befriedigung, weil reich an geleiſteten Dienſten; dem es nicht gefehlt hatte an perſönlichem Leid, das aber doch ein glückliches war, weil es geweiht war dem erfolgreichen Dienſte des einmal erkannten Guten. Alle kommenden Geſchlechter werden von Cobden lernen können, daß in der Welt der materiellen Intereſſen, die einmal lebendig

ſtreben und kämpfen, der dauernde Gewinn der Einzelnen in hohem Maße vom Wohlergehen der Anderen abhängt. Sie ſollen von Cobden lernen, daß es thöricht iſt, an Inſtitutionen feſthalten zu wollen, die das Intereſſe einer kleinen Gruppe von Menſchen zu fördern ſcheinen, ſicher aber das Intereſſe der Majorität ſchädigen. So oft der Schutzzoll ſein Haupt wieder erhebt, dürfen wir den Geiſt Cobdens anrufen und dem Zöllnern die Frage entgegenhalten, was Andere durch den Zoll verlieren müſſen. Und wenn man uns ſagt, wir brauchten Zölle als Gegengift gegen die Zölle der Nachbarn, ſo wollen wir erſt mit Cobden fragen, was denn dieſe Zölle den Nachbarn ſelbſt nützen. Gewiß hat Cobden auch bei ſeiner Freihandelsagitation ſelbſt übertrieben, wenn er jeder Nation unter allen Umſtänden unbedingten Freihandel empfahl. Wir aber können heute ſein Princip anerkennen und auf der Bahn der Handelsfreiheit mit Vortheil weiter ſchreiten, indem wir über die Klagen und Anſprüche Einzelner das dauernde Intereſſe aller Producenten und Conſumenten nicht vergeſſen.

Vor Allem aber iſt Cobden als Menſch allen Zeiten ein leuchtendes Vorbild der Wahrheitsliebe, der Kraft warmer Ueberzeugung und des Maßes, daß nie durch Ehrgeiz verwirrt wird. Er empfand nur für ſeine Mitmenſchen, die das Volk ausmachen, nicht für den Staat. Er begehrte aber auch nur ein Volksmann, nicht ein Staatsmann zu ſein, und hat durch ſeine Ablehnung hoher Stellen im Staatsdienſt ſeine Schwäche perſönlich geſühnt. Wir können ſeine Perſon ehren und von ihm lernen, ohne ihm kritiklos nachzuſprechen. Es war ein junger Stand, den er vertrat und hob. Nachdem aber der Bürgerſtand mit durch Cobdens Hilfe ſtark geworden iſt, muß er nun lernen, vom Staate nicht nur Schutz ſeiner Intereſſen zu verlangen, ſondern ſeine Kräfte willig in den Dienſt des Staats zu ſtellen und dadurch dem Arbeiterſtand ein Beiſpiel zu geben. Wir müſſen nachahmen dem Manne Cobden, aber ablegen, was ſpießbürgerlich und philiſterhaft an ſeinen Anſchauungen war, wir müſſen trachten ſo hell zu ſehen, wie er, aber weiter als er. Den Handel können und ſollen wir regeln nach ſeinem Recept, aber in Bezug auf die innere Ordnung in der Erwerbsproduktion iſt er unſer Meiſter nicht, und am allerwenigſten dürfen wir zum Schaden des Handels ſelbſt das Handelsintereſſe zur allgemeinen Richtſchnur der großen Politik machen.

Als die Zeit kam, da die Grundſätze von Adam Smith nach Deutſchland verpflanzt wurden, da wollte der Freiherr vom Stein nicht nur entfeſſelte wirthſchaftliche Kräfte, ſondern zugleich eine ſtarke Staatsgewalt, nicht einzelne Reiche, ſondern geſund und ſtark organiſirte Stände. Hat Cobden Adam Smith's Theorieen in die Praxis übertragen, ſo ſind wir berufen, auf Stein's Ideen weiter zu bauen, nachdem wir in harter

Schule den Werth immaterieller Güter ſchätzen gelernt haben. Cobden iſt unſer Wohlthäter ſchon geworden, da ohne ihn der ſchon 1818 von Preußen gewollte Uebergang zum Freihandel nicht ſo ſchnell gekommen wäre. Cobden kann unſer Wohlthäter bleiben, wenn wir ſeinen Gedanken nur folgen in Anſtrebung der beſchränkten Ziele, deren Erreichung ſeine eigentliche Miſſion war.

Der Zollverein, der aus dem Preußiſchen Tarif von 1818 erwuchs, ebenſo der preußiſch-franzöſiſche Handelsvertrag, der dem engliſch-franzöſiſchen folgte, haben in Deutſchland den höchſten politiſchen Zielen gedient. Sie wurden Hebel der deutſchen Einheit und unſere Freihändler haben ſtets bewußter Weiſe dieſes Ziel verfolgt, während ſo viele unſerer Schutzzöllner zu Habsburgs Fahne ſchworen. Hätte Cobden den Januar 1871 erlebt, ſo hätte ihm die Geſchichte gelehrt, daß es nicht der letzte Zweck der Nationen iſt, Freihandel zu treiben, ſondern daß Freihandel und heilige Kriege zuſammen dienen können dem höheren Zwecke, Nationen zu bilden. Weil Cobden der Vater des praktiſchen Freihandels, und weil der Zollverein als Hort des Freihandels in Deutſchland der Vorgänger des deutſchen Reiches war, deshalb ehrt das Volk, das die Kriegshelden von 1870 erzeugt hat, willig das Andenken Cobdens. Und weil wir dies thun im Geiſte der furchtloſen Wahrheit, der Cobden eigen war, ſo iſt es kein Hohn auf den großen Friedensfreund, wenn ihm in eigener Weiſe dankbar iſt das Volk, das nothgedrungen in der einen Hand die Kelle, in der anderen aber das Schwert hält.

Adolf Held.

Aus der polnischen Gesellschaft unter Stanislaus August.

I.

Wer heute mit aufmerksamem Auge die ehemals polnischen Landestheile durchstreift, der wird nicht selten auf Denkmäler einer Zeit stoßen, in der die Regierung der polnischen Könige eine Macht, die Ordnung der öffentlichen Verhältnisse eine Kraft und ein System zeigten, in der der Culturstand in manchen Zweigen des Volkslebens eine Höhe erreicht hatte, wie sie die spätere Zeit dieses Staates nicht wieder gesehen hat. Es war die Periode der polnischen Blüthe unter den Sigmunden, an die wir bald durch Ueberreste alter Straßenbauten, bald durch ausführliche Kataster über die Bauern und deren gesetzlich normirte Leistungen für diesen oder jenen Herren, bald durch genaue topographische Arbeiten und dergleichen erinnert werden, nicht zu gedenken der mancherlei Zeugnisse der Kunst und Litteratur, die über jene Periode in zahlreichen Strahlen ein helleres Licht vor den Augen des Forschers ergießen.

Damals hatten glückliche Kriege dem polnischen Staate einen äußern Glanz, geistige Strebungen im Innern einen Aufschwung verliehen, die das nationale Bewußtsein des Polen befriedigten. Damals aber auch war der Keim gepflanzt worden zu jener Zügellosigkeit einer hochfahrenden Aristokratie, die mit ihrer Freiheitsschwelgerei dem Staate selbst die Spitze abbrach. Es wurden die Pacta conventa in das Verfassungsleben Polens eingeführt, jene Verträge zwischen dem Adel und den erwählten Königen, die das Staatshaupt allmählich zum Spielball einer eigenmächtigen, unstaatlichen Adelskaste machten. — Auch in Deutschland haben die Könige und Kaiser sich bei ihrer Wahl Bedingungen auferlegen lassen müssen, die den Pacta conventa der Polen sehr ähnlich sehen. Einer der Mächtigsten unter ihnen, Kaiser Karl V., mußte sich 1519 gefallen lassen, als Voraussetzung seiner Wahl zu versprechen, daß die Kurfürsten zum Reichsregiment gezogen, ohne ihre Einwilligung kein Krieg angefangen, kein Bündniß ge-

schlossen, kein Reichstag angekündigt, geschweige denn eine Steuer ausgeschrieben werden solle, u. s. w. — Es liegt aber ein großer Unterschied in dem Umstande, daß die Macht der Fürsten und Herren im deutschen Reich einen wirklich staatlichen Charakter trug, während die der polnischen Magnaten sich nie über denjenigen privater Interessen erhob. Was die Magnaten an staatlicher Macht an sich brachten, das verlor den staatlichen Charakter und ging in das Vermögen des einzelnen persönlichen Interessenten über: es ging dem Staate völlig verloren. Was die deutschen Herren dem Kaiser abtrotzten, bildete das Material zu den staatlichen Schöpfungen der Vasallen des Reichs, diente den Interessen nicht ausschließlich Einzelner, sondern staatlicher Gesammtheiten, die sich unter dem kaiserlichen Oberhaupte organisch entwickelten: es wurde der Kaiserkrone genommen und doch wieder in anderer Form eingefügt. So ward hier wie dort die Macht der Krone gleich sehr geschwächt; allein während in Polen damit zugleich die innere staatliche Entwickelung, die Erziehung des Volks zu staatlichem Leben unmittelbar und unfehlbar geschädigt wurde, blieben die der Krone entwundenen Gewalten in den Händen der deutschen Fürsten doch immerhin die Grundlage für die Bildung des Volkes im Sinne des Gemeinwohls, des staatlichen Lebens. Hierin liegt unseres Erachtens der vortretende Gegensatz des slawischen Staatslebens mit seinen Magnaten zu dem Lehnsystem, wie es sich im Westen aus dem Mittelalter entwickelt hatte, hierin liegt hauptsächlich die größere civilisatorische Befähigung des Lehnsystems für die Erziehung des Volks zu modernem Staatsleben.

Keinem großen Culturvolke ist es vergönnt gewesen, in ununterbrochen stätigem Gange die Höhe der Entwickelung zu erreichen, die ihm einen Platz unter den Vorkämpfern des Menschengeistes anweist. Ueberall sehen wir die Periode des Schaffens und des Wachsens von Zeitabschnitten unterbrochen, die nicht blos ein Stillstehen, sondern ein Zurückgehen bedeuten, und denen zumeist gewaltsame Zerstörungen, Krieg oder Eroberung oder Revolution zu Grunde liegen.

Nicht minder verderblich aber als diese gewaltsamen Erschütterungen wirkt das zehrende Gift fesselloſen ständischen Eigennutzes auf den Staatskörper. Das Zeitalter der Sigmunde ward zum Bergwerke, aus dem der Adel wohl das Gold für seine Herrschsucht und verschwenderischen Genuß grub, aber zugleich auch das Gift mit herübernahm, welches den Staat unter den sächsischen Königen zerfraß. Denn jener besseren Zeit folgte bald die Periode der wüsten Wirthschaft unter den Wettinern, von der einst beim Adel das Sprüchwort ging: „Unter den Sachsen löste sich der Leibgurt“. Die wilde Horde der rohen Szlachta, geführt von den zügellosen Magnaten,

fuhr im Lande umher, zerstörend, nicht bauend, ein Feind allen Gesetzes und stätigen Schaffens. Es stand diesem Adel und seinen ebenbürtigen Nachkommen wohl an, diese Periode wildester Ausschweifung das goldene Zeitalter Polens zu nennen: denn eisern war es für jeden, der nicht zur Szlachta gehörte. Wer aber weiter schaute, konnte eine Zeit nur beklagen, die die Quelle des Goldes, die Productionskraft des Reichs selbst, verwüstete.

Einem verwilderten, verwahrlosten Lande sah Stanislaus August im Jahre 1764 sich zum Könige gesetzt. Das große Reich war nur spärlich bevölkert, etwa 700 Einwohner kamen auf die Quadratmeile. Unendliche Wälder bedeckten in düsterer Einförmigkeit überall die Landschaft und zogen sich damals bis dicht vor die Thore Warschau's hin. Kaum fahrbare Wege verbanden die wenigen und elenden Städte mit einander und führten dann und wann an der halbverfaulten Strohhütte des Bauern oder dem grauen Gehöft des Szlachcic oder dem anspruchsvoll vordrängenden „Pallast" des Magnaten vorüber. In den ungeheuren Sümpfen der östlichen Landestheile, wohl den größten des damaligen Europa, hausten unumschränkt die Riesen der Wildniß, denen der deutsche Jäger an Weser und Rhein 700 Jahre früher mit Armbrust und Wurfspeer die Heimat bestritt: der Auerochs, der Bär, das Elenn, der Wolf, das Wildschwein, die Otter, der Biber. Ein kaltes, hartes Klima vertheidigte besonders im Osten und Norden das unwirthliche Land gegen die schwachen Angriffe vordringender Cultur und legte Zeugniß ab für die Wahrhaftigkeit der Chronisten, welche von dem Schrecken des eisigen Litthauen aus der Zeit Jagello's im 14. Jahrhundert uns erzählen, daß das Land 10 Monate des Jahres in der Erstarrung des Winters gefangen lag und nur 2 kurze Sommermonate hindurch die Erde den Sonnenstrahlen sich erschloß. Weiter im Westen und Süden, in den alten Provinzen von Kleinpolen, in Podolien, Wolhynien und der Ukraine schlug regeres Leben in Natur und Bevölkerung, mischten sich wechselvoller die Elemente der Civilisation und bildeten hier den hauptsächlichen Mittelpunkt des polnisch nationalen Lebens. Dort auch ist daher die Heimat der meisten von den Zeitgenossen Stanislaus Augusts, deren zahlreichen Aufzeichnungen wir heute die Kenntniß damaliger polnischer Zustände verdanken.

Lebensvoll sind die Bilder, die uns aus diesen Aufzeichnungen entgegentreten. Sie werden uns gewöhnlich dargeboten in dem Rahmen von Selbstbiographieen, deren weicher und etwas wehmüthiger Grundton leicht erklärt wird aus dem Grundcharakter des Polen einerseits und dann aus den trüben Erinnerungen, die sich für jeden Polen an jene für sein Vaterland so bedeutungsvolle, so schmerzliche Zeit des Unterganges heften. Mit

großer Wahrheit und Einfachheit geschrieben sind diese Memoiren reichhaltige Quellen für die Betrachtung von Sitten und Zuständen aller Art, die in ihrer Eigenthümlichkeit für uns Deutsche oft fremd, abstoßend, oft auch durch die einfache Wahrheit des menschlichen Empfindens anziehend, immer aber für die Beurtheilung der ethischen Bedingungen einer bedeutenden Epoche in dem Leben unseres Nachbarvolkes lehrreich sein werden. Der Gesammteindruck, den diese Memoirenschreiber uns von Land und Leuten übermitteln, ist der einer tiefen Rohheit, die sich hauptsächlich in dem immer wiederkehrenden grellen Gegensatz von Reichthum und Elend, überfeiner Cultur und thierischer Verkommenheit, glänzender Ideen moderner Staatsweisheit und widerlicher Fäulniß im öffentlichen Leben kund thut. Ehe wir die polnische Gesellschaft in ihrem weitaus bedeutendsten Bestandtheil, dem Adel, genauer kennen lernen, wollen wir einen kurzen Blick auf die übrige Bevölkerung werfen. —

Einem elenden Loose war der Bauer im Laufe der Zeit und der Scheidung der Stände von einander anheimgegeben worden. Ein englischer Reisender, der vielgewanderte Coxe, hielt um 1778 Polen für das Land der größten Armuth in Europa, und in diesem ärmsten Lande war der Bauer der ärmste Bewohner. In gröbstem leinenem Hemde und Hose, barfüßig, im Winter in ein Schaaffell gehüllt, kroch er träge und stumpfsinnig hinter seinem kleinen zottigen, mageren Klepper und elendem Werkzeuge her, mit denen er seinen unkrautreichen Acker nothdürftig aufkratzte, um davon die spärlichen Wintervorräthe zu erndten, die er brauchte, kaum genügend, um seine Familie und sein Vieh zu ernähren. Mit demselben Werkzeuge schleppte er sich oft meilenweit zu dem Hofe seines Grundherrn um dort in derselben elenden Weise das ausgedehnte, aber kraft- und fruchtarme Feld zu quälen solange der Befehl des Edelmanns ihn dazu nöthigte.

„Vor meinem Auge" — schreibt der Zeitgenosse Staszic — „stehen fünf Sechstheile des polnischen Volkes. Ich sehe Millionen unglücklicher Geschöpfe, halbnackt, bedeckt mit Fellen und rauhem Tuche, von Schmutz und Rauch entstellt, mit tiefliegenden Augen, kurzathmig, mürrisch, verkommen, verdummt; sie empfinden wenig, denken wenig, kaum erkennt man in ihnen die vernünftige Seele. Sie haben mehr das Ansehen von Thieren als von Menschen. Ihre gewöhnliche Speise ist Brod mit Spreu gemischt, den vierten Theil des Jahres über nur Kräuter. Sie trinken Wasser und Branntwein, sie wohnen in Erdhütten oder Wohnungen, die mit dem Erdboden fast in gleicher Höhe stehen; dorthin dringt keine Sonne durch, Rauch und Ausdünstungen ersticken darin den Menschen und tödten ihn oft im kindlichen Alter. Erschöpft von der Tagesarbeit schläft dort

der Hausvater zusammen mit seinen nackten Kindern auf faulem Stroh, auf demselben Lager, auf welchem seine Kuh mit ihrem Kalbe steht und das Schwein mit seinen Ferkeln liegt."

In diesem Zustand war der Bauer durch einen unerhörten Druck der adlichen Vampyrschaaren und durch eine Mißregierung unter den sächsischen Königen gerathen, wie sie kaum ärger gedacht werden kann. Eine grausame Ironie lag darin, die sächsische Zeit die goldene zu nennen: sie war es für den Adel und für die sächsischen Beamten, die mit jenen wetteifernd den Bauer plünderten. Ein sächsischer Kammerherr und erster Secretär des Ministers Brühl unter August dem Dritten, Goltz, der später in Polen auf seinen großen Besitzungen sich durch freisinnige Behandlung seiner Leibeigenen auszeichnete, erzählte eine bezeichnende Anekdote von seinem früheren Vorgesetzten. Brühl war bekannt durch seinen Luxus in der Kleidung, seine unersättliche Lust an modischen Trachten, an Eitelkeiten des Putzes. Er pflegte eine Kleidung nie öfter als zweimal anzulegen und seine Sammlung an solchen abgelegten Kleidungsstücken wuchs dadurch zu unglaublichem Umfang. Er liebte es diese Sammlung an Frack's, Hüten, Westen, Stiefeln seine Gäste sehen zu lassen und freute sich ihres Staunens, wann er sie in den Räumen umherführte, die diese Schätze bargen. Einst wanderte er hier mit dem englischen Gesandten umher, welcher seiner Verwunderung über die Reihen von Zeugnissen modischer Laune Ausdruck gab und endlich vor einem Schrank, in welchem viele Dutzende emeritirter Stiefelpaare geordnet waren, ausrief: „Nun wundere ich mich nicht, daß das ganze niedere Volk Polens barfuß geht, da ich seine Fußbekleidung bei dem Minister sehe."

Nirgends ist der Bauer tiefer, fast unter das Wesen des Menschen hinabgedrückt worden, als in Polen, wenn seine Genossen im übrigen Europa um jene Zeit auch überall noch auf der untersten Stufe der Gattung standen. Nur der Grad des leiblichen und geistigen Elends unterschied den polnischen Bauer von demjenigen des Westens, wie er seinerzeit überall unter dem Drucke der Hörigkeit hinbrütete; nichts Eigenthümliches war an diesem halbwilden Wesen zu bemerken, für welches der Staat nicht existirte, dessen Geist kaum die Kraft besaß, einen Vergleich anzustellen zwischen der verfallenen Hütte, in der er mit langborstigen Schweinen und dürren, wolligen Kühen ein gemeinsam viehisches Leben zubrachte, und dem Hause des Grundherrn, welchem er eben zum Gruße beide Füße geküßt hatte. Denn in diesem Zustande der Knechtung geht immer nicht blos das Persönliche dem Einzelnen verloren, er wird nicht nur von Eigenthum, Eigenwillen, geistiger Kraft und was sonst der Mensch sein individuell Eigenes nennt entblößt, sondern es wird der Leibeigene auch

Desjenigen beraubt, was das Erbtheil des Volkes ausmacht zu dem er gehört, er wird ausgeschlossen von Sitten und Sein, von Charakter und Art seiner Nation. Der Sclave ist überall kosmopolitisch.

Das Eigenthum der Nation gehörte dem polnischen Adel, der Szlachta. Denn der Städter war nicht Pole, sondern zum geringeren Theil Deutscher, zum weitaus größten Theil Jude, und nur wenige freigelassene polnische oder litthauische Bauern hatte das Gewerbe hie und da aufgenommen. Die Uebermacht der Szlachta hatte alle ständischen Kräfte aufgesogen und sich dem Bürgerthum so schroff entgegengestellt, daß das Betreiben eines bürgerlichen Gewerbes für den Edelmann den Verlust des Adels gesetzlich nach sich zog. So lag die polnische Nationalität vollständig beschlossen in der Szlachta, und wenn man von polnischem Wesen sprach, so konnte man darunter nur das Wesen des polnischen Adels meinen. Um so mehr concentrirte sich in diesem Stande Alles, was das Volk von andern Völkern in Charakter und Sitte unterschied, um so ausgeprägter war in dem Hause des Szlachcic und des Magnaten alles Dasjenige, was diesem slavischen Stamm durch Natur und Geschichte Eigenartiges eingebildet worden war.

Der Adel war eine abgeschlossene Kaste, die eifersüchtig über der Erhaltung ihrer Stellung wachte und nur sehr schwer sich einem fremden Edelmann oder auch einem Polen öffnete, der aus anderem Stande geboren sich in diese höchste Gesellschaftsklasse aufschwingen wollte.

Die Erwerbung des Adels gründete sich eigentlich auf den Kriegsdienst. Nach vollbrachtem Kampf, so erklärt und erzählt man uns den Hergang von polnischer Seite her —, ward in alten Zeiten die „carta belli“, das Verzeichniß der Kämpfer, verlesen, und aus ihnen wählte der König, oder in seiner Abwesenheit der Heerführer, der Hetman, diejenigen, welche sich hervorgethan hatten, aus zur Verleihung des Adels. Diese wurden so Edelleute „ex carta belli“, woraus der Sprachgebrauch allmählich durch Corruption die Bezeichnung „scartabellati“ entstehen ließ. Ein solcher Edelmann „cum scartabellatu“, wie es später genannt ward, hatte dann die Verpflichtung einen Grundbesitz zu erwerben, war aber dennoch in den adligen Rechten beschränkt, welche erst seinen Enkeln zum Vollen zukamen. Besonders hervorragende Verdienste wurden indessen durch die Verleihung des Adels „praeciso scartabellatu“ geehrt und ein so Nobilitirter erwarb sofort für sich und seine Nachkommen alle adligen Vorzüge, die Rechte auf Aemter und Würden und dergleichen. Als in späterer Zeit das Kriegshandwerk darniederlag, ward die Nobilitirung auch ohne Krieg und Heldenthaten doch in analoger Weise praeciso und cum

scartabellatu gebräuchlich*). Aber nur selten ward diese Auszeichnung Jemandem zu Theil und erst die Umwälzung von 1793 führte ein Gesetz herbei, welches dem Städter durch Dienste, die dem Staat geleistet worden, ein Recht auf den Eintritt in die allein berechtigte Bevölkerungsklasse zusprach.

Wie schwer es Fremden wurde, diese Ehre zu erlangen, dafür liefert einen Beweis die Mühe, welche es nach einer Erzählung Michailowski's den allmächtigen Minister, dessen wir schon oben erwähnten, den Grafen Brühl kostete, in den polnischen Adel aufgenommen zu werden. Trotz seiner staatlichen Stellung und seiner gesellschaftlich ausgebreiteten Verbindungen fühlte er keinen sicheren Boden für seine Macht in Polen ohne als vollberechtigter Magnat neben dem Szlachcic zu stehen. Er griff, um dieses Ziel zu erreichen, zur Verleugnung seiner Abstammung, kaufte ein einem armen Edelmann Namens Brüchl gehöriges Gut unter dem Vorgeben, dasselbe von dem ihm angeblich nahe verwandten Besitzer durch Erbvertrag erworben zu haben und nannte sich fortan in Polen Brüchl**).

Trotz dieser Ausschließlichkeit war der Adel äußerst zahlreich, so daß es wohl kein Land in Europa gegeben hat, welches eine verhältnißmäßig so große Menge von Edelleuten aufzuweisen hätte. Man kann annehmen, daß der 16. bis 18. Einwohner zum Adel gehörte. Aller Grundbesitz war in seinen Händen, alle Aemter wurden von ihm verwaltet. Innerhalb dieser Klasse kannte das Gesetz keine Verschiedenheit des Rechts, nur die Unterschiede des Vermögens, des Namens, der Begabung kamen hier zur Geltung. Aus der Aristokratie der Szlachta hatte sich besonders unter der sächsischen Dynastie eine Oligarchie der reichsten Familien hervorgehoben, wovon die naturgemäße Folge war, daß die mittlere und niedere Szlachta herabgedrückt und der Zwischenraum zwischen diesen und den herrschenden Magnaten immer erweitert ward. So konnte man innerhalb des Adels die Magnaten mit ihrem ungeheuren Landbesitz von dem mittleren, durchschnittlich wohlhabenden Edelmanne, der auf seinem Erbgut saß und ohne vorragende Bedeutung als Einzelner doch eine selbständige Stellung inne

*) Ob vorstehende Darlegung eine ganz richtige ist, vermögen wir nicht genau festzustellen, namentlich soweit sie die Herleitung des Ausdrucks „scartabella" betrifft. Wir finden nämlich im Italienischen das Wort „scartabella" mit der Bedeutung „altes Buch, Scharteke, Schmöcker", und das Zeitwort „scartabellare" gleich „durchblättern". Mag nun die Etymologie dieses italienischen Wortes einige Uebereinstimmung haben mit jener polnischen Erklärung, oder nicht, jedenfalls ist es im Hinblick auf die nahe Verbindung, in welcher die Polen im 17. Jahrhundert mit der italienischen Sprache standen, wahrscheinlich, daß sie diesen fertigen Ausdruck von Italien her eingeführt haben und derselbe also nicht erst in Polen, wie unser polnischer Gewährsmann meint, durch polnischen Volksmund geschaffen worden ist. —

**) Eine etwas abweichende Darstellnng dieses Vorganges findet sich in Flassan, V., 516.

Zeitgenossen und späteren Schriftstellern Polens immer von heiligem Zauber begleitet gewesen ist.

Die erste Theilung und die im russischen Interesse errichtete Regierung mit ihrem ständigen Rath waren seit 1776 vollendete Thatsachen. Noch stand Polen als bedeutender Staat inmitten der bewegten politischen Verhältnisse der Nachbarn da, deren ruheloses Streben und Weichen, Ergrimmen und Versöhnen, sich Verbinden und wieder Lösen, die Zukunft des Welttheils in Frage ließen. Noch konnte man, und zumal der sanguinische Pole, hoffen, daß eine günstige Gestaltung der Dinge, vielleicht nicht vorauszusehender Zufall den Augenblick plötzlich herbeizaubern werde, wo Polen mit Hülfe des einen oder andern Nachbars sich wieder aufrichten und auf lange hinaus die alte Stellung sichern könne. Diese Hoffnung kräftigte noch einmal die Muskeln der Besseren im Volke zu freudiger und angestrengter Arbeit an den Reformen in Schule und Kirche, in Volkswirthschaft und Verfassung, an deren Spitze sich Stanislaus August so gern den Vater des Vaterlandes nennen hörte. Lange hatte Polen die äußere Ruhe und das innere rege Leben nicht so sehr erfreut, ein hoffnungswarmer, frischer Zug durchwehte das Land und sänftigte auch die alten Leidenschaften der Magnaten, die zehn Jahre früher in offenem Kampf gegen den Neuerer und Freund der Szlachta, den Emporkömmling und Kirchenfeind Stanislaus August in der Conföderation vor Bar gelobert hatten. Des Königs Liebenswürdigkeit hatte die meisten dieser stolzen Pane zu versöhnen, sein lebhafter und in die Augen fallender Patriotismus sie fortzureissen vermocht. Er unterließ nichts, was ihn und seinen Hof in den Augen der Magnaten heben konnte und bemühte sich zugleich eifrig, sein Vaterland den Einrichtungeu rasch zuzuführen, die er im Westen hatte bewundern gelernt und von deren Einfluß auf sein Volk er die Entwickelung nachhaltiger Kräfte für eine in der Zukunft vielleicht bevorstehende Katastrophe erwartete. Zu dieser Thätigkeit gab ihm das Verhalten der Nachbarmächte gerade damals den selten gewährten Raum, wo Rußland durch eigene Reformen und durch Unternehmungen im Süden gegen die Türken in Anspruch genommen war, wo Preußen und Oesterreich sich wiederum lauernd gegenüberstanden. Zwar waren die Fesseln hart genug, in welche Polen durch die Verträge von 1775 neuerdings von Rußland geschlossen worden war: die Garantin der polnischen Verfassung, die stolze Katharina, hielt in dieser Garantieurkunde die Schlüssel zum stets ungehinderten Eintritt in das Gebäude des polnischen Staatslebens in der Hand; der von ihren Creaturen besetzte „Immerwährende Rath" hatte über eine größere Machtbefugniß zu gebieten, als König und Reichstag. Aber Katharina hatte eben anderweit

zu thun, und meinte wohl auch, gerade im Vertrauen auf diese dominirende Stellung in der Verfassung Polens selbst der Entwickelung des fast ertödteten inneren Lebens einen etwas freieren Spielraum zur Sammlung neuer Kräfte gestatten zu dürfen. Mancherlei bedeutsame Aenderungen in den Grundsätzen der polnischen Staatsverfassung hatte sie bereits gebilligt und ihr Streben ging offen dahin, mit Polen ein Bündniß zu schließen, das die Geschicke beider Staaten völlig verschmelzen sollte. Als 1787 der Krieg mit der Türkei von Neuem ausbrach, als im Anschluß daran Gustav III. von Schweden Rußland den Krieg erklärte, da hatte die freiere Bewegung, deren die Polen seit etwa 10 Jahren genossen, das Selbstgefühl so weit gestärkt, daß man überall nunmehr die ersehnte Zeit nahe glaubte, wo energisches Handeln nach der einen oder anderen Seite hin unfehlbar zu bedeutendem Erfolge führen müsse. Die Meinungen gingen nur alsbald über die Richtung auseinander, welche einzuschlagen wäre. An Preußen, Rußland, Sachsen, Oesterreich sich anlehnend bildeten sich die Parteien: die Patrioten, die mit Preußen und durch große Reformen im liberalen Sinne den Staat erneuern wollten; die Hofpartei, die dieselben Ziele unter Anlehnung an Rußland erstrebte; endlich die conservativen Gruppen der Magnaten, die vornehmlich auch auf Rußland hofften, zum geringeren Theil auch die Erhaltung ihrer alten Vorrechte von der Wiederherstellung der sächsischen Dynastie erwarteten. Diese Parteien traten dann auf dem sogenannten langen Reichstage von 1788 bis 1791 sich gegenüber und begannen, in wechselnden Gestaltungen die innere Zusammensetzung ändernd und die Prinzipien umformend, einen Kampf, dessen letzter Ausgang die Auflösung des Staates war, der jedoch vorläufig einen Abschluß fand in der Constitution vom 3. Mai 1791.

Wir haben geglaubt, diesen allgemeinen Ueberblick vorausschicken zu müssen, damit der politische und allgemeine sociale Hintergrund wenigstens in etwas gekennzeichnet sei, auf dem sich die nachfolgenden Skizzen aus dem politischen Leben zur Zeit eben dieses langen Reichstages verständlicher abheben sollen.

Denn diese polnische Gesellschaft von 1790 war sehr verschieden von derjenigen, die sich bis um 10 Jahre früher in Warschau bewegt hatte, sie war zum großen Theile eben die Frucht der innern und äußern Veränderungen, welche diese 10 Jahre Polen gebracht hatten, welche namentlich Warschau und die Warschauer Gesellschaft erlebt hatten. An der kurzen Blüthe eines letzten Sommers ergötzte sich das selbstberauschte, selbstbethörte Polenthum mit fast kindischer Freude und kindischem Glauben.

Als diese Treibhausblüthe die Frucht zeitigte, als aus dem nationalen Taumel die große Reform, die Constitution vom 3. Mai hervorging, da war es aus mit der Blüthezeit und mit der Pflanze selbst, denn die Frucht konnte den Stürmen nicht widerstehen, sie fiel herab, ehe sie keimkräftige Reife erlangt hatte. — — — —

Es war ein reges Treiben, welches im August des Jahres 1788 überall in den Gebieten der polnischen Krone und des Großfürstenthums Litthauen sich kund that. Soeben waren die Universale von König und Senat erlassen worden, die dem polnischen und litthauischen Adel die Berufung des auf dieses Jahr einfälligen ordentlichen Reichstages meldeten und den Zusammentritt der Landtage in den Wojewodschaften oder Palatinaten anordneten, auf welchen die Landboten zum Reichstag gewählt wurden. Lebhafter als gewöhnlich erregte diese Nachricht die Bevölkerung, denn allgemein war die Meinung verbreitet, daß dieser Reichstag von ungewöhnlicher Bedeutung sein werde. Daß die Erwartungen höher als sonst gespannt waren, dafür hatten schon geraume Zeit vorher die Umtriebe gesorgt, deren Wirkungen überall bald offener, bald geheimer, bald von dieser, bald von jener Seite her im Lande spürbar waren. Von den Mittelpunkten politischen Wesens, den Höfen der Magnaten ausgehend, schlichen die Gerüchte fort in die weiteren Kreise der mittleren und bis in die Dörfer der niederen Szlachta hinein, und darin stimmten alle Gerüchte zusammen, daß etwas Entscheidendes bevorstehe. Um was es sich im Grunde handelte, davon wußte die niedere Menge des Adels nichts, das bildete den Gegenstand der täglichen Unterhaltung nur der höheren Classen.

Diese waren schon seit dem Beginn des Jahres von einer Bewegung der Geister ergriffen, deren Lebhaftigkeit durch fortwährend erscheinende Flugschriften gesteigert ward, in denen die Hauptfragen: Reform der Verfassung, Errichtung einer Erbmonarchie, Vermehrung und Besserung des Heeres u. s. w. behandelt wurden. Im Verlauf der Vorbereitungen zu den Landtagen bildeten sich nunmehr in den oberen Schichten allmählich Gruppen, deren Mittelpunkte vorwiegend die Personen irgend welcher Magnaten, in geringerem Grade nur die Sachen waren, die jene vertraten. Die Eingeweihten wußten, daß Rußland offen eine enge Allianz mit Polen verlangte. Auch war es ziemlich bekannt, daß Preußen im Gegensatz hierzu für sich die gleichen Forderungen stellte, ja daß Oesterreichs Wünsche endlich auch in dieser Richtung sich bewegten. Am schwersten fielen die beiden ersten Rivalen, Rußland und Preußen, in die Wageschale, und um und an sie schlossen sich denn auch die weitaus meisten der leitenden Häupter im Lande, soweit sie nicht ihre eigenen, besonderen Pläne verfolgten, an.

Zu den letzteren gehörte der Abgott Litthauens, der Fürst Karl Radziwill. Als einer der reichsten Männer Polens, von hoher Geburt und Ansehen hatte er einst gehofft, beim Wettlauf um die polnische Krone einen Poniatowski wohl besiegen zu können. Das Mißlingen dieses Planes hinterließ in dem maßlos stolzen Magnaten stets eine Abneigung gegen Stanislaus August, die auch seinen im Uebrigen ehrlichen und thatkräftigen Patriotismus schädigte und nun ihn, den Feind alles Fremden, den Schwärmer für Polenthum und Selbstständigkeit, veranlaßte, von den Parteien abseits sich zu stellen, die mit einer der ihm verhaßten Mächte stets verbunden waren. Er hielt damit eine gewaltige Masse von der Verbindung mit den entschiedener auftretenden Häuptern zurück, denn ganz Litthauen gehorchte seinem Wink.

Ein anderer Magnat von Gewicht war der Hetman Franz Xawer Branicki. Er hatte sein an sich großes Vermögen bedeutend vermehrt, als es ihm gelang, bei der ersten Theilung Polens von Katharina die Starostei Bielecerkiew im Werth von 20 Millionen polnischer Gulden zu bekommen. Es wird erzählt, daß diese Gunst die Frucht eines Dienstes war, den er einst Katharina und Stanislaus August zu leisten Gelegenheit hatte. Die heimlichen Zusammenkünfte der beiden Letzteren nämlich waren dem Zar Peter III. verrathen und Poniatowski gefangen gesetzt worden. Bei einer Zeche entlockte Branicki dem Zaren die Unterschrift zum Entlassungsbefehl des Liebhabers der Gemahlin, welcher letztere eiligst aus Petersburg entfloh. Als später Katharina sich des Gemahles entledigt hatte, vergalt sie diesen Dienst, indem sie eine der vier großen Starosteien, die sie bei der ersten Theilung an Stanislaus August verlieh, dem Branicki zuwenden ließ. —

Außerdem war Branicki mit der Nichte des mächtigen Potemkin, einem Fräulein Engelhardt vermählt. Alles dieses gewährte ihm die Mittel, seinem Dünkel und Eigennutz zu fröhnen, indem er eine Partei um sich sammelte, die sich in der Hoffnung auf persönlichen Gewinn an Rußland schmiegte. Die politische Gesinnung dieser sogenannten moskauischen Partei, zu der in der Hauptsache auch Felix Potocki, neben ihm Sewerin Rzewuski gehörten, war bei einem Theile der Glieder, der sich zu Branicki hielt, sehr schwankend zwischen Liberalismus und starrem Altpolenthum. Der andere Theil mit rein conservativer Färbung ging im Grunde, wie wir weiterhin sehen werden, besondere Wege.

Da war ferner der Fürst Adam Czartoryski, General von Podolien, gleichfalls der Vertreter eines großen Namens und Vermögens. Mit ihm verbanden sich außer den Gliedern seiner Familie, die Brüder Ignaz und Stanislaus Potocki, der Fürst Casimir Nestor Sapieha, später der alte Graf Stanislaus Malachowski, zu der preußische Partei der Patrioten.

Ihnen stand als Neuerern die conservative Gruppe gegenüber, deren Ziel die Erhaltung und Wiederherstellung der altpolnischen Freiheiten und Sitten war, Reactionäre und Mißvergnügte, die von Rußland, dem Beschützer der alten Verfassung, auch jetzt wieder Hülfe hofften. Ihr Haupt war anfangs Felix Potocki, bis er seine Partei im Stiche ließ und erst 1792 wieder eingreifend auftrat.

Endlich schaarte sich um den König selbst die Hofpartei. Die Scheidung dieser Heerlager war jetzt vor und beim Beginn des Reichstages weniger scharf und im Verlauf des letzteren änderte sich oft die Stellung Einzelner; aber man wußte schon lange welches die Centren werden würden für die mannigfach auseinander gehenden, ungeformten politischen Interessen.

Diese Centren suchten nun ihre Anziehungskraft nach allen Seiten hin wirksam zu machen um auf den bevorstehenden Landtagen die Wahl solcher Abgeordneten durchzusetzen, die ihren Interessen folgten. Die Häupter gaben glänzende Feste, zu deren jedem Hunderte aus dem mittleren Adel auf Wochen zusammenströmten. Hier ward auf Kosten des reichen Hausherrn gezecht, getanzt, Theater gespielt, der Jagd gepflegt, bis man der Vergnügungen überdrüssig war und heimfuhr in der Ueberzeugung, für das Genossene dem Spender auf dem Landtage erkenntlich sein zu müssen. Die Störrigeren wurden wohl auch einfach durch Geld erweicht oder sie fügten sich weil ihnen dieser oder jener Magnat für die Zukunft Schutz und Unterstützung gegen Andere verhieß.

Solch bunt bewegtes Leben zeigte auch der Hof Adam Czartoryski's. Er war der Sohn August Czartoryski's, des Wojewoden von polnisch Rußland, der Erbe jener beiden Brüder, in deren Hand das Geschick Polens einst gelegen, denen Poniatowski zum großen Theil seine Krone zu danken hatte. August Czartoryski hatte durch die Heirath mit der Erbin des erlöschenden Geschlechts des Grafen Flemming ein ungeheures Vermögen erworben und den Grund zu seiner politischen Bedeutung gelegt. Dieses setzte ihn auch in den Stand, den Sohn ganz im Stile des damaligen Magnatenthums zu erziehen. So wuchs dieser unter all dem Pomp auf, der das Haus seiner Aeltern erfüllte und womit sie dieses Kleinod ihrer Zärtlichkeit umgaben. Sie häuften auf ihn Alles, was der Reichthum zur Entwicklung guter Anlagen beitragen konnte. Inmitten eines Hofstaats, zu dem vornehme Edelleute es sich zur Ehre rechneten, als Marschälle, Secretäre, Schatzmeister, Küchenmeister, Hofcavaliere, Residenten, Offiziere der Leibwache, ferner Dichter wie Kniaschnin und Zablocki als Hofpoeten zu gehören; der an der herrschaftlichen Tafel täglich 60 Personen, an derjenigen des Hofmarschalls eine noch größere

Zahl versammelte, lebte der junge Prinz unter der unmittelbaren Leitung ausgezeichneter Lehrer in Wissenschaft und Kunst. Sein Hofmeister war der Franzose Boissy*) ihn unterrichteten in der allgemeinen Litteratur Dupont de Nemours, der berühmte Gelehrte und Freund Turgot's, in der Mathematik der Genfer L'Huillier, in der polnischen Litteratur Kniaschnin, in der Geschichte Zablocki; andere Meister weihten ihn in die alten Sprachen, Malerei, Musik, Tanz, Fechtkunst, Reitkunst u. s. w. ein.

Diese sorgfältige Erziehung hatte ihn nun zu einem Manne herangebildet, der als Erbe auch der politischen Stellung wohl aufzutreten geeignet schien, die sein hochgeachteter Vater eingenommen hatte. Naturell und Geistesrichtung näherten ihn bald seinem Vetter, dem Könige, der ihn zur Mitarbeit an den Schöpfungen seines Geistes herbeizog. Er übergab ihm die Leitung seines Lieblingswerkes, des adligen Kadettencorps, welches lange in Czartoryski's Händen blühte. Außerdem ward er ein Protector vieler anderer durch Stanislaus August wie auch aus eigenen Mitteln errichteter Anstalten der Wissenschaft und des öffentlichen Nutzens.

Fürst Adam war ein aufgeklärter Herr, ein Anhänger und Gönner der neueren westeuropäischen Geistesrichtung, die er stets zu vertreten bestrebt war und die auch sein Sohn, der bekannte Fürst Adam Georg, durch seinen Einfluß auf den ihm nah befreundeten Kaiser Alexander wirkungsvoll bethätigte. Er wird uns beschrieben als das Ideal eines polnischen Magnaten: In den Wissenschaften bewandert, talentvoll, edel, gutmüthig, prachtliebend, leutselig, witzig, heiter und zum Scherz geneigt. So mit allen edlen Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet bezauberte er seine Umgebung. Unter der französischen Kleidung und ungeachtet seiner zum großen Theil im Auslande vollendeten Erziehung liebte er Polen über Alles, zeigte er sich stets in Sitten und Denkweise als ächter Pole. Niemand erwarb sich in höherem Maaße die Popularität, Achtung und Liebe seiner Mitbürger, und was Andere nur durch die äußeren Mittel des Vermögens, der Titel, der Geburt erreichten, das erschien bei ihm als der Ausfluß inneren Werthes, innerer Würde.

In letzter Zeit war ein Zerwürfniß zwischen dem Fürsten und dem Könige eingetreten und noch war die Stellung der Magnaten zu dem bevorstehenden Reichstage nicht genügend geklärt um vorauszusehen, ob Czartoryski eine Versöhnung suche, ob er mit den Gegnern des Hofes sich verbünden werde. Daß er Parteihaupt werden müße, gebot seine Geburt, seine Stellung. So ergingen denn von seinem Hofe oder „Residenz", wie

*) Es giebt mehre Franzosen dieses Namens und jener Zeit von Bedeutung, wir wissen jedoch nicht sicher ob einer von ihnen identisch ist mit dem in Rede stehenden Boissy.

es genannt ward, zu Pulawy in der Wojewodschaft Lublin aus zahlreiche Schreiben nach allen Seiten, in denen dem Adel die Dienste des Fürsten auf den Landtagen angeboten und um Freundschaft geworben ward. Zugleich entfaltete der Fürst in verdoppeltem Maaße die auch sonst großartige Gastlichkeit seiner Residenz. Das Landleben Czartoryski's war das Ideal jedes Polen und selbst ein so vielgewanderter und der Schwärmerei abgeneigter Mann, als der Engländer Coxe ward von dem Zauber dieses Hauses hingerissen. Zwei Stunden von Warschau entfernt hatte Czartoryski eine Besitzung, Powonski genannt, im Walde gelegen, von englischem Park umgeben. Hier bewirthete die Fürstin einst den berühmten Reisenden. Das Haus hatte das Aeußere eines Bauernhauses, ebenso die meisten Nebengebäude, das ganze schien der Hof einer glücklichen Bauernfamilie zu sein. Das Innere zeigte die ausgesuchteste Pracht. „Nie, sagt Coxe, habe ich einen so abstechenden Contrast von Simplicität und Verschwendung gesehen". In diesem Stile war auch die Umgebung gehalten. „Jetzt, fährt Coxe fort, gingen wir eine Weile in dem Garten umher, der ganz nach englischem Geschmack angelegt ist. Endlich versammelte sich die Gesellschaft in einem türkischen Zelt, das kostbar und auf eine sonderbare Art verfertigt war. Dieses Zelt war in einem schönen und einsamen Felde nahe bei den Ställen aufgeschlagen, welche Ställe ein verfallenes Amphitheater vorstellen. Das Zelt gehörte dem Großvezir und wurde im letzten Kriege zwischen den Türken und Russen erobert; unter demselben war ein Canapee und ein auf dem Boden ausgebreiteter Teppich. Hier blieben wir und unterhielten uns bis es ganz dunkel ward, da uns die Fürstin den Vorschlag machte, wieder zurückzukehren. In dieser Absicht führte sie uns durch das Haus auf eine kleine Anhöhe, wo wir plötzlich mit einer sehr schönen Beleuchtung überrascht wurden. Eine ländliche Brücke, die aus einem einzigen Bogen bestand und über eine breite Masse Wassers gebaut war, erschien mit einigen tausend brennender Lampen von verschiedenen Farben verziert. Der Widerschein dieser beleuchtenden Brücke aus dem Wasser war so stark, daß er wirklich das Auge betrog und das Ganze so verstellte, als ob ein schimmernder Zirkel mitten in der Luft hinge. Die Wirkung dieses Anblicks war über alle Beschreibung prächtig und wurde durch die Dunkelheit des im Hintergrunde stehenden Waldes noch um Vieles gehoben. Während wir dieses glänzende Schauspiel bewunderten, ließ sich in einer kleinen Entfernung eine Gesellschaft von Musikanten hören und unterhielt uns mit einem vortrefflichen Concert. Von diesem bezauberten Fleck wurden wir über die beleuchtete Brücke fort in einen bedeckten Pavillon geführt, der von allen Seiten offen war und auf Pfeilern ruhte, die mit Blumenkränzen verziert waren. Hier fanden

wir ein kaltes Nachtessen und setzten uns zur Tafel, die mit den leckersten Speisen, mit den kostbarsten Weinen und allen Arten von Früchten besetzt war, die man durch Natur oder Kunst hatte anschaffen können. Der Abend war schön, der ganze Auftritt malerisch, die Tafel reizend, die Gesellschaft in bester Laune; denn wer hätte da unzufrieden sein können, da alle Umstände, die der Geschmack und das Wohlwollen unserer schönen Wirthin ersinnen konnten, zur Verschönerung der Unterhaltung beitrugen? — Nachdem dieser Abendschmaus beendet war, erhoben wir uns von der Tafel und ich glaubte, daß das Schauspiel nun sein Ende haben werde, allein ich ward auf eine sehr angenehme Weise getäuscht. Der ganze Garten wurde jetzt plötzlich beleuchtet; jeder stellte sich an den Platz der ihm am besten gefiel, und nun wurden wir mit einer neuen Musik aus Blaseinstrumenten überrascht, die von hie und da in dem Garten vertheilten Leuten gespielt ward. Wir gingen über die Brücke in die Hütte zurück, wo die ältesten zwei Töchter der Fürstin, die mit der niedlichsten Einfachheit auf griechische Art gekleidet waren, einen polnischen und einen kosakischen Tanz tanzten, davon der erstere ernsthaft und reizend, der andere komisch und lebhaft war. Darnach spielte der älteste Sohn, ein Knabe von etwa 8 Jahren — der spätere Freund Kaiser Alexanders, Prinz Adam Georg — mit ungemeiner Fertigkeit auf einer Sackpfeife und tanzte dann mit vieler Laune einen Tanz, wie er bei den polnischen Bauern gewöhnlich ist. Indessen war es schon zwei Uhr in der Nacht geworden. Uns däuchte es zwar, als ob wir den Platz gar nicht mehr verlassen könnten; weil aber alle Freuden unterm Monde auch ein Ende haben müssen, so nahmen wir zuletzt unter vielen Danksagungen Abschied und bedauerten nur, daß unsere Sprache zu unmächtig war, unsere Empfindungen auszudrücken. Ich kann mir kaum einen Begriff machen, wie es möglich wäre, ein ebenso ausgesucht angenehmes ländliches Fest zu veranstalten, und ich begnüge mich damit, daß ich weiß, daß selten Jemand das Glück haben wird, ein so unterhaltendes Vergnügen zweimal in seinem Leben zu genießen".

Zu solchem Entzücken ließ sich der nüchterne Coxe hinreißen. Und nun erst die Hauptresidenz dieses Geschlechts, Pulawy! Der Name allein ließ damals und noch lange nachher das Herz jedes Polen erbeben von Rührung, Entzücken, Dankbarkeit, Verehrung. Dort in Pulawy war Alles vereint, was Geist und Sinn des aufgeklärten und patriotischen Polen hoch zu stellen gewohnt waren, dorthin wallfahrtete Alles, was einen im Volke wohlklingenden Namen dem eigenen Verdienst zu danken hatte und was Verdienst, Bildung, edlen Genuß des Geistes und des feinen Geschmackes zu schätzen wußte. Allen den Schriftstellern, die jene

Zeit in irgend einer Beziehung geschildert haben, gehen Herz und Mund über wenn sie Pulawy's gedenken. Etwa 12 Stunden von Warschau entfernt war es der Sammelpunkt aller Derjenigen, welche den ersten Rang in der damaligen Gesellschaft einnahmen, und wie dem verwöhntesten Geschmack, der kritischsten Bildung hier doch noch stets Wohlsein, Genuß geboten ward, so strömte von hier wiederum ein sittigender, veredelnder Einfluß aus, der durch das ganze Reich hin gespürt ward.

Ein begeisterter Verehrer Czartoryski's hat Pulawy und seine Reize, das glänzende von edlem patriotischem Geiste durchdrungene Leben an diesem heute in Trümmern liegenden Magnatenhof in Versen geschildert. Dieser selbe Kajetan Kozmian erzählt uns auch anderwärts einen Besuch, den er in Pulawy um jene Zeit vor dem langen Reichstage abstattete. Man wartete auf die Ankunft von Felix Potocki, der eben auf der Höhe seiner Popularität stand, und ihm zu Ehren waren große Vorbereitungen getroffen worden. Eine Menge Anhänger des Hauses Czartoryski hatte sich eingefunden, darunter Männer, die bestimmt waren, bald die Bedeutung des Hausherrn selbst zu verdunkeln, wie Ignaz Potocki und Sewerin Rzewuski. Das Haustheater war neu hergerichtet, in dem die Familie des Hauses mit befreundeten Personen als Schauspieler auftreten sollten. Ein von dem damals jungen Dichter Kniaschnin verfaßtes Stück, „die spartanische Mutter", sollte gegeben werden. Felix Potocki erschien indessen nicht, vielleicht schon zurückgehalten durch die Motive, die ihn später in vollständigen politischen Gegensatz zu den Czartoryski's stellten. Einige Tage dauerten nun die Festlichkeiten mit Gelagen und Tanz. Um 11 Uhr des Morgens versammelte man sich zum Frühstück und es erregte allgemeinen Anstoß als der Fürst, der vor einiger Zeit in österreichische Dienste getreten war, in der Uniform seines Regiments erschien. Die österreichische Uniform verschwand und man sah fortan nur die allgemein getragene Tracht der Wojewodschaft. Des Nachmittags begann der Tanz der Jugend, die ältere Gesellschaft plauderte beim Glase Wein oder spielte Karten. Eines Tages stand der Fürst vor dem Kamin, ein Türke reichte ihm eben die Pfeife mit langem, schön verziertem Rohre und setzte sie mit einem Span aus Aloeholz in Brand, als Czartoryski neben sich einen bekannten Führer der Szlachta auf den Landtagen bemerkte, Namens Dmuchowski. Er ließ sich ein Glas Champagner reichen, leerte es auf das Wohl seiner Freunde und übergab den geleerten Becher dem Dmuchowski mit den Worten: „Sie werden, mein Herr, vielleicht auf den Landtagen gegen mich auftreten; erinnern Sie sich, daß ich nicht Dmuchowski bin." Trotz so feindlicher Stellung konnte Jeder ohne Umstände sich in dem Hause seines politischen Gegners ruhig auf Wochen

niederlassen. — Am nächsten Tage nach jenem Auftritt verabredete man sich über die Wahl Czartoryski's und einiger anderer Magnaten zum Reichstage.

Bald darauf brach Czartoryski nach Lublin zum Landtage auf. „Schon am Vorabende der Ankunft des Fürsten" — so erzählt Kozmian weiter — „zogen Kameele dorthin, beladen mit verschiedenem Gepäck, geschmückt und aufgezäumt mit mannigfachem Schellenspiel und klingenden Glöckchen, geleitet von Leuten, die das Aussehen von Arabern oder Türken hatten" .... „Am folgenden Morgen füllte sich ein Theil der Stadt und der krakauer Vorstadt mit zahlreichen Kutschen, Wagen, Kaleschen, Landauern, Halbkutschen; das Gedränge war ungeheuer, denn nicht leicht ward es, eine solche Karawane zu beherbergen. Der Fürst kam in einer sechsspännigen Kalesche angefahren mit Kutschern, geputzten Vorreitern, bei der Kutsche Haiduken von hohem Wuchse. Am meisten war ich verwundert über 4 oder 6 Kammerdiener aus dem Stande der Szlachta, auf muthigen Rossen in tatarischer Tracht mit Köchern, Pfeilen und Bogen, welche den Zug des Fürsten umgaben. Dieser hatte einen Palast in Lublin, aber da dieser stets von den Landboten, den Patronen und Freunden der Czartoryski's eingenommen war und eine solche Menge Assistenten nicht hätte aufnehmen können, als der Fürst auf der Reise mitzunehmen pflegte, so stieg dieser im früheren Jesuitencollegium ab, in den Gemächern des Präfects, die vorher besprochen und hergerichtet worden waren. — Die Schulen begrüßten ihn mit lateinischen Reden, mein Bruder hielt eine solche Rede für die Infima. Der Fürst war in den Oberrock der Uniform der litthauischen Garde gekleidet, wie man ihn überall auf seinen Portraits malt, von dunkelblauer Farbe, mit carmesinrothen Aufschlägen und goldenem Saum. Er hörte geduldig den Anreden zu, fragte die Kinder nach ihren Vätern, liebkoste Viele, trug ihnen auf, die Väter zu grüßen und sagte endlich zu dem Präfecten: „Mein Herr Präfect, ich bitte Sie um eine Freundlichkeit für mich, und zwar besteht diese in drei Tagen Erholung für diese Jugend." Unsere Stirnen hellten sich auf!" .....

Lublin war damals eine der bedeutendsten Städte Polens. Als Mittelpunkt des reichsten Landstriches, war es der Aufenthaltsort eines begüterten Landadels im Winter, wo viele der großen Pane ihre Palläste hatten und Fest auf Fest sich drängte. Denn noch war Warschau nicht so sehr die Hauptstadt auch des geselligen Lebens geworden, als es während und durch den Reichstag wurde. Zudem saß in Lublin der oberste Gerichtshof von Polen, das einzige Obertribunal, bis bald darauf ein zweites in Petrikau errichtet ward. Die zahlreichen und besonders die großen Prozesse der Magnaten, wie z. B. der Concursprozeß Peter Po-

tocki's, der Ehescheidungsprozeß des Fürsten Sapieha, führten hier oft plötzlich große Menschenmengen zusammen. Dann waren die streitenden Parteien bemüht, durch prächtige Feste und freigiebige Bestechungsversuche das Corps der Anwälte, Mäcene genannt, oder auch die Richter selbst für ihre Sache zu gewinnen. Als die Häuser Sapieha und Sanguszko, aus welchem letzteren die Frau des Fürsten Sapieha stammte, sich hier gegenüberstanden, war aus den entlegensten Theilen des Reichs die Sippe und Freundschaft herbeigeströmt. Es handelte sich um den durch die Scheidung Sapieha's freigewordenen Besitz des großen Sanguszko'schen Vermögens, dessen Eigenthümer der junge Sohn Casimir Nestor's, Roman Sapieha, war und von dem sich der Vater nicht trennen wollte. Drei Tage lang während der Verhandlungen des Magistrats war das Rathhaus von einer Menschenmenge umlagert, die mit Spannung dem drinnen geführten Streite folgte. Der Gerichtssaal selbst bot einen theatralischen Anblick dar. Hier stand hinter einer Brustwehr Sapieha in der Uniform des Generals der litthauischen Artillerie, von Orden geschmückt, von Officieren und Freunden umgeben. Neben ihm auf einem Sessel saß seine Mutter. Dort, hinter dem eisernen Gitter, stand das von Sapieha angegriffene Untergericht, welches dem Kläger den Besitz des Vermögens abgesprochen hatte, vertheidigt von den berühmtesten Anwälten. Ihm zur Seite befanden sich die Glieder der Familie Sanguszko, bedeckt mit Orden und Sternen, nebst deren Verwandten und Anhängern aus den ersten Häusern des Landes. Glänzende Reden wechselten auf beiden Seiten, athemlos folgte man den Worten des redeberühmten Sapieha — wirkungsvoller aber waren die in verschiedenen Formen auftretenden Bestechungen außerhalb der Sitzungen, die prunkvollen Gastmähler, Bankette, Bälle, in denen die Parteien einander zu überbieten suchten. — Der Prozeß nahm einen für Sapieha ungünstigen Ausgang, aber noch lange sprach man von der Pracht, dem Troß, dem Gewühl der Menschen und Rosse, welche auf einige Wochen Lublin damals erfüllt hatten.

Man würde irren, wenn man das Aeußere Lublins nach dem Luxus sich vorstellen wollte, wie er bei Gelegenheit solcher Ereignisse oder während der winterlichen Geselligkeit daselbst von dem Adel entfaltet zu werden pflegte. Dreimal war Lublin während äußerer und innerer Kriege in dem letzten Jahrhundert verbrannt, zerstört worden und die Spuren davon waren noch deutlich sichtbar. In den besseren Stadttheilen sogar sah man überall steinerne Gebäude in Ruinen liegen: so die Paläste Radziwill, Sanguszko, Sapieha, so zahlreiche kleinere Häuser, neben denen armselige hölzerne Wohnungen den trüben Eindruck des Ganzen nur erhöhten. Ein noch elenderes Bild bot das Judenviertel hinterm Krakauer

und jüdischen Thore dar. In der ganzen Stadt war nur der Markt gepflastert, überall sonst versank der Fußgänger in Koth. Keine Polizei, keine Feuerwehr, keinerlei Ordnung im Aeußern und Innern. Und doch war diese Schmutzlache das Eldorado des Adels, der Sammelpunkt einer luxusvollen Gesellschaft, von der man kaum versteht, wie sie dort nur Unterkommen fand. Aber diese Gegensätze zu vermitteln war stets die Gewohnheit der Polen.

In der ganzen Stadt war kein Gasthof, keine Restauration, keine Konditorei, und dennoch strömten zu Zeiten die Gäste aus und ein. In den wenigen bewohnbaren Palästen, wie dem der Potocki, der Czartoryski, in den Häusern der beiden deutschen Wechsler, der beiden deutschen Apotheker, bis in die Hütten der armen Handwerker und Juden hinein wußten die reich geschmückten Genossen sich's bequem genug zu machen, um über den Genüssen der Geselligkeit die elende Umgebung zu vergessen. Keine Straße hatte Laternen; der Arme schlich mit einer Blendlaterne versehen des Abends umher, der Bemittelte ritt hinter einem Fackelträger her oder er tauchte die gelben, rothen oder grünen Saffianstiefel, gelegentlich auch die seidene Hose tief in den Unrath der Gasse. Der Reiche fuhr durch die Finsterniß in schöner Karosse, auf welcher zwei Heiduken standen mit Fackeln in den Händen, die sie von Zeit zu Zeit an den langhin sich dehnenden hölzernen Zäunen oder an den Ecken der Häuser abschlugen. Lange noch brannten und dampften die abgeschlagenen Stücke und dienten den Aermeren oft als erwünschte Leuchte. Niemand achtete der beständigen Feuersgefahr. Die beliebtesten Herbergen boten die Klöster. Der oberste Gerichtsherr, der Marschall des Tribunals, bewohnten das Haus der Piaristen, die ledige Jugend erfüllte die übrigen Klöster. Hier in den Refectorien und Gängen der Dominicaner, Piaristen, Basilianer waren die Schauplätze der Bälle, Gastmähler, Bewirthungen aller Art, auf denen die polnische Lebenslust austobte, in diesen heiligen Mauern spottete Gott Amor des ernsten Geistes, der sie gründete, hier stritten die Leidenschaften, wann die Töne der Maznrka erklangen, wann der Wein die Köpfe erhitzte, wann die Ehrsucht zum Kampf um die politische Führerschaft stachelte, wann der Rechtsstreit vor dem Tribunal die Gewinnsucht der Parteien oder der Richter reizte. Daneben versammelte man sich in dem ziemlich armseligen Theater, wo die besten Schauspieler aus Warschau ihre kleinen Stücke und Operetten zu spielen nicht verschmähten, oder man genoß die Frühlingsluft in dem einzigen Garten der Stadt am Palast Potocki.

Solches Aussehen hatte der Schauplatz, auf welchem sich jetzt gleichzeitig mit den anderen Wojewodschaften des Reichs der Lubliner Wahl-

kreis zur Wahl der Landboten einfand. Unser Erzähler Kozmian eilte gleichfalls hin, in Begleitung seines Vaters und Bruders.

„Als wir" — sagt er — „hinter das Thor hinausfuhren, bemerkten wir einen dicken Rauch, der längs dem Flusse über die Uferwiesen sich hinzog. Wir näherten uns, indem wir auf dem lubliner Damm über die Brücke setzten und wurden von rechts her, nach dem Tatarenthore hin, durch den Anblick eines großen Lagers überrascht, ähnlich demjenigen einer Tatarenhorde, von welchem die ganze, ungeheure Fläche in einen bläulichen Schein gehüllt war. Wir erblickten weiße Zelte, auf Stangen errichtet, mit groben Laken bedeckt, Hütten von Reisig, davor hellodernde Feuer, an denen Stiere zerlegt und in ganzen Vierteln an Spießen gebraten wurden. In der Mitte saßen an Tischen, Bänken, am Boden, dichtgedrängte Haufen, die die Speisen verschlangen. Andere bewirtheten einander an Tonnen Bieres und Methes, an Fässern voll Branntwein, jauchzend und schreiend, mit Gläsern, Näpfen, Kannen, tranken einander zu und riefen Lebehochs aus. Es waren auch Gruppen da, die ihre Pallasche versuchten, und damit auf einander losschlugen. Eine Heerde von einigen hundert Pferden trieb sich zwischen den Haufen weidend umher, während die einspännigen podlachischen Gefährte in einer Anzahl von ebenfalls einigen Hunderten mit emporgerichteten Fenerstangen das Lager umgaben und eine Wagenburg bildeten. „Was ist das?" rief mein Vater einigen Szlachcicen zu, die uns auf dem Damme begegneten, und erhielt zur Antwort: „Das ist die podlachische Partei unseres Fürsten." Kaum vermochten wir in die Vorstadt zu den Dominikanern zu gelangen, der Weg war von umherwandernden Haufen der Szlachta besetzt, in Oberröcke, Mäntel gehüllt, die Säbel an der Seite; mit Mühe erreichten wir das Steinhaus der Dominikaner. Als wir ausgestiegen waren und bevor mein Vater die Kleidung wechseln konnte, erschienen mehrere Einwohner aus der Stadt und vom Lande mit Beschwerden (der Vater des Erzählers war Richter): „keinerlei Sicherheit sei im Orte; man könne den Kopf nicht auf die Straße hinausstecken, ohne Gefahr, einen Hieb zu erhalten; in der Stadt wie in dem jüdischen Viertel hätten die Läden geschlossen werden müssen, die Szlachta breche sie auf und beraube sie. Schon seien blutige Scenen auf den Straßen vorgekommen, friedliche Leute hätten mit Mühe das Leben gegen die Säbel der Szlachta vertheidigt."

Als später vom Fürsten Czartoryski Abgesandte erschienen mit der Einladung an den Vater des Erzählers, zum Fürsten zu kommen, antwortete derselbe, er habe die Absicht gehabt, den Fürsten sogleich aufzusuchen, könne aber unter den Umständen, die sich eben in der Stadt zutrügen, das Haus nicht verlassen, ohne ein „salvum conductum" des

Fürsten. Bald erschien nun der Fürst selbst und betheuerte dem Erzürnten, daß er bereits umhergeschickt und alle Fortsetzung der Unordnungen verboten habe. Dieses Verbot aber kostete dem Fürsten nicht wenig, denn jeder Anführer einer Dorfschaft versprach erst dann Ordnung zu halten, wenn er 10 bis 12 Ducaten in seiner Hand sah. So beherrschte Czartoryski den Landtag. Auf seine Kosten ward der ganze Unterhalt dieser mehre Tausende zählenden Wählerrotte herbeigeschafft, Heerden von Fleischvieh, Geflügel, ganze Keller an Wein, Branntwein, Bier, Meth verschlangen solche Landtage, die der Parteiführer bestritt. Die besseren Classen der Wähler mußte der Magnat mit guter Wohnung, Bedienung, Speise und Trank versorgen, seine offene Tafel war fast den ganzen Tag über der Mittelpunkt fröhlicher Zecher, oft auch heftigen Streites. Was hier nicht Platz fand, begnügte sich mit den langen Tischen, die in den Gängen der Klöster gedeckt waren. Fleischer, Bäcker, Köche, zahlreiche Bedienung schwärmte überall umher, den Anforderungen der „adligen Brüder" zu genügen. „Dennoch war es schwer, das Tischgeräth zu hüten. Täglich verschwanden von den Tischen nicht blos Messer, Gabeln, Löffel, sondern auch Tischtücher. Man mußte die Tische mit Linnen und Nägeln beschlagen."

Nicht immer war es augenblicklich aufbrausender persönlicher Zwist, der zur Gewaltthat führte. Es wird uns von Vielen berichtet, wie der Ort, wo der Landtag tagte, von den Parteien feindlich sich gegenüberstehender Magnaten eingenommen war, wie der eine Haufe hier in der Stadt, der später erschienene dort im Felde campirte, wie im Augenblicke der Wahl der Landboten die beiden Haufen auf dem Wahlplatze, gewöhnlich einer Kirche des Ortes, auf einanderstießen und der Säbel rasch aus der Scheide flog. Denn kein Pole adeligen Standes, bis zum elendesten Hungerleider herab, ging ohne die Waffe am Gehenk, er hätte sonst besorgen müssen, für einen gemeinen Knecht angesehen und darnach behandelt zu werden. Und munter tanzte dann die Klinge, mochte sie auch blitzen vom Schein der geweihten Kerzen, mochte sie auch gelegentlich den unvorsichtigen Arm des Priesters treffen, der zur Beschwörung des Tumults die Hostie unter die Streitenden trug. Denn ward der Sieg errungen, so wartete der Helden die klingende Belohnung, die der Unterlegene sich anderweit, wie er konnte, verschaffen oder auf die er verzichten mußte.

Hier in Lublin hatte Czartoryski keine solche Gegnerschaft zu fürchten: gleichen Sinnes mit ihm waren seine Begleiter Rzewuski, Stanislaus Potocki, Eustach Sanguszko und die andern. Dennoch sah man diese Herren am Tage der Wahl mit dick gefütterten Mützen, mit dem Pallasch

am Bandolier ihrer Uniformen statt des Degens in der Kirche erschienen. Eine ungeheure Menschenmenge erfüllte die Kirche, die Umgebung, die Gänge des angrenzenden Klosters und ein langer Schweif zog sich durch die nächste Straße hin. Aber Alles lief ruhig ab, die von Czartoryski bestimmten Candidaten wurden gewählt, wofür der Dank des „Patron's" die Anhänger belohnte; dann ward der Beschluß des Landtages, das „Laudum" und die Instruction abgefaßt, nach der die Landboten auf dem Reichstage sich zu richten hatten. „Indessen, sagt Kozmian, wie auf jedem Landtage so starben auch hier zwei oder drei von der Szlachta am Trunk und ebenso viele flogen aus den Fenstern eines zweiten Stocks und wurden zerschlagen oder erschlagen."

In dem Laudum wurden die Wünsche des Adels der Wojewodschaft dargelegt, die der Landbote an den Reichstag bringen mußte. Früher waren diese Wünsche oft merkwürdig genug. Es mußte etwas gewünscht werden, und so schrieb man denn hinein was Dieser oder Jener grade erdachte, oder was von Alters her gewünscht worden war. Es wurden z. B. die neapolitanischen Gelder zurückverlangt, welche die Königin Bona mitgenommen haben sollte; es wurde um Beatification einiger Heiligencandidaten in Rom gebeten; der Wojewode wurde zur Belohnung vorhandener oder nicht vorhandener Verdienste durch die Verleihung einer Starostie, „ad panem bene meritum", wie man es nannte, vorgestellt; besonders eifrig aber ward den Landboten empfohlen, keinerlei Auflage auf den Wein zu gestatten. Jetzt war das anders: das Bewußtsein von der Wichtigkeit der zu lösenden politischen Fragen hatte weite Kreise erfüllt, überall kamen Reformen, Bündnisse, große Staatsactionen zur Discussion auf den Landtagen und zur Aufnahme in die Lauda derselben. Selbst in denjenigen Wojewodschaften, wo conservative Häupter, wie Felix Potocki die Geister beherrschten, enthielten die Instructionen der Landboten Bestimmungen von wesentlich reformatorischen Tendenzen. So in der Wojewodschaft Braclaw, wo F. Potocki sich wählen ließ: das Heer sollte vermehrt, enge Bündnisse mit großen Staaten geschlossen, die politischen Grundrechte und die Gerichte reformirt, besonders die Städte von den großen Grundherren und aus ihrer rechtlosen Stellung emancipirt und durch Vorrechte und Freiheit des Handels gehoben werden. Es ward kräftig dafür gestimmt, daß das persönliche und das Eigenthumsrecht der Bauern gesichert und dieselben von der übermächtigen Gewalt der Herren befreit würden.

Diese letztere Bestimmung war im Allgemeinen der Gesinnung des Adels zuwider, die keineswegs einer Emancipation der Bauern günstig war. Es war vielleicht ein Unicum des Landtages von Braclaw, das

Potocki mit Mühe und Geld zu Stande gebracht hatte. Denn er hatte, wie man damals muthmaßte, durch einen Freund, den freisinnigen Denker und Dichter Trembecki bewegen, die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse sich zur Aufgabe gemacht. Vielen Tausenden hatte er auf seinen eigenen weiten Besitzungen die Freiheit und einen äußern und innern Wohlstand geschenkt, der Tulczyn, den Sitz Potocki's, zum hellen Punkt inmitten der finstern Sclaverei des übrigen Reiches, und den Patriarchen dieser Residenz zum Gegenstand der Verehrung, aber auch des Hasses Vieler machte. Welcher Widerspruch zwischen diesem Potocki und dem späteren Reactionär von 1792!

Felix, oder wie er polnisch heißt: Szczensny Potocki war ein Mann, dessen Leben voll dramatischer Bewegung, voll individuellen und historischen Interesses ist. Sein Vater war Wojewode von Kiew oder Rothrußland gewesen, wo er einen Theil seiner Besitzungen hatte. Sein Geschlecht gehörte, wenn nicht zu den ältesten Adelshäusern, so doch zu den ausgebreitetsten und mächtigsten des neueren Polen; aus ihm ging eine ganze Reihe bedeutender Führer in der letzten Zeit der Republik hervor. Ignaz und Stanislaus, die Brüder, von denen weiter unten die Rede sein wird; dann der damals durch seine Reisen und vielseitige Bildung bekannte Johann; der durch große industrielle Unternehmungen berühmte, später durch die finanzielle Krisis der Bankerotte Tepper's, Kobrzt's, Poninski's verarmte Prot Potocki; ferner der Wojewode von Bielsk Theodor; dann Joseph; ebenso der spätere Gesandte in der Türkei Peter Potocki und noch einige andere.

Felix ward im Jahre 1753 auf dem Schlosse seiner Aeltern Krzhstynopol geboren, wo er unter der Leitung eines Piaristenbruders Wolf seine erste Erziehung erhielt.

Die Erziehung war damals durchdrungen von dem Geist der Religiosität und der elterlichen Autorität. „Kaum begann — sagt ein Zeitgenosse — das Kind zu lallen und die Augen aufzuschlagen, so ward es vor Allem gelehrt das Zeichen der Erlösung, das Kleinod unseres Glaubens, das heilige Kreuz anzulegen. Unsere ersten Worte waren ein Gebet zu dem Schöpfer, das Vaterunser, welches wir der Mutter nachsprachen. Dann wurden uns die Artikel der heiligen Lehre gelehrt, in der uns Gott geboren werden ließ, es ward uns eingeimpft die Liebe zum Nächsten, die Anhänglichkeit an das Vaterland, unbegrenzte Unterwürfigkeit gegen die Eltern, gegen Gesetz und Regierung, die Gott für die gemeinsame Ordnung eingesetzt, Achtung für ältere Personen, Brüderlichkeit für Gleichstehende, Milde und Nachsicht für die Niederen. Weiter lernten wir allmählich Lesen und Schreiben, Reiten und Fechten.“ Wie groß die

Ergebenheit war, die die Eltern von den Kindern forderten, zeigt folgendes Beispiel, das uns Karpinski aus seiner Jugend, als er schon in der obersten Classe der Akademie studirte, erzählt: „Wir hatten stets die allergrößte Ehrfurcht vor der Mutter, eine ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Vater; wir durften uns in seiner Gegenwart weder setzen noch stehend ihm den Rücken zuwenden, sogar vor ihm stehend uns nicht an die Wand lehnen.... Eines Tages ging der Alte in den Zimmern auf und nieder während ich mit Jemandem sprechend alle gewohnte Vorsicht im Hinblick auf den Vater beobachtete, als dieser plötzlich auf mich zutretend mir eine schwere Ohrfeige verabreichte und dann seinen Gang wieder wie vorher fortsetzte. Ein Verbrechen wäre es gewesen, nach der Veranlassung zu fragen; in bescheidenem Schweigen, die Augen zu Boden geschlagen, erwartete ich den Ausgang, als mein Vater sich mir um den Hals warf und unter Thränen ausrief: „Mein Sohn! Ich bin ein einfacher Mann, denn ich verstehe nur zu lesen und kaum zu schreiben, Du aber bist schon Philosoph (die oberste Classe der Akademie umfaßte die „Philosophie") und ich habe Dich nur versuchen wollen, wie Du eine Ohrfeige von Deinem Vater aufnehmen würdest." Und nun folgte ein Segen im Namen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jacobs, während der Sohn sich dem Vater zu Füßen geworfen und von der Rede gerührt die Ohrfeige bald vergessen hatte.

Diese Strenge der Erziehung fand sich auch in den vornehmeren Häusern der älteren Zeit, zu denen dasjenige des Franz Salezi Potocki gehörte. Die hohe Stellung, die Verschwägerung mit den ersten Familien des Landes zogen zahlreiche Gäste nach Krystynopol, die in Saus und Braus die Freigebigkeit des Hausherrn genossen und die bedeutenden Schulden anzuhäufen halfen, welche Felix nach dem Tode des Vaters bezahlen mußte. Hier in Krystynopol war es auch, wo jene traurige Katastrophe sich ereignete, deren Schatten auf das Leben des jungen Felix bis an sein Ende sich lagerten.

Im Jahre 1770, als der türkische Krieg von der nahen Grenze her auch dem Sitz der Potocki mit Gefahren drohte, ward eine militärische Grenzwache zur Sicherung gegen Einfälle gezogen, welche den Verkehr der Bewohner von Krystynopol mit der Familie eines benachbarten Gutsbesitzers aus dem mittleren Adel zeitweilig störte. Die liebliche Gestalt, das hübsche Gesicht der Tochter des Kastellan's Komorowski hatte in dem jungen Felix die erste Jugendliebe erweckt, die bald erfinderisch genug war um unter dem Vorwande körperlicher Uebungen dem Jünglinge von den Eltern die Erlaubniß auszuwirken, zu Pferde die Grenzwache zu besichtigen und statt dessen geheime Zusammenkünfte, traulich schwärmerischen

Verkehr der Liebe zu pflegen, gehoben durch die Jugend der Liebenden und die romantisch reizenden Gefahren der Umstände. Die wirren Verhältnisse, die Leidenschaftlichkeit des Jünglings brachten es zu einer heimlichen Verbindung vor dem Altar. Aber bald war die Spur des maaßlosen Reiters von gewinnwitternden Dienern erspäht worden und eine vornehme Frau, die Kastellanin Mniszech, die den reichen Eidam gegen die getroffene Abrede für ihre Tochter zu verlieren fürchtete, trug dazu bei, daß die Eltern auf gewaltsames Eingreifen in das junge Glück sannen. Die älterliche Autorität, der Stolz des Magnaten ließen gegen eine solche Verbindung ihres Sohnes den Eltern auch die Gewalt erlaubt erscheinen. In einem Augenblick körperlicher Schwäche entriß die ihm und seiner jungen Frau drohende Gefahr der Vergewaltigung dem Sohne die vom Vater geforderte Erlaubniß zur Scheidung. Der Jüngling hoffte die Geliebte dadurch vor Schlimmerem zu retten. Der ergrimmte Vater war um die anzuwendenden Mittel nicht verlegen. Eine Schaar Haustruppen ward beordert, in nächtlicher Weile den Hof des Nachbars zu überfallen und die Schwiegertochter gewaltsam auf das Schloß nach Krystynopol zu bringen. Die Unternehmung ward ausgeführt, die Unglückliche vom Lager gerissen, in einen festen Schlitten gepackt und unter starker Begleitung entfernt. Ein unseliger Zufall führte unterwegs eine lange Reihe beladener Fuhren daher, die dem eiligen Zuge den Weg versperrten und ihn nöthigten still zu halten. Die begleitende Wache fürchtete in ihrem Werke durch Hülferufe der Gefangenen gestört zu werden und verhinderte daher jede Regung derselben indem sie eiligst jeden verrätherischen Laut unter Decken und Kissen verbarg. Als der Zug der Bauern vorüber war, blieb es im Innern des Schlittens still, denn die Gefangene war erstickt. Das Verbrechen zu verwischen schlugen die Gesellen ein Loch in das Eis eines nahen Flusses und versenkten die Leiche.

Als das nächste Frühjahr die Reste der Gemordeten und damit die That selbst ans Tageslicht brachte, regte sich bald der Leumund, genährt von manchen ungelösten Räthseln in obigem Hergange, und setzte Gerüchte fest, als habe der Tod, das Ertränken der jungen Potocka den Absichten des gewaltthätigen Magnaten nicht allzufern gelegen. Den jungen Felix aber warf der Schlag darnieder. In der ersten Verzweiflung versuchte er sich zu tödten, ward aber daran verhindert. Nie hat er diesen Vorfall verschmerzen, diesen Verlust gänzlich verwinden können, bis an seinen Tod trug er auf der Brust das Miniaturbild der ersten Geliebten seiner Jugend. Eine Schwermuth legte sich seitdem auf sein Gemüth, die bis in sein spätestes Alter hinein ihn trübe, ungesellig, unharmonisch werden ließ. Jahrzehnte später sah man ihn oft stundenlang, tagelang seinen Gedanken

träge nachgehen, grübelnd auf einen Fleck hinstarren; sein Charakter war unstät geworden, aufbrausend, sein starrer Wille heftig, abspringend. Er ward ein Mann der Gegensätze. Lange konnte er träge dahinleben, eine Faulheit ward ihm oft vorgeworfen, die ihn dahin brachte, die dringendsten Geschäfte viele Monate hindurch zu versäumen. Es kam vor, daß Boten wichtiger Sendungen, hochstehender Personen einen ganzen Winter hindurch vergeblich auf seinem Schlosse der Erledigung der Botschaft harrten. Dann wieder fuhr er auf, ließ sich jählings von einem Entschluß hinreißen, für den er ganz Thatkraft, Charakter wurde. War er einmal zum Handeln erwacht, so wurde der gefaßte Plan zur Leidenschaft, die ihn mehr fesselte, als daß er sie geleitet hätte, der er mit zähem Trotz, ohne Berücksichtigung der Umstände nachstürmte. Stolz, heftig, hochfahrend, rücksichtslos, dann wieder schwärmerisch, gefühlvoll, vertrauend, offen, hingebend, dann gleichgültig, schlaff, fast stumpf — so erschien er als unberechenbarer und gefährlicher Quell der widersprechendsten Stimmungen, denen ein beschränkter, langsamer Verstand, mehr äußerliche als tiefgehende Bildung, ein Vermögen, das manchen König in Schatten stellte, die Mittel boten zum Erringen, Ertrotzen. Er wurde mehr das Opfer Anderer, als daß die schweren Verbrechen, die sein Vaterland ihm vorzuwerfen hat, seiner unpatriotischen Gesinnung zuzuschreiben gewesen wären. Er war ehrlich aber kurzsichtig, er war Patriot, hatte Ueberzeugungen, aber sein Scharfsinn entsprach nicht der Stellung, zu der er durch Geburt und durch den Mißbrauch anderer Menschen erhoben wurde.

Nach dem Tode der Eltern heirathete er die ihm schon früher bestimmte Gemahlin, Josephine Mniszech, die ihm eine Schaar Kinder brachte. Er siedelte nach Tulczyn über, das er mit großer Pracht ausbaute und schmückte, und begann hier ein glänzendes Hauswesen zu führen. Die ungeheuren Länderstrecken, die er mehr beherrschte, als besaß, wurden der Schauplatz einer lebhaften Thätigkeit in agronomischer Hinsicht. Die elenden Dörfer verschwanden, hübsche weiße Bauerhöfe, stets von Obstgärten umhegt, gutes, durch Veredelung mit fremdländischen Culturrassen erzieltes Hornvieh, eben solche Pferde und Schafe zeichneten die Bauerschaften Potockis aus*). Ein leichter Zins ließ den Säckel des Bauern sich füllen und der Gebieter durchstreifte zu Roß die weiten Besitzungen, hatte auf Alles ein Auge und freute sich seiner Schöpfungen. Tulczyn selbst,

*) Es ist uns unbekannt, ob die Herkunft der gegenwärtig in der Ukraine und den umliegenden Gebieten verbreiteten Hornviehrasse geschichtlich festgestellt ist. Der auffallende Bau dieser Rasse mit ihrer grauen Farbe und äußerst langen Hörnern erinnert aber so sehr an das italienische Rind, daß uns die Vermuthung erlaubt scheint, die sogenannte ukrainer Rasse sei damals, im vorigen Jahrhundert, vielleicht unter Mitwirkung Felix Potocki's aus Italien eingeführt worden.

von Wäldern italienischer Pappeln umgeben, welchen Baum Potocki zuerst nach Polen verpflanzte, war die Residenz eines Königs, nicht der Hof eines Privatmannes. Auf dem Architrav des Palastes war zu lesen: „Möge dieses stets die Wohnung tugendhafter und freier Menschen sein."

Im Innern dieses berühmten Hofes wimmelte es von Dienerschaft aller Art. Dieselbe war wie überall hauptsächlich aus dem niederen Adel gebildet: Hofleute, Kammerdiener, Pagen; dann Haiduken und Pajuken in Livree, Läufer in ihrer eigenthümlichen spanischen Kleidung, eine Sitte, die bis um das Jahr 1792 üblich war. Die sogenannten Hofleute mußten eigene Pferde haben, erschienen im Pallasch und Patrontasche und pflegten die Kutsche des Herrn in der Hauptstadt oder bei Ausfahrten in die Nachbarschaft zu Pferde zu geleiten. Die Kutsche, reich verziert, auf dem Schlage das Wappen und die Insignien der Würden der Herrschaft, wurde von 4, 6 oder 8 Rossen gezogen, die durch merkwürdige Farben und reiches Geschirr auffielen. Die Deichselführer und die Vorreiter trugen hohe Pelzmützen und lange Gewänder, auf dem Hintertritt standen 4 Haiduken. Saß die Herrin im Wagen, so standen auf den Seitentritten Pagen in spanischer Tracht, welche ihr die lange Schleppe ins Haus nachtrugen. Die Pajuken, stets bewaffnet, bedienten die Herrschaft bei Tische, während zu den Sendungen Kosaken benutzt wurden. Außerdem war eine zahlreiche Haustruppe vorhanden, wie auf allen großen Magnatenhöfen, aus Fußvolk und Reiterei bestehend, die zu Zeiten bis auf einige Tausend Mann stieg und ihre militärische Hierarchie hatte. Als 1794 der Rest der Hausmacht Potockis, die er dem Feinde, d. h. der Republik preisgegeben hatte, von Joseph Poniatowski zur Verstärkung seines Heeres requirirt ward, führte der Abgesandte dem Feldherrn noch zu: 300 Mann Fußvolk, 180 Mann Uhlanen, 40 Kosaken, 6 bespannte Kanonen mit Munition und Park, 10 Faß Pulver, 2 Kasten mit fertiger Ladung, 30 Vertheidigungsgeschütze und schöne Amunition für 1000 Mann.

Die Hausfrau war von einer zahlreichen Schaar junger Edelfräulein umgeben, die hier von Hofmeisterinnen und Gouvernanten in den Sitten ihres Standes erzogen wurden und die Herrin begleiteten, sobald sie in den öffentlichen Gemächern oder außer dem Hause erschien. Die Herrschaft hatte sowohl diesen „Respektdamen" als den Pagen gegenüber die Pflicht, für ihr späteres Leben durch Verheirathung und Aussteuer die einen, durch gute Aemter die andern zu versorgen.

An der Spitze des ganzen Hauswesens stand als Vertreter des Hausherrn der Marschall, ein Mann von Vermögen und eigner Stellung, der unter sich wiederum den Mundschenk, den Stallmeister, den Aufseher über die große Kleiderkammer hatte, auch das Scepter führte über die zahl-

reichen Ober- und Unter-Köche, die Kredenzer, die Jägermeister und Jäger, die Hundejungen, die Zwerge, ferner das bedeutende Orchester u. s. w. — Hofmeister, Lehrer, Fechtmeister, Tanzlehrer bemühten sich um die Söhne des Hauses und der Gespielen, Hauskaplane leiteten die Andachtsübungen, eine Schaar von Offizianten der äußeren Verwaltung der Güter, von Rechtsanwälten, Secretären, Schreibern, von allerlei Unterbeamten für die privaten und die öffentlichen Bedürfnisse des Wojewoden erfüllte den Hof.

Die polnische Sprache ist unerschöpflich in Ausdrücken für all die Würden und Unterkategorieen solcher Hofhaltungen. — Wie alle Magnatengeschlechter hatten auch die Potocki ihre Hausfarben, in die sowohl die Glieder der Familie, die Hofleute und Haustruppen, als auch Diejenigen sich kleideten, welche dem Haupt dieses Hauses anhingen: der anliegende Leibrock weiß, darüber ein dunkelblauer Kontusch (loser Oberrock mit aufgeschlitzten, zurückgeworfenen Aermeln), das war die Kleidung, die in Tulczyn und bei den vielen Bewohnern Rothrußlands, welche zum Hause Potocki hielten, üblich war. Es war auch die Uniform des Regiments, welches F. Potocki im J. 1784 dem Staat geschenkt hatte und seitdem auf eigne Kosten außer seiner Haustruppe unterhielt. — Erwägt man nun, daß die ganze Dienerschaft in je nach der Zeit verschiedener Livree, die übrige Masse der Beamten und Hausgenossen in den Hausfarben oder anderen bunten Trachten der Zeit sich zeigten, so wird man sich einen Begriff machen von dem Geflimmer und Gewimmel, die diesen und gleich ihm die meisten Magnatenhöfe belebten.

Wie es nun in der äußeren Wirthschaft eines solchen Herrn zuging, zeigt uns folgende Beschreibung, die wir von dem Hauswesen eines andern fürstlichen Magnaten aus jener Zeit besitzen:

„Die Familie ist eine der ältesten, deren die öffentlichen Verhandlungen der Republik erwähnen, und eine von jenen, auf welchen der Fürstentitel ruht. Ihre Besitzlichkeiten sind durch ganz Polen zerstreut und sie hat deren noch sehr ansehnliche in denjenigen Provinzen, die an Rußland, Oesterreich und Preußen" (bei der ersten Theilung) „gefallen sind, von denen sie sich aber allmählich loszumachen und dafür andere in dem republikanischen Polen zu erkaufen sucht. Ihre jährlichen Einkünfte giebt man in einer runden Summe zu 200,000 Dukaten an. Sie hat 15 Städte, 11 schloßähnliche Landsitze und 2 Paläste in Warschau. Das Haupt dieser Familie, der Fürst, durchsieht den Zustand seiner Finanzen selbst nicht. Viele seiner einzelnen Güter haben Schulden, viele nicht; auf vielen Gütern seiner Nachbarn hat er seit Urgroßvaters Zeiten große Summen stehen. Er weiß nur im Ganzen, daß er jährlich die Zinsen

bezahlen kann, die er bezahlen muß, daß er die Ausgaben seines Hauses bestritten hat, ohne zu borgen; das Uebrige wissen seine Geschäftsträger auf den Gütern und seine Wechsler in der Stadt. Jene zahlen an diese und diese haben für den Herrn offenen Säckel, stehen bald in Vorschuß, bald in Nachschuß. Der Abschluß der Rechnungen geschieht jährlich einmal, oft in vielen Jahren nur einmal. So viel Güter, so viel einzelne abweichende Bewirthschaftungen und Betriebsarten; ein einziges, festes, zur Uebersicht, Verbindung und Belebung des Ganzen zureichendes System ist undenkbar. Auf den „Contracten" (die man auswärts Umschläge nennt) in Dubno kann der Fürst Geld zu ungewöhnlich hohen Zinsen suchen müssen, auf den Contracten zu Grodno kann er große Summen zu ungewöhnlich niedrigen Zinsen nicht unterbringen. Wenn die Kassen seiner Beamten und seines Wechslers von seinem Gelde voll sind, fehlt es ihm oft an 100 Dukaten baarer Münze, und er muß sich Zinsen für sein eignes niedergelegtes Geld anschreiben lassen, während sein Beamter seine Einkünfte für eigene Rechnung zu Monaten und Jahren anlegt und der Wechsler in Holland und Amerika zum zweiten und dritten Mal Prozente davon einerntet.

Diese Familie besteht aus 5 Gliedern: dem Fürsten, der Fürstin, zwei Söhnen und einer Tochter. Ihr Wohnsitz ist nicht fest bestimmt und nicht ein Jahr so wie das andere: bald ist er auf dem Lande, bald in der Stadt, bald in Wien, bald in Berlin, bald in Paris, bald in England, bald in Italien. Ist er auf dem Lande, so schränkt er sich nicht auf ein Gut ein, sondern er wird von einem zum andern, aus einer Wojewodschaft in die andere versetzt. Wo sich die Familie befindet, ist täglich Hof; die Menge von Clienten und Beamten, die solch ein Haus seiner ökonomischen und politischen Verhältnisse wegen hat und unterhält, finden sich ein aus Pflicht, die Nachbarn aus Höflichkeit oder aus Politik. Man hält offene Tafel, giebt Musiken, veranstaltet Schauspiele und ländliche Feste. Was man an Menschen braucht: Hofmeister, Kaplane, Kammerdiener, Tonkünstler, Aerzte, Schreiber, Bediente u. s. w. führt man in einer Reihe von Wagen mit sich. Die Garderobe, der Keller, die Küche, die Betten u. s. w. werden auf anderen Fuhrwesen fortgeschafft, die Wagen und Reitpferde folgen in langen Zügen mit Stallmeistern, Bereitern, Kutschern und Knechten; und selbst Horn- und Federvieh wird, wenn die Reise durch schlecht versehene Gegenden geht, oder wo man nicht etwa bei Gastfreunden Herberge weiß, in Menge nachgetrieben. Weil die Krüge wesentlich schlecht sind, so versieht man sich mit Zelten, und wo man Rast nehmen will, da werden sie aufgeschlagen und das Ganze lagert sich nach patriarchalischer Sitte.

Macht man Reisen in fremde Länder, so wird die Personenzahl etwas eingeschränkt, aber unter 3 bis 4 sechsspännigen Wagen fährt man selten. Will man sich in einer großen Stadt verweilen, so miethet man ganze Häuser, richtet sich förmlich ein, giebt Mittag- und Abendessen, Spiel und Bälle, hält sich zu den glänzendsten Gesellschaften und läßt alle Schmarotzer zu. Oft gefällt es der Fürstin in einer Stadt besser als dem Fürsten: sie bleibt dort mit ihrem Hof und er reist mit dem seinigen weiter; sie ist in Wien, und er in Rom; er reist nach Polen zurück und trifft sie in Pisa auf ihrer Reise nach Neapel. Die Tochter läßt man wohl auch in Berlin, während man die Söhne mit ihren Hofmeistern, Bedienten, Pferden und Hunden nach Straßburg schickt, um Sprachen und Lebensart zu lernen; und so ist oft die Familie durch ganz Europa zerstreut, ihre Dukaten blinken überall und nach Jahren finden sie sich erst in Warschau wieder zusammen.

Hier hat unterdessen ein Haushofmeister, der den prächtigen Namen eines Marschalls führt, die Geschäfte besorgt; er hat die zurückgebliebenen männlichen und weiblichen Bedienten besoldet, die Paläste, Gärten, Nebengebäude, das Hausgeräth und die Möbel in Ordnung gehalten, Holz und andere häusliche Bedürfnisse anfahren lassen, den Stall mit Heu und Hafer versehen u. s. w., mit einem Wort: er hat alle Ausgaben der Haushaltung bestritten, ganz auf dem Fuße, als ob der Herr selbst da wäre, oder als ob er jeden Augenblick eintreffen würde. Die nöthigen Summen hat er bei dem Wechsler des Hauses gegen Unterschrift seines Namens aufgenommen und ohne einen Gegenschreiber zur Seite aufgewandt und in Rechnung gebracht. Ebenso haben unterdessen die Beamten auf den Gütern, die man Commissarien nennt, die Pächter und die Aufseher aller Art Haus gehalten, während zwei oder drei Schreiber den Briefwechsel in den ökonomischen und politischen Geschäften ihres Herrn besorgten, und einige Edelleute, die sich an den Fürsten halten, einige Kammerherren und Edelknaben völlig müßig gingen, aber täglich am Tische des Marschalls oder von ihrem Kostgelde reichlich aßen und tranken. Ist die Familie in Warschau wieder bei einander, so beginnt die Lebensart auf dem gewöhnlichen Fuße. Man schließt sich wieder an das Publikum der Genießer an und dieses bevölkert mehremal wöchentlich die Zimmer und Säle des Palastes bei Mittags- und Abendtafeln, bei Concerten, bei Theegesellschaften und Bällen."

Diese Zeichnung kann mann als Schablone auch über das Leben am Hofe F. Potocki's legen. Folgen wir jetzt einem Erzähler in's Innere von Tulczyn, der von seinem Vater dorthin gesandt war, um eine Summe zu erheben, die nach dem damals noch üblichen Brauche bei dem reichen Pan auf Zinsen angelegt worden war.

„Wir wurden in den Palast geführt, aber Herr Potocki zeigte sich seit einigen Tagen in den Empfangszimmern nicht, noch empfing er Gäste, denn er war unwohl. Wir mußten 12 Tage auf ihn warten, ehe er erschien. Ich übergab ihm den Brief meines Vaters, den er in die Tasche steckte, ohne ihn zu lesen und wahrscheinlich vergaß. Am folgenden Morgen waren wir mit Herrn Protosowiecki in den Empfangsräumen, ich näherte mich furchtsam dem Scheu einflößenden Magnaten und wagte ihn zu erinnern, daß ich ihm einen Brief meines Vaters abgegeben habe und der Entscheidung harre.

„Wann haben Sie den Brief abgegeben?" fragte er. „Gestern." Er befahl den Secretär zu rufen, der sogleich erschien.

„Wo ist der Brief des Herrn Ochocki? — „In der Kanzlei." — „Wann wird er beantwortet werden?" — „In zwei Tagen."

„In zwei Tagen also werden Sie herkommen, mein Herr und die Entscheidung erhalten. Und wovon," fügte er hinzu, „schreibt Herr Ochocki"?

„Er bittet um Auszahlung von 7000 Gulden."

„Haben Sie das Document?"

Ich wies dasselbe rasch vor, er ließ sofort ein Tintenfaß bringen, schrieb darauf „Solvat" und sagte, indem er es mir wieder einhändigte: „Wenn die Reihe der Ausfertigung an Sie kommt, werden Sie sich damit zur Casse begeben."

Beim Abschied befahl er mir, zum Mittagessen zu erscheinen, bei Tische aber war weder er, noch irgend Jemand von der Familie. Indessen saßen gegen 100 Personen mit uns da, alle die gewöhnlich den Pan Potocki umgaben, der ganze Hof ....."

Nach Empfang des Geldes verließ der Erzähler wieder Tulczyn.

Hier in Tulczyn verbrachte Potocki die ruhigste Zeit seines Lebens, obwohl seine Ehe, ohne Neigung geschlossen, nicht die glücklichste war. Dann kam diejenige Epoche seines privaten Lebens, welche durch ein Bild gekennzeichnet wird, dessen reizende Lieblichkeit noch heute den Beschauer in Entzücken versetzt. Wer hat nicht im sogenannten grünen Saale des Berliner Museums oder in Stich oder Photographie die kindlich schönen Züge Sophie Potocki's kennen gelernt, wer nicht schon einmal eine Skizze ihres abenteuerlichen Lebens gelesen! So abenteuerlich dasselbe war, so ist auf Grund ungenauer Erzählungen einheimischer und fremder Zeitgenossen doch noch viel unwahrer Schmuck hinzugefügt worden. Wir können nur in wenigen Worten auf diese romantische Gestalt hinweisen, so weit sie in das Leben F. Potocki's hineingriff.

Polnische Zeitgenossen erzählen, Sophie sei in Pera von armen griechischen Eltern geboren worden, und es findet sich wohl auch die Behaup-

tung, sie stamme von einem alten, aber verarmten Geschlechte, de Celice, ab, durch Verschwägerung den Häusern Ghika und Maurokordatos verwandt. Wie dem auch sei, sie war ein armes Griechenmädchen von kaum 15 Jahren, das in einem Kaffeehause sein Brod erwarb, als sie dort die Aufmerksamkeit eines Abgesandten des Königs von Polen auf sich zog. Boskamp, früher in österreichischen Diensten, später während der Wirren vor dem Sturze Polens und zuletzt durch sein unglückliches Ende im Aufstande Kosciuszko's bekannt, war damals von Stanislaus August in einer diplomatischen Angelegenheit nach Constantinopel geschickt worden und erblickte hier eines Tages zufällig das schöne Griechenmädchen. Mag er nun, wie der Eine sagt, den ausdrücklichen Auftrag von Stanislaus August gehabt haben, eine schöne Griechin mitzubringen; mag er, wie der Andere meint, selbst auf den Gedanken gekommen sein, daß er damit beim Könige Dank erndten werde, — genug, er kaufte das Mädchen um 1500 Piaster von ihren Aeltern und nahm es mit sich nach Polen. In der Nähe von Kamieniec zwang irgend ein Vorfall ihn, das Mädchen einige Zeit verweilen zu lassen, und der Ruf ihrer Schönheit brachte unter vielen Anderen auch der Sohn des Kommandanten von Kamieniec, de Witt, in ihre Nähe. Raschem Empfinden folgte rasche That, Sophie ward die Frau des jungen Offiziers. — Einige Jahre waren vergangen, als F. Potocki die gefeierte Schönheit in Warschau näher kennen lernte, wohin das Ehepaar im Jahre 1788 von Kamieniec gekommen war. Hier entflammte sie Alles: „Schön wie die Göttin Venus selbst, sah man sie bald in griechischer, bald in europäischer Tracht erscheinen; wo sie erschien, bezauberte sie Alle; man drängte sich, man stieg auf Stühle und Tische, um sie zu sehen." Es wird berichtet, Potocki sei schon früher auf dem Lande ihr begegnet, ja sie soll nicht ohne Bewußtsein der Gefahr, die sie der Hausfrau brachte, in Tulczyn gewesen sein; jedenfalls knüpfte sich hier in Warschau die Verbindung fester an, die dann 1792, als Potocki vor der Conföderation von Targowicz in Jassy war, zu dem Handel führte, durch den die schöne Sophie von ihrem ersten Gemahl in die Arme des zweiten überging. — Nachdem Potocki 1793 die Würde eines Marschalls der Conföderation von Targowicz abgelegt hatte und sein Vaterland verloren sah, vermochte er den Bischof Sierakowski durch Geld zur Lösung seiner Ehe mit der Mniszech, Sophie ward ebenfalls von ihrem Versprechen an de Witt entbunden, und die Beiden zogen hinaus nach Hamburg, wo sie mehrere Jahre verbrachten. Dann kehrte Potocki mit seiner vergötterten Gemahlin nach Hause zurück und schuf das noch heute berühmte Denkmal seiner Liebe, Sofijowka, die Zauberwelt, die aus dem Nichts entstand, das Werk jahrelanger Arbeit von 10,000 Arbeitern und der

Verſchwendung vieler Millionen, der Tempel, an deſſen Ausſchmückung er die letzten 10 Jahre ſeines Lebens verwandte, der Gegenſtand des Entzückens, welches der Dichter Trembecki in ſeinem Gedicht „Sofijowka“ verewigte. Hier ſtarb Potocki im Jahre 1805, und man erzählte ſich, daß ſein Ende beſchleunigt worden ſei durch Zweifel an ſeiner noch jungen Gemahlin, vor deren verlockender Schönheit der eigene Stiefſohn die Pflichten gegen den Vater vergeſſen habe. Sophie Potocka ſtarb als Wittwe zu Berlin im Jahre 1823.

Doch kehren wir noch einmal zu der Zeit zurück, wo F. Potocki noch vor den bedeutendſten Epochen ſeines Lebens ſtand.

Der wichtigſte Reichstag, den die Geſchichte Polens ſeit Jahrhunderten aufzuweiſen hatte, ſtand vor der Thür, Pläne von hochfliegendſtem Ehrgeiz ſchwirrten in den Köpfen der Magnaten umher, die ſich häufig in ihrem königlichen Glanz und Selbſtbewußtſein für wohl befähigt hielten auch die Krone eines Königs zu tragen. Nach dieſer Höhe ſtand auch Potocki der Sinn. Er hatte 1786 in Kanjow Katharina geſehen, war von ihr begünſtigt, als politiſch verwendbar erkannt worden. Sie durchſchaute dieſen excentriſch ſchwärmenden Mann und ſchmeichelte ihm, weckte ſeinen Ehrgeiz durch halbe Andeutungen, ja ſie zauderte nicht — die 57 jährige Frau — auch die Schlingen des Weibes nach ihm auszuſtellen. Potocki ließ ſich fangen und gab ſich einer Schwärmerei für die Kaiſerin hin, die ihn zum großen Theil für die wahre Lage des Vaterlands blind machte. Ohne ihn zum Günſtling zu machen leitete Katharina dieſen ſchwärmeriſchen Anbeter nach ihren Wünſchen. „Welch' ein Weib iſt das!“ — rief Potocki einmal einem Freunde gegenüber aus. „Du darfſt es mir glauben, daß es Augenblicke gab, in denen ich Poniatowski und ſo viele Andere um ihr Glück beneidete. Katharina hat ihre Günſtlinge mit Geſchenken überſchüttet, und ich gäbe mein halbes Vermögen darum es zu werden!“ Seitdem vermochte nichts ſeine Hoffnung auf Katharina zu erſchüttern, er überließ ſich einer Vergötterung, von der er erſt grauſam enttäuſcht erwachte, als die zweite Theilung unter ſeiner Mithülfe geſchehen war, als er, in trotzigem Feſthalten an ſeinem unſeligen Glauben an Katharina perſönlich nach Petersburg ging um ſich die Gewißheit zu holen, daß er getäuſcht worden war oder vielmehr ſich ſelbſt getäuſcht hatte.

Damals, in Kanjow, faßte er den Gedanken an die Königskrone, der auch ſpäter immer wieder, und namentlich während der Targowiczer Conföderation, in ihm lebendig war. Er ſtürzte ſich in das polniſche Getriebe hinein, ſeiner Stellung, ſeinem Vermögen, der Gunſt Katharina's vertrauend, legte ſeine Senatorenwürde nieder um ſich zum Landboten wählen zu laſſen und dadurch die Möglichkeit zu erlangen, zum Reichstagsmarſchall

aufzusteigen. Er begann für Wiederherstellung des alten ritterlichen Polens der Sigmunde zu schwärmen, für die patriarchalisch wohlthätige Macht der Magnaten, für enges Bündniß mit Katharina.

Die Landtage waren abgehalten, die Landboten gewählt worden. Noch wußte Niemand zu sagen, wohin die Gährung führen werde, noch waren die Elemente in zu buntem Gemisch, um eine feste Form sich bilden zu lassen. Der Reichstag sollte die Form einer Conföderation annehmen, wodurch die gewöhnliche Einstimmigkeit bei der Beschlußfassung durch die Majorität ersetzt wurde. Die Conföderation sollte nach dem Wunsche der Meisten in Warschau bei Eröffnung des Reichstages erklärt und damit die Unordnung vermieden werden, die entstehen mußte, wenn die alte Art der Conföderationen beibehalten worden wäre, wonach der Adel in den Provinzen zusammentrat, eine vom Reichstage unabhängige Conföderation bildete und durch das Gewicht der Masse den Reichstag nöthigte, sich dieser Conföderation anzuschließen, zu unterwerfen. Der stürmische Branicki plante diesen Gang der Dinge und bewog den Oheim seiner Gemahlin, Potemkin, einen solchen Vorschlag der Kaiserin zu unterbreiten. Dann hätte Branicki die Zügel des Reichstages als Marschall der von ihm ins Werk gesetzten Conföderation in der Hand gehalten, dann wäre vielleicht die Erfüllung der Wünsche auch für Potemkin näher gerückt, die dieser im Geheimen für sich hegte und von langer Hand bereits verfolgt hatte: die Besteigung des polnischen Thrones. Katharina aber war mit äußern Feinden zu sehr beschäftigt um den Unordnungen günstig sein zu können, die ein solches Verfahren mit sich führen mußte. Eine Provinzialconföderation unter Branicki hätte, wie sie selbst sich äußerte, den Stempel der Revolution getragen, hätte zu Umwälzungen fortschreiten können, die sie zu lenken jetzt sich nicht stark genug fühlte. Noch waren die Dinge nicht reif zur endlichen Erndte, noch mußten die Trauben am Stocke erhalten werden. Sie wies ihren Gesandten Stackelberg und ihre Freunde F. Potocki und Branicki an, für einen ruhigen Verlauf des Reichstages im Sinne eines Abschlusses des russischen Bündnisses zu sorgen.

In Ersterem begegneten sich die Wünsche Katharina's mit denen der Freunde Preußens sowohl als mit denen des Königs von Polen. War aber so die Gefahr einer vollständigen Revolution abgewehrt, so zeichneten sich doch schon die Umrisse großer Neugestaltungen am politischen Horizonte ab, die wenn nicht eine gewaltsame, so doch eine friedliche Umwälzung der Dinge voraussagten. Diese Umrisse ließen sich erkennen in den Flugschriften, die hauptsächlich aus dem liberalen preußischen Lager kamen und

unter denen die Briefe Hugo Kollontaj's an den künftigen Reichstagsmarschall die erste Stelle einnahmen.

Wer dieses Amt erringen werde, war die Hauptfrage, an der die Parteistellung erkennbar werden mußte und deren Lösung vor allem Andern dem Reichstage oblag. Als Gegencandidat Potocki's hatte die preußische Partei den Grafen Stanislaus Malachowski aufgestellt, und als im October 1788 die Landboten sich in Warschau versammelt hatten, der Reichstag eröffnet worden war, zeigte sich's, daß die energischen Vorarbeiten, das rührige Treiben der Czartoryski in Pulawy, der Brüder Potocki auf ihrem Landsitze Kurow wirksamer gewesen waren, als die Gunst Katharina's und ihrer Anhänger. Malachowski wurde Marschall der Krone Polen, Kasimir Nestor Sapieha Marschall von Litthauen.

F. Potocki, schwer gekränkt durch diese Wahl, schloß sich nun Branicki an und beide wurden die Häupter der russischen Partei. Dieser rein persönliche Antrieb bildet die Erklärung für Potocki's ganzes politisches Wirken, er erklärt diesen plötzlichen Umschlag der Gesinnung, der ihn aus einem wohlgesinnten, milden Magnaten zu einem Reactionär werden ließ. Potocki war eben nicht Staatsmann, er hatte keine politische Gesinnung, er ward geleitet von persönlichen Motiven. — Die Gegner gewannen trotz der Verbindung Potocki's mit Branicki immer mehr das Feld, die Hoffnung, welche Potocki auf das Wachsen seiner Anhänger gesetzt, wurden getäuscht, bis endlich ein großer Theil der Genossen den Führer verließ. Sie hingen nach damaligem Gebrauch zum Zeichen ihres Abfalls eines Morgens die Kragen der potockischen Farbentracht, die sie getragen hatten, in Menge an dem Thore von Potocki's Palaste auf. Dieser sah seine Sache verloren und verließ grollend Warschau um in Wien die Verhandlungen einzuleiten, die später zur Conföderation von Targowicz führten. —

Ernst von der Brügggen.

Zum 27. Auguſt 1876.

Briefe von B. G. Niebuhr und G. A. Reimer.

Der 27. Auguſt iſt der hundertjährige Geburtstag zweier Freunde, deren Namen man nur zu nennen braucht um eine reiche Epoche unſerer neuen Geſchichte leibhaftig vor Augen zu ſehen: Barthold Niebuhrs und des alten Reimer. Zur Feier des Tages hat der gelehrte Herausgeber des Thukydides, Johannes Claſſen, der Lehrer von Niebuhrs Kindern, ſoeben ein warm empfundenes und verſtändnißvoll gezeichnetes Lebensbild ſeines väterlichen Freundes erſcheinen laſſen*). Möge die kleine Schrift unſere raſch lebenden Tage daran erinnern, wie mächtig das Schaffen des Begründers unſerer kritiſchen Geſchichtſchreibung noch heute fortwirkt auf dem ganzen weiten Gebiete der hiſtoriſchen und politiſchen Wiſſenſchaften. Die Römiſche Geſchichte zählt zu den claſſiſchen Werken, welche niemals überwunden werden, auch wenn ſie in jedem einzelnen Satze widerlegt ſind; ſie bleibt unvergänglich durch die geniale Selbſtändigkeit ihrer Forſchung, die überall bis zu den letzten Quellen der Ueberlieferung vordringt, wie durch die Macht der hiſtoriſchen Phantaſie, die das Ferne und Fremde aus dem Nahen und Vertrauten zu erklären weiß, und nicht minder durch die Urſprünglichkeit ihres Stiles, der in jeder Wendung die tiefe Bewegung einer großen Seele ergreifend widerſpiegelt. An dem Politiker Niebuhr hat der ſtumpfe Witz der Radikalen lange ſeinen Muth gekühlt, weil das zartbeſaitete Gemüth des reizbaren Mannes ein Grauen empfand vor den bildungsfeindlichen Mächten der Revolution; und doch war es dieſer hochconſervative Mann, der den Deutſchen zuerſt geſagt hat, was politiſche Freiheit iſt. Auf ſeinen Schultern ruht jene lebensvolle Staatsanſicht, die in der Selbſtverwaltung den Eckſtein der Freiheit ſucht. Früher als irgend einer unſerer politiſchen Denker hat er uns gezeigt,

*) Barthold Georg Niebuhr. Eine Gedächtnißſchrift von Johannes Claſſen. Gotha, Perthes.

wie nichtig aller Glanz der Bildung und der Wohlfahrt sei, ohne die Einheit der Nation. Wie Manchen auch der Leidenschaftliche kränkte durch ungerechten Tadel, man muß es doch lieben, dies reiche, übervolle Herz, das selbst so viel geliebt, so unzähligen edlen Männern, von dem Jugendfreunde Moltke bis zu den Freunden des Alters Dahlmann und de Serre, das Leben verschönt und die besten Kräfte des Geistes geweckt hat.

Wie kärglich ehren wir Deutschen doch unsere großen Todten! Als ich einst von der Schule zur Universität abging, gab mir mein lieber Lehrer, der allen seinen Schülern unvergeßliche Rector Klee, die „Lebensnachrichten" von Niebuhr und sagte, daraus würde ich besser als aus langen Ermahnungen lernen, wie der Gelehrte sein Leben einzurichten habe. Der Alte hatte recht. Ich kenne nur wenige Bücher, die einen jungen Mann so mächtig im Gewissen packen, ihn emporhebend aus der Welt der Gemeinheit in die reine Luft wissenschaftlicher Arbeit und patriotischer Selbstverleugnung. Und diese köstliche Schrift, eine der schönsten Briefsammlungen aller Zeiten, ist bei uns kaum über einen engen Gelehrtenkreis hinausgedrungen, hat in achtundzwanzig Jahren nicht einmal eine zweite Auflage erlebt! Die erregten Parteien der dreißiger Jahre wußten mit Niebuhrs Tiefsinn nichts anzufangen. Bei den Liberalen galt die „historische Schule" als der Heerd aller Reaction, und den Dunkelmännern blieb der freie Forschermuth des frommen Historikers immer unheimlich; Niebuhrs Briefe konnten nicht, wie etwa die Biographie von Friedrich Perthes, als ein weltliches Erbauungsbuch Eingang finden bei den Stillen im Lande. Wie beschämend erscheint neben dem Kaltsinne, den unser Volk den Lebensnachrichten Niebuhrs erwies, die lebendige Theilnahme des heutigen Englands an den Briefen Macaulays! Jeder gebildete Brite liest dies Buch, und unsere journalistische Kritik beeilt sich, den guten Deutschen zu versichern, die Literaturgattung „Life and Letters" sei den Engländern vor allen anderen Völkern eigenthümlich. Hoffentlich wird man mich nicht des Chauvinismus zeihen, wenn ich die Behauptung wage, daß the life and letters of Barthold Niebuhr mindestens zehnmal reicher sind an Gedankengehalt und Fülle der Empfindung als das Buch Trevelyan's über Macaulay. Die Lebensgeschichte des deutschen Historikers erzählt freilich nicht — was dem modernen general reader als der eigentliche Inhalt des Menschenlebens erscheint — wie viele tausend Pfund der Held jährlich „gemacht" hat; auch Niebuhr hatte seinen Antheil an der ehrenvollen Armuth seiner heldenhaften Zeit. Dafür zeigt sie uns einen Mann, der die ganze Bildung seines Zeitalters beherrscht, jeder Bewegung des politischen, des wissenschaftlichen und des künstlerischen Lebens im Welttheil mit einem allseitigen Verständniß folgt, wozu die nationale Beschränktheit

der Engländer sich niemals aufschwingen wird. Und dafür führt sie uns auf die Höhen des historischen Lebens; die politische Arbeit, daran Niebuhr theilnahm, das Wirken der Stein und Schleiermacher, der Humboldt und Gneisenau ist für die Geschichte der Menschheit doch wohl etwas fruchtbarer gewesen als die Parteihändel des englischen Parlaments zu Macaulays Lebzeiten. Die glänzenden Erfolge der jüngsten Jahre haben da und dort unter uns Deutschen einen vorlaut polternden Hochmuth hervorgerufen; jener gesunde Nationalstolz, der das Heimische von Grund aus zu kennen strebt und getreulich ehrt, ist unter uns leider noch selten. Es fehlt noch viel daran, daß auch nur die besten und größten Männer der neuen deutschen Geschichte unseren Gebildeten wahrhaft vertraut wären.

Niebuhr hat das odi profanum volgus oft sehr herb ausgesprochen. Gemeinverständlicher als das vornehme Wesen des Historikers ist die herzerfreuende Erscheinung seines Berliner Freundes und Verlegers. In dem alten Reimer verkörpert sich die frische Thatkraft des deutschen Bürgerthums, das in jenen Tagen aus langer Erstarrung wieder zum hellen Leben erwachte. Ein Geschäftsmann im großen Stile, kühn im Wagen und klug im Rechnen, schafft er sich durch rastlosen Fleiß ein reiches Haus und einen großen Wirkungskreis. Immer ist er mit seinem ganzen Herzen bei seiner Arbeit; schwache Naturen wie Friedrich Gentz zittern vor seinem lauten Freimuth, wer aber ein Mann ist wie Ernst Moritz Arndt hält den Treuen in Ehren. Merkwürdig früh erwacht in ihm die patriotische Leidenschaft. Gleich nach der Schlacht von Jena beräth er mit Schleiermacher, wie der gesunkene Staat wieder aufzurichten sei; im Sommer 1813 kämpft er mit der kurmärkischen Landwehr bei Großbeeren, eilt dann auf Urlaub heim sein jüngstes Töchterlein über die Taufe zu halten, dann wieder hinaus zu seinem Bataillon. Und auch als die Niedertracht der Demagogenjagd sich an seinem Hause vergreift, bleibt er unbeirrt in seinem Gottvertrauen, voll guter Zuversicht zu seinem Volke und predigt dem krankhaft verstimmten Freunde Muth und Vertrauen. —

Was die Jahrbücher heute aus dem Briefwechsel der beiden Freunde mitzutheilen haben, ist leider nur eine ärmliche Nachlese zu den „Lebensnachrichten". Von Niebuhrs Briefen sind viele verloren, und manche der erhaltenen besprechen nur Familienangelegenheiten oder Geschäftssachen, die der Neugier der Nachlebenden besser vorenthalten bleiben, obwohl es immerhin einigen Reiz bietet das menschlich schöne Verhältniß zwischen Schriftsteller und Verleger zu verfolgen. Wir begnügen uns einige Stellen herauszuheben, die zur Charakteristik der beiden Freunde oder auch der Zeitstimmung einen Beitrag geben. Die Briefe sind alle noch ungedruckt, nur wenige Sätze daraus hat Förster in der Biographie von Cornelius

benutzt. Auch der Aufruf aus den Anfängen des Befreiungskrieges (Nr. 2) scheint nur handschriftlich einem kleinen Kreise von Patrioten mitgetheilt worden zu sein; wenigstens ist es in der kurzen Frist, seit die Redaction diese Papiere erhielt, nicht gelungen, das Aktenstück in den Berliner Zeitungen des Jahres 1813 aufzufinden.

H. v. T.

---

1. Niebuhr an Reimer.

Königsberg, den 1. Dezember 1809.

Wenn ich Ihnen, mein aufrichtig verehrter Freund, seit unsrer Abreise von Berlin nicht geschrieben habe, wie es mein Vorsaz war, so werden Sie darin, nach Ihrem reinen Sinn und Ihrem vertrauenden Herzen, hoffentlich keinen Widerspruch gegen die Gesinnungen geargwohnt haben die ich Ihnen aus vollem Herzen äußerte. Meine Lage ist höchst unangenehm, überdies bin ich lange krank gewesen. Und warum hätte ich eilen sollen Ihnen schmerzliche Dinge zu erzählen, welche Sie auch ohnedem vernehmen mußten? bestimmter erfahren haben werden als ich darüber, nach den wunderlichsten Verhältnissen, hätte reden können.

Ich hoffe Sie jetzt in einigen Wochen wieder zu sehen, von Mund zu Mund und von Herz zu Herz zu reden, und eine Freundschaft die mir vorzüglich theuer ist auf den festesten Grund zu stützen: den, Ihren Forderungen und denen Ihrer Freunde soweit es möglich ist, durch thätiges Handeln zu genügen.

2. Aufruf (aus Niebuhrs Feder).

Berlin den 14. März 1813.

Unter den bisher erschienenen politischen Schriften gebührt, nach dem wohl einstimmigen Urtheil der Landesfreunde, dem Aufsaze „über Landwehr und Landsturm“ der erste Rang. Und nicht nur darüber sind sie einverstanden: denn dieses Lob wäre, bey der großen Gebrechlichkeit, der Schwülstigkeit und den Convulsionen der meisten übrigen Schriften nicht sehr groß: sondern fast ohne Ausnahme vereinigen sie sich auch die absolute innere Vortrefflichkeit dieser herzerhebenden und erbaulichen Schrift anzuerkennen, in der der allmächtige Geist der Wahrheit durch und durch athmet. Es ist unmöglich sie zu lesen ohne sich reiner, und zum Handeln ganz bereit zu fühlen.

Wir Deutschen sind zwar ganz besonders ein lesendes Volk, und bedürfen sehr eine eigene oder fremde schriftliche Darstellung um Haltung in unser Verfahren zu bringen wo wir alten Gewohnheiten entsagen sollen — wären es auch die des Leidens und der Knechtschaft —: wir brauchen uns übrigens aber der Gewalt nicht zu schämen welche Worte und Schrift bey uns haben, da sie

auch bey thätigeren und leidenschaftlicheren Nationen so viel gegolten haben. Und da es nun einmal so ist, da eine allgemeine Gesinnung bey uns nicht leicht, wie bei Spaniern aus der allgemeinen Gleichheit der Gemüther und Gefühle entsteht, sondern ein Band der Rede bedarf, so kann man mit Fug die Erscheinung dieser für die Gutgesinnten classischen Schrift unter die Vorzüge und kräftigeren Hülfsmittel rechnen, verglichen gegen frühere Bestrebungen uns zu befreyen, mit denen wir jetzt den Kampf unternehmen.

Wir halten also die möglichste Verbreitung dieser Schrift für ganz nothwendig. Sie sollte in keinem Hause fehlen: es ist nicht genug alle zu den Waffen aufzurufen, auch nicht sie wirklich in der ersten Erbitterung dazu zu versammeln: es müssen auch alle wissen beydes wie ernsthaft und wie absolut die Verpflichtung ist welche sie anerkennen.

Zwey verschiedene Abdrücke dieser Schrift welche hier erschienen sind, reichen dazu gar nicht hin. Sie muß umsonst vertheilt werden. Sie muß von den vorrückenden befreyenden Heeren ausgesäet werden. Sie muß im Lande allenthalben wo die Bewaffnung eingeleitet wird jedem der lesen und hören kann in die Hand gegeben werden.

Es ist berechnet daß der Abdruck von 50,000 Exemplaren mit ungefähr 200 Reichsthalern Courant bestritten werden kann.

Wahre Landesfreunde werden hiermit aufgefordert zu diesem Zweck durch Beyträge förderlich zu seyn, und die von ihnen subscribirten Summen an die Realschulbuchhandlung einzuzahlen welche den Druck besorgen wird.

(Daran schließt sich eine Sammelliste, worauf fast alle berühmten Namen der Berliner Gelehrtenwelt, Savigny, Schleiermacher, de Wette u. A., dann die Dohna's, Brühl's, Egloffstein's u. s. w. verzeichnet stehen.)

3. Reimer an Niebuhr.

Berlin am 1. Juny 1813.

Bei meinem eintägigen Aufenthalte hier, während des Marsches unseres Bataillons von Potsdam nach Ruppin, welchen ich zur endlichen Regulirung meiner hiesigen Angelegenheit gern verwenden wollte und muß, um mit größerer Ruhe meine Familie zurück zu lassen, bleibt mir keine Zeit um nach Wunsch Dir, theurer Freund, ausführlich zu schreiben; allein die Rücksprache mit Göschen und anderen Freunden nöthigt mich Dich wenigstens in Ansehung des Correspondenten*) um eine gemessene und entscheidende Erklärung zu bitten. Geht die Besorgung auf dem bisherigen Wege und nach bisheriger Art fort, so ist das gänzliche Einschlafen der Zeitung mit dem Ablauf des Quartals unvermeidlich, da die gegenwärtige Einrichtung alles Interesse für das Blatt niederschlägt, indem es wenig eigenes enthält, keine eigenthümlichen Aufsätze enthalten darf, und also sich mit dem Abschreiben aus anderen Zeitungen behelfen muß,

*) Niebuhr hatte bekanntlich die Leitung dieses patriotischen Blattes übernommen, aber, wegen seiner Entfernung von Berlin, die Redaction Anderen überlassen müssen.

was der ursprünglichen Bestimmung ganz entgegenläuft. Die Abonnenten theils und besonders die Post bezeugen auch gegenwärtig schon völlige Theilnahmlosigkeit, und es bleibt daher kein anderer Ausweg übrig, als das Ganze aufzugeben, oder wenn Du dich der Leitung nicht selbst ernster unterziehen kannst, sie jemand zu übertragen, der mit angemessener Vollmacht sich ihr unterzieht. Göschen selbst will auf keinen Fall länger die Aufsicht behalten, als bis zum Schluß des Quartals, er schlägt aber im Einverständniß mit allen Freunden den Professor Woltmann vom Cadettencorps zum Redakteur vor, der sich unter der oben angegebenen Bedingung auch vermuthlich willig finden lassen wird, obgleich er noch nicht befragt worden ist. Bis dahin hat mir Arndt und auch Schleiermacher versprochen durch eigene Aufsätze mit ihrer Namensunterschrift dem Blatt wieder einiges Interesse zu verschaffen, damit der letzte Monat wieder gut mache, was der vorige verdorben hat.

So viel erlaubt mir nur der höchste Mangel an Zeit, da ich in einigen Stunden abgehe und vorher noch mehrere Einrichtungen treffen und meinen monatlichen Abschluß machen muß. Deinen Entschluß bist Du so gut bald möglichst Göschen mitzutheilen, der dann alles ins Reine bringen wird.

Ich bin, bei der anscheinend übeln Lage der Dinge der besten Hofnungen voll im Vertrauen auf die alles weise ordnende Vorsicht. Meine eigenen Angelegenheiten sind so bedrängt, daß ich selbst für meine Familie nicht ohne Besorgniß bin; alle Einnahme hört auf und keine Forderung fast ist zu realisiren. Meine Haupteinnahme für das ganze Jahr in der Leipziger Messe, die ich auf 20 bis 24,000 Thlr. berechnen konnte, ist bis auf eine durch Zahlungsvorschuß erhaltene Summe gänzlich ausgefallen. Mag aber auch dies gehen wie Gott will, auf den mit freudiger Zuversicht meine ganze Hofnung steht.

Viele Grüße an Deine liebe Frau. Gottes Segen mit Euch!

4. Niebuhr an Reimer.

Berlin, 14. November 1813.

Liebster Reimer.

Aus dem Datum siehst Du daß ich nach einer langen Abwesenheit endlich wieder zurückgekehrt bin. Nach Hause läßt sich freylich nicht sagen; denn bis wir eine Wohnung gefunden haben sitzen wir, als wenn es in einer fremden Stadt wäre, im Wirthshause.

Von dem was ich während dieses großen halben Jahrs erfahren und erlitten habe, wäre viel zu erzählen: aber theils ist es zu viel um es zu schreiben, theils verliert man alle Lust mehr als das allerunentbehrlichste und unverfänglichste zu schreiben, wenn man mit seiner geschriebenen und zu empfangenden Correspondenz so trübselige Erfahrungen gemacht hat wie ich während dieser in dieser Hinsicht wirklich traurigen Zeit. Das bleibe also für mündliche Erzählung aufgespart. — In Leipzig sah ich Eichhorn, und erhielt von ihm zuerst nach — Gott weiß wie langer — Zeit Nachrichten von Dir. Den Tod Deines lieben

Knaben hatte ich zufällig vernommen, und dachte mir Euren Kummer wohl. Doch daß Du, liebster Reimer, so tief erschüttert seyst, eigentlich so gebeugt, und daß Du überhaupt in einer ganz kummervollen Stimmung lebst, das hatte ich bey Deinen Verhältnissen im Getümmel des Felds, wo Du die Befriedigung gehabt hattest wenigstens einen sehr heißen und schönen Tag zu theilen, nicht so erwartet. Ich bin gewiß weit davon entfernt Dich zu tadeln: ich könnte ja nichts weniger als verbürgen wie ich in Deiner Lage, und unter den verbitternden Umständen wovon sowohl Eichhorn als Deine hiesigen Freunde erzählen, gestimmt seyn würde. Es erfordert freylich wohl eine recht sorgenlose Jugendstimmung, um nicht von Unbeweglichkeit in Kriegsläuften niedergedrückt zu werden. Ist es doch allein die Bewegung die dem Krieg seine Einförmigkeit nimmt.

Eichhorn wollte Dir von seiner Seite schreiben, was auch ich Dir schreiben zu wollen mit ihm übereinkam, und worüber Süvern vollkommen unserer Meinung ist, — daß wir finden, Du habest unter diesen Umständen, da jezt die Gefahr abgewandt ist, der Pflicht völlig Genüge gethan, um deren willen Du in die Landwehr tratest; und Du könntest nicht nur mit reinem Gewissen jetzt wieder ausscheiden, sondern Deine Pflichten als Hausvater erheischten vielmehr daß Du es jezt thätest. Es ist allerdings ein höchst unangenehmer Schritt, aber so wie die Sachen jezt stehen, da es nun unmöglich so wie Anfangs an Offizieren bey der Landwehr fehlen kann, magst Du Dich mit dem allersorgloseſten Gewissen über Tadelreden wegsezen deren Sklav man doch nicht immer seyn kann. Es bewährt sich in Deinem Fall daß, man mag sagen was man will, bey einem etwas verlängerten Kriege ein Militair als Stand ganz unentbehrlich ist: daß Hausväter nicht aus ihren Verhältnissen treten können ohne Opfer zu bringen die völlig unverhältnißmäßig sind.

Daß die Deinigen zu den allergrößten gehören, sagte Eichhorn und Süvern: und eben Dein Geschäft, welches durch die Zeitläufte allein schon zerrüttet werden mußte, kann Deine Abwesenheit so wenig jezt wo die Verhältnisse zum Theil hergestellt werden ertragen als Deine persönliche Wirksamkeit, zu der Zeit da alles so gut wie gelähmt und todt war, für Deine Familie ersezt werden konnte. Die Zeitung hat leider Deinen und Deiner Freunde Hoffnungen als Erwerb für die Deinigen nicht entsprechen können.

Ich weiß nicht ob die Handlung Dir einen Brief vorgelegt hat den ich ungefähr vor einem Monat geschrieben habe. Wir können es uns nicht verhehlen, die Zeitung ist zu Grunde gerichtet, und läßt sich nicht wieder in die Höhe bringen. Es ist alles versäumt worden was nothwendig war um sie zu einem vortheilhaften Eigenthum zu machen, und die andern Zeitungen haben inzwischen nicht geschlafen, sondern durch Thätigkeit und zweckmäßigen Aufwand einen Vorsprung gewonnen der für die Dauer des Kriegs einmal für allemal verloren ist. Der Correspondent liefert nichts als veraltete Nachrichten, und ist entschieden schlecht. Die englischen Zeitungen fehlen ganz: die anderen haben sie von Zeit zu Zeit wenigstens. Arnim sagt daß Dein Factor sogar nicht einmal Leipziger Zeitungen mit der Briefpost kommen lassen mag! An den

Correſp. v. u. f. Deutſchl., an die allg. Zeitung iſt nicht gedacht. Ueber Wien konnte man den Moniteur längſt haben. Aber man will Einnahmen und keine Koſten: man will ärndten, und nichts auf die Beſtellung verwenden; und dann geht es auch ſo daß man kaum die Ausſaat wieder herausbringt.

Bey dieſem elenden Zuſtand kann ich mir nicht den Aerger an einer verdorbenen ſchönen Sache Hand anzulegen, freywillig wieder zuziehen: zumal da, wenn Du Dich auch entſchlöſſeſt die nöthigen Koſten anzuwenden, es doch nicht zur Ausführung kommen, und ich mich über den fortdauernden Mangel an allem Unentbehrlichen immer ärgern würde. Jezt geht es nicht mit einer Zeitung wenn man nicht in den Hauptquartieren Correſpondenten hat (wie die andern Zeitungen) — und die koſten Geld. — In Leipzig hat ein Hofrath Römer (bey dem Bureau des Gouvernements) ſich zu Auszügen aus dem Moniteur ꝛc. erboten, aber das alles koſtet Geld.

Was ich thun kann iſt Aufſäze zu geben: die ſind aber immer nur für ein kleines Publikum, und können der Zeitung nicht aufhelfen. Nimm es als einen Beweis wie leid mir das Schickſal der Zeitung thut daß ich ſie ihr beſtimme, wie werthlos und gering geachtet ſie auch jezt geworden iſt.

5. Reimer an Niebuhr.

Bieberitz am 4. Dezember 1813.

Einen Brief von Eichhorn, deſſen der Deinige erwähnt, habe ich noch nicht erhalten, aber welche Gründe er auch aufbringen möchte, um mich zum Abſchiednehmen zu vermögen, ſo würde ich ihnen bis jetzt ſchwerlich Gehör geben, da ich gerade um ſo mehr mich gebunden glaube, je mehr ich jetzt die Größe des Opfers fühle, das ich gebracht habe und je mehr meine Natur mich eigentlich treibt das alte ſchöne und ruhige Verhältniß in meiner Familie wieder zu gewinnen. Der Dienſt Gottes und der heiligen Sache des Vaterlandes fordert jetzt ſchwere Opfer und es mag ſich daher jeder glücklich preiſen, der Gelegenheit hat ſein Scherflein auf eine thätige Weiſe darzubringen, und Gott der das Herz ſieht, wird nicht den Erfolg ſondern die Abſicht wägen und würdigen. Träten aber Verhältniſſe ein, die der Landwehr eine blos polizeiliche Beſtimmung gäben, ſo würde ich allerdings kein Bedenken tragen, mich gleich davon zu entfernen, weil es ſodann nur auf einen perſönlichen Stellvertreter keineswegs aber mehr auf Muth und Geſinnung ankommen würde. Doch ſolche Maaßregeln ſtehen jetzt nicht mehr zu fürchten, und gerade die Verallgemeinerung des Soldatenſtandes wird nach Beendigung des Krieges dahin führen, daß alle ſtehenden Heere wenigſtens in dem bisherigen Umfange nothwendig aufhören müſſen, wenn irgend ein Staat beſtehen ſoll. In dieſer Rückſicht glaube ich auch, daß der Soldatenſtand nie ein beſonderer bleiben werde und dürfe, und daß wenngleich ein geringeres Heer als Kern beſtehen wird und muß, doch der ganze ſtreitfähige Theil der Nation es nie an Waffenübung fehlen laſſen darf, und ſo jeder Bürger Recht und Verpflichtung hat Soldat zu ſeyn.

6. Reimer an Niebuhr.

Berlin am 18. Februar 1817.

Der Empfang Deines Briefes hat mir zwar große Freude gemacht, mein theuerſter Niebuhr, allein weniger die Stimmung in welcher er geſchrieben, wodurch vielmehr ich und alle Deine Freunde höchſt betrübt worden ſind. Nach Freundes Pflicht will ich auch nicht anſtehen Dir Vorſtellungen darüber zu machen und es Dir ans Herz zu legen, wie reich Dein Leben an Wohlthaten Gottes und wie vor tauſend und aber tauſend Menſchen Du ausgezeichnet und geſegnet biſt. Hat nun ein Menſch Grund zur Klage (gegen die Vorſehung wird freilich der Chriſt dieſe nie richten) ſo kann er dieſen nur immer darin finden, wenn er ſein Daſeyn im Vergleich mit andern einſam und verlaſſen oder von Unglück beſtürmt, beſonders aber ſeine beſten Abſichten verkannt und ſeine redlichſten Handlungen bemakelt ſieht. Von alle dem findet ſich aber in Deinem Leben keine Spur, ja ich wüßte, wie ich umher ſehe unter allen Bekannten und Freunden niemand dem eine ſo reiche Quelle zur Gemüthsberuhigung aufgethan iſt, mag ich Dein vergangenes oder gegenwärtiges Leben betrachten. Ohne mich um die einzelnen und genaueſten Details zu bekümmern laß mich nur im allgemeinen Dich darauf führen, daß Du genoſſen und beſeſſen haſt, was den meiſten Menſchen das wünſchenswertheſte ſcheint: ein freies und unabhängiges nie von einer irdiſchen Sorge belaſtetes Leben in einem treuen und einträchtigen Familienverein trefflicher Menſchen; Du haſt Dich im Reiche der Wiſſenſchaft, wie im Staat einer wünſchenswerthen und vor vielen geſegneten Thätigkeit zu erfreuen gehabt; Du haſt Dir allenthalben wo Du erſchienſt Freunde erworben, die Dich nicht bloß lieben und verehren, ſondern faſt anbeten; Du haſt lange in einer Ehe wie im Himmel gelebt, und endlich nachdem Gottes immer in Demuth zu ſegnende Hand dieſes Band aufzulöſen beſchloſſen, hat ſie Dir auch wieder ein treues und liebendes Weib zugeführt, das Dir den lang gehegten und entbehrten Genuß von Vaterfreude verſchaffen wird. Nun ziehe einmal die Summe und miß dieſen Reichthum an Gnade Gottes mit dem was den meiſten anderen Menſchen beſcheert iſt, deren Daſeyn hiegegen kummervoll und dürftig erſcheinen muß. Wenn Du dies aber eingeſtehen mußt, welches Recht zur Klage kann Dir alsdann noch bleiben? Was alle gemeinſchaftlich zu tragen haben, davon ſoll jeder einen Theil billig auf ſich nehmen um des Fluchs willen den die Menſchheit durch ihre allgemeine Verderbniß auf ſich geladen hat und an welchem jeder überdies ſein beſonder Theil an ſeinem eigenen irdiſchen ſündigen Leibe zu leiden hat, ſo lange er auf Erden lebt. Aber ich weiß wohl, was Dich am meiſten zu Boden drückt: iſt die Ueberzeugung von dem abwärts und zum Untergange eilenden Leben der Welt, denn wie der Himmel in ſeinem Glanz oder in ſeinem Düſter ſich im Gemüth des Menſchen abſpiegelt und es zur Trauer oder Fröhlichkeit ſtimmt, ſolchergeſtalt muß es ſich auch verhalten mit der Anſicht des Einzelnen von der Geſchichte und dem Leben ſeines Geſchlechts, denn da er nur ein Theil des Ganzen iſt, ſo muß der Glaube an das Fortſchreiten und Gedeihen oder die

Ueberzeugung von dem hereinbrechenden Untergange desſelben mehr als alles auf den fühlenden Menſchen wirken. Und dennoch bin ich verſichert Du plagſt Dich und ſorgſt auch hierin ohne Noth, und wollte es mir wol herausnehmen Dich vom Gegentheil zu überführen, ſo gering auch die Mittel ſind, welche ich Deinem unermeßlichen Reichthum von Kenntniß und Erfahrung entgegen zu ſtellen habe. Eine ſtrenge Vergleichung der Erſcheinungen und der Stimmung unſerer Zeit mit den glänzendſten Perioden der Vergangenheit ſollte mir dazu dienen und ſtellen wir nun gar die Zeit ſeit den letzten 50 Jahren mit der kurz vergangenen zuſammen, ſo können wir ohne Verblendung nicht behaupten daß ſeit 5 Jahren nicht Rieſenſchritte der Verbeſſerung geſchehen wären. Und will man auch ſagen die Geſchichte ſei ein ewig wogendes und wallendes Meer, welche Anſicht ich nicht zurückweiſen mag, ſo kann die Welle doch nicht ſo mächtigen Rückſchlag bewirken, welche ſich nirgends in der Wüſte verlieren ſoll. Laß uns nur nicht vergeſſen, daß der Menſch ſtets geneigt iſt mit Sehnſucht in die Vergangenheit und mit Hofnung in die Zukunft zu blicken, während die Gegenwart ihm öde und troſtlos erſcheint. Wir ſehen immerwährend, wie die Menſchen bei einer Veränderung ihrer Lage ſtets kleine Verluſte bedauern, wenn auch der zuwachſende Vortheil zehnfach iſt, und dieſen als einen Zufall oder wol gar als einen Lohn ihrer Verdienſte hinnehmen; wie vielmehr muß dies der Fall ſeyn mit Verhältniſſen deren Wiederherſtellung außer den Grenzen der Möglichkeit liegt, und auf welche wir mit demſelben Schmerze zurückblicken wie auf die Leiche eines geliebten Freundes in deſſen Gemeinſchaft wir noch vieles zu erringen und zu vollbringen hofften.

In Holſtein habe ich viel Freude gehabt, und beſonders die liebreiche Aufnahme Deiner Verwandten zu rühmen, die nichts angelegentlicheres wußten, als uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Das Leben in Kiel hat mir überhaupt ſehr wohl gefallen, ſo wie die Stadt. Es herrſchte rechte Eintracht unter den Profeſſoren, und ein ſolcher Sinn für öffentliches Leben und wahre Freiheit, wie ich es ſelten irgendwo gefunden habe. Und dieſes recht zu befeſtigen haben ſie nun auch in tüchtiger Gemeinſchaft ihre Kräfte angeſpannt. Da auch die Städte Schleßwigs jetzt mit Holſtein gleiche Sache gemacht haben, ſo wird Dänemark ſich wol bequemen müſſen ihnen ihre alten Rechte und Freiheiten wieder zu gewähren. Auf ſolche Art wird hie und da für Beſſerung des Gemeinweſens geſorgt, und es zeigen ſich erfreuliche Erſcheinungen in Weimar, Baiern, Würtemberg; nur bei uns zögert es noch wie immer, und wir haben uns bisher wie geduldige Kinder behelfen mit Verſprechungen und Vertröſtungen, die ſich doch auch endlich, ſo Gott will zu etwas Wirklichem werden geſtalten müſſen.

Du ſchreibſt nichts von Cornelius und ſeinen Arbeiten für mich. Ich habe ihm, ungeachtet er es abwehren wollte, von der vorigen Oſtermeſſe 40 Karolins geſandt, und habe ſeit jener Zeit nicht einmal eine Zeile erhalten und doch bin ich mit einer für meine Lage recht beträchtlichen Summe in Vorſchuß. Ich habe ihm kürzlich geſchrieben und beſonders dringend aufgefordert das Titelblatt zu

den Nibelungen bald zu überſenden, wovon mir Wilken nicht genug Rühmens machen konnte. Wäreſt Du im Stande ihn dahin zu vermögen, daß er dieſen Wunſch mir erfüllte und zugleich auch die beiden bereits vor 3 Jahren entworfenen Zeichnungen: den Auszug und die Rückkehr der Burgunden beendigte und mitſendete, ſo erzeigteſt Du mir und der Sache einen weſentlichen Dienſt; da ich gerade jetzt noch Gelegenheit habe die Blätter durch Ritter ſtechen zu laſſen, der ſpäterhin vielleicht weniger zugänglich ſeyn möchte, oder mit anderer Arbeit verſehen, und dann wüßte ich nicht zu helfen, denn einen ſolchen Mann wüßte ich weiter nicht zu werben. Du haſt mir ja bei Deinem Hierſeyn noch oft genug dieſe Hülfe zugeſagt.

7. Niebuhr an Reimer.

Rom, den 12. März 1817.

Schreibe mir doch recht ausführlich von Dir ſelbſt, von Deiner Frau, von den Kindern, von der ganzen Familie: von Deinen Angelegenheiten, von Deinen Freunden. Unterlaſſe aber nicht das Schreiben, wenn Du nicht ausführlich ſeyn kannſt, ſondern fange wenigſtens an, und fahre ein andermal wieder fort. — Ich habe immer dieſelbe angelegentliche Bitte an Euch: ſie betrifft meine Grabſtätte*), daß die weggekommenen weißen Lilien, und die ausgegangenen Roſen noch gepflegt und Alles begoßen werde. Bey dem frühen Frühling ängſtigt es mich oft daß das verſäumt werden könne. Der Arbeiter ſcheint doch ein ſchicklicher Mann. Ihr kommt ja zuweilen dort, und es liegt Euch am Herzen mich darüber zu beruhigen. Schreibt mir ob der Epheu gedeiht, und die wilde Rebe, und ob ſich die gelben Flecken im Marmor etwas mehr verloren haben. Ich ſpeculire hier die Gräber der Scipionen zu kaufen; vielleicht iſt noch irgendwo ein Grab verſteckt und vergeſſen geblieben; und ich mag gern daran denken, am Auferſtehungstage ſo einem großen alten Heiden gleich die Hand zu geben, und unſere Toilette gemeinſchaftlich zu machen, ohne von dem Geſindel worunter man ſich ſonſt finden würde geſtört zu werden, wenn man ein vernünftiges Wort zuſammen ſpricht.

8. Reimer an Niebuhr.

Berlin am 14. April 1817.

Daß bei uns nun die öffentlichen Angelegenheiten wirklich ein Gegenſtand höchſter Berückſichtigung endlich geworden ſind, wirſt Du aus öffentlichen Blättern erſehen haben, und zugeben, daß man mit der Wahl der Mitglieder des Staatsraths im Ganzen zufrieden ſeyn kann; auch ſind die Anſichten der Einzelnen ſehr zu billigen, allein das gemeinſame Verſtändniß ſcheint allenthalben und die verbindende auf einen und den letzten Zweck raſtlos hinſtrebende und hinwirkende Kraft zu fehlen; auch legen Thee und Tiſchgeſellſchaften wobei man ſich am beſten und wohlſten zuſammen findet, gewiß kein geringes

*) Das Grab ſeiner erſten Frau.

Hinderniß in den Weg. Gäbe es erſt einmal einen ſolchen Berührungs- und Mittelpunkt für geiſtiges und ſittliches Zuſammenwirken, ſo würde bald alles viel beſſer gedeihen, und nicht ſo vereinzelt und deſultoriſch behandelt werden, wie es jetzt geſchieht.

Der alte Blücher der früher in Hinſicht des Heers die rechten Vorſchläge und Ideen hatte iſt auch jetzt auf dem vollkommen rechten Wege, und predigt allenthalben und vor allen Menſchen Preßfreiheit. So hat er jüngſt beym Prinzen Auguſt an der Mittagstafel geſagt: weder Sie noch ich erfahren ja, wenn wir dumme Streiche gemacht haben, wenn uns nicht durch dieſes Mittel bekannt wird. Wenige Tage nachher war bei ihm Geſellſchaft, wo er dem Ingersleben*) ungeheuer zugeſetzt hat, wegen ſeiner Schritte gegen Görres. B. hat nemlich geſagt: „ich habe dem Manne erlaubt gegen Kaiſer und Könige zu ſchreiben, gegen den Staatskanzler und gegen mich ſelbſt, wenn es Noth thäte, und habe ihn daher auf meinem Gewiſſen allein ich bin unſchuldig, Sie aber haben es zu verantworten.“ Es iſt aber dabei zu bemerken, daß Ingersleben ſein dem G. angethanes Unrecht vollkommen anerkennt, und in Berichten ſo wie in Reden jetzt der Apoſtel ſeiner Brauchbarkeit und Trefflichkeit iſt.

9. Niebuhr an Reimer.

Rom den 29. November 1817.

Es war, denke ich am Anfang Auguſt, daß ich Dir ſchrieb, liebſter Reimer, und Dir die Verhältniſſe unſeres Cornelius aus einander ſezte. Dieſe Nachricht hat Hoffnungen die Du vielleicht noch hegteſt, getäuſcht: das aber vertraue ich daß Du mit Ueberzeugung erkannt haben wirſt daß er theils durch unglückliche unvermeidliche Fügungen, theils durch edle Motive — weil er lieber Monate umſonſt gearbeitet haben wollte als Dich mit einer Arbeit dem Buchſtaben nach bezahlen die ihn nicht befriedigte — Dein Schuldner iſt. Auch wünſche ich daß Du Dich überzeugt haben mögeſt daß ich, indem ich es ihm möglich gemacht, das unübertrefflich ſchöne Hauptblatt der Nibelungen zu vollenden, meine Pflichten gegen Dich nicht verſäumt habe. — Jener Brief war an Savigny eingeſchloſſen, und dieſer nicht mehr zu Berlin als er dort eingegangen ſeyn wird, und ich höre daß Du, liebſter Freund, damals auch von Hauſe entfernt warſt.

Ich glaube Dir nicht geſchrieben zu haben, und vielleicht hat es auch Cornelius, dem das Schreiben entſezlich ſauer wird, verſäumt Dir zu ſagen daß wenn er Dir mit kleinen Zeichnungen, wie ehemals zum Legendenallmanach, einen Theil ſeiner großen Schuld abzahlen könnte, er dies gern in den Abendſtunden arbeiten wolle. Es drückt ihn ſehr Dir ſchuldig zu ſeyn, weil er das Gemüth womit Du gegen ihn gehandelt ganz erkennt. Daß mehrere von den Platten der Nibelungen ſo ſehr ſchlecht ausgefallen ſind, bekümmert ihn ſehr.

*) Oberpräſident in Coblenz.

Er hat Dich daher gebeten das große Blatt, welches, wegen der ausnehmenden Feinheit der Behandlungen einen mittelmäßigen Kupferstecher noch weniger vertragen kann, hier unter seinen Augen von Barth aus Hildburgshausen, oder Amster aus Zürich stechen zu lassen, die sich vielleicht über die Arbeit vereinigen. Der Preis von 60 Carolinen für den diese die Arbeit liefern wollen wird von den Sachkundigen für möglichst niedrig erklärt. Als Probe von Amsters Arbeit lege ich Dir ein Blatt nach einem Basrelief von Thorwaldsen bey, welches vortrefflich ist, und wobey es Verwunderung erregt daß er ohne Zeichnung gearbeitet hat.

Du hast zweymal im Allgemeinen Verabredungen mit Overbeck erwähnt: worin diese bestehen habe ich von ihm nicht näher erfahren. Ich sehe Overbeck äußerst selten: dieser geistvolle und liebenswürdige junge Mann hat sich unglücklicherweise dermaßen in die Hände der Pfaffen ergeben daß er von ihnen und andern die für nichts anders als böse Pfaffen gelten können (z. B. Brüder Veith) völlig bestrickt und gegängelt ist, und daher wahrscheinlich gar nicht zu uns kommen darf.

Cornelius geht mit großen Schritten in dem Carton seines Dantischen Cyklus vorwärts, und übertrifft sich, wie immer in jeder neuen Arbeit. So etwas ist zuverlässig seit 300 Jahren nicht gemahlt.

Ohnezweifel hast Du gehört daß ich lange und schwer krank gewesen bin: zuerst am Fieber, dann an der Ruhr. Diese lezte hat mir aber sehr wohl gethan. Nur werde ich, um leidlich gesund zu bleiben, die Bibliotheken fast gar nicht besuchen dürfen. Auch steht die ungeheure Entfernung meiner Wohnung im Wege; weil ich die Mittel nicht habe mir einen Wagen zu halten. Nicht aus meinen Einkünften, sondern durch Verwendung eines Capitals habe ich mir heute einen unvergleichlichen Besitz erworben: ein Bild von Francia, welches zu seinen allerschönsten gehört. Es hat uns sehr gefreut und gerührt, daß das liebe Kind wie es ins Zimmer kam, wo das Bild zum erstenmale angelehnt war, dorthin trappelte, der Madonna und dem Kinde zulallte, die Hände der Mutter und das Kind streichelte, und mit gefalteten Händchen stand. Das läßt hoffen daß er einen reinen Geschmack bekommen wird, denn um die Unzahl von schlechten Bildern die unsere Wände bedecken bekümmert er sich nicht: obgleich (o der arme Junge!) Stücke darunter sind die in einer Reise nach Italien 999ter Theil, oder in einem Rhein und Main schön genannt werden könnten.

Das Kind selbst ist schöner als alle die die größten Meister der besten Tage gemahlt haben, die Bewunderung der Künstler, und der Bauermädchen, wenn wir ihn in den öden Gegenden der Stadt, gegen den Aventin hin, an deren Saum zu wohnen wir das Glück haben, spazieren tragen: quanto è bello, rufen sie, quel benedetto! Dio lo benedica! Er hat erst zwey Zähne, aber diese ohne Schmerz bekommen, er ist wundervoll gesund und stark, schreyt nie wenn er sich noch so derbe stößt, ruft nun auch schon Mama: — möge ihn nur Gott erhalten, und er sich ganz so entwickeln wie er ist.

Bekker*) ist mir ein sehr theurer und werther Hausgenoß; ihm aber wünsche ich von Herzen, daß er aus der Bibliotheksfrohn heraus und zu einem gemäßen Auskommen gelange um die großen Dinge die er vermag zu fördern. Die Italiener schmecken ihm wie uns. Es ist das ekelhafteste Lumpengesindel, und das sich langweilendste und langweiligste.

10. Niebuhr an Reimer.

Rom den 11. July 1818.

Wenn unsers lieben Cornelius Anstellung zu Düsseldorf zu Stande kommt wird er Dir hoffentlich mehr Blätter entwerfen. Seine Kunst vervollkommt sich noch immer, und die Zeichnungen für die Münchener Arbeiten sind erstaunend. Sie werden die Tadler schlagen die dem Vielfachsten und Vielseitigsten Einseitigkeit, dem Freysten Manier Schuld geben. Von manchen Andern mag es wahr seyn, und dürfte bald noch allgemeiner wahr werden. Aber Cornelius ist unstreitig der größte Maler welcher seit dem 16. JH. erstanden ist, und wahrlich in seiner Kunst ein Goethe.

Einen Plan zur Beschäftigung der Künstler welcher wenigstens einige Verwandtschaft mit dem meinigen haben soll, hat man ja doch in Umlauf gebracht: ich fürchte daß er schlechter seyn wird, aber ich werde mich ehrlich freuen wenn nur etwas in der Art gestiftet wird. Wo ein Wesentliches Gutes ganz fehlt, muß der aufrichtige Freund des Guten sich freuen wenn es auch nur in einer sehr verkrüppelten Gestalt erscheint; wir wollen mit der Zeit streben Herr über die Form zu werden.

Das Leben hier ist übrigens ein leidiges Einseitiges, und die religiösen Verkehrtheiten werden bösartiger: Bekker ist grimmig, und wenn er nur schreibt so wird sein Urtheil meinen Widerwillen an diesem Rom wohl rechtfertigen.

11. Reimer an Niebuhr.

Berlin am 3. Januar 1819 Morgens früh.

Wir haben in diesen Tagen in mancher Erwartung gelebt. Schon seit mehreren Wochen verlautete es, am 18. oder 24. werde allerlei auf die Verfassung Bezug habendes ans Licht treten, von verschiedenen Seiten wurden diese Gerüchte erregt, die freilich auch in der oft wiederholt gegebenen aber eben so oft unerfüllt gegebenen Versprechung einige Begründung zu finden schienen. Doch wie immer ist auch diesmal die neue Hoffnung auf eine betrübende Art getäuscht worden, indem der 18. nichts als Orden und Bänder unwürdigen zum Theil verrufenen Personen gebracht hat, der 24. aber außer der großen kirchlichen Comödie, auch noch eine Predigt von dem Bischof Eylert gesprochen, die ein würdiges Gegenstück zu allen frühern obscurantischen Bemühungen abgeben konnte: „indem der Geist der Zeit darin abgestraft worden, der nichts brüte

*) Immanuel Bekker.

als List, Verrath und Rebellion unter dem Vorwande nach Verfassung zu streben die doch nicht so leicht gegeben sei, wie die Meisten zu glauben schienen". Dabei sind Andeutungen vorgekommen, die den Umsturz aller Verhältnisse und der Throne als ganz nahe bezeichnen. Der König welcher ohnehin allenthalben das Schwärzeste und Verderben Bringendste zu sehen glaubt, soll ihm seinen völligen Beifall gegeben haben, unter der Bemerkung: es würde zu wünschen seyn, daß seine Worte von recht vielen beherzigt werden möchten. So träumen die Leute von Gespenstern, die nichts weiter sind als die Ausgeburten ihrer eigenen verschrobenen und verderbten Einbildungskraft, womit sie ihnen selbst Unruhe und Noth erregen. Was sie daher auch beginnen in Worten und Thaten sind Luftstreiche oder Schüsse gegen einen harten Körper die leichtlich den beschädigen von welchem sie ausgingen. Dazu haben wir eine abermalige Veränderung und Umgestaltung des Ministeriums erhalten, wodurch der Polizeiminister Hausminister geworden, und seine andern Funktionen auf das Ministerium des Innern übergegangen sind, das abermals eine Spaltung erlitten hat, die wie alle solche Verfügungen auf persönlichen Rücksichten beruht. Doch da hast Du die ganze Bescheerung und noch einiges andere dazu, was auch seine Merkwürdigkeit hat. Mit der Staatszeitung, die ich jetzt drucke, habe ich auch merkwürdige Durchzüge gehabt. Darüber nächstens.

12. Reimer an Niebuhr.

Berlin am 28. Dezember 1819.

Unzählig oft habe ich mir schon vorgesetzt Dir zu schreiben, geliebtester Freund, und auch zu dreienmalen wirklich den Anfang dazu gemacht, aber immer wurde ich unterbrochen, theils durch geschäftliche, theils durch häusliche, mehr aber durch solche Verhältnisse welche feindselige Menschen denen der Fortgang zum Bessern ein Greuel ist, bereiteten; solche denen jede Gemeinschaft von einigem Umfange wie sie doch der menschliche und noch mehr der christliche Sinn und Lehre und die Absicht des Stifters unseres Glaubens fordern, nicht nur eine Thorheit sondern ein Verbrechen sind, wogegen sie mit der menschenfeindlichsten Strenge und mit ungezügelter Willkühr zu Werke gehen. Solche Absichten offenbaren sich von Tage zu Tage je länger je mehr, wie ich Dir an vielen Beispielen zeigten könnte. Eins mag indeß zeigen, wie man verfährt, um auf das Uebrige zu schließen. Bei mir im Hause wohnten zwei junge Leute, die fromm, treu, fleißig und wacker waren Namens Jung und Rödiger; der erstere seit einem Jahr, der letzte seit 3 Monaten, wie die Beschlagnahmen und Verhaftungen vorfielen. Unter leeren Formalitäten und Hin- und Herfragen und Versuchen verging die Zeit, so daß 3 Monate fast verstrichen waren, ehe die richterliche Commission zusammentrat, was man überhaupt gern verhindert hätte, wenn die öffentliche Stimme es nicht zu laut gefordert hätte. Diese Commission fand nun anfänglich eine Ueberlast von Arbeiten; entließ jedoch nach und nach 3 der Verhafteten, und kam erst spät an Rödigers Sache, den man für einen der Verdächtigsten und Schuldigsten hielt. Allein die Unter-

ſuchung ſeiner Papiere ergab ſo vollkommen ſeine Unſchuld, daß mir der Decernent in der Sache ſagte, ſein Verfahren und ſeine Handlungen enthielten ſo wenig Grund zu einer Anklage, daß man vielmehr ſeiner verſtändigen und ruhigen Aeußerungen wegen in ſeinen Briefen und anderweitig ihm eine Belobung ſchuldig wäre. Dieſerhalb ward er auch auf einſtimmigen Beſchluß der Commiſſion ſofort entlaſſen. So war er, bis auf einen Tag, 3 Wochen frei geweſen, als Abends plötzlich nach 10 Uhr ein Polizeioffiziant eintrat, ihn von neuem verhaftete, und nun ſitzt er wieder ſeit faſt 3 Wochen, und wie man weiß, ohne allen weitern Grund, als weil Hr. v. Kampz behauptet hat, die Acten ſeien nicht vollſtändig erörtert, und mehrere Punkte nicht ins reine gebracht. Auf dieſe nun hat man die Commiſſion neuerdings verwieſen, und dieſe hat nach nochmaliger Prüfung der beregten Punkte, abermals nicht die geringſte Schuld an ihm gefunden, und neuerdings auf ſeine ungeſäumte Loslaſſung angetragen, die indeß bis heute nicht erfolgt iſt. Der arme Menſch iſt nun unwohl geworden durch faſt 5monatliches Gefängniß, ohnehin von höchſt lebhafter Phantaſie, die nun vielfältig gereizt bis zum höchſten geſteigert iſt, und ich fürchte daher, wenn er auch nicht gleich des Todes iſt, daß ſein Leben durch dieſe Anſtrengungen wenigſtens beträchtlich verkürzt werden wird. In der erſten Nacht ſeiner zweiten Verhaftung hatte man ihn ohnedies in einen engen Kerker geworfen, wo er auf einem Strohſack die Nacht zugebracht hat: er der ſeiner Kränklichkeit wegen den Abend ſchweißtreibende Mittel genommen hatte und ſich eben zu Bette verfügen wollte. So verfahren Menſchen mit ihren Brüdern, Chriſten mit ihren Mitchriſten! So fängt man die Unterſuchung mit der Strafe d. h. mit der ärgſten, oder wenigſtens engſten Einkerkerung an; denn niemand durfte von Anfang an zu den Verhafteten, ſo daß ein hieſiger angeſehener Bürger mehrere Monate lang ſeinen Sohn nicht geſehen und geſprochen hat. Gott mag es beſſern! Er weiß es warum ſo ſchlimme und harte Fügungen uns treffen ſollten, und wir müſſen in Geduld und Glauben mit dem Vertrauen welches fromme Kinder dem weiſeſten Vater ſchuldig ſind, den Ausgang der Dinge erwarten, die ohne ſein Zuthun nicht geſchehen konnten. Mich ſelbſt verlaſſen Muth und Hoffnung keinen Augenblick, ja wachſen vielmehr mit der ſteigenden Gefahr, weil ich immer des Troſtſpruches eingedenk bin: der Herr iſt am nächſten, wo die Noth am größten iſt. Was man übrigens mit all' den Dingen will, darüber bin ich nicht zweifelhaft. Es iſt der Kaſtengeiſt, welcher ſich regt und mit letzter Anſtrengung verſucht einen Zuſtand wieder herzuſtellen, der göttlichen und menſchlichen Geſetzen entgegen iſt, nemlich denjenigen, wo zufällige Vorzüge: Geburt, Rang, Reichthum ein ſolches Uebergewicht im Leben verſchaffen, daß Tüchtigkeit, Talente, Einſicht, Treue, Frömmigkeit und ein mit allen Kräften und mit Beiſeiteſtellung jedes individuellen Intereſſes auf die Wohlfahrt des Ganzen gerichtetes Daſeyn für ein geringes dagegen gelten, und auf jeden Fall nur eine untergeordnete Stufe behaupten dürfen. Aber es wird nicht Gottes Wille ſeyn, daß ſie dieſes Ziel erreichen. Mir erſcheint die heutige Zeit mit ihren Kämpfen ſtets nur wie die zweite Seite der Reformation; wie in dieſer ſich die

Freiheit der Gewiſſen befeſtigte, ſo fordert die gegenwärtige einen feſten und ſichern Leib d. h. ein wahrhaft freies, mehr durch ſittliche als vorgeſchriebene Geſetze geführtes und gehaltenes bürgerliches Leben. Und dies wird gedeihen mit Gott, wie hart und lang auch der Kampf dauern mag. — Oftmals, wie ſchmerzlich ich auch Deine Gegenwart entbehre, habe ich mich innig darüber gefreut, daß Du nicht hier anweſend wareſt und biſt. Bei Deinem Zartgefühl für menſchliche Dinge und bei Deinem feſten an Gerechtigkeit gewohnten und für Gerechtigkeit lebenden Sinn, würden Aerger und Verdruß Dich an den Rand des Grabes geführt haben beym Anblick der Verletzungen welche wir täglich, ja ſtündlich erleiden. Auch ich ſelbſt erkenne es als eine Gunſt von Gott, daß ich nicht zugegen war, bei den Mißhandlungen, welche mir widerfuhren. Vielleicht hätte ich in der Empörung über eine ſolche unwürdige Behandlung Schritte gethan, die mir oder doch meiner Familie zum Nachtheil gereicht hätten.

13. Niebuhr an Reimer.

Rom den 15. Januar 1820.

Liebſter Reimer, es iſt eine ſchwere Schuld auf mir daß ich Dir vor dieſem Sommer nicht geſchrieben habe: ſeitdem wäre es wohl vergebens geweſen, und ein Brief an Dich um ſo weniger durchgekommen ſeyn da man Gott weiß wo die an mich gerichteten aufbricht. So unſchuldig nun wahrlich Alles iſt was wir uns jemals geſchrieben haben, ſo können die dritten Leſer am Ende entweder von ſelbſt oder durch Swifts Reiſe nach Balniberbi auf die Kunſt kommen durch Wegſtreichen und Verſezen der Buchſtaben aus Allem Alles zu leſen, und dabey behält man dann wenig Luſt zu ſchreiben, ſondern baut in Gottes Namen auf das treue Andenken alter und lieber Freunde. Ich brauche Dir wohl nicht zu ſagen was ich bey den Kränkungen die man Dir zugefügt empfunden habe. Gott helfe und tröſte!

14. Reimer an Niebuhr.

Berlin am 31. Januar 1820.

Hier ſteht noch alles feſt in der alten Anſicht; obgleich auch wie man gern eingeſtehen muß, manches Gute geſchieht, wie z. B. die öffentliche Bekanntmachung der Lage des Staatsſchuldenweſens, und die ſehr beſtimmte und bündige Abweiſung des Geſuchs der Ritterſchaft des Havelländ. Kreiſes um Verweigerung der ſtändiſchen und Wiederherſtellung der alten Verfaſſung und Erneuerung aller Vorrechte der *getreuen* Ritterſchaft; ſo ſchmeichelnd und ehrerbietig auch die Vorſtellung eingerichtet war. Der König hat in wenig Worten ihr Geſuch rund abgeſchlagen und die Antwort nicht an die Ritterſchaft des Kreiſes, ſondern an *die Güterbeſitzer* Rochow, Bredow, Brieſen *und Conſorten* gerichtet, ungeachtet die Bittſchrift von mehr als 20 unterzeichnet war. Dergleichen zeigt doch wieder guten Willen und Anerkennung des Bedürfniſſes der Zeit.

15. Reimer an Niebuhr.

Leipzig am 24. April 1820.

Ich ſelbſt bin endlich 5 Tage vor meiner Abreiſe zu einem Verhör vorgeladen worden, um Auskunft über die bei mir vorgefundenen Papiere zu geben, ſeit deren Wegnahme 9 Monate und 4 Tage verſtrichen waren, ſo daß nach menſchlicher Weiſe das Kind zur Geburt reif ſeyn konnte. Die Gegenſtände der Befragung waren meiſt unerheblich; und die peinlichſte Verlegenheit wohnte dem Inquirenten ſtatt des Inquiſiten bei, beſonders am Anfange wo alles der Entſchuldigung unterlag, bis auf das Locale und die Art der Vorladung, und wobei er ſich erbot für die Folge in mein Haus zu kommen. Der Mann, der recht gut iſt, nach allem was man von ihm hört, fühlte wohl das Gehäſſige ſeines Auftrages und war deshalb ängſtlich. Deshalb hatte er auch dem Auftrage Folge zu leiſten über 3 Monate verſchoben, da er ihm ſchon am 13. Januar geworden war, wie er mir ſelbſt zeigte, und erſt auf wiederholte Erinnerung hatte er ſich dazu entſchloſſen ihm Ausführung zu verſchaffen. Ich habe mich über alles freimüthig ausgeſprochen und nur zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß meine Ausſagen, wo ich es fordern würde, wörtlich protokollirt würden. Am Schluß der Verhöre denke ich mich noch einmal recht ernſtlich über das ganze heilloſe Verfahren auszuſprechen.

16. Niebuhr an Reimer.

Rom, den 24. Juni 1820.

Mai zögert nun und ſchwankt und will nicht beſtimmt antworten, ſo wie ich die Frage für Dein Intereſſe habe ſtellen müſſen*). Das Werk im Auslande in Verlag zu geben lehnt er ganz ab, und das kann er allerdings nicht anders, weil man es ihm hier nicht verzeihen würde, und der arme Schelm muß ſich in Acht nehmen. Er ſteht hier ganz anders als zu Mailand wo er am Grafen Mellerio, an Trivulzi und andern vornehme und höchſt liberale Gönner hatte, obwohl er ſich mit den Gelehrten nicht gut vernahm, denen leicht ums Herz ward als ihnen vom Ausland über ſeine litterariſche Dürftigkeit genug zu Ohren kam daß ſie dem Neide über ſein Glück, und die Celebrität welche er ihm verdankte eine Geſtalt geben konnten mit der er ſich zeigen durfte. Hier erwartete ihn Neid, und daß er gefunden was kein Römer geſucht hatte hat den Neid nur verbittert: kein Gönner nimmt ſich ſeiner an, und man hält ihm nicht einmal beſtimmte Zuſagen — zum Beiſpiel die einer Wohnung außer dem Vatican, (wo die Luft ſchon zu Martials Zeiten bös war, und es jetzt wohl noch mehr iſt, ſo daß er, ein Nordländer aus Harlekins Heimath, dort den Tod nehmen kann) für den Sommer; und die Auszahlung der für die Bibliothek zugeſagten Gelder: beyde Zuſagen reclamire ich vergebens für ihn, und von der Erfüllung der lezten hängt es ab ob er die Auf-

*) Reimer wünſchte das durch Mai aufgefundene Fragment von Cicero de re publica zu verlegen.

träge geben kann. Auf die Bedingung Dir 500 Exemplare oder mehr für $^2/_3$ des hiesigen Ladenpreises zu lassen würde er allerdings gleich eingehen: aber nach der reifsten Erwägung kommt mir das bedenklich vor. Vernünftigerweise sollte er den Ladenpreis nicht schrauben, aber ich möchte Dich nicht von seiner Vernünftigkeit abhangen lassen, wir könnten uns dabey sehr verrechnen. Er ist, wie jeder weiß der seine Schriften kennt, scheinsüchtig und possierlich eitel: daher kommt es daß er seine Ausgaben so lächerlich aufbläßt, damit es das Ansehen habe als hätten die Sachen welche er findet einen großen Umfang: also druckt er den Text sehr schmal, mit ganz großen Buchstaben ꝛc. und, wie er von der Faust wegschreibt, ohne Ueberlegung und Prüfung, das trivialste Zeug nicht verschmäht, nichts feilt, so wachsen ihm Einleitungen und Anmerkungen wie die Pilze ganze Felder voll. Die 300 Seiten aus Ciceros Republik haben zu einem Prachtexemplar gehört, und sind mit so enorm großen Buchstaben in zwey Columnen 15 Zeilen auf jede, geschrieben, daß sie unmäßig zusammengehen wenn sie gedruckt werden wie man classische Autoren gewöhnlich druckt, z. B. mit Cicero. Ich rechne daß sie nicht mehr füllen würden als etwa das erste Buch der Offizien; ein Andrer, der die Buchstaben einer Seite gezählt zu haben behauptet, freilich ein geschworner Feind Mais, will das lange noch nicht zugeben. Nun will er alle Fragmente aus den gewöhnlichen Ausgaben hinzufügen, so wie das Somnium Scipionis: dann schreibt er nothwendig eine dissertatio praevia, hängt Register an, und schmiert Gott weiß wie viele Anmerkungen — das alles hat weder Maaß noch Ziel, und was höchstens 20 Bogen seyn sollte, wenn ein tüchtiger Mann sich auch der Neigung lesenswerthes zu sagen überließe, kann über 30 anwachsen. Ich habe ihm gradezu gesagt daß er nicht über 25 gehen dürfe.

Du frägst, liebster Freund, wie bey so ungeheuern Kosten die italiänischen Bücher so wohlfeil sein könnten. Die seit mehreren Jahren zu Rom erschienenen sind auch gar nicht wohlfeil, wenn nicht, wie bei Marinis Büchern der Staat die Kosten ganz getragen, und dem Herausgeber die Exemplare geschenkt hat. Doch könnten sie wohlfeil seyn. Der Buchdrucker macht den ungeheuren Profit, der wenn ein Römer drucken läßt geringer ist als wenn es ein Fremder thut wie ich; denn der Römer welcher einem Fremden nicht den lezten Heller abpreßte würde von seinem Beichtvater nicht absolvirt, er dürfte sein Gesicht nicht zeigen, und — was doch die Hauptsache ist — sein Gewissen, dessen Daseyn er bei solchen Gelegenheiten inne wird, ließe ihm keinen heitern Augenblick und keinen ruhigen Schlaf, weder Nachts noch in den 2, 3, 4 Stunden die er sonst glücklich aus dem langweiligen Tage herausschafft. Wenn ein Römer selbst verlegt sind die Bücher zum Theil unvernünftig theuer: der unsinnige Abdruck von Lucas Holstenius Abschrift einiger kleinen Geographen, den Manzi. besorgt hat, weil er sie für inedita hielt, sind 106 Seiten in Quart, kleines Format wenn der breite Rand abgerechnet wird, und der Preis ist ein Ducaten. Die Buchhändler sind auch zugleich Buchdrucker, sie geben kein Honorar, sie machen kleine Auflagen von höchstens 500 Exemplaren, und ich zweifle nicht

daß bey einer Auflage von der Stärke der Bogen ſie ſelbſt nur etwa 5 Scudi koſtet, das iſt 7 Rthlr. 7 Sgr. darnach kannſt Du das weitere ausrechnen: — und wenn ich 5 Scudi ſage, ſo rechne ich damit den Gewinn den die Druckerey machen muß.

17. Reimer an Niebuhr.

Berlin, den 13. April 1822.

Hiemit ſende ich Dir auch endlich das Titelblatt zu den Nibelungen *), das Dir gewiß durch ſeine Ausführung Freude machen wird. Die Dedication wird wol nicht überraſchen, da dies gewiß nur einen ſchuldigen Tribut Deiner Vorſorge Treue und Liebe für den Künſtler bezeichnet.

Uns ergeht es im Ganzen wohl; obgleich die äußeren Stürme ſich nicht beſänftigen wollen, ſondern vielmehr ſchärfer und ſchneidender wehen, als je. Es ſind kürzlich wieder eine große Anzahl von Verhaftungen angeordnet worden und noch mehr Verweiſungen. Das Lebensglück und die Ausſichten für die Zukunft werden vielen Leuten getrübt oder zerſtört und die Jugend wird mürbe und herbe gemacht. Auch trifft dies Schickſal meiſtens die Leute von Geiſt und guter Geſinnung. Auch in der Denkfreiheit beſchneidet man uns immer mehr. Ich hatte eine deutſche Ueberſetzung der Werke Huttens übernommen zum Verlage, welche der Cenſor zurückwies, weil man heute zu Tage keine ſolche Spott- und Schmähreden gegen den päbſtlichen Stuhl könne ausgehen laſſen. Auf meine deshalb bei der Ober-Cenſur-Behörde geführte Beſchwerde erhalte ich in dieſer Stunde den Beſcheid, daß man das Urtheil des Cenſors beſtättigen müſſe. Was ſoll man zu ſolcher Aengſtlichkeit ſagen, und wie wird man wol gegen Luther verfahren, deſſen Schriften doch nicht weniger gegen den päbſtlichen Stuhl gerichtet ſind, und vielleicht noch ſchärfere Sachen enthalten, als Huttens Schriften. Und wozu fruchtet die Weigerung? Daß das Werk nun anderwärts gedruckt werde, und vielleicht mit der Bemerkung jener Weigerung. Es iſt unglaublich! Ich begreife nicht wie man noch den Druck der alten Griechen und Römer geſtattet, deren Schriften voll ſolcher Anſichten und Geſinnungen ſind, die man jetzt mit Stumpf und Stiel vertilgen möchte. Und wie weit iſt man von dem Ziel entfernt, welches man mit ſolchen Maaßregeln zu erreichen trachtet. Der Pfeil welcher gegen Wahrheit und Gerechtigkeit gerichtet iſt, trifft gewiß den Schützen ſelbſt.

18. Niebuhr an Reimer.

Rom, den 17. December 1822.

Wenn Du, mein liebſter Freund, den zehnten Theil von dem was ich mit Beziehung auf Dich, und mit dem Wunſche es Dir zu ſagen, gedacht, in Form eines Briefes erhalten hätteſt, ſo würdeſt Du mich einen ſehr fleißigen Correſpondenten nennen: nun bin ich wohl einer der allerſtummſten. Nur nicht

*) von Cornelius.

eben so saumselig und läßig als stumm: denn abgesehen davon daß wohl jedem die Lust vergeht mit der Post zu schreiben: Gelegenheiten aber sehr selten sind, und es dann oft ganz unmöglich fällt sie zu benuzen: davon abgesehen ist meine ganze Lage von der Art in der man am allerwenigsten fähig ist zu schreiben. Bey großen Arbeiten wird man wohl ermüdet, aber man schreibt gern, wenn man viele Gedanken hat: bei tausend Störungen, Zeitverderb und Plackerey gehen einem die Gedanken aus. Das ist nun grade mein Schicksal, und es ist wahrhaftig nicht meine Schuld daß ich zu gar nichts kommen kann. Seit ein Paar Monaten kann ich kaum meinem Marcus etwas dürftigen Unterricht geben. Zur Probe, Morgen habe ich einen Fremden abzuholen um ihn dem Pabst vorzustellen, worüber, mit Ankleiden, ꝛc. ꝛc. wenigstens anderthalb Stunden vergehen: dann zu Hause, umgekleidet, einen andern Besuch gemacht, und noch einen: wieder zu Hause; dann nach der Wohnung wo die Prinzen logiren werden, um sie zu empfangen. Der Nachmittag wird sich eben so verkrümeln, und so geht mir ein Tag nach dem andern verloren, ohne mir oder irgend einem zu nüzen.

Wir haben einen moralisch Schiffbrüchigen*) in unser Haus aufgenommen, wo er uns für Marcus in mancher Hinsicht nüzlich ist: die Hauptsache ist den Knaben, der doch nicht immer um uns seyn kann, einem zuverlässig reinen Menschen anvertrauen zu können. Mich jammern die Jünglinge unsäglich denen Phantasten die Jahre verdorben haben in denen sie sich für das Leben hätten tüchtig machen sollen; und wo es dann auf allen Seiten so gebricht daß sie sich keine Existenz erringen können; auch die Fähigkeit eingebüßt haben das versäumte nachzuholen. Unser Hausfreund ist ein solches Opfer schwerer fremder Schuld, und seine Zukunft liegt mir schwer auf dem Herzen. Das Mäkeln über seinen Entschluß aus Griechenland zurückzukehren hat ihn in Verzweiflung gebracht; ich begreife nicht wie man so grausam leichtsinnig urtheilen kann, und so ungerecht: denn grade dieser Schritt bewährt seine Redlichkeit.

19. Reimer an Niebuhr.

Berlin, den 22. Februar 1823.

Was Du über Deinen Hausfreund sagst und die menschenfeindliche Art mit der man ihn verderbt hat ist nur zu wahr. Aber es ist nur ein Beispiel unter vielen und bei weitem nicht das schrecklichste. Ist es nicht schrecklich so viel geistige und sittliche Anlagen immerwährend zerstören sehen zu müssen. Und wenn auch der bessere Sinn nicht ganz ausgetrieben werden kann, so bleibt doch im Gemüth Herbes und Finsteres zurück, das leicht zum Haß oder doch zur Verachtung der Brüder führen kann. Ich habe oft im Stillen daran gedacht und Dir Glück gewünscht daß Du nicht hier warst, Du wärest untergegangen mit Deinem Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, besonders da das

*) Franz Lieber, der auf der Rückkehr von seiner verunglückten Philhellenenfahrt nach Rom gelangte.

Syſtem ſo befeſtigt iſt, daß kein Kampf dagegen zu beginnen war. Die Grundſätze nach welchen man darin verfährt ſind die der ſpaniſchen Inquiſition, nur unter Anwendung ſcheinbar milderer Mittel, die nicht den Leib aber wol die Seele verderben. Gott wird ja auch nach Seiner Weisheit und Gerechtigkeit ein Ziel zu ſetzen wiſſen. Und darauf vertrauend wollen wir in Geduld tragen und Seinen Beſchlüſſen und Fügungen in Demuth folgen. Es kommt alles von Ihm und iſt daher alles zum Heil.

20. Niebuhr an Reimer.

Bonn, den 7. Januar 1824.

Nun muß ich Dir auch noch einen Wunſch ausſprechen der ſich vielleicht nicht ausführen laſſen wird. Seit der erſte Band*) geſchrieben worden, habe ich viel Materialien gewonnen um manches was darin faſt nur nach Ahndungen und Anſchauungen, Gottlob ſehr richtig, geſagt worden, zu beweiſen: allenthalben Bereicherungen und Ausführungen hinzuzuſetzen: manches würde durch Umſtellung und Umbildung an Klarheit gewinnen. Dies zu thun, wünſchte ich, und Hand anzulegen ſobald der dritte Band für den Druck vollendet ſeyn wird: aber leider haſt Du ſo viele Exemplare abdrucken laſſen daß Dir die größere Hälfte noch unverkauft liegen muß. Mir liegt es aber ſehr am Herzen dem Werk die größere Vollendung zu geben, und wenn die litterariſche Stimmung in Deutſchland ſchon überhaupt bedenklich machen kann ob man drucken laſſen ſolle was man eben ſo gut geſchrieben für ſich behalten kann, ohne daß Gefahr wäre daß andre das Gefundene vorweg nehmen, ſo fühle ich mich abgeneigt mit der Fortſetzung hervorzukommen, wenn darin der erſte Band in einer Form citirt werden muß, die nachher nicht beſtehen bleiben ſoll. Da kommt es mir faſt beſſer vor nur immer vorwärts zu arbeiten, und das Manuſcript meinen Kindern zu hinterlaſſen, damit ſie künftig einmal das ganze Werk, den erſten Theil umgearbeitet dabey, zuſammen erſcheinen laſſen können. Denn mit Zuſätzen iſt es nicht gemacht.

Nun bleibt noch ein Punkt übrig. Ich werde nun bald fünf Kinder haben: mit der Einnahme geht es wie gewöhnlich wenn viele Kinder kommen im umgekehrten Verhältniß: ſie wächſt rückwärts, und der Himmel weiß ob wir außer unſern ſehr mäßigen Zinſen etwas weiter haben werden. Unter dieſen Umſtänden liegt mir viel an dem was bisher mir ſehr unwichtig war. Und ſo bitte ich Dich denn, liebſter Reimer, als um einen wahren Freundſchaftsbeweis, den Du mir nicht verſagen mußt, unſre Rechnung einmal nicht blos approximativ, ſondern wirklich genau bilden zu laſſen. Für einen Freund kann man wohl einem Buchhalter dieſe Mühe anſinnen; und wenn Du nachzählen läßt wie viele Exemplare abgeſetzt ſind, und Procentweiſe Koſten abziehſt, und was Du mir gezahlt haſt, ſo muß ſich das ja auch in Richtigkeit bringen laſſen. Ich mag nicht aufs ungewiſſe ob es mir auch zukomme, aſſigniren, ſelbſt wenn

*) der Römiſchen Geſchichte.

Du nach einer ungefähren Schäzung, die Dich täuſchen kann, mir angibſt auf Dich zu traſſiren: wie geſagt was mir ſonſt geringfügig war, und ich gern, meiner Bequemlichkeit wegen, verſäumen konnte, fängt an erheblich zu werden.

21. Reimer an Niebuhr.

Berlin, den 19. Februar 1824.

In Beziehung auf unſer Geſchäftsverhältniß kann ich noch eine genaue Berechnung nicht machen, weil es in dem Augenblick an Zeit gebricht. Indeß darf ich Dir ſoviel ſagen, daß der Abſatz des erſten Bandes der Geſchichte über 1500 Expl. ſteigt, der des 2. Bandes aber gegen 1400, ſo daß die Vorräthe nicht übergroß ſind da eine Anzahl auch noch an Geſchenk-Exemplaren abgegangen iſt; mithin könnten wir immer, wenn an eine neue Auflage gedacht werden ſollte, die alte zurückſtellen, ohne damit ein zu großes Opfer zu bringen. Die Abrechnung ſollſt Du aber beſtimmt gegen die Oſtermeſſe haben, wenn nicht früher.

Mich bekümmert jezt nichts mehr, als die Verfolgungen, welche man neuerdings auf die liebloſeſte Art beginnt. Ich ſelbſt bin ihnen auch im verwichenen Jahre auf eine recht mißtröſtliche Weiſe ausgeſetzt worden; dergeſtalt daß man nicht nur wegen angeſchuldigter Cenſurvergehen mich hat zu ſchwerer Criminalſtrafe verdammen, ſondern auch noch der bürgerlichen Rechte hat für verluſtig erklären wollen. Das Gericht hat mich nun freilich völlig freigeſprochen; allein ſo ſehr gegen Erwarten der Ankläger und ſo ſehr zu ihrem Verdruß, daß man verſucht hat den Gerichtshof und namentlich den Referenten verantwortlich zu machen und deshalb beym Juſtizminiſter eingekommen iſt, der auch die Angelegenheit an das Kammergericht verwieſen, welches aber durch eine höchſt ehrenwerthe Erklärung ſolche von ſich gewieſen hat, als eine aller Verfaſſung zuwider laufende Zumuthung. Gott tröſte uns! Nun heißt es hier allgemein Hr. v. Kamptz werde Juſtizminiſter werden da Kircheiſen ſchwach wird.

22. Niebuhr an Reimer.

Bonn den 11. November 1824.

Der Zweck dieſer Zeilen iſt nur Dich, liebſter Freund, zu bitten, wofern die Sachen um deren Verkauf ich Euch gebeten, noch nicht verkauft ſind, damit es bis weiter anſtehen zu laſſen. Ich bin nämlich vor ein Paar Tagen aufs äußerſte durch die Anzeige überraſcht worden, daß der König mich in den Staatsrath ernannt — welches vielleicht auch zu Berlin, und Dir bekannt geworden iſt. Und darnach iſt es möglich daß es ſich nicht vermeiden ließe dorthin zu ziehen, wiewohl ich es hoffe, und in der Antwort an den König und den übrigen Erklärungen beſtimmt darauf beharre nicht anders verpflichtet zu ſein als wie es andere in den Provinzen wohnhafte Mitglieder ſind — z. B. Graf Spiegel. Sollte nun meine Forderung hier zu bleiben, durchgehen, ſo iſt es immer Zeit genug jene Gegenſtände zu verkaufen. Sind ſie ſchon verkauft, ſo iſt es auch weiter kein Unglück.

Ich habe mich, auf Graf B.'s ausdrückliche Erklärung daß zu Berlin keine Anſtellung für mich ſei, hier eingerichtet, und bin eben im Begriff einen Garten und Weinberg zu kaufen, in deſſen ruhigem Beſitz uns ein neues Leben aufgehen ſollte. Ich kann nur mit Entſezen an die ὁλοὴ Χάρυβδις denken.

Grüße Bekker herzlichſt, und verabrede mit ihm wegen des Polybius. Ich bin zur Theilnahme, wie ich Euch geſagt, ſehr bereit, und werde einen Plan vorlegen — der das Werk möglichſt zuſammendrängt ſobald ich weiß daß es Ernſt wird. Aber es bleibt nicht mehr eine Erneuerung der Schweighäuſer'ſchen Ausgabe, welches vielleicht Dein mercantiliſches Intereſſe fordert.

23. Niebuhr an Reimer.

Bonn den 10. May 1825.

Da Du, liebſter Freund, und Deine theure Frau es mir nicht übel genommen daß ich mich wie ein Gefangner dem der Kerker ſich öffnet, freute fortzukommen, ſo werdet Ihr es mir auch nicht verübeln daß ich über das Glück bey den meinigen zu ſeyn bisher verſäumt habe Euch zu begrüßen, und Euch für jede Aeußerung von Freundſchaft, womit ihr mir die traurige Trennung von meiner Familie verſüßt habt, Dank zu ſagen. Ich habe mich nie ſo getröſtet und glücklich gefühlt: und wenn meine Frau Kräfte ſammeln könnte, ſo würde mir nichts zu wünſchen übrig ſein. Ich fand ſie doch leidlicher als ich erwarten durfte, und die Kinder herrlich geſund. Eine allgemein gute Nachricht über uns wird Euch auch wohl Georg geſchrieben haben.

Ich bin auch mit meinen Vorleſungen ſehr vergnügt: und im Beſitz eines kleinen angenehmen Hauſes und eines ſehr ſchönen Gartens genießen wir das Leben wie ich es ſeit meiner Jugend nie gekannt. Da ich nun noch die Kinder dieſen Abend etwas mit mir über Feld nehmen will ſo ſchreibe ich Dir ſehr kurz und eilig. Der Frühling iſt hier wunderſchön, nur war er zu glühend, und eilt reißend vorüber wie im Süden.

Die Form der Einlage muß Dich nicht befremden, da auf dieſe Weiſe Porto erſpart werden kann, wobey die unbilligen Säze mich mehr ärgern als die Ausgabe in Anſchlag kommt.

24. Niebuhr an Reimer.

Bonn den 30. November 1825.

Ich will, als guter Patriot dem es zu Herzen geht wenn die Einkünfte des Staats abfallen, wünſchen daß nicht viele ſich ſeit der Erhöhung der Portoſäze ſo im Briefſchreiben beſchränkt haben wie ich. Für mich iſt jene Erhöhung eine wahre Erſparung geworden; aber freylich erhalten nun meine Freunde auch keine Briefe; nicht weil die zwey Silbergroſchen mehr zwiſchen hier und Berlin mich drückten — ſondern weil ich über das Aufſchrauben grundärgerlich geworden bin, und es bleibe. Aus dieſem Grunde habe ich Deiner verehrten Frau, liebſter Reimer, keinen Dank für Ihre Mühe bey der Ueberſendung der

Sachen geſagt, die nun ſeit viertehalb Monaten in meinem Hauſe ſind. Ich habe mich wie ein Kind gefreut daß meines Vaters Sachen, welche Ihr das vorigemal nicht hattet finden können, zum Vorſchein gekommen ſind; und es hat die Anmuthigkeit der Einrichtung meines Zimmers vollendet daß der nämliche Pult, an dem ich vom 13. Jahre an im älterlichen Hauſe arbeitete, hergeſtellt und aufgeputzt darin ſteht, und nun meinem Marcus dienen kann. Ein verſpäteter Dank, redlich gemeynt, iſt doch immer noch einer.

Weber wird Deinem Leipziger Etabliſſement geſchrieben haben daß die Exemplare der Fragmenta Ciceronis vor 14 Tagen angekommen ſind, welches denn der unangenehmen Verlegenheit ein Ende gemacht hat daß ich Niemandem dieſes Buch geben konnte, ja ich ſelbſt hatte es nicht.

Du wirſt von Andern, und wohl auch von Georg*), wiſſen, liebſter Reimer, daß ich hier voll gutes Muths und Heiterkeit mit meinen Vorleſungen beſchäftigt bin, faſt ſo friſch wie vor funfzehn Jahren. Alles iſt jezt anders, aber wenn man auch manches vermißt und betrauert ſo bin ich mit der Gegenwart doch ſehr zufrieden; kaum drückt es mich um ſo viel Jahre älter geworden zu ſeyn. In meinem Hauſe ſteht alles wohl: meine Frau um Vieles geſünder, die Kinder blühend und gut, keines mit irgend einem betrübenden Fehl an Leib oder Seele behaftet. Ich ſchlage immer tiefer Wurzel, und pflanze Bäume, mit dem nämlichen Gefühl womit mein Vater es vor 45 Jahren that. Vor funfzehn Jahren konnten wir das nicht: da hatte keiner von uns das Gefühl einer ſichern Heimat und ſteten Bleibens.

Meine Vorleſungen legen mir ſelber vor Augen wie viel die ſeitdem verfloſſenen Jahre für meine Geſchichte gefördert haben. Es hat mich oft geſchwindelt wenn ich mir ausdachte wie tollkühn ich ein Werk unternahm zu dem ich nur durch Ahndungen und Anſchauungen ausgerüſtet war beym Beginnen; wozu der Apparat ſich erſt unter meinen Händen bilden mußte. Ich habe ſeitdem mächtig zugelernt; was als Hypotheſe in der Luft zu ſchweben ſchien iſt begründet; die Lücken haben ſich ausgefüllt: Einwendungen welche ich nicht beſeitigen konnte, wohl aber gewiß wußte, daß ſie nicht gälten, ſind beſeitigt: zu allgemein oder zu beſchränkt aufgeſtellte Säze haben ihr Maas erhalten. Darnach muß der erſte Theil — vom zweyten gilt es viel weniger — ein ganz neues Werk werden; wozu nun das reiche Licht, welches von den ſeitdem entdeckten Büchern und Denkmälern ausgeht, die Mittel ſehr vermehrt. Ich freue mich daß die Auflage erſchöpft, und eine neue Ausgabe möglich iſt: wobey ich nicht verkenne daß, wäre die erſte Arbeit nicht gemacht, ich nicht im Stande ſeyn würde ſie jezt zu machen. Eins ſchafft die Jugend, ein andres das reife Alter.

An dieſe neue Bearbeitung gehe ich jezt, faſt mit ſo viel Muth und Luſt wie 1815; der Stoff dazu iſt beyſammen: vom dritten Bande ſind $^2/_3$ bis $^3/_4$ des Manuſcripts bis auf die lezte Ueberarbeitung vollendet.

Daß der Debit der beyden erſten Bände eine neue Auflage rechtfertigt ja

*) Reimer's Sohn.

erfordert, höre ich von den Sortimentshändlern, welche ſagen, es ſeyen nur noch Exemplare auf Schreibpapier zu haben, welche nicht abgingen weil Du den Preis noch auf ſeiner urſprünglichen Höhe hielteſt, und weil man eine neue Ausgabe erwarte. Ein Fremder hat das Buch in Frankfurt gar nicht bekommen können; und das harmonirt mit Deinen eigenen Aeußerungen, liebſter Reimer, womit Du, im Sommer 1824, die Ueberſendung des Auszugs meiner Rechnung begleiteteſt.

Seitdem zwiſchen uns von einer neuen Bearbeitung der beyden erſten Theile, und der Fortſezung, ſeit meiner Rückkehr nach Deutſchland die Rede geweſen iſt, habe ich Dir nicht verborgen, liebſter Reimer, daß, da meine Lage ſo ganz anders ſey als ſie bey dem Anfang der Unternehmung war, ich ſie von der pecuniairen Seite anders betrachten müſſe. Ich war damals kinderlos, ohne einen Gedanken daran Kinder zu bekommen: man lebte nur im Augenblick, kaum gab es ein Morgen: ich namentlich erwartete, nach der Kataſtrophe des Herrn von Stein, daß irgend eine fatale Unvorſichtigkeit eines Freundes, oder ein Auftrag unſrer Regierung mir von Napoleon eine Aechtung zuziehen würde, bey der ich froh ſeyn müßte nach England flüchten zu können. Die Zeit einer zweyten Ausgabe und definitiven Abrechnung zu erleben, träumte ich nicht. So lange übrigens die Stricke nicht riſſen, befanden wir kinderloſe Leute uns im Ueberfluß. Ich ſchaffte mir kaum wenige Bücher an, weil ich glaubte einmal alle meine Habe Preis geben zu müſſen.

Jezt habe ich vier Kinder, reiche knapp aus, kann nur Reduction meines Einkommens erwarten, habe für Angehörige Verluſte zu erſezen welche ihnen die Zeitläufte zugezogen; habe mit dem Alter Bedürfniß für Behaglichkeit im täglichen Leben angenommen, und was mich von äußeren Dingen am glücklichſten macht, iſt Erweiterung meiner Bibliothek, bey der ich ſchon an die Zeit denke wo ſie meinem Marcus den von mir ſo ſchmerzlich entbehrten Genuß einer möglich vollſtändigen philologiſchen Bibliothek im Hauſe gewähren wird.

Ich erſcheine Dir aber wohl albern, liebſter Freund, daß ich ſchreibe als ob ich mich entſchuldigte bei einer Sache die ſich von ſelbſt verſteht: alſo zur Sache.

Die allzu große Zahl der Exemplare der erſten Auflage hat mich manches Jahr gequält: ich hätte ſchon längſt gern eine gebeſſerte und bereicherte geben wollen. Bey einer zweyten, wenn ſie auch noch ſo ſehr umgearbeitet iſt, würde die nämliche Zahl ein noch weit größerer Fehler ſeyn: ich wünſche, zu meiner Ehre, die zweyte verbeſſerte Auflage der zweyten Ausgabe zu erleben, und mein Buch ſo ausgearbeitet wie es mir möglich iſt der Nachwelt zu hinterlaſſen. Dieſe bevorſtehende Ausgabe der beyden erſten Theile müßte tauſend Exemplare nicht überſchreiten.

25. Niebuhr an Reimer.

Bonn, den 29. Mai 1826.

Ich eile Dir, beſter Reimer, auf Deine nachſchriftliche Frage in dem eben erhaltenen Briefchen zu antworten: es iſt Gewiſſensſache damit auch nur einen

Tag zu zögern. Wer gesammeltes Geld*) schnell und sicher befördern will, der schicke es in einem Wechsel auf Paris, der nicht ganz kurze Sicht zu seyn braucht, an Delessert u. Cie. Man kann für die Sache welche uns allen am Herzen liegt, und überall für alles Edle und Rechte nicht eifriger seyn als diese vortrefflichen Leute. Sie sind Protestanten. Schreibe Ihnen daß ich Euch den Rath gegeben, ohne Furcht sie zu behelligen, die Rimesse an sie zu richten — mein Name gilt ihnen viel. Dies übrigens unter uns, und nicht davon zu sprechen. Bitte sie, das Geld auf die Weise zu brauchen welche ihnen die zweckmäßigste scheint; vermuthlich schicken sie es an Eynard**). Wollt Ihr Euch, müßt Ihr Euch decken, daß es nur zu Lebensmitteln ꝛc. diene, so schreibe ihnen daß Ihr, bewandter Umstände wegen die sie wohl einsehen, Euch darauf beschränken müßtet, und sie bitten dem Gelde diese Bestimmung zu geben, nicht zu Ankauf von Waffen ꝛc. — Diesen selben Weg habe ich unserm Comité vergebens vorgeschlagen: die philisträsen Pharisäer haben das Geld — an Hufeland geschickt, welcher selbst geschrieben hatte daß er seine Sammlungen über Paris remittire. Da hat sich recht gezeigt, wie man ein rechter Ehrenmann seyn kann, und ein miserabler Philister und Pharisäer — am Bergmann! Dieser hat aus 3 Gründen absolut durchgesezt daß wir nicht nach Paris schicken sollten 1. um zu Berlin nicht zu heißköpfig zu scheinen: 2. zur Ehre der deutschen Nation in genere, der Preußen in specie, müsse alles Geld zusammen gehalten werden, und auf einem Conto erscheinen: schickte man über Paris so könnten die Franzosen sich das Ganze anmaßen: 3. wenn die Griechen frey würden, so könnte man eine erkleckliche Unterstüzung politisch geltend machen, zu einem Handelstraktat. Warum mischen sich die Bestien in Alles?

Die Bearbeitung der neuen Ausgabe geht viel langsamer als ich dachte. Es wird durchaus ein neues Werk: ich hoffe daß ich es mir nun zum Denkmal hinstellen kann. Die erste wird daneben ganz verschwinden.

26. Reimer an Niebuhr.

Dresden, 11. Juni 1826.

Deinen Brief mein geliebtester Freund, empfing ich an dem Tage meiner Abreise nach Leipzig, und es war daher unmöglich die Angelegenheit für die Griechen noch auf die von Dir vorgeschriebene Art zu ordnen, die Du freilich aus treuem Herzen und mit dem regsten Eifer für die heiligste Sache der Menschheit, zugleich wohlüberlegt in Ausführung zu bringen Rath ertheilst, den ich gewiß auf die angewiesene Art befolge, sobald ich zurückgekehrt seyn werde. Ich muß sodann erst, da ich die eingegangene Summe in Staats-S. Sch. verwandelt hatte, um sie nicht zinslos ruhen zu lassen (unter dem Vorbehalt den möglichen Vortheil der Sache, den möglichen Verlust am Cours aber mir zufallen zu lassen), diese wieder versilbern. Auch hatte mir Behrensprung die bei der Kämmerei

*) für die Griechen.
**) Den bekannten Philhellenen.

eingegangenen Gelder zugesagt, und der Stadtrath Knoblauch (den Du ja auch kennst) eine andere in Münster gemachte Collecte, so daß dadurch die Summe etwas ansehnlicher werden wird. Mir ist nun späterhin eingefallen, und ich glaube der Gedanke wird Deine Billigung erhalten, die auf solche Weise zusammengebrachte Summe ausschließlich der heiligen Schaar welche sich aus Missolunghi rettete, zu widmen, und diese Bestimmungsweise zugleich mit anzugeben. Denn es wird wol unzweifelhaft seyn, daß unter allen niemand ist, welcher mehr der Hülfe bedarf. Auch scheint es mir überhaupt besser einer solchen, für das allgemeine Bedürfniß geringen Summe eine beschränkte Bestimmung zu geben, weil sie sonst verschwimmt, hier aber bestimmt Erleichterung verschafft. Der hiesige Tiedge hat ein kleines Gedicht erscheinen lassen auf den Fall Missolunghi's, das den heiligsten Feuereifer athmet und voll Christenmuth die Machthaber von Europa des schwersten Verbrechens wegen ihrer berechnenden Politik anklagt, und sie vor den ewig unversöhnlichen Richterstuhl der Geschichte stellt, indem ihre mit dem heiligen Opferblut befleckten Throne ein ewig dauerndes Denkmal der Schmach und der Fühllosigkeit für Menschen-Größe und Elend darbieten. Die Gesinnung — abgesehen von der Poesie — welche sich darin ausspricht ist unvergleichlich, wie der unverzagte Muth der Rede, welcher die Macht nicht scheut, wo es den Kampf für Wahrheit und Menschlichkeit gilt.

27. Niebuhr an Reimer.

Bonn, den 19. Oktober 1828.

Unser Arndt, den unsre warmen Wünsche geleiten, wird Dir, liebster Reimer, und Deiner vortrefflichen Frau, erzählen wie es uns geht, und wie wir, von der langen Reise zurückgekehrt, den Winter zu verleben erwarten dürfen. Ich habe ihm schon herzliche Grüße an Euch gegeben: aber es soll doch dabey nicht sein Bewenden haben: er soll sie Dir auf diesem Blatt schriftlich bringen.

Dein lezter Brief meldete mir die Trübsal worin Ihr am Anfang des Sommers lebtet: durch Andere habe ich erfahren daß Eure Furcht erfüllt worden: möge Euch Fülle der Freude an denen die Euch geblieben sind erheitert haben, und fortwährend erheitern.

Dieser Sommer ist in völligstem Nichtsthun vergangen, und das hat meinem Leibe wohlgethan. Der Geist entwöhnt sich beym Müßiggang der Anstrengung nur allzu leicht; ja, wenn nicht ein mächtiger äußerlicher Reiz nachher würkt, so hält es schwer wieder ins alte Gleis zu kommen. So steht es noch mit mir, doch bin ich schon wieder an der alten Arbeit des Lebens. Das erste Drittheil des zweyten Bandes habe ich schon zweymal geschrieben seit anderthalb Jahren, und bin jezt daran es ganz neu wieder umzugießen. Wie bald nach Neujahr der Druck anfangen könne weiß ich noch nicht zu sagen: doch glaube ich Dir so viel melden zu müssen damit Du nicht sorgest ich zöge die Hand vom Werk. Zeitig genug werde ich Dir über den Druck schreiben.

28. Reimer an Niebuhr.

Berlin, den 12. Februar 1830.

Theuerſter Freund!

Vor etwa 8 Tagen empfing ich Deine freundliche Zuſchrift vom 29. v. M. und freuete mich herzlich endlich einmal wieder ein Zeichen des Lebens und wohlwollender Erinnerung zu empfangen. Da ich nun im Begriff war Dir zu antworten trifft geſtern die Botſchaft ein von dem Unfall der Dich und Dein Haus betroffen *). Die erſte Nachricht brachte die Staatszeitung; dann theilte Seethe geſtern Abend ein Schreiben Bleeks (in deſſen Auftrag) mit, welches etwas ausführlicher den Hergang ſchilderte, und zugleich erfreuliche Mittheilungen über manche den Verluſt mildernde Umſtände enthielt; namentlich darüber, daß Ihr Alle unverſehrt entronnen, und daß auch der Verluſt an zeitlichen Gütern geringer ſei als ſich beſorgen ließ. Beſonders weiß er nicht genug zu rühmen mit welcher Ergebung und Faſſung, ja ſogar mit Heiterkeit, Du den Unfall ertrügeſt. In ſolchen Stunden der Prüfung zeigt ſich erſt der nicht zu beugende Sinn des Mannes; der wahrhafte Chriſt aber lernt darin erkennen, wie nichtig aller zeitliche Beſitz ſei und wie wenig der Liebe und des Vertrauens werth, welche ihm oft ausſchließlich zugewendet werden, wenn in ſolchen Augenblicken das endlich errungene Ziel vieljähriger Sorge und Mühen ein leichtes Spiel des blinden Zufalls wird. Gott erhalte Dir ferner dieſen Muth und Du wirſt dann nicht nur leichter die Einbuße ertragen, ſondern auch den Deinigen Troſt und Aufrichtung gewähren können. Unter den Verluſten deren Bleek gedenkt, erwähnt er auch der Umarbeitung des 2. Bandes der römiſchen Geſchichte, oder wenigſtens, daß dieſe noch vermißt werde. Ich hoffe ſie hat ſich wiedergefunden; im andern Fall wäre es freilich ſchlimm, da die neue Umarbeitung gewiß ungern Deiner Seits geſchehen und mit mancherlei ſchmerzlichen Erinnerungen verknüpft ſeyn würde. Denn ich weiß wol, daß nichts unwillkommner iſt, als die Erneuerung einer verlorenen oder vergeblich unternommenen Arbeit. Wäre es indeß ſo wirſt Du auch hierin Dich zu faſſen wiſſen, wie in allem Uebrigen, da das Unvermeidliche nur durch ruhiges Ertragen und Geduld überwunden werden kann.

29. Niebuhr an Reimer.

Bonn, den 3. Oktober 1830.

Ich ſchrieb Dir, liebſter Freund, vor vierzehn Tagen und kündigte Dir an daß der Druck des 2. Theils entſchieden zu Ende gehe. Das kann ich Dir beſtätigen, mit dem Zuſaz daß in der künftigen Woche, mit Einſchluß von ein Paar Cartons, wenigſtens die Correctur, ich glaube aber der ganze Druck, beendigt ſeyn wird. In wenigen Tagen wenn ich die Correctur von Uu erhalten haben werde, geht das allerlezte Manuſcript ab. Ich habe nur noch die Vorrede zu entwerfen, welche ſehr kurz ſeyn wird.

*) Dem Brande in Niebuhrs Hauſe.

Sauer iſt mir dieſer ganze Band geworden, wie ſein Stoff kleinlicher und geringfügiger iſt als der des erſten; aber das lezte Drittheil — ſeit dem 1. Auguſt, an welchem wir den Ausbruch der Revolution erfuhren — iſt unter der peinlichſten Beklommenheit ausgearbeitet worden. Es iſt unmöglich daß nicht jeder klarſehende Leſer es ſpüre; und wenige werden ſo billig ſeyn ſich zu fragen was ſie ſelbſt unter ſolchen Umſtänden zu Stande gebracht haben würden?

Nicht allein daß ich hier mit einem großen Hauſe angeſeſſen bin, deſſen Beſchädigung, Beſchazung, Bequartirung in Kriegsläuften droht, macht mir ſchwere Sorgen, ſondern auch mein bewegliches Vermögen. Ich hatte dies in Frankreich, bis auf Kleinigkeiten, angelegt: habe verkauft, aber Wechſel auf Paris ſind nicht zu begeben, und ich bin in der allergrößten Verlegenheit wie ich das Geld herausziehen ſoll. Daher bin ich, obwohl ich mich bisher als ſehr wohlhabend betrachten konnte, und Credit überflüſſig hatte, jezt in der Lage alle Reſſourcen aufbieten zu müſſen; und, die Wahrheit geſagt, bei der Beendigung meines Hausbaus, und der Ausſicht auf die Fortſchaffung eines Theils meiner Sachen, vielleicht unſre nahe Auswanderung, in Geldbedrängniß.

Daß der Druck zu der angezeigten Zeit fertig wird habe ich mit Bitten und Schelten, Geldopfern, und vor allem mit der äußerſten Pünktlichkeit in Beſorgung der Correctur zu Stande gebracht. Für mich hätte ich es gern in den lezten Monaten langſamer gehen laſſen; damit Du das Buch zu der Zeit fertig habeſt die Du angegeben, habe ich gearbeitet Manuſcript zu ſchaffen, wenn mir Kopf und Herz ſpringen wollten; und corrigirt wenn mir ſchwarz vor den Augen war: und ſo geht es eben jezt.

Ich rechnete ſicher darauf den Druck des dritten Bands — auf den ich mich freute, vor Weihnachten anzufangen; dann wollte ich im künftigen Sommer wenn er vollendet wäre über Weimar und Leipzig nach Berlin. Dieſen Winter iſt nun natürlich daran nicht zu denken, und wer weiß ob ich je wieder heitere Ruhe haben werde! Eine andre Arbeit kann indeſſen begonnen werden, und ich möchte mich daran machen ſobald das Mſpt für dieſen Band ganz fertig iſt.

30. Reimer an Niebuhr.

Berlin 9. Oktober 1830.

Deine Beſorgniß wegen der politiſchen Lage der Welt kann ich nicht ganz theilen, wenn es auch gleich betrübt iſt, daß die Aufregung ſo allgemein zugleich ſich zeigt. Aber es ſind meiner Meinung nach Gewitterſtürme, die zwar heftig ihrer Natur nach ſind, aber ſich auch früher beſänftigen, wie es hie und da ſchon geſchehen iſt, und längſt in entſchiedenerm Grade geſchehen ſeyn würde, wenn nicht allenthalben verkehrte oder ſeichte Maaßregeln den Sturm herauf beſchworen hätten, ſtatt ihn zu ſtillen. Gott wird alles zum Beſten kehren, und auf ihn vertraue ich.

Aus unſern vier Wänden.

Unſere Zeit hat vor allen, die ihr vorangegangen ſind, ganz außerordentliche Vorzüge; wenn es dem Statiſtiker möglich wäre, die Summe leidlicher Exiſtenz zu ziehen und ſie der unleidlichen gegenüber zu ſtellen, ſo würde ſich für uns im Verhältniß zu andern Perioden ein unglaublich günſtiges Reſultat herausſtellen. Es iſt das kein Zufall, es iſt in der veränderten Erziehung und den veränderten ſittlichen Einrichtungen begründet. Eine größere Zahl von Menſchen als je zuvor hat gelernt auf eigenen Füßen zu ſtehn. Bei den Menſchen macht ſich das nicht ſo leicht wie bei den Thieren. Es gab Zeiten der Verbildung, wo einem der Gebrauch der Gliedmaaßen recht künſtlich verkümmert wurde; jetzt wird in allen Schulen von Kindheit auf geturnt. Ich meine das auch in geiſtiger Beziehung. In der ſogenannten guten Zeit, in der Blüthezeit der Kleinſtaaterei und der Zünfte, war den meiſten Menſchen die künftige Laufbahn vorgezeichnet: der Lehrjunge wurde ſieben Jahre lang geprügelt und mußte dem Geſellen die Stiefel putzen, dann aber wurde er irgendwo eingeſtellt. Auch das Studium war auf Verſorgung gerichtet: es gab ganz beſtimmte Stadien der Carrière für den Juriſten wie für den Theologen. Im Ganzen durfte der Einzelne nur für den nächſten Tag ſorgen. Vergleichungen anzuſtellen war nicht leicht thunlich, da man wenig aus ſeinen vier Wänden heraus kam.

Das iſt nun alles ganz anders. Die Freiheit und die Weite des Blicks geht im Durchſchnitt betrachtet über alles hinaus, was früher da war. Der Einzelne iſt zum großen Theil auf ſich ſelbſt geſtellt, er muß von früh auf überlegen, wie er ſein Brod verdienen will, und bei mäßiger Solidität gelingt es ihm ſtets. Ueberall iſt man gewöhnt zu vergleichen; in dem einfachſten Bauerhauſe weiß man Beſcheid, wie es in Amerika zugeht, und überlegt ſich die Vortheile der einen und andern Situation. Jeder, der mitreden will, hat das Bedürfniß, die Welt zu ſehn — und wie leicht machen ihm das die ſo ungemein geſteigerten Communicationsmittel!

Es iſt noch nicht hundert Jahre her, im Jahr 1781 als Nicolai, der berühmte Berliner, den Entſchluß faßte, eine Reiſe durch Deutſchland bis nach Wien zu machen. Als Buchhändler hatte er bis dahin die Leipziger Meſſen beſucht und auch bei ſeinem Bruder in Frankfurt a. d. O. war er zuweilen geweſen; weiter war er nicht gekommen.

Es iſt für uns Heutige äußerſt komiſch, in ſeinem Bericht die Anſtalten zu leſen, die er zur Ausführung dieſes immenſen Vorhabens trifft: mehrere Monate nahmen ſie in Anſpruch, und volle zehn Jahre hat er dazu gebraucht, die Früchte ſeiner Reiſe zu verdauen: die zehn Bände ſeines Reiſewerks legen Zeugniß davon ab.

So war es damals im Allgemeinen mit ſämmtlichen Berlinern, ſie kannten nichts anderes als ihre ſchöne Stadt. Den heutigen Berliner wird man in Berlin vergebens ſuchen, in deſto reicherer Auswahl trifft man ihn in ſämmtlichen Bädern der Nord- und Oſtſee, in Thüringen, im Harz, im Rieſengebirge, in der Schweiz; das früher ſo wenig beſuchte Engadin ſoll eine vollſtändige berliner Colonie ſein. Sobald er in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt iſt, wird zunächſt die Frage beſprochen, wo er das andere Jahr ſeine Sommerfriſche zu nehmen gedenkt? Bei Leuten von reiferer Bildung ſteigert ſich das dann in's Unermeßliche: von London, Paris, Rom, New-York darf man kaum mehr reden, die Gegenſtände ſind zu verbraucht. Ein Ritt durch den Peloponnes, eine Nilfahrt, ein Tag in Damascus läßt ſich eher hören. Seitdem die Wüſte Sahara durch den Ocean bedroht iſt, werden ſich die Stangenſchen Vergnügungsfahrten hoffentlich nach dieſer Seite richten, um ſie noch vor ihrem Untergang in Augenſchein zu nehmen.

Mit den ungemeinen Vortheilen dieſer neuen Sitte iſt Manches Nachtheilige verknüpft. Die Freiheit, die den Menſchen auf ſeine eigenen Füße ſtellt, nöthigt ihn oft zu harter Arbeit; im Kampf ums Daſein fehlen die Ruhepunkte zur geiſtigen Sammlung. Der Trieb nach der Fremde hat zugleich etwas Unruhiges und Fahriges; man iſt den vier Wänden entwachſen, ſie gehören kaum noch zur Exiſtenz. Das Leben drängt ſich in den großen Städten zuſammen, und dieſe ſind ſichtbar vom Geiſt der Unruhe ergriffen: die Straßen werden beſtändig umgepflaſtert, die Häuſer werden einem über den Kopf abgebrochen. Ein eigenes Heim zu haben iſt nur dem Reichen möglich: der Beſitzer einer käuflichen Miethscaſerne hat es ebenſowenig als der Miether. Wenn ein geiſtreicher Schriftſteller einmal in den preußiſchen Jahrbüchern bemerkte, jeder Berliner wohne im Hôtel, ſo iſt das zwar etwas übertrieben, aber nicht ſehr. Was von Berlin gilt, gilt von allen großen Städten. Exiſtirte nicht noch der entſchloſſene Cultus der Weihnachtsbäume, ſo würde einem, was man früher

von deutſcher Gemüthlichkeit erzählte, bald als eine halb verklungene Sage vorkommen.

Aber dieſer Mangel in unſerm Leben hat auch das Gute, daß er die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe ſteigert für die künſtleriſche Wiedergabe deſſen, was man zu verlieren fürchtet. Noch zu keiner Zeit war die Genre-Malerei ſo in Flor, und die eigentliche Aufgabe der Gattung iſt doch, uns die Poeſie der Enge, der Gebundenheit zu zeigen; der Blick in's Weite bleibt dann dem Idealiſten vorbehalten. Mit der Malerei wetteifert die Dichtkunſt.

Woher kam der ungeheure Erfolg Fritz Reuters! Abgeſehen freilich von ſeiner ungemeinen dichteriſchen Kraft. Er führt uns in's Enge, in's eingeſchloſſene, abgelegene Daſein, in die primitiven Verhältniſſe eines Städtchens, wo jeder den Andern kennt, jeder des Anderen Nachbar iſt. Beſtimmt ausgeprägte originelle Figuren werden beobachtet, die Exiſtenz innerhalb der vier Wände nach allen Seiten zur Anſchauung gebracht. So etwas wächſt nur auf einem beſtimmten lokalen Boden auf, aber eben dadurch iſt das kleine mecklenburgiſche Städtchen Stavenhagen ein Typus für deutſche Gemüthlichkeit geworden.

Wenn ich hier einen anderen Schriftſteller neben Fritz Reuter nenne, ſo fühle ich wohl das Mißliche dieſer Zuſammenſtellung. Es handelt ſich nicht nur um den Unterſchied des Talents, es iſt in der Behandlung des nämlichen Gegenſtandes ein entſchiedener Gegenſatz. Reuter zeichnet mit den kühnſten derbſten Federſtrichen, ſeine Bilder ſtehen unauslöſchlich im Gedächtniß; Reichenau — es iſt der Schriftſteller, von dem ich reden will — zeichnet wie mit dem Silberſtift; die Umriſſe ſind kaum angedeutet, Sinn und Gefühl des Leſers muß nachhelfen. Aber das warme, geſunde Gemüth iſt bei beiden gleich.

Im Jahr 1859 erſchien bei Fr. W. Grunow in Leipzig unter dem allgemeinen Titel „Aus unſern vier Wänden von Rudolph Reichenau“ ein Bändchen „aus dem Kinderleben“; daran ſchloſſen ſich dann in loſer Folge verſchiedene andere Bilder an: „Knaben und Mädchen“, „Auswärts und Daheim“, „Liebesgeſchichten“, „Am eigenen Heerde“; endlich erſcheint jetzt zum Schluß „Die Alten“.

Das erſte Bändchen hat einen glänzenden Erfolg gehabt; es iſt auch in einer illuſtrirten Prachtausgabe erſchienen. Die folgenden Bände wurden mit Beifall aufgenommen, aber nicht gerade ſehr verbreitet. In jedem einzelnen Bändchen findet man Fäden, die vorwärts und zurück weiſen, die für den theilnehmenden Leſer ſogar etwas Intereſſantes haben, die aber den flüchtigen Leſer zerſtreuen. Der Verfaſſer hat die einzelnen Geſchichten nur ganz loſe mit einander verknüpft, das Einheitliche iſt faſt nur die

Stimmung; gleichwohl treten die nämlichen Perſonen ab und zu wieder auf. Wer an das einzelne Bändchen mit der Abſicht geht, eine zuſammenhängende Novelle zu finden, wird getäuſcht. Sobald das Werk als Ganzes vorliegt, wird ſich dies nach meiner Ueberzeugung völlig ausgleichen: die Anmuth der erſten Bilder wird auch auf das Folgende ein heiteres Licht werfen, und wenn man erſt die richtige Stimmung gefunden hat, wird man ſich bald überzeugen, daß auch in ernſteren Theilen das Gemüthliche ſich immer mehr vertieft. Der Verfaſſer wird bei einer Geſammtausgabe auch Gelegenheit finden, einzelne ſteife Wendungen auszumerzen.

Die Anſchauungen des Buchs, obgleich allgemein menſchlich gedacht, haben wie die von Fritz Reuter einen beſtimmten lokalen Hintergrund, der ſich ſelbſt in der Sprache ausdrückt. Der Verfaſſer hat den Namen des Städtchens, in dem ſeine Geſchichten ſpielen, gar nicht genannt; ich will ihn verrathen: es iſt Marienwerder; Reichenau iſt mein Landsmann und lieber Schulfreund.

Als Boden für idylliſche Bilder ſcheint es ſich freilich lange nicht ſo gut zu qualificiren wie Stavenhagen; doch hat es auch ſeine Vorzüge. Obgleich Hauptſtadt eines Regierungsbezirks und Sitz eines Oberlandesgerichts, hatte es zu meiner Zeit doch nur 5000 Einwohner, worunter ſchlecht gerechnet drei Fünftel aus den Beamten und ihren Familien beſtanden. Die Beamten ſchieden ſich in Ober- und Subalternbeamte, in Caſino und Reſſource; die Bürgerſchaft beſtand aus Friedländer, Cohn und Meyer, einigen Schlächtern und Bäckern. Abgelegen iſt es noch heut wie früher: die Eiſenbahn führt in weitem Bogen jenſeit der Weichſel vorüber; nach Marienburg, wo wir früher ſechs Stunden durch tiefen Sand fuhren, führt jetzt freilich eine Chauſſee, indeſſen iſt der Zugang noch immer ſo ſchwierig, daß ſchwerlich ein reiſender Europäer ſich dahin verirren wird; nur angeſtellte Beamte oder Referendarien, die ſich ausbilden wollen, oder alle zehn Jahre einmal ein Arzt kommen hin. Im Ganzen würde auch jeder, der nicht in dieſe Klaſſen gehört, in Marienwerder in den Verdacht der Verrücktheit gerathen.

Uebrigens iſt das Städtchen in ſeiner Art ſchmuck genug. Der deutſche Orden hat überall in Preußen vornehm und würdig gebaut: der Complex von Schloß, Dom und Danziger macht noch heut einen impoſanten Eindruck, und nimmt einen guten Platz auf der Höhe ein. Die Höhe hat nicht gerade etwas Gebirgiges, hebt ſich aber gegen das Weichſelthal doch ſo kräftig, daß ich die Stadt Neve am andern Ufer der Weichſel, die in gerader Richtung zwei Meilen entfernt iſt, trotz meiner Kurzſichtigkeit mit vollkommener Deutlichkeit ſehen konnte.

Marienwerder hat nicht wie Stavenhagen den Vorzug einer ſeßhaften

Einwohnerſchaft; die Stellen ſind nicht erblich, die ſtaatlich ſehr wohlthätige Einrichtung, daß die Beamten nach allen Gegenden der Monarchie verſetzt werden, kommt der Behaglichkeit der Stadt nicht zu gut. Indeſſen gleicht ſich in der Praxis das einigermaßen aus. Die Mehrzahl der Beamtenſöhne kehrt ſchließlich doch irgend wie wieder zurück, und ſo giebt es doch eine Art von Patriciat, das in enger Familienverbindung mit den Gutsbeſitzern der Umgegend ſteht.

Aus dieſem halb ſeßhaften, halb wandernden Theil der Bevölkerung Marienwerders ſind die „Bilder aus unſeren vier Wänden" entlehnt. Ich kann das Lokale noch näher bezeichnen: es iſt die Herrenſtraße, der Faubourg St. Germain von Marienwerder. Nach allgemeinem Vorurtheil wird die Originalität durch die Bildung abgeſchwächt; ſtudirte Leute ſollen durchweg etwas Conventionelles, Unbeſtimmtes haben. Jeder Marienwerderer wird von dem Ungrund dieſer Behauptung überzeugt ſein. Allen Reſpect vor Onkel Herſe, Mammſell Weſtphalen und Fritz Sahlmann! wenn ich aber nur das Talent dazu hätte, ſo würde ich aus meinen Marienwerderer Erinnerungen Dutzende von Originalen zeichnen können, ſtudirte und unſtudirte, die an gründlicher Tollheit Jene weit überbieten ſollten.

Reichenau's Abſicht iſt das nicht geweſen; er will nicht originelle Zuſtände ſchildern, ſondern rein menſchliche, die überall in Deutſchland wieder vorkommen. Die Lokalbeſtimmtheit iſt bei ihm nur das Erdkrümchen, das man mitnimmt, wenn man eine Pflanze ſauber auszieht. Es iſt nicht Mangel an Talent, ſondern Geſchmack, der ihn zu dieſer Enthaltſamkeit beſtimmt; es ſind einige brillant entworfene humoriſtiſche Bilder darin, aber in ſo zartem Ton, daß man erſt allmählig die Fülle des Komiſchen merkt. Ich mache nur auf zwei aufmerkſam, in den „Liebesgeſchichten" „der Barankepelz", und in den „Alten" die „Handſchrift des Großonkels": man kann das Poſſenhafte nicht treuherziger darſtellen.

Hat nun dieſes Genre bei dem gegenwärtigen Stand unſerer Literatur überhaupt Berechtigung? — Der Realismus iſt in der Poeſie ſo weit ausgebildet, daß man in jedem Roman von einigem Umfang Kinder- und Familien-Motive die Hülle und Fülle antrifft.

Einmal finde ich, daß der Roman nach dem Vorbilde der Engländer in dieſem Beſtreben zu weit geht. Der Roman gehört doch zur epiſchen Gattung, er ſoll erzählen, und was er an Charakteriſtik bietet, ſoll der Erzählung dienen. Ich finde, daß es ihm nur vortheilhaft ſein kann, wenn man ihn durch Anbau des reinen Genre einigermaaßen entlaſtet. Sodann giebt es viele Dinge im Kleinleben, die auch der ausſchweifendſte Realismus im Rahmen einer Erzählung nicht wieder geben kann. Nur ein Beiſpiel aus Reichenau: es iſt von der Vielbeſchäftigung einer Mutter

die Rede, ihren kleinen Quälgeiſtern gegenüber. Zum Verſtändniß des folgenden bemerke ich, daß was der gebildete Deutſche Mama nennt, in unſerm preußiſchen Idiom Mutterchen heißt.

„Mutterchen, dürfen wir nach dem Frühſtück in den Garten?"

„Mutterchen, weißt du nicht, wo mein Hut iſt?"

„Mutterchen, der Karl neckt mich immer."

„Mutterchen, wie ſchreibe ich Fürſt? mit einem V. oder F.?"

„Mutterchen, hat unſer ſeeliges Schweſterchen im Himmel auch Spielzeug?"

„Mutterchen, ich hungere todt."

„Schön mein Jungchen."

„Mutterchen, ich bin der Papa, zum Spaß!"

„Mutterchen, der Karl will gar nicht mit mir ſpielen."

„Ja Mutterchen, ich will wohl, aber er will immer Kutſcher ſein, ich ſoll immer Pferdchen ſein."

„Mutterchen, ſieh mal, wie hoch ich werfen kann!"

„Mutterchen, was ſoll ich doch machen? mir wird die Zeit ſo lang."

„Mutterchen, mich ſchläfert."

„Mutterchen, gieb mir einen Kuß."

„Mutterchen, mich juckt es ſo."

„Mutterchen! Mutterchen! Mutterchen!"

„Nun was haſt du denn ſchon wieder?"

„Mutterchen, jetzt juckts mich nicht mehr." —

In einen Sittenroman eingewebt, würde dies Geſpräch wohl ſchwerlich an ſeinem Platz ſein; ſollte es deshalb ungeſchrieben bleiben? Ich denke es iſt mehr werth zu exiſtiren als manche hochtrabende Ode.

Einige Zeit vor Reichenau hatte Bogumil Golz durch ſein „Buch der Kindheit" viel Bewunderung erregt; ich habe ſie nie theilen können. Ohne Zweifel ſind Kinder das reizendſte, was es auf der Welt giebt, aber in keiner Weiſe geeignet, Gegenſtände der Verhimmelung zu werden. Das einzig Gute bei Bogumil Golz ſind einige Geſpräche in der Art des vorigen, die er ſtenographirt hat, die Ueberſchwenglichkeit ſeiner Ausdrücke ſtößt mich ab, und hinter der Sentimentalität verſteckt ſich nicht ſelten Rohheit. Kinder ſoll man treu und unſchuldig abbilden, aber nicht beſingen. Reichenau hat darin den vollkommen richtigen Takt, und eine ſeltene Fülle der Anſchauung.

In mancher Beziehung hat für mich das letzte Bändchen das größte Intereſſe, es wird aber erſt völlig zu ſeinem Recht kommen, wenn es in den Zuſammenhang des Ganzen aufgenommen iſt. Wir durchleben in aller Eile eine Reihe von Generationen. Die Erzählung beginnt noch mit

Puder und Zopf, dann kommen die Zeiten der Schlacht von Jena, die franzöſiſche Occupation, die Freiheitskriege, endlich Königgrätz und Sedan: Alles das nur ganz leiſe angedeutet mit einem Anflug von Humor, aber in der Seele tüchtiger Leute empfunden. Wie ſein Vorbild, unſer Landsmann Hippel, giebt Reichenau gewißermaßen „Lebensbilder in abſteigender Linie"; aus ihm iſt auch das Motto: „das erſte und letzte vom Menſchen iſt das beſte!"

Ich wüßte unter den Schriften der neueſten Zeit kein Buch zu nennen, das ſo reichlich verdiente, als echtes Familienbuch für Jung und Alt in „unſern vier Wänden" gehegt zu werden.

Julian Schmidt.

Neue Parteibildungen für die Wahlen.

(Politiſche Correſpondenz.)

Es iſt kein Vorzug unſrer politiſchen Einrichtungen, daß ſich die Wahlen zum Reichstag und Landtag alle drei Jahre wiederholen. Die dreijährigen Legislaturperioden mochten für unſre Parlamente genügen, als dieſelben ſich vorzugsweiſe mit allgemeinen politiſchen Fragen beſchäftigten; ſie reichen nicht recht aus, ſeit ſie zuſammenhängende organiſche Geſetzesarbeit zu machen haben. Hätten beiſpielsweiſe die Selbſtverwaltungsgeſetze, welche für Kreis, Provinz und Gemeinde doch nach ähnlichen Geſichtspunkten und für alle Theile der Monarchie wenigſtens grundſätzlich gleich geſtaltet werden müſſen, von ein und demſelben Landtag berathen werden können, ſo würde die Harmonie in den neuen Inſtitutionen dabei nur gewonnen haben. Statt deſſen reißt jetzt der Faden der Entwürfe ab, und wir wiſſen nicht, wie er weiter geſponnen wird. Die Kürze der Wahlperioden giebt auch der Agitation von Außen größeren Einfluß auf die parlamentariſchen Berathungen, als wünſchenswerth iſt. In der erſten Seſſion geht viel Zeit verloren, bis die neugewählten Vertreter ſich an einander gewöhnen und in ihre neuen Aufgaben hineinfinden, in der zweiten wird mit geübterer Kraft und mit ſachlicher Erwägung gearbeitet, in der dritten wirkt der Seitenblick auf die Wahlen ſchon auf die Entſchließungen ein. Das ſind für die Abgeordneten, die ihrem Lande ernſthaft nützen wollen und, wie nach oben ſo auch nach unten gegenüber der agitatoriſchen Phraſe auf Unabhängigkeit halten, keine günſtigen Verhältniſſe. Innerhalb der Bevölkerung ruft die zu raſche Wiederholung der politiſchen Wahlen, verbunden mit all den Wahlen für die communalen und kirchlichen Körperſchaften Ermüdung hervor. Schwerlich würde der Procentſatz der Abſtimmenden durchgängig weit unter die Hälfte geſunken ſein, wenn die Berufung an die Urwähler etwas ſeltener einträte. Aber der Vorſchlag zu einer Verlängerung unſrer Legislaturperioden nach engliſchem Muſter oder doch auf fünf Jahre kann nicht aus der Initiative der parlamentariſchen Mehrheit kommen. Denn

man würde derselben sofort statt verständiger und uneigennütziger Motive die Absicht unterschieben, das für sie grade günstige Wahlergebniß auszubeuten und ihre Herrschaft zu verlängern.

Wir werden also im October für den Landtag und im Januar für den Reichstag neu wählen, und die Frage ist, welche Veränderungen dadurch in den Parteiverhältnissen muthmaßlich hervorgerufen werden. In der Wahlbewegung von 1873/74 wurde die altconservative Partei von der politischen Bühne fast weggefegt. Schon seit 1866 war sie mit dem Gang der Ereignisse unzufrieden gewesen. Es verdroß sie, daß die Regierung nach dem siegreichen Krieg Indemnität vom Abgeordnetenhaus erbeten und die Hand zur Ausgleichung der innern Gegensätze geboten hatte. Sie wollte den Conflict zu einer dauernden Institution erheben und daraus die Folgerungen für ihre ausschließliche Herrschaft ziehen. Die Entwicklung des Norddeutschen Bundes, die nothwendige Rücksicht auf die liberalen Elemente der neuen Provinzen und der Kleinstaaten entsprach nicht dem engen Kreis ihrer Anschauungen. Als dann nach dem französischen Krieg und der Gründung des Reichs die Gesichtspunkte unsrer Politik sich noch mehr erweiterten, als Preußen sich anschickte, die Reste des Feudalismus aus seinen Kreis- und Gemeindeverhältnissen zu entfernen, als die Feindseligkeit Roms gegen das protestantische Kaiserthum zur Aenderung der bisher befolgten Kirchenpolitik und zur Wiederherstellung der Staatshoheitsrechte über die Kirchen zwang, als endlich die nächsten Freunde der altconservativen Partei aus dem Ministerium entfernt wurden — da kam der lange verhaltene Groll zum offenen Ausbruch, Kleist-Retzow erhob gegen den Fürsten Bismarck die Anklage des Abfalls von den conservativen Grundsätzen, die Kreuzzeitung erklärte dem Kanzler den Krieg, — es machte sich eine ähnliche, aus Junker- und Hofeinflüssen sich nährende Strömung geltend, wie die, welche nach den Freiheitskriegen die Humboldt gestürzt und die Hardenberg gebeugt hatte. Nur waren die Zeiten inzwischen andere geworden. Die Altconservativen gingen an ihrer Opposition zu Grunde; ein Pairsschub brach das Uebergewicht des alten und befestigten Grundbesitzes im Herrenhaus, bei den Wahlen verschwand die Partei und selbst die gemäßigten conservativen Schattirungen gingen in sehr geschwächter Zahl aus ihnen hervor.

Trotz dieser Schwächung der Rechten hatte die Regierung in den neuen Parlamenten eine im Großen und Ganzen zuverlässige Mehrheit. Für die nationalen Aufgaben im Reich, für die energische Abwehr hierarchischer Uebergriffe, für die Verwaltungsgesetze in Preußen fand sie nicht blos bereitwillige Unterstützung, sondern auch manche Anregung zur vollständigeren und bessern Gestaltung der Vorlagen. Es war ein für

beide Theile, ſowie für die Reichs- und Staatsintereſſen gedeihliches freies Zuſammenwirken. Den Grundſtock der parlamentariſchen Mehrheit bildete die nationalliberale Partei; an ſie lehnten ſich nach rechts die Freiconſervativen, nach links die Fortſchrittspartei. In den kirchenpolitiſchen Kämpfen, ſowie früher in der Kreisreform und zuletzt im Competenzgeſetz ſtanden beide Parteien mit den Nationalliberalen zuſammen; bei dem Compromiß über die Provinzialordnung, von der auch das Dotationsgeſetz abhing, bei der Synodalverfaſſung, der Reichseiſenbahnvorlage, bei der Ausgleichung der Differenzen in der Militärfrage durch die ſiebenjährige feſte Präſenzziffer, beſtand die Mehrheit aus den Nationalliberalen, den gemäßigten conſervativen Schattirungen und einer Minderzahl der Fortſchrittspartei. Wenn bei den Steuervorlagen im letzten Reichstag und bei den politiſchen Paragraphen der Strafnovelle die Mehrheit verloren ging, ſo lag das nicht an der Mehrheit, ſondern an den Vorlagen. Die Ausgaben des Reichshaushalts ließen ſich ohne neue Steuern decken, und die Gefahr jener biegſamen Paragraphen für die bürgerliche Freiheit war unleugbar, wie ſehr ſie auch im Sinne ihrer Urheber nur gegen die zerſtörenden Elemente im Staat gerichtet ſein mochten. Erwägt man, daß unſere conſtitutionellen Zuſtände vorläufig noch nicht ſo weit gereift ſind, um die Miniſter aus der parlamentariſchen Mehrheit hervorgehen zu laſſen, daß alſo die Mehrheit, welche das Miniſterium unterſtützt, Geſetzentwürfen und Verwaltungsmaßregeln gegenüber ſteht, die von einer mit ihr keineswegs organiſch verbundenen und oft nicht in Fühlung ſtehenden Behörde ſtammen und daß dieſes Verhältniß jeder Partei, welche nicht zu Grunde gehen will, eine ſorgfältige Rückſicht auf die Selbſtſtändigkeit ihrer Entſchließungen und die Wahrung ihrer Grundſätze zur Pflicht macht, ſo wird zugeſtanden werden müſſen, daß der Reichstag und Landtag der Regierung gegenüber nicht gerade unverträgliche Körperſchaften waren. Die extremen Parteien tobten gegen die gemäßigte Geſinnung der Majorität. Ihre Zeitungen überboten ſich in Kraftausdrücken über die Schwächlichkeit der „Partei Bismarck avec phrase“, die den reichsfeindlichen Tendenzen einen feſten Damm, der leeren Negation ein poſitives Schaffen entgegenſtellte. Aber dieſe Schmähungen aus dem ultramontanen, particulariſtiſchen und radicalen Lager waren die ſchlagendſte Widerlegung der Vorwürfe, welche von rechts kamen. Reibungen freilich konnten bei der Selbſtſtändigkeit der zuſammenwirkenden Faktoren nicht ausbleiben. Wer im politiſchen Kampf ſteht, unter wechſelnden Stimmungen und Erregungen raſche Entſchlüſſe faſſen muß, wird ſich nicht lange für unfehlbar halten, ſei er Miniſter oder Abgeordneter. Von beiden Seiten wurden Fehler begangen und überflüſſige Leidenſchaften geweckt. Aber man kam doch mit einander aus, und

um was es sich im Grunde allein handelt — das Reich und der Staat kamen vorwärts.

Daß die Regierung gleichwohl bei den Neuwahlen die geschwächte conservative Seite verstärkt sehen möchte, ist von ihrem Standpunkt aus begreiflich. Nur fragt es sich, von welcher Beschaffenheit die neuen Conservativen sind. Auch eine Vereinigung der zersplitterten und daher einflußloseren Gruppen der Rechten wird ihr sehr lieb sein, nur entsteht auch hier die Frage, wer bei dieser Vereinigung oben auf kommt und die Leitung in die Hand nimmt. Tauchen als die zähesten und langlebigsten Elemente die Kreuzzeitungsdeklaranten wieder auf, so dürfte es doch auch für die Regierung gerathener sein, auf diese Personen von eingewurzelter Feindseligkeit und unbelehrbarer Selbstüberschätzung nicht allzuviel zu bauen. Statt ihre Hoffnung auf solche neue Parteibildung zu setzen, sollte sie in Erwägung ziehen, daß das Wesentliche dessen, was man conservativ nennt, — die Hervorhebung des Staatsgedankens, die Betonung der Autorität der Gesetze und der öffentlichen Ordnung, die Sorge, daß ein zu großes Maaß individueller Freiheit von der socialen oder clericalen Agitation dazu mißbraucht werde, die gesetzliche Ordnung aufzulösen, heute nicht das Kennzeichen einer einzelnen Partei, sondern die vorherrschende Gesinnung der besitzenden Klassen ist. Gestützt auf diese allgemein verbreitete Stimmung, kann eine Regierung, die die Fortentwicklung der Reichsinstitutionen wie der inneren preußischen Verhältnisse will, auf ihrem Wege sicherer vorwärts kommen, als mit neuen Parteibildungen.

Die zersprengten Conservativen freilich hatten ihrerseits das dringende Interesse, nach solcher Parteibildung zu streben. Sie benutzten dazu in nicht ungeschickter, wenn auch nicht gerade allzugewissenhafter Weise, unsre üblen wirthschaftlichen Verhältnisse. Die Calamität der Industrie und des Handels herrscht zwar auch in England und Amerika, in den Ländern des äußersten Freihandels wie des höchsten Schutzzolles, Handwerk und Gewerbe sind in Frankreich in besserem Zustand als bei uns, obwohl dort die Gewerbefreiheit seit dem vorigen Jahrhundert existirt, der Schwindel nach dem französischen Krieg ist in Oesterreich nicht geringer gewesen als bei uns, obwohl dort die Concessionspflicht für Actiengesellschaften bestehen geblieben ist, welche das Actiengesetz (das freilich durchgreifend reformirt werden muß) bei uns abgeschafft hatte. Grundsteuer und Stempelabgaben, Doppelbesteuerungen in verschiedenster Form existiren und zwar meist höher als bei uns, auch in andern Ländern, die sich augenblicklich verhältnißmäßig besser befinden, als wir. Aber obwohl dies darauf hinweist, daß unsere Krisis der Hauptsache nach weder in der Zoll- und Steuergesetzgebung noch in der gewerblichen ihren Grund hat, so wurde

doch den Geſetzen und Geſetzgebern die Schuld daran beigemeſſen, und ſtatt der Beſſerung im Einzelnen an der Hand der belehrenden Erfahrung erhob ſich der Ruf nach Umkehr unſeres geſammten wirthſchaftlich-politiſchen Syſtems. Dieſe Stimmung weckte und benutzte die conſervative Partei, insbeſondere benutzte ſie die üble Lage der Landwirthſchaft. Das Ergebniß, welches eine Reihe ſehr mittelmäßiger Ernten, ſchlechte Woll-, Spiritus- und Zuckerpreiſe, die Concurrenz billiger producirender Länder und die plötzlich geſtiegenen Löhne hervorgerufen hatten, führte ſie auf die „liberalen“ Geſetze zurück. Unter der Firma der „Agrarier“ oder „Steuer- und Wirthſchaftsreformer“ ſtellte ſie ein Programm von 9 Punkten auf, worin eine Anzahl wirklicher, von den bisherigen Parteien längſt anerkannter Reformbedürfniſſe mit einſeitigen und übertriebenen Forderungen verbunden war. Der Schwerpunkt lag in der Beſeitigung der Grundſteuer. Mit dieſer angenehm klingenden Verheißung ſollte der Landmann gewonnen werden; die Gebäude- und Gewerbeſteuer wurde zur beſſeren Deckung mit beigegeben. Demnach richtete ſich die Agitation dahin, die Hälfte aller direkten preußiſchen Staatsſteuern, 74 Millionen, abzuſchaffen und in dem conſervativſten Theil der Bevölkerung, unter dem Landvolk, die Ueberzeugung zu verbreiten, daß es bisher unter dem Druck des ungerechteſten, das platte Land zu Gunſten der Städte ſchmählich überbürdenden und ausbeutenden Steuerſyſtems geſtanden habe. Die Ausbreitung dieſer Anſicht, die Fanatiſirung der grundbeſitzenden Klaſſen für dieſelbe, nannte man die Löſung der „hoch wichtigen Aufgabe: die ſtabilen Elemente der Geſellſchaft“ neu zu ſammeln. Ob unſere Gutsbeſitzer bei Beſeitigung der Grundſteuer auch ihren Antheil an den 10 Millionen Thalern zurückbezahlen wollen, die ſie durch das Geſetz vom 21. Mai 1861 erhielten, indem der Staat den bisher befreiten oder bevorzugten Gütern für die Mehrlaſt eine Entſchädigung im $13^1/_2$fachen Betrag der neuen Mehrabgabe gewährte — das haben ſie bis jetzt noch nicht verrathen.

Außer dieſen Verſprechungen ſetzte die Großgrundbeſitzerpartei noch einen zweiten Hebel an, um den ländlichen Mittelſtand von dem Bürgerſtand der Städte zu trennen. Sie verleumdete die Liberalen als Großcapitaliſten und Börſenſchwindler. Zwar die Liberalen haben ſich von jeher aus den verſchiedenſten Berufsklaſſen zuſammen geſetzt. Sie zählten wie früher ſo jetzt unter ſich große und kleine Grundbeſitzer, Richter und Verwaltungsbeamte, Gelehrte und praktiſche Männer und nur in verſchwindender Zahl große Capitaliſten oder Perſonen, die nach ihrem Beruf mit Börſen und Banken zu thun hatten. In England, in Frankreich, in den Parlamenten faſt aller Länder ſind die großen Geldgeſchäfte, die Eiſenbahngeſellſchaften u. ſ. w. ungleich mehr vertreten, als bei uns,

Unſere deutſchen Volksvertretungen ſind allerdings ſo wenig ohne Fehler, wie eine andere menſchliche Inſtitution ohne Fehler iſt. Man mag ſie doctrinär und eigenſinnig, oder ſervil und nachgiebig ſchelten, man mag jeden denkbaren Vorwurf gegen ihren politiſchen Verſtand oder ihre politiſche Willenskraft erheben, aber ihnen und ſpeziell den Liberalen *eigenſüchtige, materielle Motive* unterſchieben, das iſt das Unverdienteſte, was man ihnen vorwerfen kann und eine frivole Verunehrung der eigenen Nation. Aber mit amerikaniſcher Rohheit und Gewiſſenloſigkeit beſchimpften die agrariſchen Organe die geſammte liberale Partei. Man ſagt, daß die Kreiſe, welche durch die Enthüllung der mit den Eiſenbahn-Conceſſionen und -Gründungen getriebenen Mißbräuche im Frühjahr 1873 beſonders getroffen wurden, große Geldopfer es ſich hätten koſten laſſen, um die Federn für dieſes ſchmachvolle Treiben in Bewegung zu erhalten. Aber die Verläumdung ging noch weiter. Man bewarf unſere Staatsverwaltung mit Schmutz, man griff Miniſter von ſo tadelloſem Charakter, wie Delbrück und Camphauſen an, man zog ſelbſt freche Vergleiche zwiſchen den Finanzverbindungen, welche Herr von Beuſt, und denen, welche unſer größter Staatsmann unterhalte. Unvergeſſen ſind jene Schmähartikel der Kreuzzeitung, als deren Verfaſſer einer der Hauptagenten der Agrarier und Mitunterzeichner des deutſch-conſervativen Programms bisher ohne Widerſpruch bezeichnet wird. Unvergeſſen ſind die Verhandlungen über den Invalidenfonds und die Provinzialdotationen, die Verſuche, den Ankauf von Prioritäten, welche durch den Rückgang aller Werthe im Courſe gelitten hatten, auf gemeine Beweggründe der höchſten Rathgeber der Krone zurückzuführen. Auch dieſes Treiben gehörte zu der Aufgabe: „der zunehmenden *Verwilderung* entgegen zu treten, die mehr und mehr die Achtung vor Geſetz und Obrigkeit untergräbt".

Die Agrarier haben ſich nun neuerdings als die *politiſche* Partei der *Deutſch-Conſervativen* entpuppt. Der Wechſel der Scenerie hat keine Ueberraſchung hervorgerufen, da die Leitung der „Steuer- und Wirthſchaftsreformer" ſchon längſt in der Hand der altconſervativen Häupter lag. Die Unterzeichner des agrariſchen und die des deutſchconſervativen Programms tragen zu einem guten Theil die gleichen Namen. Nur viele Kreuzzeitungsdeklaranten ſind noch hinzugetreten, und zwar waren ſie, um den Eindruck nicht zu abſchreckend zu machen, nicht gleich unter dem erſten Aufrufe, ſondern im nachträglichen Verzeichniß der Deutſch-Conſervativen vermerkt. Schwerlich haben ſich die Chancen der Partei durch dieſe politiſche Verwandlung verbeſſert. Sie trat jetzt noch deutlicher als bisher mit ihrem Hauptziel hervor — „*den deutſchen Bauernſtand* der Führung der *ſtädtiſchen, liberalen Elemente zu entreißen*", den Riß

zwiſchen den ariſtokratiſchen Elementen des Landes und dem kleinen Grundbeſitz zu ſchließen", auf die geeinigte Ackerbautreibende Bevölkerung die „große Rechte" zu ſtützen. Aber was hat denn den ländlichen Mittelſtand liberal gemacht und ihn mit den Liberalen der Städte zuſammengeführt? Wer war der gemeinſame Gegner, den die beiden in feſtem Bündniß bekämpften? Wer ſtemmte ſich der Befreiung des Bauernſtandes und der agrariſchen Geſetzgebung entgegen? Wer ſchuf die Kreis- und Provinzialordnungen, in welchen vor der Ueberzahl der Ritter die Städte und die Landgemeinden verſchwanden, und führte bis in die jüngſten Jahre den hartnäckigen Kampf für die Fortdauer der gutsherrlichen Polizei und der erblichen oder ernannten Schulzen, für die Vorrechte des Feudaladels und gegen eine angemeſſene Vertretung der Landgemeinden in den Kreistagen? Das alles ſoll der Bauernſtand jetzt vergeſſen, er ſoll die bisherigen Bundesgenoſſen als Feinde betrachten, die bisherigen Gegner zu ſeinen Führern nehmen. Er ſoll dies thun, angeſichts der Landgemeindeordnung, die noch geſchaffen werden muß und die der Gemeinde gegenüber dem Gutsbezirk erſt ihre Sicherheit und Geltung geben ſoll. So ſchwach wird ſein Gedächtniß ſchwerlich ſein. In dem Kleide des Agrariers mochte er den Großgrundbeſitzer wie ſeines Gleichen und als Träger derſelben Intereſſen anſehen, von dem politiſchen Kreuzzeitungsmann aber weiß er, daß derſelbe durch Generationen nur ihm entgegengeſetzte Intereſſen verfolgte. Und wahrſcheinlich iſt er nicht der einzige, der ſich mißtrauiſch abwendet. Auch noch andere ſehr hochgeſtellte Leute im Reich und Staat ſind wohl ſchon mit ſich einig, daß die „große Rechte" unter der Führung der Kleiſt, Kraſſow und von der Horſt-Hollwinkel ein recht bedenklicher parlamentariſcher Zuwachs werden kann. Sucht man hinter den allgemeinen Redewendungen des deutſch-conſervativen Aufrufs den Kern zu faſſen, ſo iſt klar, daß die Partei den Ultramontanen, wie den Particulariſten die Hand reichen will, wie ſie ja auch unter der Firma der Agrarier bereits mit den Welfen und den mittelſtaatlichen Hofleuten im Bunde ſteht. Sie bietet den Clericalen, die ihrerſeits ſtramm auf der Beſtreitung der Staatshoheitsrechte beharren, die Reviſion der Maigeſetze, denen ſie indirect Gewiſſenszwang und Eingriff in das innere kirchliche Leben vorwirft. Sollte ſie alſo ſo ſtark werden, um zuſammen mit dem Centrum, das mit ſeinen Hülfstruppen ſchon allein ein Drittheil in den beiden Parlamenten ausmacht, die Mehrheit in's Schwanken zu bringen, ſo würde Dr. Falk einem neuen Herrn von Mühler Platz zu machen haben. Selbſtverſtändlich fiele Herr Camphauſen, weil er ja das große Geldcapital ſo bevorzugt und beſonders den Börſenleuten ſo viel zu verdienen giebt, wofür die jüngſte 4% Anleihe, die er zu einem für den Staat ſo außerordentlich

günſtigen Courſe losgeſchlagen hat, einen neuen ſchlagenden Beweis liefert. Endlich ſind die Freiconſervativen auch nur verſchämte Börſenliberale, und ſo ſucht man ſich für Handel und Landwirthſchaft und am beſten auch für die viel zu productive Juſtiz jene altconſervativen Talente wieder, die nichts überſtürzen, weil ſie nichts thun und nichts können, und inſofern allerdings dem Lande eine ungeſtörte Ruhe ſichern.

Auf weitere Zeichnungen aus Süddeutſchland hat die deutſch-conſervative Partei, nachdem ſie ein Paar orthodoxe Namen zuſammengebracht, Verzicht geleiſtet. Gewiß mit gutem Grund, denn wie die agrariſche Bewegung, ſo reicht auch die Junkerpartei nicht über den Main. Die vornehmſten Elemente unſeres Adels, unſere reichſten Großgrundbeſitzer beſonders die ſüddeutſchen, gehören ihr der Regel nach nicht an. Unſre wirkliche, mit einem weiteren politiſchen Blick begabte Ariſtokratie begreift, daß zwiſchen ihr und den kleinen Intereſſen der früheren Herrenhausmehrheit eine breite Kluft liegt. Unſere ſocialen Verhältniſſe fordern nicht die Verhetzung der beſitzenden Klaſſen unter einander, ſondern ihre Vereinigung zu gemeinſamem verſtändigen Wirken, und das Reich wie Preußen ſeitdem es an der Spitze Deutſchlands ſteht, wird ſchwerlich je wieder aus dem Geſichtskreis einer Partei regiert werden können, welche noch jüngſt in der Aufhebung der Erbſchulzen und der gutsherrlichen Polizei eine Gefahr für den Thron und in der weltlichen Schulaufſicht einen Frevel gegen Kirche und Glauben fand.

W.

Zwei Werke über Indien.

M. Duncker: Geſchichte des Alterthums, dritter Band (Indien), vierte verbeſſerte Auflage. Leipzig 1875. —

A. Weber: Akademiſche Vorleſungen über indiſche Literaturgeſchichte, zweite vermehrte Auflage. Berlin 1876.

Im letzten Monat des Jahres 1875 iſt der dritte Band von Duncker's Geſchichte des Alterthums, enthaltend die Geſchichte von Indien, in vierter Auflage erſchienen. 8 Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem die entſprechende Abtheilung des Werkes in dritter Auflage erſchien, und 22 Jahre ſeit der erſten Auflage. In dieſen vier Auflagen iſt der Umfang des Buches allmählig von 290 auf 426 Seiten geſtiegen.

In dem Vorwort zur erſten Ausgabe hatte der Verfaſſer als Programm für ſein Werk aufgeſtellt, die Forſchungskreiſe der Linguiſten und Orientaliſten einerſeits und der Hiſtoriker andrerſeits zu vereinigen. Von dieſem Plan iſt der Verfaſſer nicht abgewichen, und bei den großen Fortſchritten, welche die Sprachforſchung und die indiſche Philologie in den letzten zwanzig Jahren gemacht zu haben ſich rühmen kann, hat er Gelegenheit gehabt, aus den dort gewonnenen Ergebniſſen für ſeinen Zweck immer größern Nutzen zu ziehen. Es giebt ein lebendigeres Zeugniß über die Völker als Knochen, Waffen und Gräber, und das ſind ihre Sprachen, ſagt Jakob Grimm. Die Linguiſtik verkündet namentlich auf indogermaniſchem Gebiet von Zeiten, die jeder ſchriftlichen Aufzeichnung weit vorausliegen, indem ſie das ehemalige Zuſammenleben der Völker und mit einiger Sicherheit auch den Ort wo, und die Zeit bis wann dieſes Zuſammenleben ſtattgefunden hat, feſtſtellt. Die Sprache, die ſonſt nur die Form iſt, in welcher die Geſchichtsquellen enthalten ſind, wird hier ſelbſt Quelle; aus den Wörtern, welche in allen indogermaniſchen Sprachen vorkommen und dadurch zeigen, daß ſie ſchon dem Stammvolk angehört haben, kann ungefähr ein Bild entworfen werden ſeiner religiöſen Vorſtellungen, ſeiner Beſchäftigung, ſeines Familienlebens u. ſ. w.

Der Verfaſſer geht hierauf jedoch nicht ein, ſondern begnügt ſich mit der kurzen Bemerkung: „Die Einwanderung der Arja in Indien iſt von Weſten her erfolgt.“

Welches iſt aber die Zeit der Einwanderung? Wann ſind die Arier in das Land des Indus und der Fünfſtröme herabgeſtiegen? Der Verfaſſer muſtert

die Beziehungen des Auslandes zu Indien; der Krieg der Semiramis am Indus ist nur eine Sage; die älteste historische Thatsache ist die Handelsunternehmung nach Indien, welche König Salomo von Israel und König Hiram von Tyrus um das Jahr 990 v. Chr. ausrüsteten, wie im ersten Buch der Könige erzählt wird. Nach dreijähriger Abwesenheit bringen die Seefahrer Sandelholz, Pfauen, Affen und Elfenbein aus dem Lande Ophir. Daß mit dem Lande Ophir Indien bezeichnet wird und daß in diesem Lande damals schon das Sanskrit redende Volk saß, geht besonders aus der hebräischen Benennung der Affen kofim hervor, welche eben aus dem Sanskritworte kapi entstellt und das einzige Wort für Affe im Hebräischen ist. Beiläufig: die beiden andern Wörter, die der Verfasser anführt, tukijim und almugim, die hebräischen Namen für Pfauen und Sandelholz, sind nicht beweisend. Das erstere entspricht nicht dem Sanskritworte çikhin, welches auch nicht der eigentliche Name für Pfau ist, aber auch nicht dem tamulischen togei, wie Andere vorschlugen, denen sich Weber in den akademischen Vorlesungen, 2. Auflage, anschließt, da das heutige Tamulische mit einer Sprache, die tausend Jahre v. Chr. gesprochen wurde, nicht verglichen werden kann. Das andere Wort almugim oder algumim ist wohl auch nicht durch valgu zu erklären, da vielmehr tschandanam (woraus arabisch sandel) der eigentliche Name für das Sandelholz ist, valgu dagegen anmuthig bedeutet und ein poetisches Wort ist, mit welchem die Kaufleute wohl schwerlich ihre Waaren bezeichneten.

Wenn nun auch diese beiden Wörter den Beweis nicht unterstützen können, so behält doch kofim seine volle Kraft. Waren nun die Arier um das Jahr 1000 v. Chr. in der Lage, mit den Producten Indiens Handel zu treiben, so müssen sie bereits Jahrhunderte lang seßhaft gewesen sein. Diese Schlußfolgerung leitet den Verfasser anzunehmen, daß die Arier nicht lange nach dem Jahre 2000 v. Chr. in das Indusland gezogen sind.

Soweit der Verfasser. Wir werden aber den Zeitpunkt der Einwanderung auf Grund einer ägyptischen Quelle in ein noch höheres Alterthum versetzen müssen. Als wir die Ausführungen des Verfassers lasen, nahm es uns Wunder, daß ihm diese höchst interessante und wichtige Entdeckung entgangen ist. Der Name kapi, mit dem das Sanskrit redende Volk den Affen bezeichnet, und welchen die Hebräer in kof verändern, findet sich auch im Aegyptischen als kafu, und zwar in einer Inschrift aus dem 17. Jahrhundert v. Chr. In dieser hieroglyphischen Inschrift, welche Dümichen herausgegeben hat in einem besondern Werke, das den Titel führt „Die Flotte einer ägyptischen Königin im 17. Jahrhundert", ohne daß er jedoch von der Wichtigkeit der Inschrift für die indische Alterthumswissenschaft Kenntniß hatte, werden die aus überseeischen Ländern nach Aegypten gebrachten Handelsartikel aufgezählt, darunter auch kafu. Im Uebrigen muß man auf Grund dieser Urkunde ebenso weiter folgern, wie auf Grund jener hebräischen Nachricht von der Handelsverbindung des Königs Salomo mit Indien. Waren die indischen Arier schon im 17. Jahrhundert in so geordneten Verhältnissen, um Handel treiben zu können, oder, um des Ver-

faſſers eigene Worte zu gebrauchen, „gingen Producte Indiens unter Namen, die ihnen die Arja gegeben, um das Jahr 1000 v. Chr. (jetzt ſagen wir 1700) außer Landes, ſo müſſen die Arja bereits Jahrhunderte zuvor im Induslande ſeßhaft geweſen ſein“.

War mit dem Zeitpunkt der Einwanderung, wann immer dieſelbe erfolgt ſein mag, der Anfang naturgemäß gegeben, ſo kann darüber eine Meinungsverſchiedenheit vorhanden ſein, welche Begebenheit im Verlauf der indiſchen Geſchichte ſo wichtig geweſen iſt, daß mit ihr die Geſchichte des Alterthums abzuſchließen ſei. Bis wohin reicht das Alterthum bei den Indern? Man könnte das Auftreten Buddha's als den charakteriſtiſchen Wendepunkt anſehen. Aber bei näherer Betrachtung erſcheint dieſe Meinung irrig, denn die Ideen, auf denen der Buddhismus ruht, waren ſchon lange Zeit vorher in der Sankhja-Philoſophie heimiſch. Es iſt angemeſſener, ein ſo gewaltſames, von außen kommendes Ereigniß als Scheidegrenze zu wählen, wie den Einfall der Griechen unter Alexander in Indien, ebenſo wie auch für die Geſchichte von Europa die Völkerwanderung und der Zuſammenſturz des römiſchen Reiches beſſer als Grenze der alten und neuen Zeit angeſehen wird, als der unſcheinbare Anfang des Chriſtenthums. Der Verfaſſer iſt auch in den erſten Auflagen dieſer Meinung geweſen; er ſchloß mit der Erzählung von Alexander's Heereszug, und eröffnete eine großartige Perſpective in die Zukunft, indem er den mächtigen Einfluß andeutete, welchen die Griechen auf die Inder ausgeübt haben. Jetzt iſt der Verfaſſer andrer Meinung geworden, aber nicht etwa ſo, daß er mit dem Auftreten Buddha's abſchließt, ſondern ſo, daß er über die Expedition Alexanders hinaus die Erzählung bis zur dritten buddhiſtiſchen Synode (nach ſeiner Berechnung im Jahre 247 v. Chr.) fortführt. Den Begriff der alten Zeit dehnt der Verfaſſer mithin bei Indien am weiteſten aus. Die Geſchichte Perſiens beendet er beiſpielsweiſe mit dem Zeitpunkt, wo Darius Griechenland mit Krieg überzieht, die Geſchichte der Aegypter führt er bis zu den Rameſſiden, welche ihm zufolge im Jahre 1244 v. Chr. zur Regierung kamen.

In dem behandelten Zeitraum der indiſchen Geſchichte von der Einwanderung der Arier bis zum dritten buddhiſtiſchen Concil im Jahre 247 v. Chr., einem Zeitraum, der etwa zwei Jahrtauſende umfaßt, ſind zwei Perioden von gänzlich verſchiedenem Charakter vorhanden, die wediſche Zeit und die brahmaniſche Zeit, d. h. die Zeit, in welcher die Lieder des Weda entſtanden, und die um etwa tauſend Jahre ſpätere Zeit, nachdem die brahmaniſche Weltanſchauung durchgedrungen war. Die Veränderungen, welche die Inder im Verlauf dieſer Entwickelung erfahren haben, ſind ſo groß, die Urſachen im Einzelnen zwar noch dunkel, im Großen und Ganzen aber durchſichtig und ſo klar die Unwiderſtehlichkeit gewiſſer Einflüſſe zeigend, daß wohl Ariſtoteles ſeine Meinung, die Geſchichte ſei weniger philoſophiſch als die Poeſie, geändert hätte, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, dieſe Kette von Urſachen und Wirkungen zu überblicken.

In dem Weda prägt ſich ab das Bild eines thatkräftigen und lebensfrohen Volkes, welches „hundert Herbſte“ zu leben wünſcht, welches den Kampf um

das Daſein rüſtig und unbarmherzig kämpft und darin den Vollgenuß ſeines Lebens findet, wie es einem geſunden Erdengeſchöpfe zukommt. Der Verfaſſer ſchildert den Charakter des Volkes in der wediſchen Zeit folgendermaßen: „Von der ethiſchen Empfindung und Haltung laſſen die Lieder des Rigweda ſoviel erkennen, daß das Volk in jener Zeit von einem muthigen und ſtreitbaren, einem lebensfriſchen und lebensfreudigen Sinn erfüllt war. Freigebigkeit und Treue werden hoch geprieſen, Diebſtahl und Raub verachtet, Untreue und Lüge ſcharf verdammt. Dem Freunde der Götter werden Roſſe, Wagen und Kühe in Ausſicht geſtellt: von ſchönem Ausſehen und ſtarker Lebenskraft werde er in der Verſammlung glänzen. Ließen Fürſten und Edle ſich nicht an einem Weibe genügen, die Regel war, ſoweit unſre Lieder zu ſehen geſtatten, Monogamie. Die ſchöne Jungfrau wird darum glücklich geprieſen, daß ſie ſich ſelbſt ihren Gatten im Volke wählen kann; manche freilich ſeien mit dem Reichthum deſſen zufrieden, der ſie ſuche."

Die religiöſe Empfindung, auf die es bei den Indern zu jeder Zeit am meiſten ankommt, iſt derartig, daß ſie ihre Götter um reelle Gegenſtände bitten, um Reichthum, Sieg über den Feind, Geſundheit. Um dieſe Güter zu erlangen, opfern ſie, und ſie verſprechen dem Gott noch mehr Opfer und Loblieder, wenn er ſie erhören werde. „Ich gebe dir, gieb du mir", das iſt ein Grundton, oder auch: „Laß meinen Feind ſterben, ſo will ich dir opfern", (ſ. Weber, Akad. Vorleſungen). Manche Wendungen dieſer alten Lieder ſind von einer überraſchenden Naivetät. Sowie Kinder nicht wenig ſchlau zu ſein glauben, wenn ſie dem Vater gegenüber folgendermaßen argumentiren: Ich würde meinem Kinde jeden Wunſch erfüllen, wenn ich der Vater wäre; ſo ſagt in einem Hymnus des Rigweda der Sänger naiv zu Indra: „Wenn ich der Herr der Rinder, ſo vielen Gutes Beherrſcher wäre, wie du, Indra, dann wollte ich dem Sänger helfen, ich ließe ihn nicht in Dürftigkeit." An Waruna, welchem am häufigſten die Stelle eines Gottes über alle Götter gegeben wird, richtet der Sänger folgendes wahrhaft ergreifende Sündenbekenntniß und Gebet um Vergebung: „Für welche Sünden, Waruna, willſt du den alten, frommen Freund verfolgen? Erlaſſe uns die Sünden unſrer Väter und die, welche wir ſelbſt begangen. Es war nicht unſer Wille, Waruna, es war Verleitung, welche uns vom rechten Wege abführte, es war Wein, Zorn, der Würfel, Unbedachtheit. Der Aeltere verführte den Jüngeren. Selbſt der Schlaf bringt Sünde. O heller und mächtiger Gott, ich habe aus Schwäche gefehlt, ſei gnädig! Ich wandle zitternd wie ein aufgeblaſener Schlauch. Laß mich, König Waruna, noch nicht in das Haus von Erde eingehen u. ſ. w."

Ueberblicken wir die Charakterzüge des indiſchen Volkes auf der Mittagshöhe ſeiner Entwickelung, ſo wird es uns ſchwer zu glauben, daß dieſem Mannesalter dieſe Jugend vorangegangen iſt. In den ſo charaktervollen und eigenthümlichen Geſichtszügen, welche uns das indiſche Volk der brahmaniſchen Periode zeigt, vermögen wir kaum eine Spur dieſer Vergangenheit zu erkennen. Welches ſind die Einflüſſe, die eine ſo große Wandelung hervorrufen konnten?

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Verhältnisse in Bezug auf alle Einzelheiten im Dunkeln liegen. Die Arier waren inzwischen weiter nach Osten gezogen und hatten im Gangeslande feste Wohnplätze eingenommen. Der Verfasser bringt die Uebermacht des Klimas in dem neuen Lande hauptsächlich in Rechnung. „Es war nicht blos", sagt er, „daß die Atmosphäre des Gangeslandes zur Ruhe zwang und damit insbesondere den Priestern Muße zur Beschaulichkeit, zum Nachdenken und Grübeln gewährte, zu denen das Naturell der Arja überhaupt neigte. Der Unterhalt machte dem wenig Sorge, welcher in den Wald hinausging, seinen Gedanken und Träumen nachzuhängen. Er fand dort statt der heißen Sonne ein kühles Obdach; er fand an wild wachsenden Früchten hinlängliche Nahrung. Die Götter, welche man im Induslande angerufen, waren die lichten, freundlichen Erscheinungen und Gaben des Himmels und der Erde. Am Ganges sahen sich die Arja von einem bei weitem mächtigeren Naturleben umgeben. Man war in der Mitte der großartigsten landschaftlichen Gestaltung, der höchsten Berge, der wasserreichsten Ströme, einer im üppigsten Wachsthum unermüdlich wuchernden Vegetation, welche riesenhafte Blätter und Bäume, unermeßliche Schlingpflanzen emportrieb. Man war von der buntesten und wundersamsten Thierwelt, glänzenden Vögeln, schillernden Schlangen, den Kolossen der Elephanten und Nashörner umgeben. Je bunter die Bilder waren, welche diese reiche Natur in der lebendigen Phantasie der Inder abspiegelte, je verwirrender ihr Wechsel und ihre Menge, desto stärker wurde auch die Gegenwirkung der Reflexion herausgefordert, die Einheit, die Quelle dieses mächtigen Lebensstromes zu erfassen."

Die Brahmanen gestalteten das Leben des Volkes in allen seinen Beziehungen um, theils zur Verwirklichung dessen, was sie auf Grund philosophischer Speculationen als das Richtige erkannt hatten, theils auch zu ihrem materiellen Vortheil, indem sie sich von Ansehen und Einfluß, soviel sie erringen konnten, verschafften, wobei sie doch z. B. auf das Königthum verzichten mußten. Das Streben der Brahmanen ist für sie selbst ein stilles, friedfertiges Leben, für die anderen Kasten außerdem Gehorsam und Demuth gegen die Brahmanen, die Götter und den König. Der Sinn des Verfassers ist den Tugenden des Duldens, der Ergebung abgewandt; er liebt die kriegerische Mannestüchtigkeit. Die Entfaltung des Brahmanismus mit seinen Consequenzen, die Herrschaft von Manu's Gesetzbuch bezeichnet er daher oft als einen Verfall. Und doch ist erst in dieser Periode eine bedeutsame Seite der menschlichen Natur zu voller Erscheinung gelangt. Zur Charakterisirung dessen, was den Indern der späteren Zeit als das höchste Ziel gegolten hat, zugleich auch der Ungeheuerlichkeit und Maßlosigkeit ihrer Phantasie, möge eine Legende dienen, welche auch der Verfasser für bedeutsam genug gehalten hat, um sie ausführlich zu erzählen.

Jedes Volk hat seine Sage, welche für dasselbe besonders charakteristisch ist, in welcher der Held die Züge des Volkes selbst trägt, welche auch bei dem Volke, als hätte es eine Ahnung von ihrer Bedeutung, besonders beliebt ist. Die homerischen Griechen haben ihr Vorbild in dem vielerfahrnen Odysseus, die alten

Hebräer in dem glaubensſtarken und weltklugen Jakob. Man wird keine Erzählung finden, welche das brahmaniſche Volk beſſer kennzeichnet, als die Legende von dem bußereichen Wiſwamitra. Der König Wiſwamitra will Waſiſchtha's Kuh erwerben, von welcher man Erfüllung jeglichen Wunſches melken kann. Durch Güte hat er ſie nicht erlangen können, er ſchreitet zur Gewalt, aber der Anſturm ſeines Heeres und ſeiner Kriegselephanten fruchten dem Waſiſchtha gegenüber nichts. Des Prieſters Macht geht weit über alle anderen Mächte; ja der Prieſter „der Gott auf Erden" iſt mächtiger als die Götter im Himmel. Auch die Waffen der Götter, in deren Beſitz ſich Wiſwamitra geſetzt hat, bleiben wirkungslos, wenn Waſiſchtha ihnen ſein Abzeichen als Brahmane entgegenhält. So gedemüthigt beſchließt der König Wiſwamitra durch Buße den Grad eines Brahmanen zu erwerben, was vor ihm und nach ihm kein Menſch vermocht hat. Er geht in den Wald und gibt ſich der ſtrengſten Buße hin. In der Hitze iſt er umgeben von fünf Feuern, d. h. je einem nach den vier Weltgegenden und der Sonne über dem Haupte als fünftem; wenn es kalt iſt, liegt er im Waſſer. Dieſe Jahre lang fortgeſetzte Askeſe hat ihm bereits einen hohen Grad von heiliger Macht verſchafft. Er läßt den Triſanku lebendigen Leibes, auch gegen den Willen der Götter, zum Himmel emporſteigen. Die Götter wollen denſelben nicht aufnehmen, da beginnt Wiſwamitra erzürnt im Süden einen neuen Himmel und neue Götter zu erſchaffen, und erlangt ſo Erfüllung ſeines Wunſches. Wiſwamitra ſetzt ſeine Buße fort, und erhält endlich von Brahman, zwar nicht die Würde eines Brahmanen, aber doch die eines königlichen Weiſen. Sein Streben geht aber dahin, trotz ſeiner Geburt in der Kriegerkaſte ein Mitglied der Prieſterkaſte zu werden. Da iſt er ſchon ſo mächtig geworden, daß vor der Heiligkeit ſeiner Buße die drei Welten erbeben. Die Götter ſind von Furcht erfüllt und berathſchlagen, wie der Lauf der Buße zu unterbrechen ſei. Sie verſuchen ihn, ob er die Leidenſchaften überwunden hat, ob er der Liebe und dem Zorn widerſtehen kann. Sie ſenden die Menaka, die ſchönſte unter den Apſaras, von deren Schönheit er beſiegt wird. Der Frucht ſeiner Buße verluſtig geworden, gibt er ſich aufs Neue den härteſten Uebungen hin. Die Arme ausgeſtreckt ſteht er unbeweglich, von der Luft lebend, ein Tauſend Jahre lang. Noch einmal verſuchen die Götter, den heiligen Büßer zu ſtören, indem ſie wieder eine Apſaras ſenden. Wiſwamitra, der die Liebe nun ſchon überwunden hat, läßt ſich diesmal vom Zorn hinreißen und verwandelt die Nymphe in Stein. Wiſwamitra fängt wieder von vorn an, bis er endlich, vollkommen leidenſchaftslos und allem menſchlichen Gefühl entfremdet, fähig wird, die Würde eines Brahmanen zu erlangen.

Der Verfaſſer fällt an einer Stelle ein hartes Urtheil über dieſe Richtung, indem er ſagt, die Kaſteiung zur Tödtung des Leibes hätte zur Tödtung des Geiſtes geführt, während er an andern Orten doch auch wieder die Erhabenheit des Strebens anerkennt. Indien, welches man das irdiſche Paradies genannt hat, ladet den Menſchen gleichſam zum Genuß ein. Mühelos erhalten die Bewohner das zum Leben Nothwendige und mehr als das. Aber ſie haben den

Reichthum der Natur, der ſie umgab, nicht beachtet; ſie haben es vorgezogen, das Heil ihrer Seele zu bedenken. „Je reizbarer die Nerven, je empfänglicher die Sinne, je glühender die Leidenſchaften unter dieſem Himmel und in dieſem Volk waren, deſto energiſcher war die Reaction des Spiritualismus gegen den Senſualismus, deſto höher wurde die Forderung geſpannt, der Sinne und des Körpers Herr zu werden, die Sinne zu vernichten.“ Wie verſchieden nun auch die Ziele und höchſten Güter einer ſolchen Zeit und eines ſolchen Volkes von denen andrer Zeiten und Völker ſein mögen, in ſeiner Weiſe iſt es großartig. Denn, wie Weber in dem nachher zu beſprechenden Werk ſehr ſchön bemerkt, es iſt ja immer nur das Streben, das eine Periode adelt. Was iſt denn Wahrheit!

Dem indiſchen Volke war es beſchieden, noch eine neue hochbedeutſame Entwickelungsphaſe durchzumachen. Es iſt eine häufig gehörte Behauptung, daß die Semiten das eigentliche religiongründende Volk geweſen ſind, inſofern von ihnen die beiden Weltreligionen des Chriſtenthums und des Islams ausgegangen ſind. Man bedenkt nicht die reiche Fülle der Religionen und Secten, die aus dem indiſchen Geiſte hervorquellen. Die wichtigſte unter denſelben iſt die Religion Buddha's, des erſten, der ſich an alle Menſchen ohne Rückſicht auf Nationalität, Stand und Geſchlecht wandte, deſſen Lehre gegenwärtig die größte Zahl der Anhänger, ſelbſt das Chriſtenthum nicht ausgenommen, zählt.

Der Buddhismus iſt die Lehre vom allgemeinen Weltelend und von dem Mitleid, welches man in Folge deſſen mit Allem, was da athmet, haben müſſe. Aber auch ſo kann das Leid der Welt nicht vernichtet werden, wenn es auch durch das Mitleid gelindert wird. Das Leid der Welt wird erſt dann aufhören, wenn alle Seelen in das Nirwana, d. h. in die Vernichtung eingegangen ſind. „Auf dieſem Wege“, ſagt Buddha, „werden die Oceane des Blutes und der Thränen getrocknet, die Berge von Menſchengebein durchbrochen und das Heer des Todes vernichtet, wie der Elephant die Hütte von Schilfrohr umſtürzt.“

Das Geheimniß von Buddha's Erfolg liegt in ſeinem Kampf gegen die Kaſten. Er nahm nicht nur Brahmanen in ſeine heilige Gemeinſchaft auf, ſondern auch Tſchandala's, „die niedrigſten aller Weſen,“ die dem Syſtem der Brahmanen zufolge erſt hinter dem Hunde rangirten. Jenen Vorzug der Geburt, welchen zu erwerben ſich der König Wiſwamitra ſo große Mühe koſten ließ, achtete er nicht der Rede werth. Auch die Aſkeſe erklärte er für nutzlos.

Man muß übrigens geſtehen, daß die reine Lehre Buddha's bei der großen Zahl ihrer Anhänger nirgend mehr vorhanden iſt. In jenem Begriff des Nirwana liegt etwas, man möchte ſagen, Uebermenſchliches; ein ſolcher Begriff mußte, wenn er auf die Maſſen überging, ſeinen Gehalt ändern. Es gibt übrigens eine Anſicht — und man könnte vermiſſen, daß der Verfaſſer dieſe Anſicht gar nicht erwähnt — daß auch Buddha ſelbſt das Nirwana nicht als das reine Verlöſchen gefaßt habe. Im Laufe der Zeit wenigſtens iſt das Nirwana bei den Bekennern des Buddhismus zu einer Art Paradies geworden.

In dieſem Nirwana lebt denn auch noch Buddha ſelbſt und wird von ſeinen Gläubigen als Gott angebetet.

Die Darſtellung des inneren Lebens der Inder, vor Allem ihrer Religion bildet den Hauptbeſtandtheil in dem Buche des Verfaſſers. Von einem äußern Leben war eben nicht viel zu melden, einmal weil die Inder kein ſo bewegtes Leben nach außen hin geführt haben wie andere Völker — kein indiſcher Fürſt hat Heereszüge in fremde Länder unternommen, keiner hat Kolonien ausgeſandt, wenn man nicht die Koloniſirung des Dekhan und Ceylons in Anſchlag bringen will — zweitens, weil die Inder ihre Geſchichte nicht aufgezeichnet haben; „die Inder gelangten frühzeitig dazu," ſagt der Verfaſſer, „ihr Leben vor Allem der jenſeitigen Welt zu weihen, weil ſie zu der Ueberzeugung gebracht wurden, den Staat für nichts, die Religion für alles zu halten. Wenn bei den Aegyptern der Name des Mannes ewig leben, ſein Körper zu ewiger Dauer im Felſengrabe geborgen ruhen ſoll — die Inder ſind von der entgegengeſetzten Sorge geängſtigt, das Ende des Individuums baldmöglichſt zu erreichen, die Exiſtenz ohne Wiederkehr auszulöſchen und ihre Ueberreſte ſo ſchnell wie möglich und ſo völlig wie möglich zu vertilgen. Nur im Himmel, nur in der Poeſie, in der Philoſophie, in eingebildeten Syſtemen zu Hauſe, gab es für die Inder keine diesſeitige ethiſche Welt, darum keine Thaten der Fürſten, der Staatsmänner, der Völker, deren Aufzeichnung der Mühe werth geweſen wäre."

In der Umſchreibung der indiſchen Namen iſt der Verfaſſer auf dem Wege der Reinigung von den fremdländiſchen Zeichen fortgeſchritten. Er ſchreibt in der neueſten Auflage ſch ſtatt des angliſirenden ſh und vermeidet jegliches Zeichen zur Andeutung des Tones und der Silbenlänge. Es wäre conſequent, nun auch das franzöſiſche ç, ſo wie das v, wenn es wie deutſches w ausgeſprochen werden ſoll, fallen zu laſſen, z. B. Siwa, Aſoka, Weda ſtatt Çiva, Açoka, Veda zu ſchreiben, wie auch Roth „Zur Geſchichte und Literatur des Weda" ſowohl auf dem Titelblatt, als auch häufig im Innern des Buches w ſtatt v ſchreibt. Man muß ſich entweder ganz dem Syſtem der Sanſkritphilologen anſchließen oder ganz den Geſetzen unſerer deutſchen Orthographie folgen, wozu gehört, daß kein Zeichen gebraucht wird, welches nicht im deutſchen Alphabet vorkommt. In einem für das größere Publikum berechneten Werke ſcheint die letztere Methode, wie wenig auch das deutſche Alphabet dem Reichthum morgenländiſcher Sprachen gewachſen ſei, mehr am Platze; denn der Laie wird durch die fremden Zeichen leicht geſtört, der Sprachkundige aber verkennt die Worte nicht.

Wir kommen nun zu dem Werke, welches die naturgemäße Ergänzung von Duncker's indiſcher Geſchichte bildet, nämlich den akademiſchen Vorleſungen über indiſche Literaturgeſchichte von A. Weber, welche im Anfange dieſes Jahres in zweiter Auflage erſchienen ſind. Das Duncker'ſche Werk behandelt die politiſche und ſociale Geſchichte, die Geſchichte des Rechts und der Religion; da-

gegen wird die Literatur, sowohl die schöne wie die wissenschaftliche gar nicht berührt. Um so erwünschter ist das gleichzeitige Erscheinen dieses Buches, welches die dort fehlenden Partieen sich zur Hauptsache gemacht hat.

Das Weber'sche Buch, welches Böhtlingk und Roth zur Vollendung des Sanskrit-Wörterbuchs gewidmet ist, unterscheidet sich nun freilich insbesondere in der Form, welche es in der zweiten Auflage angenommen hat, von dem vorhin besprochenen Werke dadurch, daß es sich mehr an das gelehrte, als an das gebildete Publicum im Allgemeinen wendet, indem es weit mehr auf Einzelheiten eingeht als Duncker's Geschichte von Indien. Doch bekommt man auch hier von einzelnen Partieen, wenn man den Text allein liest, ein frisches, farbenreiches Bild. Die allgemeine Uebersicht der Wedischen Literatur, sowie die Darstellung der eigentlichen Sanskrit-Literatur sind für jeden Gebildeten angenehm zu lesen; dagegen ist der Abschnitt von den Einzelheiten der wedischen Literatur, in welchem wissenschaftlich grade die Hauptstärke des Buches liegt, eben wegen der vielen Einzelheiten nicht leicht einem Andern, als dem Fachgelehrten genießbar.

Die vorliegende zweite Ausgabe weicht von der 1852 erschienenen ersten nur in den Anmerkungen ab; der Text ist derselbe geblieben, während die Anmerkungen so vermehrt sind, daß aus den 285 Seiten der ersten Ausgabe 368 geworden sind. Dem Verfasser mangelte es an Zeit, wie er im Vorwort sagt, das Werk ganz umzuarbeiten. Wenn auch das zu bedauern ist, so müssen wir ihm doch dankbar sein, daß er sich wenigstens entschlossen hat, seine Collectaneen als Noten zum Text der ersten Ausgabe mit zu veröffentlichen. Diese Noten werden bei einer von der Trübner'schen Buchhandlung in Aussicht genommenen Uebersetzung in's Englische verwerthet werden, „indem diese Uebersetzung doch unmöglich, wie die 1859 in Paris erschienene französische den ersten Text allein geben dürfte." Wie sehr auch auf den ersten Blick sonderbar erscheint, daß die Hauptsachen nun eigentlich in den Anmerkungen stehen, und wie sehr man auch wünschen muß, daß zweite Ausgaben in dieser Weise veranstaltet, nur Ausnahmefälle bleiben, so hat man hier wieder den Vortheil, daß die Fortschritte, die die Wissenschaft seit dem ersten Erscheinen dieses Buches gemacht hat, leicht und bequem überschaut werden können. Man hat eine Geschichte der Sanskrit-Philologie der letzten 25 Jahre gleichsam in der Nußschale. Der Verfasser nennt bei jedem Gegenstand die in diesem Zeitraum darüber erschienenen Schriften, und daß ihm nichts Wesentliches entgangen ist, wird nicht Wunder nehmen. Die Anlage seines Werkes erforderte übrigens nicht, daß alle Erscheinungen aufgeführt würden. Es sollten eben nur die Werke, die die Wissenschaft in bedeutenderem Maße gefördert haben, genannt werden, und zwar wiederum mit besonderer Bevorzugung des Neuesten, was über jeden Stoff geschrieben ist. Andernfalls könnte allerdings Jeder, der über eine einigermaßen große Bücherſammlung verfügt, eine beträchtliche Anzahl Abhandlungen und Ausgaben namhaft machen, die der Verfasser nicht anführt. Die von Indiern selbst gemachten Ausgaben sind, wie sich gebührt, nur ausnahmsweise erwähnt

worden, wenn sie nicht von Gelehrten herrührten, wie Radschendralala Mitra, dessen antiquities of Orissa auch für Duncker's Geschichte eine Hauptquelle bilden, oder wie Taranatha Tarkawatschaspati (dessen Ausgabe der Siddhânta-Kaumudi beiläufig auch in zweiter Ausgabe, Calcutta 1870/71 erschienen ist, s. S. 243). Trotz alledem liegt in den verhältnißmäßig kurzen Anmerkungen ein ungemein großes Material aufgehäuft, und da bei der bekannten Genauigkeit, Ausführlichkeit und praktischen Einrichtung der Weber'schen Register Alles und Jedes leicht zu finden ist, so eignet sich das Buch ausgezeichnet zum Nachschlagen für Jeden, der über einen Gegenstand die besten Quellen wissen will. In Betracht der dem Verfasser eigenen Sorgfalt ist es immer eine Art Triumph, ihm eine Ungenauigkeit nachzuweisen, wie z. B. in dem Register der modernen Gelehrten unter Ânandacandra und Râmanârâyana die Angabe von S. 59 fehlt, wo sie als Herausgeber von Âçvalâyana's Çrautasûtra genannt sind.

Wenn man nun an der Hand des Weber'schen Buches die Arbeit überschaut, die für die indische Literatur in den letzten 25 Jahren geleistet ist, so wird man gestehen, daß auch dieses Feld redlich bebaut ist, und die Erfolge mit denen anderer Gebiete den Vergleich nicht zu scheuen brauchen. Wie viele Wünsche, die der Verfasser in der ersten Auflage aussprach, sind erfüllt, gewiß zum Theil auch eben in Folge der dort gegebenen Anregung? Wie vieles damals Schwankende ist festgestellt, wie vieles damals Behauptete in seiner Richtigkeit dargethan, in seiner Unrichtigkeit erwiesen, wie vieles auch ganz neu hinzugekommen, und auf wie vieles Neue wird wiederum die Perspective eröffnet, z. B. durch G. Bühler's Handschriftenfunde in Kaschmir, durch das Bekanntwerden der heiligen Schriften der Dschaina's? Seite für Seite ohne Ausnahme ist eine größere oder kleinere Anzahl von Ergänzungen zu registriren. Es ist, nicht der kleinste Theil, den der Verfasser der akademischen Vorlesungen selbst dazu beigetragen hat, durch seine Publicationen indischer Texte, sowie durch seine zahlreichen Einzelschriften in den von ihm selbst begründeten „Indischen Studien", in den Abhandlungen und Monatsberichten der berliner Akademie, in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft u. s. w. Die meisten und hauptsächlichsten von den Schriften des Verfassers beschäftigen sich mit der Erforschung der Weden. Auch in dem vorliegenden Werke ist die größere Hälfte den Weden und der sich ihnen anschließenden Literatur gewidmet, und zwar ist der weiße Jadschur-Weda am erschöpfendsten behandelt.

Für die Abfassungszeit der ältesten Lieder des Weda kommen dieselben Umstände in Betracht, wie für die Zeit der Einwanderung in das Indusland. Denn die ältesten Lieder sind noch während der Einwanderung im Gebiet des Indus zuerst gesungen worden. Ja einzelne weisen noch auf ein vorhergehendes Stadium, als die Arier auf ihrem Zuge nach Indien erst in Kabul angelangt waren. Diese Zeit wird weit höher hinaufzurücken sein, als früher angenommen, auf Grund jener schon vorher erwähnten ägyptischen Urkunde, welche auch der Verfasser anführt — in 6 Zeilen, ein Beispiel der Gedrängtheit seiner Darstellung.

Der Verfasser spricht zuerst von der vedischen Literatur im Allgemeinen, über das Verhältniß der drei älteren Weda zu einander und zum Atharwa-Weda; sodann von der zweiten und dritten Stufe der vedischen Literatur, nämlich den Brahmana und Sutra. Gelegentlich der von der Sprache der Weden handelnden Sutra vertritt er in einer Note seine nicht unbestrittene Ansicht, daß bei Abfassung dieser sprachlichen Sutra die heiligen Texte noch nicht aufgeschrieben waren. Alle hierbei in Frage kommenden termini technici beziehen sich nur auf „Sprechen und Hersagen", nicht auf „Schreiben." War etwa auch das Schreiben schon in Indien bekannt, so wurde es doch noch nicht zu literarischen Zwecken verwandt. Die indische Schrift, wie verschieden sie auch aussieht, stammt ebenso wie die griechische, von der phönicischen ab.

In dem nunmehr folgenden Abschnitt, in welchem der Verfasser auf die einzelnen vedischen Schriftwerke eingeht, werden viele Details bestätigt, genauer formulirt, berichtigt, hinzugefügt. Die wichtigsten Ereignisse für das Studium der Weden sind die Vollendung der großen Ausgabe des Rig-Weda mit Sajana's Commentar durch Max Müller und die Vollendung des petersburger Sanskrit-Wörterbuchs, in welchem die auf den Weda bezüglichen Theile von Roth bearbeitet sind.

Der letzte Abschnitt des Werkes, der verhältnißmäßig am kürzesten ist, behandelt die eigentliche Sanskrit-Literatur. Wann das Maha-Bharata entstanden ist, läßt sich noch immer nicht genau bestimmen. Längst ist man freilich davon zurückgekommen, dieses indische Volksepos in die graue Vorzeit, nämlich 1000 Jahre oder mehr v. Chr. zurückzuversetzen. Das Maha-Bharata umfaßte ursprünglich nur 8000 Verse, während es gegenwärtig zu dem Umfange von 100,000 Versen angeschwollen ist. Diese Quelle ist noch nicht versiegt, aus welcher dem Conglomerat noch immer neue Theilchen sich ansetzen. Man wird daher die Frage präcise so stellen müssen, wann jene 8000 Verse entstanden sind, und diese als die Entstehungszeit des Maha-Bharata bezeichnen. Zur Beantwortung dieser Frage ist wenig Aussicht vorhanden. Für die Existenz eines Maha-Bharata in irgend welcher Form ist die Meldung des Dio Chrysostomus von dem indischen Homer noch immer chronologisch der sicherste Punkt.

Was das andere große Epos der Inder, das Ramajana des Walmiki, aus 24,000 Versen bestehend, anbelangt, so hat der Verfasser der akademischen Vorlesungen in einer eigenen Abhandlung „Ueber das Ramajana 1870", den Nachweis versucht, daß die Dichtung Walmiki's durch die Bekanntschaft mit den trojanischen Sagen angeregt sei. Die Originalität seines Vorfahren und Landsmannes hat zu vertheidigen gesucht Kashinath Trimbak Telang in einer Schrift: Was the Rámáyana copied from Homer? 1873.

Was die Entstehung des indischen Drama's anlangt, neigt sich der Verfasser auf Grund der im Maha-Bhaschja enthaltenen Thatsachen der in der ersten Auflage verworfenen Ansicht zu, daß das indische Drama, ähnlich wie das Drama bei den Griechen und im Mittelalter, aus Cultushandlungen und religiösen Aufzügen sich entwickelt habe. Das Zeitalter des Kalidasa, des Dich-

ters der Sakuntala und des Meghaduta steht noch immer nicht fest. Der Verfasser setzt ihn in die Zeit vom zweiten bis vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung „aus inneren Gründen, sprachlicher und culturhistorischer Art", welche er in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der Malawika ausführlich dargethan und zugleich auch dieses letztgenannte Drama dem Kalidasa vindicirt hat.

Eine andere noch nicht endgültig entschiedene Streitfrage ist, ob die Thierfabel ihren Ursprung in Indien oder in Griechenland hat. Der Verfasser hält an dem griechischen Ursprung fest. Dem Haupteinwand O. Keller's, daß das in der griechischen Fabel geschilderte Verhältniß des Fuchses zum Löwen nicht wirklich bestehe, daß nicht der Fuchs, sondern der Schakal, welchen die indische Fabel an seiner Stelle hat, dem Löwen nachschleiche, begegnet der Verfasser dadurch, daß man allerdings die eigentliche Anregung zur Thierfabel in einem Lande suchen müsse, in welchem es Schakale giebt, daß dies aber die von den Semiten bewohnten Länder gewesen seien. — Die Verbreitung der, sei es griechischen, sei es indischen Fabel über den Occident hat Benfey im ersten Bande seines Pantschatantra (1859) in bahnbrechender Weise dargestellt. Ueber die ursprüngliche Gestalt des Pantschatantra, sowie der ganzen Märchenlitteratur werden die Schriften der Buddhisten noch manchen Aufschluß gewähren. Eine Anzahl dieser Geschichten, die auch in's Chinesische übersetzt sind, hat Stan. Julien eben aus dem Chinesischen übersetzt und herausgegeben (Les Avadânas, contes et apologues indiens. 1859).

Es ergiebt sich immer mehr, daß die indischen Literaturwerke, wie sie uns vorliegen, aus verhältnißmäßig später Zeit stammen. Die im Anfang unseres Jahrhunderts herrschenden Ansichten von dem hohen Alter der indischen Literatur sind längst als Träume und Schäume dargethan. Insbesondere scheint es, daß der Einfluß der Griechen noch viel größer war, als man selbst in der letzten Zeit annehmen wollte. Fast auf allen Gebieten der Wissenschaft und Poesie, wo Aehnlichkeiten vorhanden sind, die nicht zufällig sein können, sondern auf eine ursprüngliche Einwirkung des einen Theils auf den andern hindeuten, hat sich der Streit erhoben, welchem von beiden Theilen, den Griechen oder den Indern, das Lob der Erfindung zukomme. Es neigen sich immer mehr Forscher zu der Annahme, daß man den Griechen die Priorität zugestehen müsse, und daß die Inder, nachdem sie durch den Eroberungszug Alexanders mit den Griechen in Berührung gekommen, von denselben gelernt haben.

Insbesondere ist es der Verfasser selbst, der auf mehreren Gebieten für den Vorrang der Griechen kämpft, der ihnen, wie schon erwähnt, die Thierfabel vindicirt, der einen wesentlichen Einfluß des griechischen Dramas auf das indische constatirt (von einem umgekehrten Verhältniß konnte im letzteren Falle natürlich nicht die Rede sein), und der das Ramajana eine Nachahmung der homerischen Gedichte sein läßt. Derselbe spricht auch auf wissenschaftlichem Gebiet, nämlich auf dem Gebiet der Astrologie, der Arithmetik und der Medicin, soweit Uebereinstimmung oder Aehnlichkeiten vorhanden sind, den Griechen die Originalität zu, wie auch theilweise schon unumstößlich feststeht. Dagegen kann der Verfasser der Meinung Burnell's, daß auch die indischen Zahlzeichen griechischen Ursprungs

und zugleich mit der griechiſchen Aſtrologie eingeführt worden wären, noch nicht beiſtimmen; er hält vielmehr noch an der Anſicht feſt, daß die indiſchen Ziffern aus den Anfangsbuchſtaben der indiſchen Zahlwörter abgekürzt ſeien. Desgleichen betont er den freilich nicht beſtrittenen indiſchen Urſprung der Silben, mit welchen die ſieben Töne benannt ſind. Dieſe Silben kamen aus Indien über Perſien nach Europa. Danach iſt die Angabe zu berichtigen, die ſich in manchen muſiktheoretiſchen Büchern findet, daß dieſe Silben einem Verſe auf den heil. Johannes entlehnt ſeien, der Vers iſt vielmehr auf ſie gemacht. Sehr wahrſcheinlich iſt es durch neuere Forſchungen geworden, daß die indiſche Baukunſt, Bildhauerkunſt und Malerei nicht unbeeinflußt ſeitens der Griechen geblieben iſt.

Was aber Niemand den Indern zu rauben vermag, ihre originellſte Schöpfung, iſt ihre Grammatik. Der Hauptvertreter der Grammatik Panini hat nach Goldſtückers Annahme vor Buddha gelebt, nach des Verfaſſers Anſicht nicht blos nach Buddha, ſondern auch nach dem Eroberungszuge Alexanders.

Faſt noch wichtiger als das Zeitalter Panini's iſt das ſeines Hauptcommentators Patandſchali, des Verfaſſers des Maha-Bhaſchja. Iſt erſt die Zeit des Maha-Bhaſchja beſtimmt, ſo iſt wenigſtens für alle darin erwähnten Literaturwerke ein Zeitpunkt feſtgeſtellt, vor welchem ſie, in irgend einer Geſtalt, exiſtirt haben müſſen. Bei der großen Unſicherheit in der chronologiſchen Fixirung der indiſchen Literaturwerke iſt ſchon ein einziger feſter Punkt von unſchätzbarem Werthe. Dieſe Fixirung iſt nun wenigſtens ſoweit erfolgt, als feſtſteht, daß das Maha-Bhaſchja zwiſchen 140 vor und 60 nach Chr. Geburt verfaßt iſt.

Die Herſtellung einer inneren, d. h. aus dem Inhalt der Werke geſchöpften Chronologie der indiſchen Literatur bezeichnet der Verfaſſer im Vorwort als ſein Hauptaugenmerk bei dieſer Arbeit. Wenn nun auch grade in einigen wichtigen Punkten, wie der Beſtimmung der Zeit eines Panini, eines Kalidaſa noch kein ſicheres Ergebniß zu verzeichnen war, ſo iſt doch für viele einzelne Schriftſteller, die wir hier nicht näher anführen können, Sicherheit gewonnen, beſonders auch mit Hilfe der Aſtronomie. Es iſt zu hoffen, daß die folgende Zeit auch über jene Hauptpunkte Klarheit bringen wird. Nil desperari — auch hier wird es tagen, ſo lautet das Motto, welches der Verfaſſer der zweiten wie der erſten Auflage ſeines Werkes vorgeſetzt hat.

Dr. Klatt.

Briefwechſel zwiſchen Schiller und Cotta.

Vor einiger Zeit zeigte ich in dieſen Blättern Schillers „Geſchäftsbriefe“ an, ſie haben jetzt eine ſehr willkommene Ergänzung gefunden in dem von W. Vollmer herausgegebenen „Briefwechſel zwiſchen Schiller und Cotta“ (Stuttgart Cotta). Das Buch hat einen ſehr großen Umfang (716 Seiten), und mancher ungeduldige Leſer hätte es vorgezogen blos eine Auswahl aus dieſen Papieren zu empfangen. Ich bin nicht dieſer Meinung. Es iſt ein hochwichtiges hiſtoriſches Document über die äußern Seiten des Schriftſtellerlebens am Ende des vorigen Jahrhunderts, und ein ſolches Document hat nur dann den vollen Werth, wenn es das Material vollſtändig giebt; durch jede Auslaſſung könnte der Geſichtspunkt verſchoben werden.

Ehe ich an das Einzelne gehe, möchte ich an den Herausgeber eine Frage richten. — Cotta erkundigt ſich nach der Bedeutung von Goethe's „Mährchen;“ Schiller antwortet 16. November 1795: „vom Goethe'ſchen Mährchen wird das Publicum noch mehr erfahren. Der Schlüſſel liegt im Mährchen ſelbſt“. Daraus ſchließt der Herausgeber in einer Anmerkung, wir hätten in der vorliegenden Faſſung des Mährchens noch nicht den Abſchluß. Mir iſt es zwar bekannt, daß Goethe vorhatte, noch mehr Mährchen zu ſchreiben, aber von einer Fortſetzung oder Erläuterung des gegenwärtigen Mährchens iſt meines Wiſſens nie die Rede geweſen.

Ich vermuthe einen Schreib- oder Leſefehler: ſollte Schiller nicht geſchrieben haben, „vom Mährchen wird das Publicum nicht mehr erfahren“? Die Antwort iſt offenbar ablehnend: das Mährchen ſoll ſich ſelbſt erläutern, es bedarf einer äußern Erläuterung nicht.

Jedenfalls ſcheint es mir der Mühe werth, die Handſchrift noch einmal darauf anzuſehn; von Intereſſe iſt die Frage gewiß.

Die Hauptperſon in dem Briefwechſel iſt Cotta ſelbſt, der uns in voller Tüchtigkeit entgegentritt. Man hat die Bedeutung der Buchhändler für die Entwicklung unſerer Literatur noch zu wenig geſchätzt: vor 1794 hat Göſchen, nach 1794 Cotta ſehr entſchieden darauf eingewirkt. Beide faßten ihr Geſchäft im größten Styl; Göſchen vielleicht ein wenig phantaſtiſcher: ſeine Liebhaberei für Prachtausgaben konnte die wahre Wirkſamkeit der ſchönen Literatur nicht erhöhen, ſie verminderte offenbar die Zahl der Leſer. Cotta iſt nüchterner, aber

ohne alles Kleinliche; er scheut sehr große Opfer nicht, um etwas Bleibendes zu erreichen, und das ist ihm um so höher anzurechnen, da damals den Verleger kein Gesetz vor dem Nachdruck schützte, und da die geschäftlichen Launen der Autoren mitunter unberechenbar waren.

Freilich hat niemals ein Buchhändler ein glänzenderes Geschäft gemacht als Cotta mit der Ausgabe von Goethe's und Schiller's Werken. Aber das konnte er damals nicht wissen. Die erste große Ausgabe Goethe's bei Göschen hatte nur einen sehr mäßigen Absatz gefunden, mit den Horen und Propyläen machte Cotta selbst sehr schlechte Erfahrungen; es gehörte also ein starker Glaube dazu, um ihn zu einem fortgesetzten Wagniß zu ermuthigen. Daß er diesen Glauben hatte, und daß er darin von einem sehr richtigen Urtheil und einem sichern Instinkt getragen wurde, das giebt ihm eine Stelle in der Geschichte der Literatur. Kein geringeres Verdienst als die Classiker-Ausgaben war für jene Zeit die Gründung der Allgemeinen Zeitung, eins der wichtigsten Hilfsmittel, uns in der allgemeinen Politik mündig machen. Und mit welchen Schwierigkeiten hatte er zu kämpfen! Auch darüber empfangen wir in diesem Buch schätzenswerthes Material.

So genau wir die Literaturgeschichte jener Zeit kennen, so erscheint sie uns doch mitunter in einen mythischen Nebel eingehüllt. Noch immer hört man ab und zu, das deutsche Volk habe seine Dichter verhungern lassen, und diese hätten bei Zeus Nectar und Ambrosia genossen, während die Gründer sich in die reale Welt theilten. Den vorliegenden Documenten gegenüber müssen diese Redensarten verstummen.

Goethe und Schiller waren in Geschäftssachen durchaus keine Idealisten, sondern entschiedene Realisten: sie schrieben nicht blos, um sich und Andern Freude zu machen, sondern mit der bestimmten Nebenabsicht, sich Geld und zwar viel Geld zu verdienen. Nur die ausgemachte Albernheit kann sie deshalb tadeln. Der Mensch hat nicht blos das Recht, sondern die Pflicht, durch Ausübung des Talents, das ihm die Natur gegeben, sich und seiner Familie eine anständige Existenz zu gründen. Aber man soll nur endlich mit den alten Mährchen aufhören, die uns unsere Helden in einem ganz falschen Lichte zeigen!

Freilich war in dem Realismus der beiden Dichter ein gewisser Unterschied. Schiller hatte den Kopf stets voll neuer Projecte, über die er dann mit dem Buchhändler verhandelte; er stellte sich gern selber auf den buchhändlerischen Standpunkt. Goethe als der vornehme und besser situirte Mann ließ sie an sich kommen; es war ihm am liebsten, wenn Schiller die Verhandlungen leitete. Aber in den Forderungen war er nicht überbescheiden: wir wissen es von Wieland schon aus dem Ende der siebziger Jahre; wir erfahren es hier im vollen Maß aus dem Ende der neunziger.

Die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe ist eine der edelsten Erscheinungen unserer Literatur; sie kann in ihrem Werth nicht das mindeste verlieren, wenn man sie in ihrer Realität betrachtet. Sie waren bereits in ihrer Reife, als sie zusammentraten. Nur der Jugend ist es beschieden, sich unbedingt

zu geben; Goethe und Schiller kannten sehr genau die Grenze der Freundschaft, und hielten sie tactvoll inne. Gerade wegen dieses Maßes dauerte sie so lange.

Ganz leicht war es nicht. Schiller begann als der jüngere mit leidenschaftlicher Hingebung und Verehrung; seit dem Wallenstein aber wuchs er mehr und mehr, und nicht blos Kotzebue, sondern ein großer Theil des Publicums suchte ihn als Nebenbuhler Goethe gegenüber zu stellen, während die specifisch Goethe'sche Schule ihn gar nicht als Dichter wollte gelten lassen. Ueber die Mißlichkeit einer solchen Situation hilft nur ein sehr feiner Tact weg, und dieser war bei beiden vorhanden, wenn auch hin und wieder Aeußerungen des Unmuths laut wurden.

Daß auch in den geschäftlichen Beziehungen einige Schwierigkeiten lagen, erfahren wir aus dem vorliegenden Briefwechsel. Ich will einiges hervorheben.

24. März 1800, Schiller an Cotta: „Ich fürchte, Goethe läßt seinen Faust, an dem schon so viel gemacht ist, ganz liegen, wenn er nicht von außen und durch anlockende Offerten veranlaßt wird, sich noch einmal an diese große Arbeit zu machen und sie zu vollenden. Er rechnet freilich auf einen großen Profit, weil er weiß, daß man in Deutschland auf dieses Werk sehr gespannt ist. Sie können ihn, das bin ich überzeugt, durch glänzende Anerbietungen dahin bringen, das Werk in diesem Sommer auszuarbeiten.

10. December 1801. „Goethe hat leider seit seiner Krankheit gar nichts mehr gearbeitet, und macht auch keine Anstalten dazu. Bei den trefflichsten Plänen und Vorarbeiten, die er hat, fürchte ich dennoch, daß nichts mehr zu Stande kommen wird, wenn nicht eine große Veränderung mit ihm vorgeht. Er ist zu wenig Herr über seine Stimmung, seine Schwerfälligkeit macht ihn unschlüssig, und über den vielen Liebhaber-Beschäftigungen, die er sich mit wissenschaftlichen Dingen macht, zerstreut er sich zu sehr. Beinah verzweifle ich daran, daß er seinen Faust noch vollenden wird". (Von der „natürlichen Tochter" hatte Goethe dem Freunde nichts gesagt).

10. Mai 1802. (Verschiedene Verlagsanerbietungen im Auftrag Goethe's, die Schiller selbst bedenklich findet)... „Vielleicht könnten Sie aber alle diese Risicos nicht achten, in der Hoffnung, sich auf einmal an dem Goethe'schen Faust für alle Verluste zu entschädigen. Aber außerdem, daß es zweifelhaft ist, ob er dies Gedicht je vollendet, so können Sie sich darauf verlassen, daß er es Ihnen, der vorhergehenden Verhältnisse und der geopferten Summen ungeachtet, nicht wohlfeiler verkaufen wird als irgend einem andern Verleger; und seine Forderungen werden groß sein. Es ist, um es gerade heraus zu sagen, kein guter Handel mit Goethe zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt und sich selbst hoch taxirt, und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler in Verbindung mit ihm geblieben, er war noch mit keinem zufrieden, und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden sein. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht. — Ich war es unserm Verhältniß schuldig, Ihnen die schwierige Seite dieses Handels vorzustellen".

13. August 1802 Goethe an Cotta. „Was das Honorar betrifft: da es mir selbst schwer fällt, einen Preis zu bestimmen, so compromittire ich von meiner Seite gern auf den Hofrath Schiller".

24. October 1802. Schiller an Cotta, „wenn ich in dieser Sache meinen unmaßgeblichen Rath geben sollte, so würde ich Ihnen proponiren, Goethe selbst zu einer runden Erklärung zu vermögen, was er für das Werk erwartet? und hat er diese gegeben, blos als Kaufmann zu berechnen und zu entscheiden, ob Sie sich darauf einlassen können oder nicht". — —

Auch bei der Verhandlung für die andern Freunde stellte Schiller Cotta's Interesse gern in den Vordergrund.

31. August 1804. Schiller an Cotta. „Um die Reisebeschreibung des Herrn von Humboldt wird unter den Buchhändlern ein großes Reißen sein, aber Herr von Humboldt hat keine gute Gabe zum Schriftsteller, und seine Reise möchte leicht interessanter gewesen sein als die Beschreibung derselben ausfallen dürfte".

11. September 1804. Cotta an Schiller: „Was Sie mir wegen Humboldt's Reise schreiben, finde ich sehr gegründet, und ich will also davon abstehn".

24. Januar 1805. Humboldt an Cotta: „Mit wem würde ich mich lieber einlassen als mit Ihnen, der der Freund meiner Freunde ist! Meine Reise wird Schiller dedicirt, ein Grund mehr, daß wir uns vereinigen".

16. October 1804. Schiller an Cotta: „Man sagt hier, daß Sie die Herder'schen Schriften verlegen würden. Wenn dies der Fall ist, so wünsche ich nur, daß Sie sich durch einen guten Accord gedeckt haben mögen, denn die Unternehmung scheint mir doch ein wenig riskant zu sein".

26. October 1804. Cotta an Schiller: „Herder's Schriften habe ich übernommen, nachdem man so an mich kam, daß ich nicht anders konnte; mein Accord ist aber von der Art, daß ich im Grund gar nichts riskire. Auch hierin erkenne ich den theilnehmenden Freund mit inniger Rührung". —

Das Verfahren Schillers in der Theilungsangelegenheit mit seinen Geschwistern S. 466 u. s. w. erwähne ich nur, weil dadurch mein Urtheil in Bezug auf den Briefwechsel zwischen Schiller und seinen Schwestern einigermaßen modificirt wird.

Wenn man die Bedeutung des Geldes, von dem in diesen Briefen die Rede ist, richtig taxiren will, so muß man immer in Anschlag bringen, daß z. B. die Frau Hofräthin Schiller einem von ihr besonders gerühmten Dienstmädchen 12 Thaler jährlichen Lohn gab. — Für den ersten Abdruck eines Stücks seit der Maria Stuart erhielt Schiller 300 Ducaten. — Uebrigens erscheint Lotte Schiller in keinem von den bisher veröffentlichten Briefwechseln in so gutem Licht als in diesem mit Cotta. —

Schon aus dem bisherigen wird man gesehen haben, eine wie reiche Belehrung aus diesem Buch über die Geschichte der damaligen Literatur zu schöpfen ist. Sie beschränkt sich nicht blos auf den Schiller'schen Kreis. Ich hebe z. B. ein merkwürdiges Urtheil Fichtes über Tieck hervor, in einem Brief an Cotta 4. November 1800. „Möchte ich einem Verleger, dem ich wohl will, irgend einen

Schriftsteller mit vollster Sicherheit empfehlen, so wäre es Ludwig Tiek. Dieser junge Mann hat in seiner Genoveva schon jetzt etwas geliefert, das an Feuer und Innigkeit wohl Alles übertreffen möchte, was unsere Sprache aufzuweisen hat, und nur etwa an reiner Schönheit von Goethe's letzten Meisterwerken übertroffen werden möchte. Ich kenne sein rastloses Streben, seine unerschöpfliche poetische Ader, sein unermüdliches Studium der Meister aller Zeitalter. Was wird dieser Mann in der Folge nicht noch leisten"!

— Wenn ich den Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta als eine wesentliche Bereicherung unserer Litteraturkenntniß freudig begrüße, so muß ich um so ungünstiger über ein neues Buch von Düntzer urtheilen „Charlotte von Stein und Corona Schröter". Düntzers Buch über Charlotte von Stein habe ich in diesen Blättern besprochen, seitdem hat Keil in dem Anhang zu den Tagebüchern Goethe's allerlei anfechtbare Ansichten über die beiden genannten Damen ausgesprochen. Wenn Düntzer diese nun zu widerlegen sucht, so läßt sich nichts dagegen einwenden; aber gegen die Methode seiner Widerlegung muß endlich einmal etwas gesagt werden. Zum zehnten, zum zwölften oder zwanzigsten Mal nämlich zählt er Tag für Tag auf, wo Goethe gewesen, mit wem er gesprochen hat. Düntzer hat durch fleißiges Sammeln von Documenten für jene Zeit sich ein unbestreitbares Verdienst erworben, aber er verkümmert es auf's äußerste durch die Art, wie er diese Documente verwerthet. Er sollte doch angeben, was man in jedem seiner Sammlungen über Goethe Neues zu erwarten hat, damit man nicht die Mühe hat dasselbe Zeug zum zwanzigsten Mal wieder zu lesen! In dem gegenwärtigen Buch steht, so viel ich sehe, absolut nichts Neues; ich erwähne es auch nur, um den von ihm verdunkelten statum causae et controversiae wieder herzustellen.

In den Briefen Goethe's an Frau von Stein findet, so behauptet Keil und so behaupte ich mit ihm, um die Mitte des Jahres 1781 eine wesentliche Veränderung statt; was vorher geht, spricht der sehnsüchtig und unruhig Liebende, was nachher folgt, der glücklich Liebende.

Das ist eine Auffassung, die sich weder beweisen noch widerlegen läßt; jeder Leser muß sie mit eigenen Augen prüfen.

Die Richtigkeit jener Auffassung vorausgesetzt, liegt der Schluß nahe, daß in der Zwischenzeit etwas vorgefallen ist. Auf diesen Schluß einen gerichtlichen Anspruch zu gründen, würde unstatthaft sein, das Gericht würde den Kläger als beweisfällig zurückweisen.

Es läßt sich auch nicht erwarten, daß die Thatsache jemals festgestellt werden wird: gewiß hat Goethe über den Vorfall, wenn er stattgehabt, kein notarielles Protocoll aufgenommen.

Aber was in aller Welt soll denn damit bewiesen werden, daß man nun wieder Tag für Tag durchgeht und sagt, da ist nichts gewesen, da auch nicht! Düntzer hat sich in die Details so eingegraben, daß er keine Idee mehr davon hat, es gebe auch eine Gesammtanschauung im Großen aus der Ferne, und nur diese hat eigentlich Werth.

Freilich kommt man damit immer nur bis zur Vermuthung, und wenn Düntzer dieſe für ſich nicht gelten läßt, ſo kann ihm das Niemand verwehren. Aber wozu denn dieſer ewig keifende Ton? Keil ſpricht ſich über Frau von Stein höchſt ungehörig und willkührlich aus, aber es iſt ein ſchlechter Ritterdienſt, wenn man die Sache immer wieder von Neuem breit tritt. Goethe war von einer wunderbaren Liebenswürdigkeit und von einem wunderbaren Tact; man ſollte meinen, in ſeinem Umgang müßte man ſich doch einiges davon aneignen: aber bei der Mehrzahl ſeiner Commentatoren merkt man nichts davon. Freilich hat er es ſelbſt bei Chriſtianen auch nicht gemerkt.

Julian Schmidt.

Notizen.

Die in dieſen Blättern erſchienenen Aufſätze über den Abgeordneten Reichenſperger und die Deutſche Kunſt haben Gegenäußerungen Seitens deſſelben hervorgerufen, welche jetzt, in einem beſonderen Heftchen zuſammengedruckt, erſchienen ſind. Statt dieſem Heft der oft gedruckten und überall zu findenden Brief Tcherte's anzuhängen, hätte Herr Reichenſperger demſelben lieber ſeine eigne in der Kammer gehaltene Rede als erſte Nummer vordrucken laſſen wollen, deren falſche Angaben (welche zu rechtfertigen Herr Reichenſperger auch aufgegeben hat) den Streit zur Folge hatten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von G. Reimer in Berlin.

William Martin Leake

und die Wiederentdeckung der klaſſiſchen Länder.

Brief memoir of the life and writings of the late Lieutnant-Colonel William Martin Leake. London 1864. 4. For private circulation only*).

Es war um das Jahr 1575, daß ein Tübinger Profeſſor, Martin Kraus, mit einigen Griechen in Conſtantinopel einen Briefwechſel anknüpfte, um ſich über die Zuſtände ihres Volkes und ihres Landes zu unterrichten. Er war der Erſte, welcher nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften das Bedürfniß empfand, von dem Boden, auf welchem die Hellenen gelebt, und von den Spuren, welche ſie etwa von ihrem geſchichtlichen Daſein zurückgelaſſen, eine Vorſtellung zu haben. Mit Erſtaunen vernahm er, daß es noch ein Athen gäbe, daß die Sprache der Hellenen noch fortlebe und mancherlei Denkmäler als Zeugen der Vergangenheit vorhanden ſeien. Ihm wurde zur Wirklichkeit, was er nur „wie ein Geträumtes“ empfunden hatte; er hielt es für den Beruf der Deutſchen, mit den Nachkommen der Hellenen „einen Verkehr des gegenſeitigen Wohlwollens zu eröffnen, welchen auch der Böſe nicht ſolle ſtören können“. Spero, ubi haec nostra longius emanaverunt, mutuam inter Germanos et Graecos futuram benevolentiam, quam ne Satanas quidem impedire possit.

1584 erſchien ſeine Turcograecia, eine Sammlung deſſen, was der wackere Helleniſt, ein Schüler Melanchthon's, über die ſpäteren Schickſale Griechenlands hatte in Erfahrung bringen können, ein Buch von culturgeſchichtlicher Bedeutung, weil das Bedürfniß humaniſtiſcher Gelehrſamkeit nach Bekanntſchaft mit dem Boden der klaſſiſchen Geſchichte ſich hier zum erſten Male und mit ſolcher Wärme ausgeſprochen hat.

*) Verfaſſer dieſer inhaltreichen Schrift, welcher ich alle Einzelheiten über das Leben von Leake mit großem Danke entnommen habe, iſt J. H. Marsden, damals Profeſſor der Archäologie in Cambridge, ein Verwandter des Mannes, mit welchem Leake's Frau in erſter Ehe verbunden war.

Zwar hatten Benjamin von Tudela (1170) und Cyriacus von Ancona (1437) Griechenland bereist; das waren aber ganz vereinzelte Pilgerfahrten. Die Schiffe Venedigs zogen Jahr aus Jahr ein durch die griechischen Gewässer, aber man hatte kein Auge zu sehen, keinen Trieb zu forschen. Mit stumpfen Sinnen fuhr man an den Küsten vorüber und gab Karten heraus, in denen man den Ortsbestimmungen des Ptolemäus folgte, des alten Geographen von Alexandria.

Frankreich gebührt der Ruhm, die wissenschaftliche Kenntniß der alten Welt neu begründet zu haben. Die Franzosen hatten seit den Kreuzzügen das Protektorat über die lateinische Kirche im Orient, von dem noch heute die verstaubten Lilienwappen in den Klöstern des Archipelagus zeugen. Seit der Zeit Ludwig XIV. standen sie in engen Beziehungen zu der Pforte. Ihre Gesandten in Constantinopel Deshayes (1621—30) und Nointel (1679) förderten mit gebildetem Interesse die Kenntniß der klassischen Denkmäler; Tournefort und Paul Lucas machten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im Auftrage der Regierung ihre bahnbrechenden Reisen in Griechenland und Kleinasien; französische Gelehrte, welche noch im Sinne der Scaliger und Valois Sprachforschung mit Geschichte verbanden, begründeten eine Wissenschaft der alten Geographie, Palmerius (Paulmier de Grentemesnil) vor Allen und D'Anville.

Dann traten die Engländer ein, in denen zur Zeit des Hauses Stuart die Liebe zum klassischen Alterthum erwacht war. Mit dem siebzehnten Jahrhundert begann die englische Aristokratie nach dem Vorgange des Earl of Arundel ihre Schlösser mit Antiken zu füllen [to transplant old Greece into England]*). Später zeigte sich der topographische Trieb, zuerst in Georg Wheler, der 1676 mit Spon einem Arzte in Lhon zusammen Griechenland bereiste und eine Reihe alter Städte verschollenen Angedenkens wieder aus dem Dunkel hervorzog.

Wiederum verging fast ein Jahrhundert, bis ein neuer Anlauf genommen wurde. 1751 schiffte sich James Stuart in Venedig ein, um die Kunst der Alten an ihren Originalen zu erforschen. Bis 1754 arbeiteten Stuart und Revett in Griechenland und brachten einen Schatz heim, wie er selten auf einmal in solcher Reichhaltigkeit gehoben worden ist, einen unvergleichlichen Schatz von Zeichnungen, Plänen und Karten, welche sie in ihren „Alterthümern von Athen" veröffentlichten. Langsam reifte das große Werk, die Grundlage aller Denkmälerkunde des klassischen Bodens. Der erste Band erschien 1768, der zweite erst nach Stuart's Tode 1784, die beiden folgenden ungleich später.

*) Vgl. A. Michaelis „Privatsammlungen in England" Archäol. Zeitung 1875 S. 3.

Aber schon während des Erscheinens übte das Werk eine mächtige Wirkung; es war ein Ereigniß in der Bildung der europäischen Menschheit. England wurde zunächst von einer Begeisterung für das Alterthum ergriffen, welche kein Opfer scheute, um das von Stuart Begonnene zu fördern. Die Society of Dilettanti war es, die mit ihren Mitteln das stockende Werk fortsetzte, welche dann Richard Chandler nach Hellas schickte und die Denkmäler Joniens bekannt machte.

Während dieser Zeit wuchs William Martin Leake auf, geboren in London am 14. Januar 1777. Der eigentliche Name seiner Familie war Martin. Als aber Capitain Stephan Martin seinem Schwager, dem Admiral Sir John Leake, an dessen ruhmvollen Thaten im Mittelmeer unter Königin Anna er einen hervorragenden Antheil genommen hatte, im Besitze einiger Grundstücke folgte, nahm er 1729 den Namen und das Wappen der Leake an.

Der Enkel William erhielt seine Erziehung in der Militair-Akademie von Woolwich, wo er sich durch ein lebendiges Streben nach höherer Bildung auszeichnete und mit den Besten seiner Genossen, namentlich mit dem späteren General Sir Howard Douglas, einen Bund lebenslänglicher Freundschaft schloß.

1794 wurde er als Lieutenant in der See-Artillerie nach Westindien geschickt und verlebte dort die nächsten vier Jahre. Es waren Jahre des einförmigsten Dienstes, und als die Angehörigen sein Tagebuch zu lesen wünschten, antwortete er, wenn er ihnen den Bericht über einen Tag der Woche schicke, so kennten sie den Verlauf des ganzen Jahres.

Die Weltereignisse am Schlusse des Jahrhunderts befreiten ihn aus einer Lage, in welcher er für seinen Geist keine Nahrung fand. Bonaparte stand in Aegypten. Die Türken hatten sich tapfer geschlagen, aber es fehlte an Disciplin und sachkundiger Leitung. England beschloß Offiziere zur Armee des Großveziers zu schicken, um sie im Fache der Artillerie zu unterstützen, und der kaum dreiundzwanzigjährige Capitain Leake war in seiner Heimath bekannt genug, daß man ihn aus Antigua beorderte, um an dieser Mission Theil zu nehmen.

Am 19. Januar 1800 brach die Reisegesellschaft von Constantinopel auf. General Köhler und Major Fletcher waren die militärischen Vorgesetzten; von dem Gesandtschaftspersonal des Lord Elgin hatte sich der Geistliche Carlyle, später Professor in Cambridge, angeschlossen, welcher im Orient nach Manuskripten forschte. Es war ein Zug von 35 Pferden, der sich von Skutari in Bewegung setzte, um Kleinasien in der Diagonale von Nordwest nach Südost zu durchschneiden. Von Nikaia bis Ikonion folgte man der Heerstraße nach Aleppo; von Ikonion aus durch-

zog man Gegenden, in welchen seit Menschengedenken kein Europäer gesehen worden war. Den 8. Februar erreichte man bei Kelenderis das südliche Meer und traf in Cypern das Geschwader des Sir Sydney Smith.

Hier waren die Friedensverhandlungen in vollem Gange. Am Bord des Tigris befanden sich die von Kleber Bevollmächtigten, General Desaix und Poussielque. Trotz der Leidenschaftlichkeit des Ersteren kam die Uebereinkunft zu Stande, welche zwischen dem Großveziere und den Franzosen vereinbart wurde, eine Waffenruhe auf drei Monate, während deren die Franzosen in bestimmten Fristen Aegypten räumen sollten. Englische Kriegsschiffe geleiteten den ersten Truppentransport über Candia hinaus.

In politischer Beziehung war also die ganze Mission, zu welcher Leake aus Westindien herbeigeholt worden war, vollkommen erfolglos, für die Wissenschaft aber hatte sie eine unschätzbare Bedeutung; denn von dem Augenblicke an, da Leake den klassischen Boden betrat, erwachten in ihm die heimathlichen Eindrücke, unter denen er aufgewachsen war; die Erinnerungen an Homer und Herodot wurden wieder in ihm lebendig und er wurde sich klar über seinen Lebensberuf. Unter den mächtigen Natureindrücken, welche die große Hochebene von Kleinasien auf ihn machte mit dem einsamen Schneehaupte des Argaios, von den wüsten Plätzen, wo er über griechische Inschriftsteine, über Sarkophage und Tempeltrümmer hinritt, tief ergriffen, spürte er den unwiderstehlichen Reiz diese Stätten alter Cultur geschichtlich zu erforschen und verstehen zu lernen. Er erfaßte diesen Beruf mit solcher Klarheit, daß er vom Gestade des Marmorameers an alle merkwürdigen Gegenstände aufzeichnete, und wie er in das Innere kam, traten ihm die Felsbauten der alten Phryger, von denen bis dahin kein Geschichtskundiger eine Ahnung gehabt hatte, in ihrem feierlichen Ernste entgegen. In dem Thale von Dogaulu fand er am 27. Januar die senkrechte, mit orientalischem Ornament überzogene, mit griechischen Buchstaben beschriebene Felswand, das Grabmal eines Phrygerkönigs, erkannte sofort die Wichtigkeit dieses Platzes für alte Völkerkunde und bis an sein Lebensende ist ihm die Entdeckung des Midasfelsens eine seiner freudigsten Erinnerungen geblieben.

General Köhler kehrte mit seiner Begleitung nach kurzem Aufenthalt von Cypern nach Kelenderis zurück, um auf demselben Wege nach Constantinopel zurückzukehren. Leake erkrankte in Cilicien und wählte dann den Seeweg, der ihm Gelegenheit gab, die Küstenländer kennen zu lernen. Er sah die herrlichen Ruinen von Telmessos in Lycien und an der Südseite der Idahalbinsel stieg er hinauf zu der Stätte von Assos, deren Bautrümmer in dem letzten Jahrzehend zu den Befestigungen am

Bosporus verbaut sind. Damals standen noch die Tempel, Mauern und Thore aufrecht und Leake hatte hier zuerst den Anblick einer hellenischen Stadt, welche sich noch als ein Ganzes überschauen ließ.

Der Vertrag, den Sir Sydney geschlossen, wurde nicht ratificirt. Man wollte nicht die französischen Truppen heimkehren lassen, um Bonapartes Macht in Europa zu verstärken. Der Krieg begann von Neuem, als die englischen Offiziere im Vertrauen auf den Frieden heimgekehrt waren, und Leake war der Einzige von der Mission, der an den orientalischen Verhältnissen einen dauernden Antheil nahm; denn gleich nach seinem Eintreffen in Constantinopel erhielt er Befehl, sich nach Jaffa zu begeben, wohin die Armee des Großveziers zurückgedrängt worden war. Er reiste über Smyrna und Athen und blieb den nächsten Winter in Syrien, von wo er Palästina besuchte. Im Frühjahr 1801 ging er durch die Wüste nach Aegypten, um dieselbe Zeit, da es den Anstrengungen von Lord Keith und Sir Ralph Abercrombie gelang der feindlichen Invasion ein Ende zu machen. Leake erhielt den Auftrag, diesen äußeren Erfolg dadurch zu verwerthen, daß vom ganzen Nilthale bis zu den Katarrakten eine genaue Aufnahme gemacht, und das ganze Land in Bezug auf seine Hülfsmittel, seinen Verkehr, seine militärische Lage untersucht wurde. Er unterzog sich dieser Aufgabe in Gemeinschaft mit Lord Elgin's Sekretär William Richard Hamilton und widmete seinem angeborenen Interesse gemäß den Denkmälern eine vorzügliche Aufmerksamkeit.

Nach Vollendung dieser Aufgabe ging Leake im Junius nach Athen, wo Elgin die enge Verbindung zwischen England und der Türkei zur Sammlung seiner Kunstschätze benutzt hatte. Leake war bei der Verpackung in Athen anwesend und schiffte sich im September auf einem griechischen Küstenfahrer ein, welcher einen Theil der Elgin-marbles an Bord hatte. Das Schiff fuhr bei Cerigo auf und sank mit furchtbarer Schnelligkeit; als die Passagiere sich mit Mühe auf die Felsen gerettet hatten, war schon von dem Schiffe nur noch die Mastspitze über dem Wasser sichtbar. Durch griechische Schwammfischer gelang es zwar den größten Theil der Ladung zu retten und auf Elgin's Wunsch beorderte Nelson den Capitain Schomberg bei dem weiteren Transport der Mannschaft behülflich zu sein; Leake's Gepäck aber blieb am Grunde des Meers und Alles, was er an Karten, Plänen und topographischen Arbeiten in Aegypten gemacht hatte, war verloren. Es ist daher als Frucht der gemeinsamen Reise nur Hamilton's „Ancient and modern state of Egyptu 1810“ erschienen.

Bald nachdem Leake durch Italien und Frankreich zurückgekehrt war, wurde er von Neuem mit wichtigen Missionen im Mittelmeer betraut, wo Nelson mit wachsamem Blicke nach allen Küstenplätzen ausschaute,

welche geeignet waren dem Feinde Stützpunkte zu gewähren und den Weg nach der Levante zu gefährden.

Als er vor Toulon lag, erneuerte er seine Vorstellungen in Betreff Sardiniens. Die wichtige Insel könne sich selbständig nicht halten. Falle sie den Franzosen in die Hände, so sei Sicilien keine Stunde mehr sicher. Am liebsten hätte er gleich Vollmacht erhalten, sich in Besitz von Sardinien zu setzen. Das Ministerium Pitt ging vorsichtiger zu Werke und ertheilte zunächst Leake den Auftrag, die Insel zu besuchen und über die schwebende Frage, deren Wichtigkeit voll gewürdigt wurde, zu berichten.

Er brachte Nelson einen Brief von Lord Harrowby, dem Staatssekretair des Auswärtigen, der ihn als einen Offizier von ausgezeichnetem Verdienst einführte, und obgleich der Admiral lieber einen directen Befehl zum Vorgehen erhalten hätte, empfing er den Ueberbringer mit besonderer Aufmerksamkeit am Bord der Victory und behielt ihn eine Nacht bei sich, indem er ihm mit voller Offenheit alle seine Erfahrungen und Ansichten über die politischen Verhältnisse im Mittelmeer mittheilte. I received him, schrieb er an das auswärtige Amt, with that openness which was necessary to make myself as well acquainted with him in three days, as others might to do in as many years.

Es zeigte sich, daß über Sardinien das nöthige Material vorhanden war, und Leake konnte sich daher gleich dem eigentlichen Zweck seiner Mission zuwenden, an welche die Auskundschaftung der Insel nur gelegentlich angeknüpft war. Der Inhalt dieser Mission war in der Instruction enthalten, welche am 28. August 1804 in Downing Street aufgesetzt war. Sie ist uns in dem Memoir wörtlich mitgetheilt, wofür wir sehr dankbar sein müssen. Denn es ist ein für die Zeitgeschichte wie für die Geschichte der Wissenschaft denkwürdiges Aktenstück, das mit meisterhafter Kürze und Klarheit in zwölf Paragraphen dem jungen Artillerie-Hauptmann seine militärisch-diplomatische Thätigkeit vorzeichnet. Man erwartete erstens von ihm eine genaue Recognoscirung der ganzen Westküste von Albanien und Morea, besonders die von italienischer Seite her zugänglichsten Gegenden; zweitens Unterstützung der türkischen Befehlshaber mit sachverständigem Rath in Bezug auf die Vertheidigung der angreifbaren Punkte; drittens Aufnahme von Plänen und Situationskarten; viertens genaue Untersuchung aller Küstenfestungen; fünftens Erforschung der Terrainverhältnisse im Innern, namentlich der Pässe und Landstraßen, welche im Falle einer feindlichen Landung in der Richtung auf Constantinopel oder auf Morea benutzt werden könnten; sechstens vertrauliche Verständigung mit Ali Pascha und dem Begler-Bey von Rumelien über

die für die Sicherheit ihrer Territorien und zur Verbesserung ihrer Artillerie zu treffenden Maßregeln; siebentens besondere Berücksichtigung der Lage von Korinth (that formidable and essential post), wo die Garnison verstärkt und nöthigenfalls ein befestigtes Lager auf dem Isthmus einzurichten sei; achtens Besichtigung aller festen Plätze in Morea; neuntens eine genaue Berichterstattung über die politischen und militärischen Verhältnisse im Lande, sowie zehntens eine allgemeine Uebersicht über die Geographie von Griechenland. Sollte Frankreich wirklich einen Angriff auf die Türkei ausführen und Rußland von Corfu aus den Türken zur Hülfe kommen, so soll, elftens, Leake die russische Armee dabei mit Allem, was er an nützlichem Material gesammelt und an Einfluß auf die türkischen Behörden gewonnen hat, nach Kräften unterstützen und endlich über alle Ergebnisse seiner Forschungen sowohl den Gouverneur von Malta wie den Admiral Nelson und das Auswärtige Amt in Kenntniß setzen.

Diese Instruktion giebt einen lebendigen Eindruck von der politischen Spannung, welche den Küsten des adriatischen und ionischen Meeres plötzlich eine so große Bedeutung für die beiden Westmächte gegeben hatte. Sie ist ein merkwürdiges Seitenstück der Instruktion, welche nach dem Frieden von Campo Formio dem französischen Commandanten von Corfu durch Napoleon gegeben wurde, er solle Stabsoffiziere nach Griechenland schicken, um Beschreibungen der ganzen für Frankreich jetzt so interessanten Küste von Albanien und Morea anzufertigen (Mendelssohn, Gesch. Griechenlands I. 93). Sie zeigt, wie man 1804 noch immer an die Möglichkeit französischer Invasion auf türkischem Gebiet dachte. Sie macht uns ferner recht deutlich, wie auch die europäische Türkei damals noch eine terra incognita war. Denn es war doch nur eine täuschende Reminiscenz aus der alten Geschichte, wenn man Akrokorinth noch immer als einen der wichtigsten militärischen Punkte ansehen konnte. Sie zeugt auch von dem rein humanistischen Interesse, welches man damals in England an Hellas nahm. Denn der zehnte Paragraph hat eine ganz wissenschaftliche Fassung; es wird als eine Aufgabe von allgemeiner Bedeutung aufgefaßt, die Geographie von Altgriechenland aufzuklären (to acquire for the British goverment and nation a more accurate knowledge than has yet been attained of this important and interesting country). Dann aber wird aus Furcht, daß bei dem allgemeinen Interesse für griechische Alterthümer der wissenschaftliche Gesichtspunkt zu sehr in den Vordergrund treten möchte, vorsichtig hinzugesetzt: „that this object must only be pursued in subordination to the main design of your mission, from which it must not be allowed to divert your attention."

Leake hat seine Instruktion gewissenhaft befolgt. Aber was amtlich Nebensache sein sollte, wurde doch die Hauptsache. Eine politisch-militärische Verwerthung haben seine Ermittelungen nicht erhalten, das wissenschaftliche Resultat war aber ein dauernder Gewinn für die ganze gebildete Welt, und die Reisen, die er vom Februar 1805 bis in das Jahr 1807 hinein gemacht hat, sind eine Epoche für unsere Kenntniß des griechischen Alterthums geworden.

Um dieselbe Zeit reisten Wilkins, Sir William Gell und Edward Dodwell. Es war gleichsam eine neue Entdeckung, die man machte, daß man die Länder des Alterthums kennen müsse, um die Cultur und Geschichte zu verstehen. Was Martin Kraus zwei Jahrhunderte zuvor angeregt hatte, wurde jetzt als eine Forderung der Wissenschaft hingestellt und durchgeführt. Michaelis in Göttingen hatte vorzugsweise darauf hingewirkt, daß die Kenntniß des heutigen Orients für das Verständniß des alten Testaments anerkannt wurde, und auch in England war zuerst dies Interesse beinahe das vorwiegende. Man war besonders beflissen, die seit ältesten Zeiten im Lande erhaltenen Sitten und Anschauungen aufzuzeichnen; auch die Stätten der ältesten Christengemeinden, namentlich der sieben Kirchen in Klein Asien, übten eine große Anziehungskraft. Es war ein Geistlicher, Rev. Robert Walpole, der den Gedanken faßte, ein eigenes Jahrbuch zu gründen, ein Magazin für die Erforschung des Orients; denn wie von einer inneren Nothwendigkeit getrieben zogen im Anfang dieses Jahrhunderts die kunstsinnigen und wissensdürstigen Engländer nach den Ländern des Ostens. 1817 erschien der erste stattliche Quartband der Memoirs relating to European and Asiatic Turkey edited from manuscript journals, 1820 der zweite. Des theologischen Herausgebers ungeachtet überwog die Profangeschichte mit ihren Interessen. Nach Wiederentdeckung der attischen Bild- und Baukunst durch Stuart wollte man das Land kennen, wo die Menschen gewohnt hatten, die so Wunderbares hervorbrachten, und die Spuren ihres Daseins auch außerhalb Attica Schritt für Schritt verfolgen. Man staunt, wenn man die Walpole'schen Memoiren durchsieht, über die Energie der Forschung, die Fülle der Gesichtspunkte, auf die früher Niemand gekommen war. Da finden wir Untersuchungen über die klassische Flora, über die Geologie des kopaischen Seethals, die mit der ältesten Geschichte so eng zusammenhängt, über die Naturgeschichte von Cypern, über das marathonische Schlachtfeld, über die in den Ruinen erkennbaren Principien der Befestigungskunst der Hellenen. Die ersten Bauinschriften wurden herausgegeben, Bild- und Bauwerke der verschiedensten Epochen beschrieben; ja, mit besonderem Interesse wurden namentlich von Gell und Dodwell die

Denkmäler unterſucht, welche wohlerhalten aus dem Zeitalter Agamemnons in die Gegenwart hineinragen.

In die Reihe dieſer Reiſenden gehört auch Martin Leake. Aber ihm wurde ein Lebensberuf, was bei den Meiſten nur gelegentlich den Inhalt glücklicher Jugendjahre bildete. Er war vor allen Reiſenden ſeiner Zeit ausgezeichnet durch den großen und tiefen Zuſammenhang ſeiner Forſchungen, durch die weite und methodiſche Ausdehnung ſeiner Reiſen, durch ſeinen hiſtoriſchen Sinn ſowie durch die Technik, welche er als Ingenieur und militäriſcher Topograph beſaß. Er wußte mit ſicherer Hand die Stadtlokale aufzuzeichnen, mit ſachkundigem Blick Straßen und Päſſe zu beſchreiben, die Topographie aufzuklären und die bei den Alten erwähnten Plätze wieder zu erkennen. Unermüdlich war er im Sammeln von Münzen und Inſchriften und wußte auch die unſcheinbarſten Denkmäler zu verwerthen. So ſchloß er aus den Kupfermünzen, welche er bei Mataranga fand, daß dies Dorf an Stelle des alten Kierion ſtände, wo die Böoter ihren heiligen Mittelpunkt hatten, ehe ſie aus Theſſalien nach Böotien zogen. Inſchriftſteine beſtätigten dieſe Entdeckung, welche für die Veranſchaulichung der älteſten Völkerbewegungen von Wichtigkeit war und von Otfried Müller ſofort in ſeinen Doriern verwerthet wurde.

Kehren wir zu den äußeren Ereigniſſen zurück, welche Leake zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeit erzogen haben, ſo trat im Februar 1807 ein unerwarteter Umſchwung ein. Es war der engliſchen Diplomatie nicht gelungen, den Frieden zwiſchen Rußland und der Pforte zu erhalten. Sir John Duckworth fuhr in die Dardanellen ein, der Krieg ward auch von engliſcher Seite erklärt und Capitain Leake, der unermüdlich für die Intereſſen der Pforte thätig geweſen war, ſah ſich plötzlich in Salonichi zum Gefangenen gemacht.

Als er im November ſeine Freiheit wieder erlangte, benutzte er im Auftrage des britiſchen Geſandten bei der Pforte Sir Arthur Paget ſeine Verbindungen in Epirus, um auf die Wiederherſtellung des alten Einverſtändniſſes hinzuwirken und auf die der Pforte höchſt gefährlichen Abſichten Rußlands und Frankreichs hinzuweiſen. Das Schiff, auf dem Leake ſich befand, ging im ambrakiſchen Golf vor Anker. Ali wagte keine offene Unterhandlung. Im Beiſein des franzöſiſchen Conſuls wies er daher den von Leake an ihn abgeſendeten Boten des beſtehenden Kriegszuſtandes wegen kurz und barſch ab; heimlich wurde aber eine abendliche Zuſammenkunft verabredet und zwar an der offenen Küſte bei Preveſa, dem alten Actium gegenüber, in deſſen Nähe das Schiff lag; es war der 12. November. Der Abend wurde ſo ſtürmiſch und finſter, daß nur mit Hülfe von Feuerzeichen das ausgeſetzte Boot den Platz fand, wo der

Paſcha unter den überhangenden Felsklippen ſaß, von zwei Vertrauten umgeben, rings von Wachpoſten umſtellt. Zwei Stunden wurde hier bei toſender Brandung unter Donner und Blitz verhandelt; nur mit Mühe ward das Schiff wieder erreicht, das ungeſäumt die gefährliche Küſte verließ.

Dieſe nächtliche Conferenz hatte einen entſchiedenen Erfolg. Ali bekannte ohne Rückhalt ſeine Sympathien für England, verſprach und bewährte ſeinen Einfluß, um die Pforte zu überzeugen, daß jede Feindſeligkeit gegen ihren treuſten Bundesgenoſſen nur auf einem vorübergehenden Mißverſtändniß beruhen könne und ſo gelang es, daß ſchon im Sommer der Friede wieder hergeſtellt wurde.

Noch vor dem Abſchluß ſchickte Ali einen Abgeordneten nach London, welcher einen Brief an den König überbrachte. Er beruft ſich darin auf die Mittheilungen des vollſten Vertrauens, welche er ſeinem Freunde Captain Leake gemacht habe und bittet um kräftige Unterſtützung gegen die Eroberungsgelüſte Frankreichs. Er ſtellt ſich als devoted servant of the greatest of the kings of Europe, the Monarch who rules over the ocean, the Chief of the Sovereigns of the religion of Jesus, the greatest in majesty and power, the mighty Protector of his allies, in das demüthigſte Clientelverhältniß zum Könige von England.

Im auswärtigen Amt ging man ſehr bereitwillig auf die Wünſche Ali's ein und während man offiziell noch im Kriegszuſtande mit der Türkei war, entſchloß man ſich mit einem Gouverneur des türkiſchen Reichs zur Sicherung der Grenzgebiete deſſelben in nächſte Verbindung zu treten.

Leake, von den Folgen einer ſchweren Krankheit, die er in Apollonia durchgemacht hatte, durch eine kurze Zeit der Ruhe kaum wiederhergeſtellt, erhielt eine neue Miſſion nach dem Mittelmeer. Es wurde ein Schiff mit Geſchützen, Munition und Vorräthen aller Art in Portsmouth ausgerüſtet und Leake erhielt im Oktober 1808 ſeine Inſtruktion von George Canning. Er wird darin ermächtigt, wenn Ali gegen Frankreich vorgehen oder ſein Land zu vertheidigen haben ſollte, ſich mit ihm in Verbindung zu ſetzen und ihn zu voller Thätigkeit gegen den gemeinſamen Feind zu ermuthigen.

Leake blieb nun vom Februar 1809 bis März 1810 als Vertreter Englands bei Ali Paſcha, abwechſelnd in Preveſa und in Joannina lebend, ein angeſehener Vertreter der britiſchen Intereſſen und zugleich unabläſſig thätig, ſeine Kenntniſſe des noch ſo wenig bekannten Berglandes von Epirus zu ergänzen. In ſeine Zeit fällt der Beſuch von Lord Byron, der durch ihn eingeführt mit größter Auszeichnung von dem gewaltigen Satrapen an ſeinem glänzenden Hofe in Tepeleni aufgenommen wurde und der trotz

seiner Griechenliebe nicht umhin konnte der wilden Größe des Gewaltherrn zu huldigen,

Dem Herrn Albaniens, dessen Wort im Land
Rechtloses Recht ist, denn mit blut'ger Hand
Hält er ein stürmisch Volk sich treu und hold.

Nach seiner Heimkehr erhielt Leake in Anerkennung seiner Verdienste, die er sich durch seine öffentliche Thätigkeit in der Türkei seit 1798 erworben hatte, eine Pension von 600 Pf. (April 1812) und 1813 den Rang eines Lieutnant-Colonel. Er widmete sich ganz der Ausarbeitung seiner Tagebücher, als er in Folge der Rückkehr Napoleons von Elba noch einmal aus seiner Muße herausgerissen wurde. Im Mai 1815 erhielt er von Castlereagh den Auftrag sich in das Hauptquartier der Schweizer Truppen zu begeben und über die Streitkräfte sowohl wie über die festen Plätze an den Herzog von Wellington und an das auswärtige Amt zu berichten.

Er war Zeuge der Einnahme der Festung von Hüningen, von wo die Franzosen Basel arg belästigten, und mit einem Memoir über die militärischen Einrichtungen der Schweiz und einige empfehlenswerthe Verbesserungen, die er in Vorschlag brachte, schloß er seine öffentliche Thätigkeit, von welcher er durch ein anerkennendes Schreiben Castlereagh's aus Paris im October 1815 enthoben wurde.

Von diesem Zeitpunkte an lebte er ganz der Wissenschaft.

Es war ursprünglich seine Absicht den Schatz seiner Kenntniß des alten Griechenlands, welches er in seiner ganzen Ausdehnung vom Athos und vom illyrischen Apollonia bis Cap Tainaron besser als irgend ein Lebender kannte, in einem zusammenhängenden Werk zu umfassen, und in diesem Sinne hatte er schon 1814 seine „Researches in Greece" herausgegeben, worin er die Sprachen der in dem großen Länderdreieck wohnenden Völker, der Griechen, der Albanesen, der Wallachen und Bulgaren behandelt.

Leake war kein Sprachforscher. Aber er hat mit großem Fleiß den faktischen Zustand des Neugriechischen festgestellt, er hat mit klarem Blick den ununterbrochenen Zusammenhang der Hellenen und Neugriechen erkannt und bei aller Schärfe des Urteils doch mit liebenswürdiger Wärme den trefflichen Kern im neugriechischen Volke anerkannt, den Fortschritt seiner nationalen Bildung unter den erschwerendsten Umständen im Gegensatz zu Bartholdi (dem gleichzeitigen deutschen Reisenden) lebhaft bezeugt; ja er war geneigt, dem Neugriechischen eine besonders wichtige Stelle unter den Sprachen einzuräumen, weil es die Vorzüge der alten Sprache mit dem zu vereinigen im Stande sei, was die neueren Sprachen Europas vor

den alten voraus hätten. Diese Ansicht war also das directe Gegentheil von dem Urteil des italienischen Sprachenkönigs Mezzofanti, welcher so unhöflich war den neugriechischen Dialekt mit dem Affen zu vergleichen, der darum das häßlichste Thier sei, weil er dem edelsten aller Geschöpfe am ähnlichsten sehe.

Leake's Stärke lag aber in der vergleichenden Geographie, in der unbedingten Zuverlässigkeit seiner Beobachtungen und dem scharfen Blick für die Cantonalbildung und die städtischen Wohnsitze der Hellenen. Er hat seine Länderbeschreibung allerdings in der Form eines Reisejournals gelassen, aber er sucht doch immer das Einzelne in größerem Zusammenhange aufzufassen und die Topographie mit der Geschichte zu verbinden.

Davon zeugt vor Allem seine Topographie von Athen, die schon 1821 herauskam, der erste Versuch, die alte Stadt nach den Zeugnissen der Alten, nach Inschriften und Denkmälern wissenschaftlich wieder aufzubauen, ein Werk von unvergänglichem Verdienste. 1824 veröffentlichte er sein „Journal of a tour in Asia minor", kein bloßes Journal, sondern eine Uebersicht über den ganzen Zustand unserer Kenntniß von Kleinasien, über die alten und mittelalterlichen Quellen derselben und die wichtigsten Denkmäler der Halbinsel nach ihren verschiedenen Perioden. 1826 gab er seinen Abriß der Geschichte der griechischen Revolution heraus, deren allmähliche Vorbereitung und innere Nothwendigkeit er so früh erkannt hatte. 1827 bewährte er sich in seinen mit Charles Yorke herausgegebenen „Bemerkungen über die ägyptischen Denkmäler im Britischen Museum" als einen gelehrten Kenner auch dieser Alterthümer. Am längsten feilte und arbeitete er an seinem Hauptwerke, in dem er Alles, was er über das europäische Griechenland beobachtet hatte, zusammenstellte. 1830 erschienen die drei Bände „Reisen in Morea" und 1835 die vier Bände „Reisen in Nordgriechenland"; beide Werke mit den wichtigsten Karten und Inschriften ausgestattet. Später erweiterte er die Topographie von Athen durch seine Untersuchung über die Gaue von Attica, und das Werk über Morea durch die Peloponnesiaca. Als Vicepräsident der K. Gesellschaft der Litteratur hat er über Alt-Syracus und viele andere Gegenstände Abhandlungen geschrieben, in der K. Geographischen Gesellschaft über das alte Stadium (1838) ꝛc.

Leake hat sich nicht bloß als Geograph und Topograph mit den Alterthümern von Griechenland beschäftigt, sondern auch als Kunstfreund und Kunstforscher. Er ist in die Bedeutung und den Zusammenhang der perikleï'schen Bauten eingedrungen; er hat die Tempel der Griechen chronologisch zu ordnen gesucht und ebenso die antiken Theater synoptisch zusammengestellt. Die einzelnen Bildwerke, welche er von Ali Pascha geschenkt

erhalten oder selbst gesammelt hat, schenkte er 1839 dem britischen Museum. Einige derselben sind besonders ihres sicheren Fundorts wegen von Wichtigkeit und im Abgusse auch unter den Gipsen der Berliner Sammlung aufgestellt. Münzen hatte er von Anfang an fleißig gesammelt und mit historischem Blick betrachten gelernt. Nachdem er nun dem klassischen Boden und der unmittelbaren Anschauung seiner an Ort und Stelle erhaltenen Monumente entrückt war, wandte er sich nach Vollendung seiner geographischen Arbeiten mit ganzer Liebe den Denkmälern zu, die ihm in der Heimath reichlicher zu Gebote standen als es in Griechenland und Kleinasien möglich gewesen war, den geprägten Urkunden des antiken Lebens in Gold, Electron, Silber und Kupfer, welche von mehr als 1000 Städten griechischer Bevölkerung nicht nur die Existenz und den Grad des Wohlstandes, sondern auch den Kunstgeschmack, die Götterdienste und die bürgerlichen Einrichtungen bezeugen.

Ihm waren die Münzen wesentlich das Material historischer Statistik; sie waren ihm die nothwendige Ergänzung der von ihm mit so großer Ausdauer erforschten Stadtruinen; er ergriff mit wahrer Begeisterung die Erfindung der Elektrotypie, um sich mit einer möglichst vollständigen Sammlung aller griechischen Münzen, die während eines Zeitraums von mehr als 800 Jahren von Spanien bis Kabul geprägt worden sind, zu umgeben; er ordnete sie geographisch in einer von Eckhel abweichenden Uebersicht und suchte jeden Münztypus mit dem, was er über Lage und Alterthümer der einzelnen Plätze erkundet hatte, in Zusammenhang zu setzen.

So entstand sein großes Werk Numismata Hellenica A catalogue of greek coins 1854, mit einem Supplement 1859, ein Denkmal des unermüdlichsten Fleißes und reich an feinen Bemerkungen und historisch-geographischen Nachweisungen. Bei der Sammlung und Ordnung der Münztypen hatte seine Gattin, mit der er seit 1838 verbunden war, ihn treulichst unterstützt, Elisabeth Wray, die Tochter von Sir Charles Wilkins, die Wittwe von William Marsden, Sekretär der Admiralität, einem Manne, welcher in der orientalischen Geographie ebenso zu Hause war, wie Leake in der klassischen. In dankbarer Anerkennung hat Leake das Werk, seine letzte große Lebensarbeit, seiner Gattin gewidmet.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des Supplementbandes starb er in Brighton nach einer kurzen Krankheit am 6. Januar 1860. Der griechische Minister Herr Trikupi war bei dem Leichenbegängniß der Vertreter des Volks, für dessen Geschichte in alter und neuer Zeit er so unermüdet gearbeitet hat.

William Martin Leake nimmt in der Geschichte der Wissenschaft, ja wir dürfen sagen in der neuern Culturgeschichte eine hervorragende Stellung

ein, welche um so mehr Anspruch auf allgemeine Anerkennung hat, je bescheidener und anspruchsloser der Mann selbst in seiner Wirksamkeit gewesen ist. Wir verweilen aber mit besonderem Interesse bei solchen Bestrebungen der Wissenschaft, die scheinbar ganz außer Verbindung mit den Arbeiten Anderer und auf Grund ganz zufälliger Anlässe angeregt, dennoch unverkennbar in einem großen geschichtlichen Zusammenhang stehen und mit einer gewissen Nothwendigkeit hervortreten.

Was erscheint zufälliger als die Ordre, welche im Januar 1800 den jungen Artillerielieutenant aus Westindien nach Kleinasien führte? Wenn derselbe aber von dem ersten Tage, da er den Boden klassischer Geschichte betritt, ohne äußere Verpflichtung und ohne besondere Vorstudien eine Arbeit beginnt, die er sechzig Jahre stetig fortgesetzt hat, so folgte er unbewußt dem Zuge, der seit dem Erscheinen von James Stuarts Alterthümern von Athen durch die gebildete Welt ging; unwillkürlich schloß er sich den Bestrebungen der Society of Dilettanti an und widmete sein Leben der Wiederentdeckung der alten Welt, welche ebenso ihre Geschichte hat wie die Entdeckung der neuen Welt, und für welche Leake der eigentliche Columbus gewesen ist.

In der Schärfe der Beobachtung, in dem gesunden Sinn für das Thatsächliche, in der Unbestechlichkeit seines Urteils und hingebender Ausdauer hat er sich als einen Geistesverwandten der Britten bewährt, welche wie Rawlinson, Layard, Sir Charles Fellows, Al. Canningham ganze Culturwelten des Alterthums wieder entdeckt haben, und wenn England auf etwas stolz sein kann, so ist es die Thatsache, daß, während auf dem Continent noch der wüste Geist der Revolution herrschte, dort eine hochherzige und erleuchtete Begeisterung für hellenische Kunst die edelsten Geister der Nation durchdrang und daß man während aller Kriegswirren James Stuart's Friedenswerk unablässig zu fördern den Sinn und Muth hatte. Der englische Philhellenismus hat sich in sehr verschiedener Weise offenbart, wenn wir Lord Elgin, Lord Byron und Colonel Leake mit einander vergleichen; aber ein Zug geht durch alle Bestrebungen hindurch, er verbindet auch so grundverschiedene Erzeugnisse des menschlichen Geistes, wie die trockenen Reiseberichte des englischen Ingenieurs und die romantischen Bilder in Child Harold, und wenn wir sehen, wie in denselben Jahren Gell, Dodwell, Hobhouse, Hamilton, Hawkins, Clarke, Cockerell u. A. die klassischen Länder durchforschten, so erkennen wir, daß es sich hier um keine Modelaune handelt, sondern um eine Mission, welcher England, das vor allen andern Ländern dazu berufene, sich mit bewunderungswürdiger Energie gewidmet hat, um eine wissenschaftliche Aufgabe von unschätzbarer Bedeutung für die heutige Cultur zu erfüllen.

Seit der Pferdekopf aus der Ecke des Parthenonziebels im britischen Museum aufgestellt ist, sieht man auf jeder neuen Medaille denselben Typus unwillkürlich nachgeahmt. So ist für alles Bilden und Bauen durch die Bekanntschaft mit den Werken der Hellenen ein neuer Maßstab gewonnen. Für die Wissenschaft aber wurde das, was die englischen Entdecker der alten Welt geleistet haben, dadurch so fruchtbar, daß das Material, das sie gesammelt haben, nicht als todtes Capital liegen blieb, sondern unverzüglich und energisch verarbeitet wurde. Niebuhr führte die Forschung ernster, entschlossener, tiefer, als zuerst geschehen war, in das Werden des antiken Staatslebens hinein. Von ihm angeregt erforschte Böckh das politische Leben der Hellenen und sammelte die Finanzurkunden der Athener. Hatte man früher von den Alten geschrieben, als wenn sie auf einem anderen Planeten gelebt hätten, lernte man jetzt das Leben der Alten in seiner vollen Realität anschauen, und Otfried Müller gab der Forschung einen neuen Aufschwung, indem er zeigte, wie in dem Leben der Stämme und Städte der eigentliche Kern der alten Geschichte enthalten sei.

So wurden also Leake's Forschungen von den deutschen Gelehrten ungesäumt mit freudigem Dank entgegengenommen; sie gewährten gerade das, was man so lange entbehrt hatte, und bei der fortschreitenden Arbeit hat sich das, was er beobachtet hat, immer als die solideste Grundlage bewährt.

Es ist eine Reihe militärisch-politischer Sendungen gewesen, welche dazu mitgewirkt haben, die Welt des klassischen Alterthums der Wissenschaft zu erschließen.

Leake wurde durch den Kampf zwischen England und Frankreich im Mittelmeer auf den Schauplatz seiner Thätigkeit geführt. Graf Prokesch, der Erste, welcher unter den Deutschen eine genauere Erkenntniß des griechischen Orients erwarb, war während des Erhebungskampfes als österreichischer Offizier vom Wiener Cabinet beauftragt, den Gang der Ereignisse aus der Nähe zu beobachten. Als dann nach der Schlacht bei Navarin Morea gegen Ibrahim Pascha geschützt werden sollte, landete die französische Occupationsarmee unter Marschall Maison, und dem erleuchteten Eifer seines Generalstabes verdanken wir die wichtigen Resultate der „Expédition scientifique de la Morée". Was endlich Kleinasien betrifft, so waren es die zur Zeit des ägyptischen Kriegs nach Constantinopel geschickten preußischen Offiziere, welche für das Innere der Halbinsel die bahnbrechenden Arbeiten gemacht haben, v. Moltke, Fischer und v. Vincke.

Für die Gründung einer neuen Wissenschaft, deren Material schwer zu beschaffen ist, bedarf es außerordentlicher Gelegenheiten. Es ist aber

ein, welche um so mehr Anspruch auf allgemeine Anerkennung hat, je bescheidener und anspruchsloser der Mann selbst in seiner Wirksamkeit gewesen ist. Wir verweilen aber mit besonderem Interesse bei solchen Bestrebungen der Wissenschaft, die scheinbar ganz außer Verbindung mit den Arbeiten Anderer und auf Grund ganz zufälliger Anlässe angeregt, dennoch unverkennbar in einem großen geschichtlichen Zusammenhang stehen und mit einer gewissen Nothwendigkeit hervortreten.

Was erscheint zufälliger als die Ordre, welche im Januar 1800 den jungen Artillerielieutenant aus Westindien nach Kleinasien führte? Wenn derselbe aber von dem ersten Tage, da er den Boden klassischer Geschichte betritt, ohne äußere Verpflichtung und ohne besondere Vorstudien eine Arbeit beginnt, die er sechzig Jahre stetig fortgesetzt hat, so folgte er unbewußt dem Zuge, der seit dem Erscheinen von James Stuarts Alterthümern von Athen durch die gebildete Welt ging; unwillkürlich schloß er sich den Bestrebungen der Society of Dilettanti an und widmete sein Leben der Wiederentdeckung der alten Welt, welche ebenso ihre Geschichte hat wie die Entdeckung der neuen Welt, und für welche Leake der eigentliche Columbus gewesen ist.

In der Schärfe der Beobachtung, in dem gesunden Sinn für das Thatsächliche, in der Unbestechlichkeit seines Urteils und hingebender Ausdauer hat er sich als einen Geistesverwandten der Britten bewährt, welche wie Rawlinson, Layard, Sir Charles Fellows, Al. Canningham ganze Culturwelten des Alterthums wieder entdeckt haben, und wenn England auf etwas stolz sein kann, so ist es die Thatsache, daß, während auf dem Continent noch der wüste Geist der Revolution herrschte, dort eine hochherzige und erleuchtete Begeisterung für hellenische Kunst die edelsten Geister der Nation durchdrang und daß man während aller Kriegswirren James Stuart's Friedenswerk unablässig zu fördern den Sinn und Muth hatte. Der englische Philhellenismus hat sich in sehr verschiedener Weise offenbart, wenn wir Lord Elgin, Lord Byron und Colonel Leake mit einander vergleichen; aber ein Zug geht durch alle Bestrebungen hindurch, er verbindet auch so grundverschiedene Erzeugnisse des menschlichen Geistes, wie die trockenen Reiseberichte des englischen Ingenieurs und die romantischen Bilder in Child Harold, und wenn wir sehen, wie in denselben Jahren Gell, Dodwell, Hobhouse, Hamilton, Hawkins, Clarke, Cockerell u. A. die klassischen Länder durchforschten, so erkennen wir, daß es sich hier um keine Modelaune handelt, sondern um eine Mission, welcher England, das vor allen andern Ländern dazu berufene, sich mit bewunderungswürdiger Energie gewidmet hat, um eine wissenschaftliche Aufgabe von unschätzbarer Bedeutung für die heutige Cultur zu erfüllen.

Seit der Pferdekopf aus der Ecke des Parthenongiebels im britischen Museum aufgestellt ist, sieht man auf jeder neuen Medaille denselben Typus unwillkürlich nachgeahmt. So ist für alles Bilden und Bauen durch die Bekanntschaft mit den Werken der Hellenen ein neuer Maßstab gewonnen. Für die Wissenschaft aber wurde das, was die englischen Entdecker der alten Welt geleistet haben, dadurch so fruchtbar, daß das Material, das sie gesammelt haben, nicht als todtes Capital liegen blieb, sondern unverzüglich und energisch verarbeitet wurde. Niebuhr führte die Forschung ernster, entschlossener, tiefer, als zuerst geschehen war, in das Werden des antiken Staatslebens hinein. Von ihm angeregt erforschte Böckh das politische Leben der Hellenen und sammelte die Finanzurkunden der Athener. Hatte man früher von den Alten geschrieben, als wenn sie auf einem anderen Planeten gelebt hätten, lernte man jetzt das Leben der Alten in seiner vollen Realität anschauen, und Otfried Müller gab der Forschung einen neuen Aufschwung, indem er zeigte, wie in dem Leben der Stämme und Städte der eigentliche Kern der alten Geschichte enthalten sei.

So wurden also Leake's Forschungen von den deutschen Gelehrten ungesäumt mit freudigem Dank entgegengenommen; sie gewährten gerade das, was man so lange entbehrt hatte, und bei der fortschreitenden Arbeit hat sich das, was er beobachtet hat, immer als die solideste Grundlage bewährt.

Es ist eine Reihe militärisch-politischer Sendungen gewesen, welche dazu mitgewirkt haben, die Welt des klassischen Alterthums der Wissenschaft zu erschließen.

Leake wurde durch den Kampf zwischen England und Frankreich im Mittelmeer auf den Schauplatz seiner Thätigkeit geführt. Graf Prokesch, der Erste, welcher unter den Deutschen eine genauere Erkenntniß des griechischen Orients erwarb, war während des Erhebungskampfes als österreichischer Offizier vom Wiener Cabinet beauftragt, den Gang der Ereignisse aus der Nähe zu beobachten. Als dann nach der Schlacht bei Navarin Morea gegen Ibrahim Pascha geschützt werden sollte, landete die französische Occupationsarmee unter Marschall Maison, und dem erleuchteten Eifer seines Generalstabes verdanken wir die wichtigen Resultate der „Expédition scientifique de la Morée". Was endlich Kleinasien betrifft, so waren es die zur Zeit des ägyptischen Kriegs nach Constantinopel geschickten preußischen Offiziere, welche für das Innere der Halbinsel die bahnbrechenden Arbeiten gemacht haben, v. Moltke, Fischer und v. Vincke.

Für die Gründung einer neuen Wissenschaft, deren Material schwer zu beschaffen ist, bedarf es außerordentlicher Gelegenheiten. Es ist aber

die Aufgabe der Wissenschaft, sich von der Gunst der Gelegenheit immer unabhängiger zu machen, in der Kenntniß der alten Länder und ihrer Denkmäler methodisch fortzuschreiten und sich auch bei dem zufällig auf der Oberfläche Erhaltenen nicht zu begnügen, sondern die Tiefen zu erforschen und das Verschwundene an das Licht zu ziehen. Es giebt wichtige Städte des Alterthums, deren ganze Existenz nur durch Grabfunde bezeugt ist, wie z. B. die Nekropolis von Kameiros auf Rhodos beweist, aus welcher eine ganze Welt einheimischer Kunst an das Tageslicht gebrungen ist.

Diese Aufgaben gehören zu denen, die unserem Jahrhundert gestellt sind und an denen sich auch die deutsche Nation kräftig betheiligen wird. Zu den Männern aber, welche in den ersten Tagen des Jahrhunderts seinen wissenschaftlichen Beruf erkannt, die der neuen Forschung Bahn gebrochen und eine lebendige Anschauung der alten Welt in unserer Zeit begründet haben, gehört an erster Stelle William Martin Leake.

E. Curtius.

Whigs und Tories.

Von

H. Delbrück.

II.

Auch ohne von der weiteren Geſchichte Großbritanniens etwas zu wiſſen, würde man mit Beſtimmtheit vermuthen dürfen, daß mit dem Abſterben der politiſchen Gegenſätze die Parteikämpfe keineswegs für alle Zeit abgethan waren. Das Privilegium der anglikaniſchen Kirche wurde allerdings nicht mehr angefochten, die Herrſchaft der Selbſtverwaltungs-Ariſtokratie war die nicht mehr zu erſchütternde Gewohnheit und das Geſetz des Landes: aber je ſicherer und feſter der herrſchende Stand ſich fühlte in dem Beſitze ſeiner Macht, deſto ſchneller und rückſichtsloſer mußte das unausrottbare Erbübel aller Ariſtokratie, der Factionshader hervorbrechen. In demokratiſchen Staaten giebt es keine perſönliche Eiferſucht, keinen Cliquenſtreit um die Herrſchaft, weil der Einzelne zu wenig bedeutet; in Monarchien iſt er noch ſicherer ausgeſchloſſen, weil Einer Alles iſt: in Ariſtokratien iſt jede ſachliche Frage zugleich eine perſönliche. Der adligen Herren ſind zu viele, als daß alle zugleich an der Herrſchaft betheiligt ſein könnten: ſie ſind wenig genug, um Alle danach ſtreben zu können. Die Ausgeſchloſſenen fühlen das gleiche Unrecht und verbinden ſich zum Kampfe gegen die Glücklichen im Beſitz. Es unterſcheidet ſie kein Princip und keine politiſche Idee: ſie wollen durchaus daſſelbe, aber in jener Weiſe wie Franz I. von Frankreich und Kaiſer Karl V. Was mein Bruder Karl will, das will ich auch, ſagte König Franz, nämlich Mailand. Das iſt der Partei-Unterſchied, der In's und Out's, wie der Kunſtausdruck in England lautete: die Einen begehren, was die Anderen beſitzen. Haben jene einen Krieg begonnen, ſo erklären dieſe denſelben für den Ruin des Landes: ſchlägt dann die Stimmung um, ſo kommt das Staatsruder an die, welche längſt den richtigen Weg bezeichnet haben.

Verlieren jene eine Schlacht, so schreien diese über Verrath und Unfähigkeit. Schlagen jene eine Landtaxe vor, so erheben sich diese als die Vertheidiger des Grundbesitzes, der das Fundament der Staatsverfassung ist und proponiren einen Getreidezoll. Entwerfen jene das Project einer Staatsbank zur Erleichterung der Finanzverwaltung, so denunciren diese dem Volke die Absicht, allen Reichthum des Landes einigen Wucherern, die mit den Ministern befreundet oder verschwägert sind, in die Hände zu spielen. Haben die Patrioten dann endlich ihr Ziel erreicht und den Gegner verdrängt, so beginnt dasselbe Spiel von der anderen Seite. Selten ist die vergiftete Waffe der Verleumdung mit einer größeren Genialität gehandhabt worden als im englischen Parlamente zur Zeit König Georg III. Das glänzendste Product dieser merkwürdigen Kampfesweise sind die Juniusbriefe von Sir Philip Francis.

Auf der anderen Seite brachte aber das Verschwinden des principiellen Parteigegensatzes für die parlamentarische Regierung des Staates eine außerordentliche Erleichterung. Verfiel auch das Gros dem Factionshasse, so gewannen wenigstens die leitenden, selbständig und groß denkenden Staatsmänner die Möglichkeit die einzelnen Maßnahmen nicht mehr nach dem Parteigesichtspunkte, sondern einzig und allein nach dem Bedürfniß und dem Wohle des Staats zu beurtheilen. Nichts legt besseres Zeugniß von der staatsmännischen Größe der beiden Pitt, Vater und Sohn ab, als daß sie frei und keiner Partei verbunden zu sein erklärten*).

Wollen wir also den Unterschied der inneren politischen Bewegung des englischen Reiches in der zweiten Hälfte des achtzehnten und dem entsprechenden Zeitraum des siebzehnten bis in das folgende hinein, mit zwei Schlagworten bezeichnen, so müssen wir sagen, dies war Factions-jenes war Parteienkampf. Nichtsdestoweniger wurden die alten Parteinamen der Whigs und Tories beibehalten. Das würde sich schon aus einem rein äußerlichen Motiv erklären lassen. Die Factionen, welche von jetzt an um die Gewalt rangen, bildeten sich nicht nach der Beendigung des großen Principienstreites neu und spontan, sondern sie gingen abgeschlossen und fest zusammenhaltend aus der alten in die neue Zeit über. Aristokratische Factionen sind ihrer Natur nach erblich. Der junge Edelmann, der in die politische Laufbahn eintreten will, beginnt nicht damit Politik zu studiren und sich nach dem theoretischen Resultat seiner Lectüre zu entscheiden, welche Parteiprincipien er für die besseren hält und welcher Gruppe er sich daher anschließen soll. Wenn ein solcher Proceß auch zuweilen vor sich gehen mag, wo es sich um feindliche Systeme der Staats-

*) Der betreffende, höchst wichtige Ausspruch des älteren Pitt, merkwürdiger Weise bisher unbekannt, ist angeführt bei Schäfer, Siebenjähriger Krieg III. S. 643.

verfaſſung handelt, ſo iſt er doch ganz gewiß da nicht an der Stelle, wo es ſich überhaupt nicht mehr um Principien, ſondern nur um die Frage handelt, wer die beſtehende Regierung handhaben ſoll. Trifft es ſich, daß die Verwandten und Freunde des Novizen grade im Beſitz ſind, ſo wird dieſer nicht erſt zur Oppoſition gehn, um einſt bei einem zukünftigen Wechſel der Herrſchaft zu einer ſeinen Fähigkeiten entſprechenden Stellung im Staate zu gelangen. Gehört er ſeiner Abkunft nach der Oppoſition an, ſo müßte er mit ſeiner Familie und allen ſeinen Jugendbeziehungen brechen, um durch die feindliche Partei zu einer Anſtellung zu gelangen.

Rechnen wir hinzu, daß das ſtets entgegengeſetzte Landbau- und Handelsintereſſe ebenfalls in den politiſchen Streit verflochten war — jenes wurde von den Tories, dieſes von den Whigs bevorzugt — und den Riß vertiefte und offen hielt, ſo wäre es an ſich wohl möglich geweſen, daß die Feindſchaft und der Name der Tories und Whigs ſich Menſchenalter hindurch länger gehalten hätte, als der Gegenſtand um den ſie ſich entzweit hatten, überhaupt beſtand. Für die Beibehaltung grade der Namen ließe ſich noch ein beſonderer Grund anführen. Lebendige politiſche Parteien mit großen allgemeinen Zielen wechſeln mit jeder taktiſchen Schwenkung womöglich auch die Namen. Die alten Verbindungen werden dadurch nicht geſtört, Verſöhnung und Vereinigung mit bisherigen Gegnern erleichtert. Die Geſchichte unſerer Zeit bietet für dieſe Beobachtung zahlreiche Belege. Umgekehrt iſt es mit Factionen. Iſt der principielle Gegenſatz bereits überwunden und nichts als perſönliche Gegnerſchaft übrig geblieben, ſo wird ganz gewiß, um den Schein zu bewahren, als kämpfe man noch um ideale Ziele, der alte Name mit um ſo größerer Sorgfalt weitergeführt und betont.

In der That waren nun in England die Gründe für das Fortleben der Whigs und Tories doch keineswegs bloß äußerlicher Natur. Der rein materialiſtiſche Factionskampf, wie wir ihn eben charakteriſirten, iſt zwar ohne Zweifel das ſtärkſte Agens im politiſchen Leben während der erſten Hälfte der Regierung Georg III., aber er iſt doch nicht das einzige und ausſchließliche. Niemals entbehrten die feindlichen Gegenſätze völlig und gänzlich des Halts, der Beſeelung durch eine politiſche Idee und einen allgemeinen Zweck. Es traten Umſtände ein, welche die ſchon im Erlöſchen begriffene Flamme anfachten, wieder ſinken ließen und von Neuem anfachten, ſo daß in der That der alte Funke fortglimmte, bis er in einem neuen Zeitalter und in einer neuen, anders geſtalteten Welt ſeine ununterbrochene Kraft zu einem neuen, ungeheuren Brande entfalten konnte.

Je ſicherer die parlamentariſche Regierung im großbrittaniſchen Reiche

ſich feſtſetzte, deſto mehr war ein ſchweres, von der Herrſchaft einer ſolchen Verſammlung unzertrennliches Gebrechen hervorgetreten, das nur durch ein anderes, faſt eben ſo großes Uebel paralyſirt werden konnte. Um die Politik einer Großmacht, die mit ihren Beziehungen den Erdball umſpannte, nicht nur kräftig, ſondern um ſie nur überhaupt führen zu können, bedurfte die Regierung einer wenigſtens auf einige Zeit geſicherten Majorität. Es war unmöglich eine auswärtige Unterhandlung zu führen, ein beſtimmtes, weit geſtecktes Ziel auf Umwegen zu verfolgen, endlich gar ſich auf ſchwer zu erlangende Allianzen, auf große mit Aufbietung aller vorhandenen Kraft zu führende Kriege einzulaſſen, wenn der Unverſtand, die Kurzſichtigkeit oder der böſe Wille einiger weniger Unterhausmitglieder die beſtehende Majorität plötzlich in eine Minorität verwandeln und das Miniſterium zum Abtreten zwingen konnte. Es iſt bekannt, daß Ludwig XIV. zu gleicher Zeit König Karl II. und die whiggiſtiſchen Oppoſitionsführer des Unterhauſes heimlich mit Geld verſah. Die Schwierigkeiten mit einem Parlament, in welchem dergleichen möglich war und deſſen Zuſtimmung doch auf keine Weiſe und bei keinem Schritte entbehrt werden konnte, zu regieren, ſteigerten ſich, je mehr der eigentliche Parteikampf an Heftigkeit abnahm. Wenn es nicht mehr darauf ankam, ob dem König oder dem Parlament, der Kirche oder den Secten die Herrſchaft im Lande zufallen ſollte, ſondern nur ob Sir Robert Walpole oder Carteret oder Pelham, Lord North oder Fox oder Pitt am Ruder ſitzen ſollte, ſo gab es viele Wähler und viele Abgeordnete, welche nicht einſahen, warum ſie ſich einer ſogenannten Parteidisciplin fügen ſollten, warum ſie Maßregeln billigen ſollten, deren Grund ſie nicht einſahen oder den man ihnen nicht einmal mittheilen wollte. Wenn ſie ſich in dieſer oder jener Frage von ihren ſonſtigen politiſchen Freunden trennten, ſo konnte man ihnen nicht entgegenhalten, daß damit der ganze Staat oder die ſchwer erkämpfte Verfaſſung in Gefahr gerathe. Das Höchſte was erfolgen konnte, war ein Miniſterwechſel und ob der abtretende oder der neue Miniſter der geſchicktere und größere Politiker ſei, konnte noch ſehr zweifelhaft erſcheinen. Verlangte man aber durchaus, daß der Deputirte in allen Einzelfragen ſich der Autorität des leitenden Parteiführers unterwerfe, nun ſo konnte dieſer ihn auch für dieſes Opfer des Verſtandes oder des Willens entſchädigen.

Das Mittel, durch welches ein parlamentariſches Regiment ermöglicht wurde, war die Corruption. Beſtechung im großartigſten Maßſtabe, maſſenhaftes Erkaufen der Wähler, Verleihung von Sinekuren mit Tauſenden von Pfunden jährlich an die Gewählten war der Kitt mit dem die engliſchen Miniſter, ganz beſonders ſeit Walpole die parlamentariſche Verfaſſung zuſammenhielten. Der ganze Kunſtgriff hat einen außerordent-

lich conservativen Charakter. Denn da Niemand so ausgedehnte und vielartige Mittel der Corruption zu Gebote standen, als einem Ministerium, so war die einmal bestehende Regierung vor einem plötzlichen Umschlag ziemlich gesichert. Einen anderen Weg, der Regierung die erforderliche Stabilität zu verleihen, konnte man nicht entdecken. Wenn aber auch eine Nothwendigkeit, so enthielt dieses Verhältniß doch jedenfalls eine große Unvollkommenheit der parlamentarischen Verfassung.

Sie enthielt die Gefahr einer Ueberwindung der parlamentarischen Principien durch den Parlamentarismus. Gegen alle äußeren Angriffe war die Herrschaft des constitutionellen Systems jetzt im brittannischen Reiche gesichert, aber seine innere Construction war so schwach und lückenhaft, daß das Königthum Raum gewann, sich hier noch einmal zu einer gebietenden Stellung zu erheben.

Es war den englischen Ständen gelungen die fürstliche Stellung auf die Vollziehung einiger rein formeller Akte zu beschränken. Der König hatte die regierenden Minister zu ernennen, aber es war ihm unmöglich gemacht zu dieser Stellung andere als die von der Majorität der Selbstverwaltungs-Aristokratie geforderten Staatsmänner zu erheben. Glaubte der Souverän, daß ein augenblickliches Parlament den Absichten der Wähler nicht entspreche, so konnte er dieselben zu einer Neuwahl berufen.

Das genügte. Wenn überhaupt nur zwei, wenn auch bei weitem nicht gleich starke Parteien im Lande existirten, so war der König vermöge der Corruption der Schiedsrichter zwischen ihnen. Wir haben gesehen von welcher Bedeutung auch nur der momentane Besitz der Regierung für die Bildung der Majorität im Unterhause war. Sie fiel ohne Zweifel derjenigen Partei zu, welcher der König im Augenblick einer Auflösung die Leitung der Neuwahl und die Vertheilung der Pensionen an die Mitglieder übertrug. Nur eine ganz überwiegende, Alles mit sich fortreißende Oppositionsstimmung war im Stande diesem Einfluß das Gleichgewicht zu halten.

Im Jahre 1760 bestieg mit Georg III. ein Fürst den englischen Thron, der entschlossen war, alle Mittel, die seine hohe Stellung ihm darbot, rücksichtslos anzuwenden, um sich von dem Zwang zu befreien, den die großen Adelsverbindungen seinen Vorgängern auferlegt hatten. Georg III. war seit hundert Jahren wieder der erste in England geborene und erzogene König dieses Landes. Er war der Nachfolger seines Großvaters Georg II., der dreißig Jahre alt zum ersten Mal den Boden seines Reiches betreten hatte. Der Gründer der neuen Dynastie Georg I. hatte überhaupt niemals die englische Sprache gelernt. Georg III. war stolz

darauf sich seinem Volke wieder als einen geborenen Britten verkündigen zu können. Er hatte seinen Thron im friedlichen, natürlichen Lauf der Dinge ererbt, er war unschuldig an allem Unrecht, das in den voraufgegangenen Kämpfen den Anhängern des vertriebenen Königshauses zugefügt worden, seine Hand war rein von Bürgerblut. Die Sache der Stuarts hatte im Volke keinen Anhang mehr. Mußte der junge König noch immer Männern mißtrauen, die längst jeden Gedanken an eine dynastische Veränderung aufgegeben, weil ihre Großväter sich einst der Berufung seiner Vorfahren widersetzt hatten? Ganz im Gegentheil, grade mit diesen verband ihn der gleiche Haß gegen die großen Whiglords, die beide von dem Antheil an der Regierung ausschlossen. Allerdings hatten die Whigs die bischöfliche Kirche unangetastet lassen müssen. Sie hatten auch, um den inneren Frieden herzustellen, viele gemäßigte Tories in die Stellen der Verwaltung und Regierung aufgenommen. Aber doch existirten noch immer zahlreiche Familien, welche sich grollend, wenn auch schweigend von der neuen Dynastie ferngehalten hatten. Mit Freuden ergriffen sie jetzt die dargebotene Hand ihres Souveräns, um sich an ihren von den Vätern überkommenen Feinden zu rächen. Sie brauchten ja nicht einmal das Feldgeschrei zu ändern. Die königliche Prärogative führte sie wieder ein in das politische Leben. Um die Rechte des Königthums gegen die Uebergriffe der Factionen zu vertheidigen, erhoben sie sich als die wiedererstandene Partei der Tories. Alles was der Herrschaft der augenblicklichen Machthaber überdrüssig war, schloß sich ihnen an.

So ist die Idee der persönlichen Königstreue immerhin ein tieferes politisches Moment in dem Neuauftreten der Tory-Partei, wenn sie auch wesentlich den königlichen Einfluß beförderte, weil er ihr selbst die parlamentarische Herrschaft in die Hand spielte. Ebenso entbehrte die Whigpartei, indem sie sich dem erstarkenden Königthum widersetzte, eines höheren Princips nicht völlig. Es ist aber klar, daß dasselbe zu schwach war, die Partei wie bisher festgeschlossen zusammenzuhalten. Sie zerfiel in drei bis vier größere und kleinere Gruppen. Einige, wie die Bedford-Verbindung, — der Herzog von Bedford ist das Haupt der Familie Russel — glaubten keinen principiellen Unterschied dazwischen zu sehn, ob man zu Reichthum, Ansehn und Macht im Staat durch Freundschaft mit dem Marquis von Rockingham oder mit dem König Georg III. gelange und war ebenso bereit mit dem Einen wie mit dem Anderen zu unterhandeln. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Unterhausmitgliedern erklärte sich für unabhängig von jeder Parteiverbindung.

Das einzige Auskunftsmittel in dieser Zersplitterung war die Bildung von Coalitionen. Die allerverschiedensten Combinationen wurden versucht

und hierbei zeigt sich der Mangel principieller Differenzen auf's allerdeutlichste. Coalitionen zu gemeinschaftlicher Führung einer Regierung kann man nur schließen, wenn man auf einem gemeinschaftlichen Boden steht und die Verschiedenheiten unbedeutend genug sind, vorläufig zurücktreten zu können. Es können sich nicht Staatsmänner verbinden, von denen der Eine eine allgemeine Toleranz erklären, der Andere die Rechte der Staatskirche ausdehnen, der Eine die Rechte des Königthums verstärken, der Andere sie beschränken, der Eine die Forderungen der öffentlichen Meinung befriedigen, der Andere sie durch einige Scheinconcessionen nur beschwichtigen will. Wenn nun also im Laufe weniger Jahre erst Pitt und Fox befreundet waren, dann Fox sich mit North verbündete und endlich die Anhänger von North sich an Pitt anschlossen, so können ihre Anschauungen nicht so sehr weit auseinandergegangen sein.

Sie waren in der That Alle Anhänger desselben großen politischen Princips. Wenn die Whigs den Einfluß des Königthums bekämpften, so wollten sie die Beeinflussung des Parlaments nicht überhaupt abschaffen, sondern nur den Druckpunkt derselben verlegen. Charles Fox entwarf den genialen Plan, durch ein Gesetz die ungeheuren Reichthümer und zahlreichen einträglichen Stellen der ostindischen Compagnie in die Hand seiner grade am Ruder befindlichen Fraction zu bringen und dadurch für sich eine Patronage zu schaffen, die im Stande war den ministeriellen Wahlflecken und Besoldungen die Wage zu halten. Im letzten Augenblick wurde dieser Streich noch durch die Aufbietung des persönlichen Einflusses des Königs im Oberhause abgewehrt.

Als dies geschah, war die neue Zeit schon im Heraufziehn begriffen. Den alten Whigs und den alten Tories gleichmäßig entgegengesetzt, wenn auch die eine oder die andere Fraction ahnungslos der Gefahr wie ein Kind mit dem Jungen eines Löwen mit dem Gedanken spielte, war die neue glänzende staatliche Idee, welche im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts begann Europa in Gährung zu versetzen und seitdem in allen Ländern die ungeheuersten Bewegungen und Umwälzungen hervorgerufen hat.

Diese neue Idee ist der Liberalismus, die Demokratie, Radicalismus, gesellschaftliche Anschauung vom Staate, Revolution — wie man sie bezeichnen will: sie ist uns Allen aus der eignen und allgemeinen Geschichte bekannt, wir haben sie nur auf die englischen Verhältnisse anzuwenden.

Da wir hier keine vollständige Geschichte der englischen Parteien zu schreiben beabsichtigen, sondern nur eine Klarlegung ihrer Principien, so können wir wiederum davon absehn chronologisch zu verfahren, und be-

ginnen damit uns den neuen Gegensatz zu fixiren, nachdem er die volle Schärfe erreicht hat, um dann nur einen kurzen Rückblick auf sein allmähliches Erscheinen und seine Reaction auf die vorhandenen Kräfte und Stoffe zu werfen. Wir halten uns wesentlich an die Periode von der Beendigung der napoleonischen Kriege bis zum Erlaß der Reformbill.

Fast schon vor dem vollständigen Siege der Selbstverwaltungs-Aristokratie in England und der Alleinherrschaft dieses Standes, hatte der innere Verfall der Selbstverwaltung begonnen. Die Selbstverwaltung war schon damals nicht mehr im Stande den wichtigsten Zweig des Staatslebens, die militärischen Aufgaben zu erfüllen. Für auswärtige Verwendung war die Miliz unbrauchbar. Schon um Irland niederzuhalten bedurfte man eines stehenden kleinen Friedensheeres. Die ungeheuren Kriege vom spanischen Erbfolgekrieg bis zu dem zwanzigjährigen Ringen gegen das revolutionäre Frankreich erforderten die Aufstellung von Armeen, die mit der Bewaffnung der continentalen Militärmächte wetteifern konnten. Die Miliz konnte im Vergleich mit diesen Kräften zu wenig bedeuten, als daß es werth gewesen wäre, ihr eine besondere Sorgfalt zuzuwenden. Sie wurde völlig vernachlässigt und kam kaum noch in Betracht.

Für die gerichtlichen Zwecke des Staates hatte die Selbstverwaltung selbstverständlich niemals völlig ausreichen können. Sie war stets durch die mit gelehrten und besoldeten Richtern besetzten Gerichtshöfe der Hauptstadt ergänzt worden. Fünfzehn, oder mit Einschluß des Justizministers und seiner Substituten achtzehn Richter für ein so großes Land wurden natürlich allmählich immer unzureichender. Das Recht selbst gerieth, da die Kräfte zu einer systematischen Gesetzgebung und Durchführung einer Codification fehlten, in eine unheilbare Verwirrung.

Selbst auf dem Gebiet der Verwaltung in engerm Sinne, namentlich auf dem Gebiet der Policei und Armen-Sachen bildeten sich schwer zu ertragende Mißstände aus. Man stelle sich die Zustände einer Stadt wie London ohne einen regelmäßigen Schutzmannswachtdienst vor. Die Hülflosigkeit, in der man sich dem Pöbel gegenüber befand, wurde noch gesteigert durch die nie einzuschläfernde Besorgniß vor den politischen Folgen einer Verwendung militärischer Kräfte im Innern. Sobald sich eine größere Anzahl Truppen in London versammelte, glaubte man die Militärmonarchie vor der Thür. Tumulte, verbunden mit den gröbsten Excessen waren daher häufig. Einmal kam es so weit, daß Georg III. ausrief, es soll doch wenigstens Ein Beamter im Staate sein, der seine Pflicht thut, und völlig verfassungswidrig selbst den Truppen befahl einzuschreiten. Der Pöbel hatte acht Tage lang die Häuser der Katholiken

und unpopulären Minister geplündert und zerstört, die Gefängnisse erstürmt und niedergebrannt, die Verbrecher befreit, das Parlament belagert und bedroht. Das einzige Mittel der Wiederholung solchen Skandals entgegenzuwirken, war der Schrecken. Erbarmungslos wurde nachher gehängt, wen man zufällig ergriff. Man ist keineswegs berechtigt die Barbarei des alten englischen Strafgesetzes dem Volkscharakter zur Last zu legen. Je schwächer der Staat, desto härtere Mittel muß er in jedem einzelnen Fall anwenden, um sich Gehorsam zu verschaffen. So lange man keine Mittel besaß Empörungen vorzubeugen, wurden sie mit Rädern und Viertheilen bestraft. Weil die Policei der Selbstverwaltung, die Policei ohne Policisten so selten einen Dieb fing, hängte sie ihn, wenn der gestohlene Gegenstand nur den Werth des Strickes deckte.

Ein besonders deutliches Beispiel, wie die Verhältnisse der Leistungsfähigkeit der Selbstverwaltung über den Kopf wuchsen, und man allmählich in die Wege des continentalen Beamtenthums einlenkte, bietet das Sheriffamt. Der Sheriff ist der höchste Civilbeamte der Grafschaft. Das Amt wechselt unter den größten Grundbesitzern derselben, aber diese behalten nichts als die Repräsentation und tragen die Kosten: die Führung der Geschäfte übergeben sie einem Notar, also einem besoldeten Fachmann. Aehnlich die unserer Staatsanwaltschaft entsprechende Institution. Nach altem Recht erhält ein Bürger von einem Friedensrichter den Befehl, die Verfolgung des Verbrechers vor Gericht zu übernehmen. Da ihm die hierfür erforderlichen Rechtskenntnisse fehlen, so überläßt er die Anklage ebenfalls einem Notar und erhält die Gebühren desselben sogar vom Staate ersetzt. Selbst bei den Friedensrichtern, dem gesundesten Theil des ganzen Organismus erhebt sich zuweilen die Klage, daß ihre mangelnde Geschäftskenntniß zu sehr dem Einfluß des „gebildeten Schreibers," wie wir es in Deutschland zu bezeichnen pflegen, unterworfen sei. Der Krebsschaden des inneren englischen Staatslebens war aber immer die Städteverfassung. Auf die Städte waren die wesentlichsten Principien der Selbstverwaltung niemals übertragen worden. Hier wurde vielfach die Policeigerichtsbarkeit nicht durch ernannte, sondern durch vom Magistrat erwählte Friedensrichter geübt. Und dieser Magistrat beruhte meistens auf Selbstergänzung und regierte die Stadt, deren Aufgaben glücklicherweise sehr eng begrenzt waren, fast ohne jede Controlle. So war es möglich, daß der Magistrat von Berwick einmal auf Rechnung der Stadt eine Anleihe erhob und den Betrag unter seine Mitglieder vertheilte.

Alle diese Mängel und Unzulänglichkeiten der Verfassung und Verwaltung des Landes potenzirten und concentrirten sich in den beiden Häusern des Parlaments. Wir haben oben das Parlament virtuell eine

Repräsentation der Selbstverwaltungs-Aristokratie genannt. Dieser Zusammenhang war mit der Zeit völlig verloren gegangen. Die Anomalien des Wahlrechts, welche ursprünglich der eigentlichen Aristokratie den in den Verhältnissen der Selbstverwaltung begründeten Vorsprung vor dem kleinen Mittelstande verschafften, hatten endlich die Bedeutung des letzteren vollständig verdunkelt. Die große Majorität des Unterhauses gehörte dem Reichthum und der Clique. Kleine Städte hatten zwei Wahlstimmen, in denen sämmtliche Häuser und Grundstücke einem von Indien heimgekehrten Nabob gehörten, oder deren gesammte Communalausgaben ein benachbarter Grundbesitzer zu tragen sich verpflichtete. Old Sarum wählte zwei Abgeordnete, obgleich es bis auf ein einziges Haus vom Meere verschlungen war. Die großen jungen Industriestädte waren gänzlich unvertreten. Lord Cochrane fiel einmal bei einer Wahl durch, weil er sich der üblichen Gratification geweigert hatte. Sein Gegner hatte Jedem seiner Freunde eine Guinee versprochen. Sobald das Wahlresultat verkündet war, ließ Lord Cochrane bekannt machen, daß Jeder, der für den unterlegenen Candidaten gestimmt habe, zwei Guinees erhalten werde. Da konnte es ihm nicht fehlen, daß bei der nächsten Wahl er die Oberhand behielt, wenn auch die Wähler sich diesmal in ihren Erwartungen getäuscht fanden.

Es war unmöglich, daß ein auf dieser Grundlage und durch solche Mittel gebildetes Parlament einer productiven Gesetzgebung potent gewesen wäre. Die in allen Theilen des Reiches hervortretenden socialen Mißstände legten Zeugniß davon ab. In Irland wüthete ein unausgesetzter stiller Bürgerkrieg. Die Eingebornen rächten sich an ihren Unterdrückern durch heimlichen Mord. Die Geschwornen der herrschenden Race betrachteten den Todtschlag eines Katholiken grundsätzlich als Nothwehr. In England verhinderte das Armenrecht den kräftigen Arbeiter sich außerhalb seines Wohnsitzes Beschäftigung zu suchen und überlieferte ihn dem Elend und der öffentlichen Unterstützung. Der Getreidezoll erhielt die Massen künstlich arm. Während das Volk darbte, weil es das theure Brod nicht bezahlen konnte, lag das billige Korn des Auslandes in Speichern unter Regierungsverschluß und durfte nicht verkauft werden. Noch 1841 betrug die Summe, welche der englische Staat auf den öffentlichen Unterricht verwendete, jährlich 30,000 Pfund.

Von Neuem bewährte sich die alte Wahrheit, daß viele Herren schlimmer sind, als Einer, Aristokratien drückender, als Monarchien. Wägt man in der der Reformgesetzgebung voraufgehenden Periode die Härten und Verdienste der Regierungen von Irland gegen diejenigen von

Polen, der englischen gegen die preußische ab, so kann es keinem Zweifel unterliegen, zu wessen Gunsten sich die Wagschale neigt.

Im ganzen Lande und heftiger von Jahr zu Jahr erhob sich der Ruf nach Reform. Es ist dieselbe Forderung welche um dieselbe Zeit auf dem Festlande allenthalben sich in dem Verlangen nach einer Constitution ausspricht. In den deutschen Staaten verlangte man eine Volksvertretung neben der Regierung. In England, wo schon eine Versammlung, die einige populare Elemente enthielt bestand, bedurfte es nicht der Schöpfung eines ganz neuen Organs. Eine einschneidende Reform des Wahlrechts genügte, um mit einem Schlage die Herrschaft von einer nahezu exclusiven Aristokratie an die öffentliche Meinung des Landes zu übertragen.

Es entstand also eine Partei, welche jährliche Wahl des Unterhauses nach dem Grundsatze des allgemeinen Stimmrechts verlangte. Welchem Zwecke die so verlangte Macht dienen würde — ob nur politischen, ob auch socialen Reformen — war und ist schwerlich vorauszusagen. So lange Alles sich noch auf dem Felde der Forderungen und der theoretischen Discussion bewegt, ist es unmöglich die Phantasieen einiger Schwärmer von den realen Bedürfnissen der anstrebenden Gesellschaftsklasse zu unterscheiden.

Zunächst hat man sich an die prinzipielle Forderung demokratischer Institutionen zu halten und es ist klar, daß Nichts der bestehenden Landesverfassung mehr entgegengesetzt sein konnte, als dieser Anspruch. In bureaukratisch organisirten Ländern genügt es die Spitze der Regierung zu ändern, um das demokratische Ideal formell vollendet zu haben. An Stelle des Fürsten ernennt thatsächlich die Volksvertretung die Minister und von den Ministern empfängt die gesammte Verwaltung die vorgeschriebene Richtung. Ganz anders in England. Nicht einmal das Institut der Geschworenen kann demokratisch genannt werden. Um in einer Jury sitzen zu können, muß man doch wenigstens die dort übliche Sprache verstehen können. Man muß einer Auseinandersetzung des Richters über einen „juristischen Begriff" zu folgen im Stande sein. Man muß nicht des Gebrauchs aller Fremdwörter absolut bar sein. Alles Fähigkeiten, die dem gewöhnlichen Tagelöhner und Ackerknecht durchaus abgehn. Die Demokratie verlangt eben Ausübung der staatlichen Funktionen durch gelernte und besoldete Beamte, die mittelbar oder unmittelbar vom Volke gewählt sind. Gegen Mißbrauch der Gewalt schützt, außer kurzen Wahlperioden, die Theilung derselben, namentlich die Trennung der Verwaltung von der Justiz. Abermals ein dem alten England antipathischer Zug.

In der Selbstverwaltung existirt diese Trennung nicht. Der Friedensrichter ist zugleich Befehlshaber der Polizei und Richter. Ueberhaupt kann man sagen, daß sich in dem ganzen System der englischen Selbstverwaltung und des englischen Parlamentarismus auch nicht ein einziges rein demokratisches Motiv befindet. Der sicherste Prüfstein für den Charakter eines Staats in dieser Beziehung ist immer die Militärverfassung. Da hatte England auf der einen Seite das System geworbener Söldner, das die Masse des Volks waffenlos und damit einflußlos macht, auf der andern die Miliz der Besitzenden, in der sich die Chargen nach der Größe des Landeigenthums richten. Um Oberst zu werden, muß man 1000 Pfd. jährlich haben, ein Oberstlieutenant 600, der Major 400, der Capitain 200, selbst der Fähnrich 20 Pfd. aus Grundbesitz oder ein sonstiges Vermögen von 1000 Pfd.

Wenn sich in diesem Staate die Demokratie erhob, so mußte sie sofort eine radicale Umwälzung in's Auge fassen. Mit Recht nannte sie sich nach diesem Ziel die Partei der Radikalen.

Man ist geneigt, die Terminologie der Physik anzuwenden auf die Naturnothwenigkeit, mit der sich der radikalen Partei sofort in compacter Masse eine conservative Partei entgegenstemmte. Und es entspricht ebenfalls aller sonstigen Erfahrung, daß zwischen den beiden extremen Parteien eine dritte Gruppe sich herausbildete, welche auf einem Mittelwege die Vortheile jener beiden zu vereinigen, ihre Mängel zu vermeiden gedachte.

Diese letzte Partei nennt sich heute die liberale und betrachtet sich als Descendenz der alten Whigs. Die conservative Partei identificirt sich mit den Tories. Auf diesen Zusammenhang legt man in beiden Lagern einen außerordentlich hohen Werth. Wie in eigener Sache kämpfen die Historiker beider Parteien cum ira et studio über die Großthaten und Verdienste der Anglikaner und Puritaner um das gemeinsame Vaterland. Noch heute glaubt der liberale Schriftsteller seine Partei zu ehren, wenn er die Kriegsthaten der alten Rundköpfe preist. Mit Ahnenstolz gedenkt der Conservative der Ritterlichkeit und unerschütterlichen Treue der alten Cavaliere. Und sorgfältig ist bei der Ausschmückung des neuen prächtig-erhabenen Parlamentshauses darauf gesehen, daß die eine Seite des Corridors, welcher das Haus der Lords mit dem Hause der Gemeinen verbindet, die idealen Momente aus der Geschichte der Tories, die andere in derselben Weise die Whigs verherrlicht.

Wir haben gesehen, daß der Rechtstitel der beiden Parteien auf die zweihundertjährige Ruhmeserbschaft angefochten wird und wollen deshalb versuchen diese ideelle Genealogie einer erneuten Prüfung zu unterziehen.

Vorweg müssen wir da auf die Unzulänglichkeit einer häufig ange-

wandten Methode hinweisen, die das historisch-politische Urtheil nothwendig verwirren muß. Das einfachste Mittel den Charakter einer politischen Partei zu constatiren, scheint nach ihrer politischen Doctrin, ihren Lehren vom Wesen des Staates und der Obrigkeit zu fragen. Was bedarf es weiteren Beweises für die Sympathie politischer Bestrebungen aus verschiedenen Jahrhunderten, wenn sich herausstellt, daß sie dieselben Prinzipien vertheidigen? So viel man durch eine solche Feststellung schon gewinnt, so ist dabei doch ein Umstand übersehen. Man vergißt den Rückstand in der Ausbildung der politischen Theorie bei den Schrittstellern früherer Zeiten. Die Philosophen des vorigen Jahrhunderts zwängten die bestehenden Zustände in die wenigen ihnen bekannten Kategorien und verdeckten die offenbaren Fehler durch juristische Fictionen. Tories lehrten das göttliche, unantastbare Recht der Monarchie, empörten sich gegen Jacob II. und fingirten die freiwillige Abdankung des Königs oder aber die Eroberung des Landes durch Wilhelm von Oranien, der man sich als einer göttlichen Schickung zu unterwerfen habe. Whigs lehrten die Souveränität des Volkes mit der Presumption, daß die Wählerschaft als der bessere Theil des Volkes das ganze repräsentire. Als man den Widerspruch entdeckte, beschuldigte man entrüstet das gesammte englische Staatsleben der unerhörtesten Heuchelei. Durchaus mit Unrecht. Es handelt sich um nichts als eine mangelhafte Einsicht in das eigene Thun. Auch für moderne Parteien ist die Rücksicht auf eine mögliche Differenz zwischen Doctrin und That nicht aus den Augen zu verlieren. Welcher freisinnige Mann sympathisirt nicht mit dem Unabhängigkeitskampf der Amerikanischen Colonieen? Und ist eine dreistere — das Wort ist nicht stark genug — eine gräßlichere Lüge denkbar, als daß dieses Freiheitsbanner aufgepflanzt wurde unter Berufung auf die allgemeinen, unveräußerlichen Menschenrechte von einer Versammlung von Männern, die mit ihren Sklaven handelten und sie züchteten wie das Vieh?

Auch dem heutigen englischen Liberalismus würde man sehr Unrecht thun, wenn man ihn nach seiner Staats- und Rechtsphilosophie beurtheilen wollte. Die herrschende Lehre dieser Partei basirt auf dem Satz, daß der Zweck des Staates die Glückseligkeit der Individuen sei. Der Deutsche mag lächeln über diese etwas naive Metaphysik und seinem Selbstgefühl schmeichelnd zu sich sprechen, man muß doch erst zusehen, wie es bei den Anderen aussieht, um zu wissen, was wir dem Hegel eigentlich verdanken. Aber es ist nicht unsere Wissenschaft allein, so stolz wir auf dieselbe sein mögen, die uns hier einen tieferen Einblick eröffnet als anderen Völkern. Mancher deutsche Handwerks- und Landwehrmann mit seinen drei Erinnerungsmedaillen möchte im Stande

sein, solchen Gelehrtendünkel schleunig zu demüthigen und dem übertriebenen Anspruch einzuwerfen: „Dazu brauche ich eure Schulweisheit nicht, um zu wissen, daß ich nicht für die allgemeine Glückseligkeit Düppel und Chlum und St. Privat erstürmt habe, das habe ich schon beim Prediger in der Confirmationsstunde gelernt, daß sich wahres, inneres Glück der Mensch selber erwerben und verdienen muß. Durch kein Leiden und Sterben des Einen kann die Glückseligkeit des Andern befördert oder geschaffen werden. Nur von den äußeren Bedingungen derselben, Reichthum, Ruhe, Behaglichkeit, Wohlleben kann daher hier die Rede sein. Wählt also keine hochtönenden, irreführenden Ausdrücke, sondern sagt es mit Einem Wort, was ihr meint: Comfort ist der Zweck des Vaterlandes. Comfort der Mitmenschen ist der Begriff der zu substituiren ist, wenn Vater und Mutter den Freunden melden, daß für König und Vaterland in der jüngsten Schlacht auch ihr Sohn den Heldentod gestorben sei. Diese Philosophen sind aber solche Theoretiker, daß sie garnicht untersucht haben, ob ihre Theorie auch mit der Erfahrung übereinstimmt. Oder sollten sie wirklich der Ansicht sein, daß die Millionen und aber Millionen, die soweit die Kenntniß der Menschheit in ihr früheſtes Dasein zurückreicht, in den Tod gegangen sind, wie das Gesetz es befahl, sich selbstlos und grausam zugleich opferten, um das Glück ihrer Mitmenschen unter derselben Obrigkeit zu begründen unter fremden Obrigkeiten zu zerstören? Ei, ihr frivolen Gesellen, denkt ihr, wenn ihr euch ein kurzes Menschenalter in die Stube setzt, fleißig in Büchern lest und euch eine neue Theorie ausdenkt, ihr könntet durch eure Sentimentalitäten Gesetze umstoßen, deren Worte mit Blut geschrieben sind? Wenn Glück der Zweck des Staates ist, so sind wir entweder Narren, daß wir uns den feindlichen Kugeln ausgesetzt haben, statt uns ebenfalls für dieses Glück aufzusparen, auf das wir nicht geringeren Anspruch hatten, als irgend ein anderer, oder ihr seid Nichtswürdige, daß ihr die sittliche Natur des Menschen läugnet, der Besseres kennt, als physisches Leben und irdisches Glück."

Aber wohin gerathen wir? Oder vielmehr, wohin geräth unser Gewährsmann? Wir wollten ja gerade beweisen, daß der Charakter des Menschen nicht nach seiner Philosophie beurtheilt werden darf. Verzeihen wir dem Ungestüm des Soldaten den für die Aufklärung des Terrains immermehr nützlichen Verstoß und stellen vom Standpunkt der objectiven historischen Betrachtung den englischen Liberalen das Zeugniß aus, daß sie zwar schlechte Philosophen, aber sehr gute Leute sind. Auf Grund und durch das Glückseligkeits- und Nützlichkeitsprinzip haben sie die heilsamsten Reformen in ihrem Vaterlande theils selber durchgeführt, theils indirect durch moralischen Druck erzwungen. Die Einführung

der geordneten Beamtenverwaltung nach continentalem Muſter, die Nachahmung der preußiſchen Städteverfaſſung, die Befreiung aller productiven Kräfte iſt zum großen Theil ihr Werk. Nicht nur ihr Volk und ſeine zukünftigen Geſchlechter, ſondern die ganze civiliſirte Erde hat an dem Segen, der von dieſen Reformen ausgegangen iſt, der grandioſen Entwickelung von Handel, Induſtrie, Ackerbau, Geſundheitspflege, allen Künſten die das Leben ſchmücken und verſchönern, Theil genommen und iſt ihnen dafür Dank ſchuldig. Entgegen und trotz des Glückſeligkeits- und Nützlichkeitsprinzips würden aber ohne jeden Zweifel im Momente der Gefahr die Liberalen ebenſo wohl für ihren Staat einſtehen, wie jede andere Partei. Wenn eine ruſſiſche Flotte vor der Themſe erſchiene und der Commandeur der Landungsarmee ſie in einem Manifeſt aufforderte, ihr Lebensglück nicht auf's Spiel zu ſetzen für eine Inſtitution, deren Zweck ja eben ihr Lebensglück ſei, ſo würden ſie ſich garnicht erſt mit der Bekehrung zu einer andern Staatsphiloſophie aufhalten, ſondern den Vorwurf der Inconſequenz und Prinzipwidrigkeit ruhig auf ſich nehmen, um ihn mit möglichſt kräftigen Hieben zu erwidern.

Wenn man den wahren Charakter einer politiſchen Partei kennen lernen will, darf man alſo nicht bei ihrer politiſchen Doctrin ſtehen bleiben. In engem Zuſammenhang damit ſteht es, daß auch die perſönlichen Gründe, vielleicht ſeine politiſchen Theorieen, welche den Einzelnen oder ſehr viele Einzelne, vielleicht der Zahl nach die Majorität der ganzen Verbindung, einer Partei zuführen, über den politiſchen Charakter der Partei keineswegs entſcheiden. Irrthum, Leidenſchaft, verſöhnliche Geſinnung, ſelbſtſtändiges Urtheil, Intereſſe, große Ziele, Kreuzung und Zerſetzung der univerſalen Kräfte durch fremdartige, lokale, commercielle Reagentien bewirken Anomalien der politiſchen Parteibildung, welche dazu beitragen, beſonders die Mitlebenden über die Natur des Kampfes zu täuſchen. Nur ein ſorgfältiges Studium der ganzen Parteigeſchichte iſt im Stande Bleibendes und Zufälliges in der Parteibildung zu unterſcheiden. Man darf ſich ebenſo wenig über den anglikaniſchen Charakter der Tory-Partei irre machen laſſen, weil eine Anzahl Prieſter der engliſchen Kirche und ſogar viele Biſchöfe derſelben whiggiſtiſch geſinnt waren, als durch die Gleichgiltigkeit und Feindſchaft gegen alle poſitive Religion, welche einer ihrer genialſten Führer, Lord Bolingbroke offen zur Schau trug. Ihr Grundzug bleibt anglikaniſch, wenn auch das ſecundäre Moment des Royalismus, in manchem ihrer Anhänger aus alter ritterlich geſinnter Familie ſeine Kirchlichkeit überwog. Es ſpricht ebenſo noch keineswegs für den demokratiſchen Charakter der alten Whigs, oder den ariſtokratiſchen der modernen Liberalen, daß jene meiſtens von den populären Elementen

der Städte unterstützt wurden, diese von vornehmen Adelsgeschlechtern geleitet werden. Die Herzöge von Norfolk, Northumberland und Bedford waren noch keineswegs Radicale, weil sie, in Ungnade bei König Georg III., über servile Höflinge höhnten und Toaste auf die Souveränetät des Volkes ausbrachten. Englische Earls können sich ebenso wohl an die Spitze der Mittelklassen oder der Massen des Volkes stellen, wie es Perikles, Hannibal, Cäsar, Wilhelm von Oranien thaten, die Alle aus vornehmen Geschlechtern entsprossen waren. Worin im Gegentheil in jedem einzelnen Fall der Charakter einer Partei zu setzen ist, ergiebt unsere Untersuchung.

Es war nothwendig, diese allgemeine Bemerkung vorauszuschicken, um nicht fortwährend die scheinbaren oder nothwendigen und natürlichen Ausnahmen, welche die hier aufzustellenden allgemeinen Gesichtspunkte in der Wirklichkeit erlitten, besonders besprechen und erklären zu müssen, was eine ausführliche Parteigeschichte erfordern würde.

Man verliert durch solche Zusammenziehung allerdings doppelt. Die zahlreichen scheinbaren Ausnahmen erwecken leicht einen Zweifel an der Richtigkeit der vorgetragenen Auffassung, während es ganz umgekehrt möglich wäre, die Ausnahme, aus dem Zusammenwirken der besonderen Umstände mit der allgemeinen Regel als einen neuen Beweis für die Richtigkeit der letztern zu verwerthen. Das interessanteste Beispiel für dieses Verhältniß, die jüngst erfolgte Beantragung einer Reformbill durch den Führer der conservativen Partei will ich wenigstens erwähnen.

Wenden wir uns also zurück zu unserer Aufgabe und fragen nach dem politischen Ziel, dem practischen Anstreben, dem staatlichen Ideal des modernen englischen Liberalismus, so ist darauf eine kurze, exacte Antwort schwer zu geben. Ein besonderes individuelles Ideal des Liberalismus, darf man gradezu sagen, existirt überhaupt nicht. Das liberale Staatsideal ist im letzten Grunde identisch mit demjenigen des Radicalismus. Sein Name ist Herrschaft des Volkswillens. Aber dem Radicalen ist die Volksherrschaft eine Forderung der ewigen Gerechtigkeit; dieselbe zurückzuweisen, sie nur aufzuschieben ist ein Verbrechen an der Menschheit. Dem Liberalen ist die allgemeine Gleichheit nicht ein unserem Geschlecht erringbares Gut, sondern ein in so unendlicher Ferne schwebendes Bild, daß man noch nicht einmal eine bestimmte Vorstellung von den einzelnen Linien desselben gewinnen kann. Er sieht die Unmöglichkeit einer plötzlichen Umwandlung und giebt deshalb auf, sie zu begehren. Er nähert sich also dem Conservativen, acceptirt den bestehenden Zustand und sucht zwischen ihm und dem Radicalen einen Mittelweg zu finden.

Ein sehr klares Beispiel für diese Methode bieten die Reden Macaulays über die Parlamentsreform. Macaulay erklärt hier einmal mit

Emphase: es giebt nur zwei Mittel einen Staat zu regieren, entweder durch militärische Gewalt oder durch die öffentliche Meinung. Ein drittes giebt es nicht. Da nun das englische Parlament momentan als eine Repräsentation der öffentlichen Meinung nicht betrachtet werden kann, so muß es wieder dazu gemacht werden, damit man nicht in die Lage kommt, sich an die militärische Gewalt zur Niederhaltung des Volkes wenden zu müssen. Also, würde man schließen müssen, ist das allgemeine Stimmrecht einzuführen. Denn öffentliche Meinung ist die Meinung Aller, oder der Mehrzahl Aller, die eine Meinung haben, gleichgültig zunächst von wem sie beeinflußt werden. Niemand wird behaupten die Meinung der Wohlhabenden oder der Gebildeten, an irgend einer Stelle abgegrenzt, sei die Meinung des ganzen Volkes. Keineswegs ist das aber die Ansicht Macaulays. In einer anderen Rede spricht er sich vielmehr dahin aus, daß das allgemeine Stimmrecht nicht nur mit dem englischen, sondern überhaupt mit jedem geordneten Staatswesen unverträglich sei. Es ist daher auf die wohlhabenden und Mittelklassen zu beschränken. Macaulay selbst bemerkt den Widerspruch nicht: für uns aber ist das Resultat klar: ein Theil der öffentlichen Meinung ist zur Regierung heranzuziehen und wenn der andere Theil sich dem etwa widersetzt, so ist er dennoch mit polizeilicher und militärischer Gewalt niederzuhalten.

So sucht man stets zwischen den entgegengesetzten Forderungen zu compromittiren. Das Königthum soll unangetastet bleiben, aber es soll keine anderen als repräsentative und formelle Funktionen ausüben. Das Oberhaus ist nothwendig, aber im Falle hartnäckigen Widerstandes gegen das Unterhaus, würde man keinen Anstand nehmen, seinen Willen durch einen Peerschub zu paralysiren. Die Kirche soll erhalten bleiben, aber ihre Privilegien sollen verringert und vielleicht ganz aufgehoben werden. Die aristokratische Selbstverwaltung ist nicht ganz abzuschaffen, aber allenthalben durch besoldete, fachmäßig gebildete Beamte zu ergänzen, die womöglich nicht von der Regierung ernannt, sondern von bestimmten Censusklassen gewählt werden.

Klarer als das endliche Ziel, ist das momentane Resultat dieser Bewegung. Die Herrschaft des Landes fällt dem Mittelstande zu; der eigentliche Arbeiterstand ist von allen politischen Rechten ausgeschlossen, die höheren Klassen werden übereinstimmt. Auch dieses Resultat ist jedoch heute noch nicht vollkommen verwirklicht. Vermöge der allgemeinen Vermittelungstendenz des Liberalismus, wie besonderer historischer Umstände ist der prävalirende Einfluß der Aristokratie nach keineswegs völlig beseitigt. Die erste Reformbill beabsichtigte gar nicht eine wirklich gleichmäßige

Vertheilung der Wahlsitze unter die Bevölkerung herbeizuführen. So ist, wenn auch der Liberalismus principiell von allen aristokratischen Tendenzen frei ist, auch auf der liberalen Seite in England noch immer Raum genug für das Eingreifen und die Wirksamkeit aristokratischer Potenzen und der heutige Liberalismus wäre also etwas enger zu definiren als die Herrschaft der mittleren und höheren Klassen unter einem gewissen Prädominiren der letzteren.

Halten wir daneben unsere vorige Definition der alten Whigs. Wir haben dieselbe umschrieben mit den Worten: diejenige Fraction der Selbstverwaltungs-Aristokratie, welche nicht gebunden durch die Idee der anglikanischen Staatskirche rücksichtslos die Alleinherrschaft des ihren Stand repräsentirenden Parlaments anstrebt. Vergleichen wir diese beiden Wesensbestimmungen mit einander, so sind Verwandtschaft und Abart leicht zu erkennen. In der Abwesenheit eines positiven kirchlichen Elements stimmen beide überein. Die alte Selbstverwaltungs-Aristokratie aber ist thatsächlich gleichbedeutend mit einer Zusammenfassung der mittleren und oberen Klassen unter Prädomination der letzteren. Der äußere Charakter der Partei scheint also durchaus gewahrt. Aber die verschiedene Bezeichnung, die wir gewählt haben, ist von weittragendster Bedeutung und involvirt den fundamentalen Unterschied, daß die jetzt zur Parlamentswahl berufenen Klassen eben keine Selbstverwaltungs-Aristokratie mehr bilden. Aristokratie ist ein Stand, der das Land beherrscht. Die alte Selbstverwaltung aber beherrscht das Land nicht mehr. Es sind noch dieselben Institutionen, aber die alten Institutionen haben nicht mehr die alte Bedeutung. Einige Zweige der Selbstverwaltung sind völlig abgestorben, andere tragen nichts als schlechte Frucht. Viele sind noch im Kerne gesund, aber allenthalben sind die aufgepfropften Reiser der Beamtenverwaltung so kräftig gediehen und so schnell gewachsen, daß sich das Uebergewicht mehr und mehr auf ihre Seite neigt. Die Wählerschaft der Reformbill repräsentirt also nicht mehr den Stand der Herrschenden, sondern nur den nach einem ungefähren Durchschnitt abgegrenzten Stand der Wohlhabenden.

Am besten wird die Bedeutung dieses Unterschiedes beleuchtet durch die gegnerische Kritik des modern-liberalen Standpunkts. Indem wir zu der Untersuchung des Verhältnisses von Conservativität und Torysmus übergehn, gewinnen wir noch einen besonders günstigen Einblick in die Natur des Liberalismus, wenn wir unseren Ausgangspunkt nehmen von dem Räsonnement jener Partei über das Princip dieser. Die Replik der conservativen Schule auf die Anklagen und Forderungen des Liberalismus von rein politischem Gesichtspunkt aus — die barocken Formen, in welche anglikanische Orthodoxie oder adliger Geblüts-Hochmuth die

ideelle Wahrheit zuweilen preßt, können wir füglich unberückſichtigt laſſen — würde etwa folgendermaßen lauten.

Die Reformbill hat den Anfang damit gemacht, die Herrſchaft des Landes an die öffentliche Meinung zu übertragen. Die öffentliche Meinung wird ſich mit dieſem Zugeſtändniß nicht begnügen, ſondern wird die Alleinherrſchaft verlangen. Die Menge, der Arbeiterſtand wird bei jeder politiſchen oder ſocialen Kriſis von Neuem, das Beiſpiel des Feſtlandes vor Augen, mit dieſer Forderung hervortreten. Man wird eine Conceſſion nach der anderen machen müſſen und dadurch ihr Gewicht und ihre Angriffsmittel ſtetig vermehren. Endlich wird der Moment eintreten, wo die Macht, das allgemeine gleiche Stimmrecht mit den weiter dazugehörigen Bedingungen länger zu verſagen, nicht mehr vorhanden iſt. Wenn erſt das allgemeine Stimmrecht zum Grundgeſetz des Landes geworden, ſo wird binnen Kurzem von der alten engliſchen Verfaſſung kein Stein auf dem anderen bleiben. Aber noch mehr. Von dieſer Zeit an, werden in England vier mächtige Parteien exiſtiren. Eine ſocialiſtiſch-radicale, eine liberale, eine reactionäre, anglikaniſch-ariſtokratiſchen Anſtrichs, eine iriſch-katholiſche. Von ſpeciellern mit dieſen rein politiſchen Principien ſich kreuzenden und das politiſche Leben noch weiter zerſetzenden feindlichen Intereſſen, als Land und Stadt, Schutzzoll und Freihandel, Ackerbau und Induſtrie, iſt dabei noch völlig abgeſehen. Wären aber ſelbſt jene vier Parteien feſt in ſich geſchloſſen, ſo würde doch ſchwerlich ſtets eine derſelben ſtark genug ſein, den drei andern zugleich die Wage zu halten und über die Majorität des Parlamentes zu gebieten. Und von dem Tage an, wo keine compakte Majorität der Volksvertretung mehr zuſammenzubringen iſt, hat die Möglichkeit einer Regierung von England aufgehört. Denn in England exiſtirt nicht, wie auf dem Feſtlande eine auf eine ſtarke Armee geſtützte, ſelbſtändige monarchiſche Regierung neben der Volksvertretung, ſondern in England iſt die Volksvertretung allein maßgebend. In England iſt der Souverän verbunden, das Miniſterium von der Majorität der Volksvertretung entgegenzunehmen. Sobald alſo in der Volksvertretung keine Majorität mehr exiſtirt, iſt der Souverän nicht mehr im Stande ein Miniſterium zu bilden.

Man verfällt auf Coalitionen. Aber ſollen etwa die Liberalen mit den Socialiſten vereinigt ein Miniſterium bilden? Oder die Katholiken mit ihren Todfeinden, den Anglikanern? Oder Liberale und Reactionäre? Dann müßten erſt dieſe auf die Rückeroberung der kirchlichen und ariſtokratiſchen Privilegien Verzicht leiſten und liberal werden oder jene die Rückforderung zugeſtehn und ſich zur Reaction bekehren. Am meiſten

Wahrscheinlichkeit hat noch, wie heutzutage, ein Bündniß der liberalen mit der katholischen Partei, aber auch diese Möglichkeit schwindet vor unsern Augen allmählich hinweg.

Da es dem Historiker nicht ansteht über die Möglichkeiten der Zukunft ein Urtheil abzugeben, so können wir uns einer Discussion der Objectivität dieser Prognose entschlagen. Genug, daß solche indirecte Beweisführung ein wesentliches Moment der vorurtheilsfreien conservativen Doctrin bildet, deren Grundprincip danach lautet: Erhaltung der Gewalten, welche der Lauf der Geschichte einmal gebildet hat. Das conservative Princip ist keineswegs: Erhaltung aller Dinge, welche und wie sie heute sind. Das war allerdings der Grundsatz Lord Eldons. Eldon bestimmte als Lordkanzler das Haus einmal zur Verwerfung einer Reform, nicht indem er die Absurdität des bestehenden Zustandes bestritt oder die Vorzüge der beantragten Aenderung läugnete, sondern einfach die Erwägung anstellte, daß man nicht wissen könne, was die Weisheit der Vorfahren mit jener Einrichtung bezweckt habe und sich heutzutage doch nicht etwa klüger dünken wolle als die großen Staatsmänner der Vergangenheit. Diese Art von Argumentation ist doch nur die Carricatur der conservativen Staatskunst echter Größe, als deren Repräsentanten Peel und Wellington gelten müssen. Diese beiden Staatsmänner haben die bedeutendsten Reformen entweder unterstützt oder selber durchgeführt. Peel trat seine wichtigste Verwaltungsperiode im Jahre 1841 gradezu mit einem ausführlichen Programm des allseitigen, wohlüberlegten Fortschrittes an. Was der Partei den Namen giebt, ist nicht die Erhaltung an sich, sondern die Erhaltung des bestehenden Regierungssystems, die Erhaltung der Herrschaft für diejenigen Klassen, denen das geschichtlich gewordene Recht sie zuweist. Ob und was der so befestigten Regierung in Gesetzgebung und Verwaltung zu reformiren anzuempfehlen sei, ist eine Frage, die mit dem Princip der Conservativität nur mittelbar in Verbindung steht.

Es ist danach nicht schwer, als die sociale Unterlage der modernen conservativen Partei in England zu bezeichnen: die Inhaber der überlieferten politischen Gewalten, das wäre die Aristokratie und die anglikanische Kirche.

Von diesen Mächten ist die Bedeutung der ersteren in unserem Jahrhundert offenbar im Abnehmen begriffen. Dagegen kann die politische Bedeutung der Englischen Kirche kaum zu hoch angeschlagen werden. Das gesellschaftliche Leben, selbst nicht specifisch-kirchlich gesinnter Kreise wird noch durchaus von ihr dominirt. Das gesammte höhere Erziehungswesen ist in ihrer Hand. Kein Schulmann dürfte hoffen eine größere Schulan-

ſtalt unterhalten zu können, ohne geweiht zu ſein. Grade ſeitdem die Kirche nach dem Stillleben des vorigen Jahrhunderts wieder in eine activ-kriegeriſche Poſition gelangt iſt, hat ſie ihre Kraft durch Ausbeſſerung ſchwerer alter Schäden und neue, von muthigem, thätigem Geiſt erfüllte Vertheidiger gewaltig verſtärkt. Mag das Oberhaus abgeſchafft, das Unterhaus reformirt, die alte Selbſtverwaltung aufgehoben werden: ſo lange die Engliſche Kirche beſteht, wird die conſervative Partei eine furchtbare Macht im engliſchen Staatsleben bilden.

Suchen wir jetzt den hiſtoriſchen Zuſammenhang, die Verbindung zwiſchen den modernen Parteien der Conſervativen und Liberalen und den alten Tories und Whigs herzuſtellen. Auch die Stellung des Königthums inmitten dieſes raſtloſen Getriebes wird auf dieſe Weiſe am deutlichſten hervortreten.

Wenn wir zurückgehn auf die parlamentariſchen Factionen in der zweiten Hälfte und gegen den Schluß des achtzehnten Jahrhunderts, ſo finden wir bei einer derſelben eine Seite, die ſich auf eine merkwürdige Weiſe mit der Reformbewegung berühren konnte. Wir erinnern uns, daß König Georg III. die Herrſchaft der großen Whigverbindung brach, indem er den Regierungseinfluß auf die Wahlen und die Gewählten zum Unterhauſe gegen ſie wandte, und das volle Gewicht den Tories in die Wagſchale warf. In Folge deſſen verſuchten die Whigs die Corruptionsmittel, welche die früheren Miniſterien ihrer Partei organiſirt hatten, dem Königthum wieder zu entreißen. Es gab zu dieſem Zweck keinen einfacheren Weg als eine Reform des Unterhauſes. Wenn das Wahlrecht von den verrotteten Burgflecken auf die großen Induſtrieſtädte und die volkreichen Grafſchaften übertragen wurde, ſo war der ſtehenden und befeſtigten Beeinfluſſung der Boden entzogen. An die Stelle königlichen Einfluſſes trat der Einfluß der öffentlichen Meinung.

In der That bemächtigte ſich ein Theil der Whigpartei dieſes Motives und beantragte zuweilen außerordentlich weit gehende Reformen. Man wundert ſich über die Naivetät, mit der ein Herzog von Richmond allgemeines Stimmrecht in Vorſchlag bringen konnte.

Auch Pitt und Fox waren anfänglich gemäßigten Reformen geneigt. Andere aber, wie namentlich der altwhiggiſtiſche Burke erkannten die ganze Tragweite dieſes Gedankens. Wo gab es eine feſte Grenze für das Wahlrecht, wenn das Princip der geſchichtlichen Ueberlieferung einmal verlaſſen war? Inſtinctiv fühlte das Gros der whiggiſtiſchen wie toryſtiſchen Ariſtokratie die Unermeßlichkeit des Anſpruchs, der mit dem erſten Schritt in dieſer Richtung eröffnet wurde und ſehr bald trat ein Ereigniß ein, welches die unbeſtimmte Abneigung gegen den zweifelhaften Erfolg einer

Wahlreform plötzlich zum leitenden Grundsatz einer Alles überwachsenden, krafterfüllten politischen Partei erhob. Die französische Revolution erschreckte die Welt und rief nirgends eine heftigere, leidenschaftlichere Reaction hervor, als in dem aristokratischen England. William Pitt, der Sohn des großen Whigministers und selbst in die politische Laufbahn eingetreten als ein Whig, erhob das Banner der Vertheidigung der nationalen Selbständigkeit gegen die kosmopolitische Gleichheitslehre, das Banner der Vertheidigung der ehrwürdigen und geheiligten Gesetze der Vorfahren gegen die von Frankreich heranbrängende Hochfluth der Revolution. Die Tories waren schon vorher seiner Führung gefolgt. Burke führte ihm auch die Masse der Whigs zu. Das Princip, das sie alle zu einer Partei der Vertheidigung von Alt-England vereinigte, war die Conservativität. Der Kampf gegen Frankreich identificirte sich mit dem Festhalten dieses Princips. Die Opposition erstarb allmählich fast gänzlich. Selbst Fox, der noch immer gegen den absichtlich von dem Ministerium verlängerten Krieg gedonnert und Frieden und Freundschaft mit dem liberalen Frankreich gefordert hatte, mußte, sobald er selbst in die Regierung berufen war, die Unerfüllbarkeit seines Verlangens einsehn.

So enstand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die consolidirte conservative Partei, die den Kampf gegen Frankreich glorreich zu Ende brachte und, während Rußland unter den Verbündeten den Liberalismus repräsentirte, als mächtigster Vertreter der Solidarität der conservativen Interessen und des Legitimitäts-Prinzips die Bourbonen auf den erledigten Thron von Frankreich zurückführte.

Ein ganz wesentlicher Factor dieser neuen Partei war das Königthum. Es ist durchaus nicht zu verwundern, das Georg IV., obgleich als Prinz von Wales whiggistisch, als Regent sofort zur Tory-Partei übertrat. Er hätte andernfalls die Hand dazu geboten, seine eigene Stellung zu untergraben. Denn wie wir gesehen haben, beruhte die Macht der Krone von England nicht auf unangreifbarem Fürstenrecht, sondern auf außerordentlich großem parlamentarischen Einfluß. Die Parlamentsreform schnitt diesen Einfluß ab. Wenn der König bei der Bildung der parlamentarischen Majorität nicht mehr mitsprach, so hatte er (immer, abgesehen von dem Gewicht, das die Würde der Majestät in persönlichem Gegenübertreten jedem Inhaber verleiht und das individuelle Eigenschaften des Fürsten zu ganz entscheidender Bedeutung steigern können) überhaupt nicht mehr mitzusprechen. Denn gegen die Majorität zu regieren, war er weniger im Stande als je. Nach whiggistischer Theorie war es nicht nur die Pflicht des Königs seinen Willen demjenigen des Parlamentes unterzuordnen, sondern er durfte eine etwa entgegenstehende Ansicht nicht einmal

laut werden lassen. Daß Georg III. einmal das ihm widerwärtige Ministerium der Majorität zwar ganz correct angenommen hatte, aber bei einem Gesetz, das seine eigenen Prärogative auf's empfindlichste schädigte und das er ohne Zweifel sanctioniren mußte, nachdem es beide Häuser passirte hatte, vorher unter der Hand den Lords seine entgegengesetzte persönliche Ansicht erklären ließ, daß umgekehrt Wilhelm IV. die Reformbill durch Aufbietung seines persönlichen Ansehns begünstigte, wurde und wird von whiggistischen und liberalen Schriftstellern für durchaus unconstitutionell erklärt. Die naturgemäße Stellung des Königthums war daher bis zur Reformbill conservativ, während umgekehrt die conservative Partei die königliche Prärogative vertheidigte, nicht etwa aus ursprünglich monarchischer Gesinnung, sondern weil der königliche Einfluß ebenfalls zu jenen, historisch überlieferten Gewalten gehörte, die man erhalten wollte, während der Ausfall desselben ersetzt worden wäre durch den Einfluß der öffentlichen Meinung, die von der Herrschaft ausgeschlossen bleiben sollte. Seit der Reformbill ist die Frage der königlichen Prärogative praktisch von der Tagesordnung des politischen Kampfes allmählig verschwunden. Unter dem Eindruck der französischen Revolution hatte sich der Uebertritt zahlreicher alter Whigfamilien zur conservativen Partei vollzogen. Nicht wenige verharrten jedoch auch in der Opposition und als unmittelbar nach dem endlich erfolgten Friedensschluß sich die Mittel- und untern Klassen vereinigt gegen die bestehende Regierung mit Heftigkeit erhoben, traten jene Whigs an die Spitze derselben, nahmen die alten Reformpläne wieder auf, gelangten schnell zu Bedeutung und endlich unter dem Druck der Revolutionsfurcht auch wieder zur Herrschaft.

So ist es zu erklären, daß wie wir oben sagten, auch heute noch ein nicht unbedeutender Bruchtheil der Aristokratie sich der liberalen Seite zurechnet, wie auch die augenblickliche Situation dieser Partei für altangesehene Adelsgeschlechter noch einen genügenden Wirkungskreis darbietet. Die unbedingte Hegemonie der englischen Aristotratie freilich, die große Zeit des altenglischen Parlamentarismus, als man nachrechnen konnte, daß innerhalb einer Periode von funfzig Jahren sich unter den Ministern von Großbrittannien zwölf Söhne und Enkel der ersten Gräfin Temple befunden hatten, ist für immer vorüber.

Trotz der Existenz zahlreicher liberaler Lords ist daher principiell festzuhalten, daß das aristokratische Standesinteresse heute durch die conservative Partei vertreten wird. Dieses Standesinteresse ist grade das vom vorigen Jahrhundert verschiedene Element in der modernen Parteibildung. Dank der frühen Ueberwindung des Feudalstaats und dem Ersatz desselben durch die centralisirte Selbstverwaltung, ist der ständische Gegensatz

in dem vergangenen Jahrhunderte in England zwar nicht völlig fremd aber doch nie gehässig und stets politisch bedeutungslos gewesen. Ein Gegensatz zwischen der Aristokratie und dem Mittelstande entwickelte sich erst, als im vorigen Jahrhundert in umgekehrtem Verhältniß zu seinem steigenden Wohlstand und inneren Werth der politische Einfluß des Mittelstandes stetig sank.

So sind die Tories hochkirchlich geblieben und aristokratisch geworden. Die Whigs sind niederkirchlich, kirchlich indifferent, antistaatskirchlich geblieben und bürgerlich, um nicht zu sagen demokratisch geworden; das ist die Summe ihrer Identität und ihrer Abweichung. Es sind nicht die alten Kämpfer, aber es sind ihre Söhne, deren eingeborne Naturen nicht nur die Züge der Väter zeigen, sondern auch die Züge der Mütter, die jene sich zugesellten und mit denen sie sie zeugten.

Aus der polniſchen Geſellſchaft unter Stanislaus Auguſt.

II.

Während des Reichstags.

Eine ungewöhnliche Aufregung war nach dem Schluß der Landtage überall bemerkbar. Das Intereſſe für die politiſchen Dinge hatte noch nie ſo weite Schichten der Geſellſchaft erfaßt, ſich noch nie ſo unabhängig von dem perſönlichen Intereſſe der Magnaten gezeigt als jetzt. Die Leitung freilich blieb auch jetzt in den Händen der letzteren, allein wenn früher der niedere Adel die Hände ruhig in den Schooß legte ſobald er auf den Landtagen das Mandat dem Pan überantwortet hatte, wenn er dann träge und unbekümmert um das Weitere ſich wieder nach Hauſe begab, ſo bemerkte man nun, daß das politiſche Intereſſe der Maſſe nach den Landtagen nicht erſchlaffte, ſondern wuchs. Zum Theil war es die Bedeutſamkeit der Lage, zum Theil mochte ſich auch die Wirkung der von St. Auguſt ſeit lange verfolgten in gewiſſem Sinne democratiſirenden, antioligarchiſchen Tendenzen darin kund thun, zum Theil endlich lag eine früher nicht vorhandene Anziehungskraft in der Reſidenz Warſchau: Alles dieſes zuſammen leitete einen Strom höheren und mittleren Adels in die Weichſelſtadt, der von Woche zu Woche nur höher anſchwoll. Wer irgend den Säckel mit einigen tauſend Gulden gefüllt hatte, wer die Genüſſe der Jugend zu koſten hoffte und zu bezahlen vermochte, wer ſein Glück dort verſuchen wollte, wer einen der vornehmen Pane ſeinen Freund nannte — und wer that dieſes nicht! — der raffte zuſammen ſo viel Hof und Freunde hergeben mochten, ließ ſich eine neue Uniform ſeiner Wojewodſchaft oder in den Farben ſeines Gönners, ein paar Bedienten neue Livreen machen, ſpannte ſeine Staatspferde vor den Wagen und fuhr gen Warſchau. Die Magnaten zogen ebenfalls mit dem Beſten hinaus, was ſie hatten, lange Züge ſah man ſich langſam dahinſchleppen auf den ſchlechten Straßen. Czartoryski mochte ſo Unrecht nicht haben, ſein Ge-

päck auf Kameele zu laden. Höchstens fünf Meilen war die Strecke, die selbst die trefflichen Rosse des reichen Pan damals täglich mit der Kutsche des Herrn zurückzulegen vermochten und dabei war jeder dritte Tag ein Rasttag. So mußten oft Wochen auf der Reise zugebracht werden und die Vorbereitungen waren dem entsprechend. Voraus um eine Tagesreise ritten Quartiermeister, die für den Zug in den jüdischen Städtchen Alles vorbereiten mußten. Der Zug selbst bestand aus etwa 60 Pferden, die Küche und Keller, die Zelte für das Nachtlager, die Kanzellei, die Bedienung u. s. w. schleppten. Oft zog man vor, zu Pferde die unfahrbaren Wege zu überwinden. Gasthöfe gab es unterwegs nicht, wollte oder konnte man in kein befreundetes Magnatenhaus einkehren, so mußten zur Nacht die Zelte aufgeschlagen werden. So brachte jeder der Magnaten immer eine Schaar von oft bis 100 Köpfen und mehr mit sich nach Warschau.

Niemals hatte Warschau eine solche Menschenmenge beherbergt, als im Spätherbst 1788 dahin zusammenströmte. Denn Warschau war eigentlich eine ganz neue Stadt. In älterer Zeit war Krakau Hauptstadt gewesen, dann wieder hatte unter den Wettinern Dresden die polnische Residenz überstrahlt und gehemmt. Die Abwesenheit des Hofes machte, daß der reiche Adel es vorzog statt in Warschau in den Provinzialstädten, wie Lublin, Krakau, Wilna, Grodno die Winterfeste zu feiern. Wer höher hinaus wollte, machte sich nach Dresden auf oder nach Wien, Paris, Italien. Erst mit St. August begann Warschau aus seinem elenden Zustande langsam sich herauszuringen. Der für das Aeußere sehr empfängliche König baute, ordnete, schmückte: das Cadettenhaus, die schönen Kasernen, ein Theater, einige neue Kirchen und andere öffentliche Gebäude ließ er entstehen, die Hauptstraßen wurden gepflastert, die Stadt erweitert. Mit dem Hofe fand sich die gewöhnliche Gefolgschaft der Höfe ein: bessere Läden, bessere Handwerker, mehr Verkehr, mehr Erwerb. Bald auch fing der höfische Zauber an auf die Magnaten seine Wirkung zu üben, bald zog der eine und andere dieser Herren nach Warschau um an dem feinen Geschmack, dem westeuropäischen Luxus des Hofes, an dem glänzenden Leben theilzunehmen, oft auch wohl bestrebt, durch größeren Glanz die rivalisirende Stellung des eigenen Hauses gegenüber dem Poniatowski zur Schau zu stellen. Sie bauten sich Paläste und riefen zu diesem Zweck Schaaren von Handwerkern aus ihren Gütern herbei, die sich oft neben dem Neubau des Herrn in kleinen Hütten ansiedelten. Viele solcher Hütten blieben dann auch später stehen. Von den etwa 30000 Köpfen der siebziger Jahre stieg die Einwohnerzahl bald auf das Doppelte. Nicht blos aus dem Innern des Reiches, sondern auch aus dem Auslande

mehrte sich der Zuzug an Leuten des Handels und Gewerbes, die der durch den König beförderten Ausbreitung französischer Sitten, fremdländischer Bedürfnisse die Nahrung darboten.

So hatte sich in dem Aeußeren Warschaus eine bunte Mannigfaltigkeit herausgebildet, deren unharmonisches Gepräge die Stadt auch in unserer Zeit noch nicht ganz verloren hat und die in den polnischen Städten fast überall wiederkehrt. Man kann kaum ein sprechenderes Abbild der allgemeinen Zustände polnischen staatlichen und volkswirthschaftlichen Lebens sich denken, als die Physiognomie einer solchen Stadt es bietet. Es ist der Ausdruck unvermittelter, baroker Gegensätze.

Von den 192 Straßen des damaligen Warschau waren durch die Sorge des Königs 10 gepflastert, aber auch hier konnte der Fußgänger bei nassem Wetter nur vorsichtig von einem Stein zum andern springend, oder der Fahrer die Löcher sorgsam meidend, den mancherlei Gefahren entgehen. Die übrigen erfreuten sich zum Theil eines Steinpfades in der Mitte, der bei besonders ungünstiger Jahreszeit den Versinkenden Rettung bot. In der Altstadt drängte sich der Handel und das Gewerbe zusammen. Es war dies der finsterste, engste Stadttheil, die schmalen und schmutzigen Gassen von zwei- bis dreistöckigen unsauberen steinernen Häusern eingefaßt, in deren ebenerdigen Räumen sich Waarenlager und Werkstätten bargen, während die oberen Gelasse kleine, dunkele Miethwohnungen enthielten. Um die Altstadt lagerte sich, breit gedehnt die Stadt mit den Vorstädten, deren äußere Theile in kleinen, schwarzgrauen Hüttenreihen sich weit in die Sandflächen hinein nach den düster abgrenzenden Fichtenwäldern hin verloren. Die Krakauer Vorstadt, die Neustadt, Alexandria, die Lesche enthielten die meisten neueren Bauten, zeigten mehr Reinlichkeit und Bequemlichkeit, aber auch hier waren es nur einzelne wenige Straßen, die hervorstachen, weil sich da gerade zufällig mehrere der Magnaten niedergelassen hatten: die Nebengassen unterschieden sich nicht von den elenden Zeilen der Judenviertel oder der jenseit der Weichsel gelegenen Stadt Prag. Kein einziger Theil war nach einem festen Plane angelegt, keiner trug den einheitlichen Charakter eines Viertels der vornehmen Welt: durch die ganze Stadt zerstreut lagen die Paläste, die Kirchen, die öffentlichen Gebäude, die Klöster. Die weißen Mauern und weiten Höfe dieser Hochbauten ragten überall hervor über einer bald engeren, bald weiteren Umgebung halbversunkener, verfallener Holzbaracken, faulender Sumpf- und Kothlachen, düsterer Winkel des Elends, der Verkommenheit. Um die Zeit des langen Reichstages war die Zahl dieser Glanzgebäude bereits sehr gestiegen: etwa 30 Kirchen, Tempel und Klöster, etwa 100 größere und kleinere Paläste und vornehme Häuser konnte man zählen. Aber man

hätte nicht eigentlich sagen können, daß sie die Stadt schmückten; nur gaben sie ihr diesen eigenen Charakter, der auf den Westeuropäer immer einen unharmonischen Eindruck der Rohheit, Uncultur üben wird. Diese Paläste der Großen, deren Stirnseite gewöhnlich zum Hofe hin lag, zeigten die bunteste Mischung des Geschmackes. Jeder der Pane suchte sich in Originalität hervorzuthun, der eine kehrte aus England heim, sprach am liebsten englisch und baute sich ein Haus, das seine Anglomanie bekunden sollte; der andere kam aus Frankreich und ließ durch französische Baumeister ein kleines Versailles errichten, der dritte konnte nur in einem römischen Palast sich wohl fühlen, der vierte gefiel sich in einer düstern Abtei, der fünfte in einem antiken Porticusbau. Im Innern waren diese Paläste entsprechend hergerichtet, strahlend von Kostbarkeiten, Pariser Hausrath, persischen Teppichen oder belgischen Gobelins, meißener Porzellan, italienischen Sculpturen, kostbaren Gemälden, venezianischen Spiegeln, ungeheuren Massen an Silber- und Goldgeräth. Hier langte der Pan mit seinem Gefolge von 20 Wagen an, mit seinem Heer von Dienerschaft und Pferden, die in den Flügeln und Ställen untergebracht wurden, hier wurde eine Menge der minder reichen Freunde des Pan gastfrei aufgenommen.

Wer kein eigenes Haus hatte, mußte mit einer Miethwohnung vorlieb nehmen. An Gasthöfen gab es freilich nur drei oder vier; um so mehr waren alle übrigen Hausbesitzer bereit, während des Reichstages ihre Wohnungen feilzubieten, und hier sowie in den Klöstern oder in den großen, den Kanonissinnen gehörigen Mariavill fanden die Tausende ein Unterkommen, die jetzt sich allmählich sammelten. Denn von 60000 stieg die Einwohnerzahl während des Reichstages bis auf 100,000 hinauf, eine Ueberfluthung, die der Stadt in Kurzem ein in gewissen Richtungen ganz neues Aussehen gab. Wie durch Zauber war plötzlich Warschau in eine üppige, volkreiche Residenz verwandelt worden, während noch die äußern Bedingungen hierzu fehlten, während es eben erst begann, den Charakter eines großen Dorfes abzustreifen. Noch waren die guten Gebäude nur vereinzelt, überall sah man, daß es eine völlig neue Stadt sei, die sich durch den Willen des Königs bemühte, einst Mittelpunkt des Reiches in materieller und geistiger Hinsicht zu werden. So gesellten sich zu den Gegensätzen, welche in dem polnischen Wesen überhaupt lagen, die Widersprüche der äußern Umgebung und schufen das seltsamste Gewirr geselligen Verkehrs, man möchte fast sagen: gesellschaftlicher Verkehrtheit.

Versetzen wir uns in jene Zeit und schauen uns das Leben näher an. Wir treten auf die Straße. Ein Lärm, ein Gewimmel tönt uns entgegen, daß wir nur allmählich die Dinge von einander scheiden, die

vornehme Welt in Wagen und zu Pferde, die Juden, den gemeinen Mann als einzelne Gruppen betrachten können. Da schlendert der Arbeiter, der kleine Handwerker und Kleinhändler, der ärmere Szlachcic gemächlich uns entgegen, laut sprechend, lebhaft gesticulirend, von einem Stein sorgsam nach dem nächsten, der sich aus dem Straßenkoth hervorhebt, hingravitirend. Die Tracht ist die altpolnische: ein langer Leibrock, Shupan genannt, darüber die lose Jacke mit offenen Aermeln, der Kontusch, ferner farbige Stiefel, die viereckige verbrämte Mütze, der schwarze Schnurr- und Zwickelbart, der geschorene Kopf mit dem Haarbüschel auf dem Wirbel. Daneben der deutsche Standesgenosse der letzteren in deutschem Rock mit tiefem Schnitt, kurzen Schößen, großen, flachen Metallknöpfen, aber mit vollem Haupthaar und ohne den polnischen Zwickelbart. Der Aermere ist einfach in seiner polnischen Kleidung; nur an dem Aermsten erkennt man nicht mehr das Nationale, der überall zahlreich sichtbare Bettler ist überdeckt von Fetzen aus allen Trachten, daraus die braune Haut hervorsieht. Der Wohlhabendere bildet seinerseits den Uebergang zu dem Geschmack der Reichen, er verbindet polnische und französische Kleidung: rothe Stiefel mit einem Frack, die polnische Mütze auf einem Haarzopf, der kahle Schädel unter einem dreieckigen Hut, der weite Oberrock über seidenen Strümpfen und Schuhen. — Eiligen Schrittes, vorgebeugt und geschäftsschwanger durchkreuzt diese bunten Massen der Jude: in den langen, schwarzen Talar gehüllt, der bald feiner, bald gröber, reiner oder unreiner und zerrissener ist, die langen Haarlocken unter dem Sammetkäppchen hervorquellend, das scharf geschnittene Gesicht in fortwährender Spannung. In Gruppen stehen sie dort zusammen, schnatternd, den Bart kraufend, der eine sinnend dem andern zuhorchend, dessen Arme in steter Bewegung sind, Alle der Vorübergehenden keinen Augenblick achtend. Winters sind sie in weite schwarze Pelze gehüllt, mit Fuchsfell aufgeschlagen. Jüdinnen mit schreiendem Putz, Tressen an den Miedern, hohem Kopfputz über bauschigem Rock und Schürze, unförmliche Gestalten, drängen sich an den polnischen Weibern in wollenen, doppelten Unterröcken, engem Mieder mit feinem Schnitt, zierlicher Kappe und Fußbekleidung vorüber. Mönche aller Orden, bunte Soldaten, Bediente in den Farben ihrer Herren oder in dem hergebrachten Schmuck des Jägers, des Läufers, des Haiduken u. s. w. eilen durch die Straße. Aber die Unsauberkeit, der tiefe Koth, um dessen Entfernung sich Niemand kümmert und der bei trockenem Wetter in dickem Staube sich dahinwälzt, gestatten dem feineren Manne nicht, zu Fuß die Straße zu betreten. Schon der Mittelstand hält es nicht für einen Luxus, sich zu Pferde zu setzen, der Reiche berührt die Straße nie. Daher sieht man fast ebensoviele Pferde als Fußgänger. Die Reiter drängen sich

zahlreich durch die Menge, bald allein, bald von berittener Dienerschaft gefolgt; sie reiten ihren Geschäften nach, sie machen Besuche, sie unternehmen in glänzender Gesellschaft gewandter Amazonen, mit Lakaien voraus und hinterher, Ausflüge in die Umgebungen der Stadt. Dort wieder trabt ein leichtes Cabriolet mit 2 schönen, getigerten spanischen Rossen heran und biegt flink einem Zuge aus, der über das elende Pflaster daherstolpert. Es ist ein Magnat, dessen von Vergoldung strahlende Karosse durch 6 mächtige Pferde gezogen wird. Das reiche Geschirr tönt von Schellen, die Vorreiter schreien, nebenher sprengen 6 Ulanen, die bunten Livreen der Bedienung auf dem Hintertritt weisen die Farben des Hauses auf. Dahinter fahren mehre Wagen, darin die Begleiter des Pan zum Besuche in einem bekannten Hause folgen. Die gehören zur vornehmen Welt und kleiden sich wie diese französisch. Unter Stanislaus August war die altpolnische Tracht von oben her allmählich durch die französische verdrängt worden. Gleich dem Könige trug die höfische Welt die gepuderte Perrücke, den langen Frack, die lange Weste, Kniehose, Strümpfe und Schuhe, die seit kurzem durch Stanislaus August hier modisch gewordene Taschenuhr mit dicker Kette und blitzenden Baumeln daran. Ebenso war die französische Schleppe und Alles was dazu gehört von der Frauenwelt angenommen worden. Indessen trat gerade während des langen Reichstages ein Wechsel ein. Der patriotische Geist, der wieder erstarkte und um 1791 seinen Höhepunkt erreichte, begann das Fremdländische in Mißcredit zu bringen soweit mit dieser Geringschätzung sich patriotisch demonstriren ließ. Mag nun, wie erzählt wird, auch hier eine gelegentliche Bemerkung Rousseau's zu Gunsten der altpolnischen Tracht den Anstoß gegeben haben oder dieses nur Gerücht gewesen sein, jedenfalls ward plötzlich alle französische höfische Tracht weggeworfen und man zog wieder den Polen an. In dem Eifer ging man oft so weit, sich mit dem Kleide der letzteren Zeit nicht zu begnügen, man griff weiter zurück, je älter, um so patriotischer, ins 15., ja 14. Jahrhundert. Einzelne Anhänger der französischen Revolution demonstrirten bereits mit dem schwarzen Frack, bis dann wieder ein Umschlag eintrat und der pariser Schwindel antike Griechen und Römerinnen, Charaktertrachten und weiß Gott was alles in die polnischen Säle brachte. —

Der Pole hat von Natur ein gut Stück äußerlicher Eitelkeit mehr als Leute anderer Nationen, er hat deshalb Geschmack und Verständniß für das was ihm kleidsam ist. Diese Anlage entwickelte sich nun dort in dem stäten Gewühl der ersten Gesellschaft Polens zu höchster Blüthe, das Stutzerthum wurde zur Leidenschaft, der Kleiderluxus stieg ins Ungemessene. Täglich mußte der junge Mann von Welt sich irgend wo sehen lassen: im Reichstag, in den Sälen der Großen, bei Hofe, im Theater, auf der

Straße; er mußte versuchen aufzufallen, durch Originalität oder Luxus seiner eigenen Kleidung oder der seiner Reitknechte oder des Geschirres seiner Pferde. Es ward modern, in englischer Weise zu fahren. Man wetteiferte in englischen Kabriolets mit überhohen Rädern, prächtigen englischen Pferden, die man selbst lenkte. Joseph Poniatowski, der Neffe des Königs, hatte diese Sitte aufgebracht. Alles blieb staunend stehen wann der schöne Prinz daherkam: er stand im Wagen und lenkte 8 der ausgesuchtesten Rosse, je 4 neben einander gespannt, während ihm zur Seite seine Waffengefährten Wielhorski und Kosciuszko saßen. So flog er durch das Gewühl der Wagen, Reiter, Geher kunstfertig hindurch. Bald tauchten 2 ähnliche Kabriolets auf, mit je 4 schönen tartarischen Pferden bespannt, gelenkt von zarter Hand, doch mit festem Griff: es waren 6 gefeierte Schönheiten der großen Welt, die darin saßen und mit jenen 3 Helden zu wetteifern suchten. Des Winters gab die Schneebahn Gelegenheit zu neuer Prachtentfaltung. Jeder suchte seinen Geschmack auch hier zu erproben, Schlitten von den zierlichsten Formen, oft wundersame Gestalten aus dem Thierreich, aus der Geschichte darstellend, glitten mit rasender Eile auf dem weichen Boden dahin, bunt lakirt, mit Silber, auch Gold beschlagen, von den flüchtigsten Rennern gezogen, hinter denen sich die himbeerfarbene oder blaue Schneedecke prächtig bauschte. —

Werfen wir nun einen Blick ins Innere eines der Magnatenpaläste. Der Zuschnitt, den wir auf dem Landsitz fanden, zeigt sich auch hier, der breite Luxus in Bedienung, Räumen, Ansprüchen aller Art, ist mit zur Stadt gezogen.

„Der Herr — so erzählt ein Zeitgenosse — hat seine eigene Wohnung im Palast, die Frau ihre eigene, die Söhne ihre eigene und ebenso die Töchter; alle sind mit ihren eigenen Bedienten versehen, die sich genau an das ihnen angewiesene Fach halten, so daß zuweilen Herr und Frau bei zwölf Bedienten im Hause ohne Bedienung sind und daß Fremde, die zum Herrn wollen, aber mit ihrem Gesuch um Anmeldung an einen Bedienten der Frau gerathen, kaum eine Antwort erhalten, höchstens zu den Zimmern der Bedienten des Herrn gewiesen werden, wo sie oft unter zehn Menschen den eilften erwarten müssen, der sie endlich meldet.

Je nachdem das Abendessen oder der Ball von gestern später oder früher zu Ende gegangen ist, je nachdem steht der Herr des Hauses heute später oder früher auf. Das Thor des Palastes wird so lange zugehalten, bis er sichtbar sein will, aber die kleine Thür ist offen. Durch diese schleichen sich die Vertrauten, die Beamten, die Clienten, die Gläubiger, die Sollicitanten, Gelehrte und Künstler, die bei dem Fürsten etwas zu suchen haben, herein. Die Bedienten empfangen sie mit einem „Pan spio-

(der Herr schläft), lassen sie aber in das Vorzimmer wenn sie versichern, daß sie gerne so lange warten wollen bis er aufsteht. In diesem finden sie oft schon Gesellschaften von 15 bis 20 Personen, die seit Stunden auf der Lauer stehen und mit Sehnsucht erwarten, daß das Schlafzimmer aufgeschlossen werde. Wenn sich von Zeit zu Zeit ein Bedienter sehen läßt, so umringt ihn Alles was gerne vor den Fürsten will und bittet um Meldung. Er sieht die Leute kaltblütig an und wählt solche aus, die ihm bekannt sind oder die sich ihm auf der Stelle durch einen fruchtbaren Druck der Hand bekannt machen oder die ihm der Fürst ausdrücklich befohlen hat kommen zu lassen wenn sie da sind. Diese führt er ein, schließt aber sogleich die Thüre wieder zu. Andere, die das Lokal kennen, suchen einen der Edelknaben oder der Schreiber auf, tragen ihr Gesuch vor, begleiten es mit einem Geschenk oder lassen eine Dankbarkeit deutlich hoffen und werden durch eine Seitenthür eingeführt. Sie finden den Herrn entweder noch im Bette oder im Puderhemde vor dem Kamin, allein oder von Attachés und anderen Gesuchhabenden oder Aufwartenden umgeben. In keinem Falle lassen sie sich verhindern Ihre Bitte vorzutragen, die auch gewöhnlich herablassend angehört und mit einigen gütigen Worten erwidert wird. Sodann dreht sich der Herr im Bett herum oder redet einen der Anwesenden an, der Bittsteller entfernt sich, um bald immer auf demselben Wege wiederzukommen und sich in Erinnerung zu bringen. So folgen ihm Mehrere und der Herr zieht sich unterdessen an. Ist er fertig, so geht er in das Vorzimmer hinaus wo der größere Schwarm ihn erwartet hat, tritt mitten unter denselben, hört an was Jeder vorzubringen hat und giebt in wenigen Worten Bescheid und Auskunft. In 10 bis 20 Minuten thut er Alles ab. Unterdessen ist das große Thor des Palastes geöffnet worden und Wagen auf Wagen rollen herein. Die Mitglieder seiner Partei füllen sein Wohnzimmer und es entspinnen sich politische Verhandlungen über das was heute am Reichstage betrieben oder hintertrieben werden soll; es werden Entwürfe vorgelesen, erwogen, angenommen oder verworfen; es werden Pläne gemacht, wie man eine andere Partei überstimmen, wie man sich mit einer dritten vereinigen, wie man mit einer vierten sich vergleichen will, mit einem Wort: es bildet sich ein kleiner, einseitiger Reichstag, der so lange bei einander bleibt bis der große seinen Anfang nimmt; dies ist gewöhnlich zwischen zwölf und ein Uhr. Dahin fährt sodann der Herr des Hauses und sein Gebiet versinkt in tiefe Stille.

Ist nicht gerade Reichstag, so macht er wohl einen Spazierritt außerhalb der Stadt oder geht aus um seinen Bekannten Besuche zurückzugeben, oder schlüpft auf der Krakauer Vorstadt zu einem leichten Mädchen, oder er geht zu seiner „Freundin", wie man es nennt, die ihren „Freund" im

Bette oder am Putztisch erwartet, oder, was gewöhnlich der Fall ist, er thut das Alles an einem Vormittage auf einmal.

Unterdessen ist das Gebiet der Frau vom Hause in Bewegung gekommen. Weil sie gestern um zwei Uhr erst zu Bette gegangen ist, so steht sie heute erst um 10 oder 11 Uhr auf. Sie findet entweder ein paar Freundinnen vor ihrem Bett, die ihre Bemerkungen über die Gesellschaft von gestern ihr mitzutheilen, die ihrigen zu hören, ein Fest für heute zu verabreden und andere Dinge mit ihr abzuthun haben; oder sie findet auf einem Seitentisch ein artiges Briefchen von einem alten Liebhaber und ein Sendschreiben von zwei neuen, die seit gestern Abend an ihrem Triumphwagen ziehen und ein Verzeichniß ihrer Gefühle und Wünsche mittheilen; oder sie springt eiligst aus dem Bett, schlüpft in einen reizenden Morgenanzug, bindet ein blendend weißes indisches Tuch um den Kopf, so daß kaum mehr als das blitzende Auge zu sehen ist, um eine Bestellung im sächsischen Garten nicht zu verfehlen; oder die Thür des Schlafcabinets öffnet sich leise und der Begünstigte tritt auf den Zehen herein, setzt sich auf das Bett ihr zu Füßen und erwartet, daß die Schläferin erwache, die zum Unglück grade in dem Augenblick wo er hereintrat erst recht tief eingeschlafen ist; oder sie schellet um ihr Frühstück und befiehlt die Leute hereinzulassen, die im Vorzimmer sind, worauf denn Kaufleute aller Art von beiden Geschlechtern mit neuen Waaren oder alten Rechnungen, Maler, Poeten, schamhafte Arme, Wappenstecher, Steinschneider, fremde Virtuosen, die zu Conzerten einladen, neu angekommene Haarkünstler aus Paris, Zahnputzer und solche Subjecte hereintreten, vermengt mit bebänderten und besternten Herren, die durch die Frau auf den Mann zu wirken nicht verschmähen, mit Abbé's, die Stöße von Zeitungen und Reichstagsverhandlungen vorzulesen bereit sind, und mit Advocaten und „Facienbenmachern", welche die Rechts- und Geldgeschäfte der durchlauchtigen Frau zu besorgen haben; oder ferner: sie hat einem Frühstück in der Stadt, in Mokatow, in Mariemont, beizuwohnen, das sie nicht versäumen darf; oder es ist eine anziehende Sitzung des Reichstages, deren Ausgang ihr sehr wichtig ist; oder es ist ein Pferdehändler mit englischen Pferden angekommen, die sie besehen muß; oder endlich: es werden Truppen gemustert, es ist eine Musik in St. Johannes, es sind neue Möbel bei Jascewicz oder Hampla angekommen. All diese Dinge besorgt, genießt, hört, sieht und beurtheilt sie mit einander, nach einander, durch einander, in Zerstreuung oder mit Sammlung, in böser oder guter Laune, mit Beifall oder mit Tadel, binnen Stunden oder Minuten, einzeln an verschiedenen Vormittagen oder an einem Alle.

Diese Geschäfte sind bis gegen zwei oder drei Uhr abgethan und dann macht sie die große Toilette. Der Wagen fährt vor und sie steigt

in denselben hinauf, der Vorreiter zwängt die ungeduldigen Rosse, der Kutscher schwebt hoch in der Luft und schwingt die Peitschenschnur, die Bedienten schlagen die Kutschenthür zu und auf ein „Jedz"! (fahre) stiebt der Zug über den Vorhof zum Thore hinaus, während 4 bis 5 reiche Livreen mit Lebensgefahr ihre Stellen hinter dem Wagen einnehmen und eine an die andere geklammert in Masse von der Rechten zur Linken schwanken.

Oder sie speist auch zu Hause auf ihrem Zimmer, oder sie giebt auch ein großes Mittagessen. Im letzteren Falle schießen die Wagen in ihren Palast herein wie der ihrige in andere hineinzuschießen pflegt; die Fenster des großen Saales und der große Balkon sind offen und vor demselben stehen bunte Gruppen von Herren und Damen und bilden eine glänzende und reizende Gallerie, die in dem Augenblick durch den Inhalt des neu angekommenen Wagens vermehrt wird.

Während dieses Alles in den Wohnungen der Frau oder des Herrn vorgegangen ist, sind die Kinder nicht müßig gewesen. In den Zimmern der Tochter waren Sprach-, Tanz-, Klavier- und Zeichenmeister beschäftigt oder werden auch sämmtlich weggeschickt weil die Prinzessin heute Kopfweh oder auch nur zum Sticken Lust hatte. Aus den Zimmern der Söhne erschallen schneidende Geigen- oder zischende Flötentöne, vermengt mit dem Geklirre der Rappiere oder dem Gescharre der Polonaise oder dem Jauchzen von einem halben Dutzend junger Leute, die sich herumbalgten, herumjagten und Tische und Stühle über einander warfen. Durch dieses Getöse her ließ sich die bittende oder drohende oder gar fluchende Stimme der Hof-, Fecht- und Tanzmeister vernehmen, die von einem lauten Gelächter begleitet wurden, während unten im Hof einige tatarische Pferde, welche die Prinzen und ihre Gesellschafter und Bereiter auf einem Spazierritte tragen sollten, das Pflaster zerscharrten und zerstampften und durch Schlagen und Bäumen die Peitschen und die rauhen Kehlen der Stallknechte in Bewegung setzten. Die junge Gesellschaft war endlich die Treppe hinuntergestürmt, hatte die Rosse bestiegen und war zum Thor hinausgesprengt. Darauf war endlich auch hier Ruhe geworden.

Der König selbst war der Typus des Polenthums. Sein Geschlecht hatte keine glänzende Vergangenheit hinter sich. Erst sein Vater brachte es empor durch die Heirath mit einer Tochter des Hauses Czartoryski, der Großvater war ein einfacher und armer Edelmann gewesen, und diese Herkunft ward dem Könige stets von den Magnaten zum Vorwurf gemacht, die in ihm den Sclachcic mißachteten. Er war im Jahre 1732 geboren, seine Jugend umgab all der Glanz eines reichen Hauses und der verschwenderischen Genußsucht der Zeit der sächsischen Herrschaft. Unter

fünf Geschwistern zeichnete er sich durch Geist und körperliche Schönheit aus, ungewöhnliche Gaben eines raschen und feinen Verstandes, eines schmiegsamen und elastischen Charakters, einer früh erblühenden Neigung für Kunst und alle Errungenschaften der geistigen Cultur seiner Zeit hoben den Jüngling über die Masse des jungen polnischen Magnatenthums hinaus. Nach der Sitte der Zeit machte er größere Reisen im westlichen Europa, eine Schule der Bildung, für deren Lehren dieser weiche Stoff ganz besonders empfänglich war. Hier, in Frankreich, zog er mit vollen Zügen die Düfte einer reichen Blüthenpracht der Litteratur ein, hier wuchs sein Wesen sich wie unter einem Zauber in einem Element aus, das ihm so ansprechend war als kein anderes. Rasch war er ganz Franzose geworden, in Sprache und Sitte völlig heimisch in einer Gesellschaft, deren feiner Geschmack und höfisch elegante Umgangsformen, deren von Geist und Witz, von heiterer Philosophie, von lebensvoller Kunst und kunstvollem Leben durchleuchtete Sphäre in jeder Fiber des jungen Polen harmonisch anklang. Wie er hier ganz Franzose wurde, so in England ganz Engländer. Im Umgang mit den berühmtesten Persönlichkeiten beider Länder versäumte er nicht auch in die ernsten Strebungen derselben sich zu versenken, an dem regen Studium der Wissenschaft, der Staatskunst theilzunehmen und die Geschmeidigkeit seines Geistes war so groß, daß er mit Leichtigkeit die Anschauungen der größten Gelehrten beider Völker in Umgang und Studium aufnahm, daß er rasch im vertrautesten Verkehr mit Dichtern und Künstlern sich zum Eingeweihten der Musentempel ausbildete, daß sein feines und treffendes Urtheil mit Sicherheit Land und Leute, Handel und Gewerbe, Schule und Landbau erfaßte. Auch Deutschland wurde ihm bekannt, der deutschen Litteratur war er nicht fremd. Wo er auftrat, erregte er Aufsehen, erwarb er sich rasch die Gunst der Frauen, Ansehen und Achtung bei den Männern, sein einschmeichelndes Wesen gewann alle Herzen, sein gebildeter Geist alle Köpfe. Friedrich dem Großen stand er sehr nahe, näher noch der Zarin Katharina. Sie hatte ihn in Petersburg kennen gelernt und seine Ernennung zum polnischen Gesandten an ihrem Hofe veranlaßt. Bald spann sich ein zartes Liebesverhältniß an, nicht dauernder als manche andere, aber für beide Theile von großer Bedeutung für die Zukunft. Denn die mannhafte Katharina hatte in der weiblichen Weichheit ihres Günstlings den Charakter erkannt, der ihr in der Politik die Treue bewahren konnte, die diesem Liebesverhältniß fremd war. Es ward ihr nicht allzu schwer, dem Günstling die polnische Krone aufzusetzen. War doch Stanislaus Poniatowski, der Truchseß von Litthauen, ein Abgott der vornehmen Welt seines Vaterlandes. Nie hatten seine Landsleute einen vollkommeneren Polen gesehen, so schön, so beredt, so glänzend in

Geist und Haltung, so vollendet in den Formen der großen Welt von Paris, so bewandert in Allem, was fremdländische Cultur bot, so vornehm unter den Magnaten und so herablassend höflich gegen Niedere. Er war das Orakel aller aufstrebenden Jünglinge in dem Geschmack des Geistes und Körpers: seine Sprechweise, seine Studien, seine Liebhabereien, seine Haltung, seine Kleidung, ja bis auf den Schnitt seines Haares und die Bewegung der Glieder ward Alles zum Muster für die polnische Jugend. Er war der Stolz der ältesten Männer, auf ihn richteten sich die bewundernden Blicke der Frauen. Der unwandelbar feine Ton seines Umganges mit Frauen unterschied ihn von der übrigen Jugend und vollendete seine ritterliche Erscheinung zu einem Ideal, dessen Reiz unwiderstehlich wirkte auf die leicht entzündlichen Herzen der Polinnen. Ein unfehlbarer Sieger auf dem Gebiete der Liebe hielt er die schönen Lippen in seiner Umgebung stets in sehnsüchtiger Spannung, ließ er, wo er erschien, die leidenschaftlichen Wallungen von Liebe und Haß, von Neid und Eifersucht nie zur Ruhe kommen.

So ward er König. Die außerordentlichen Widerwärtigkeiten, die sich dem Könige von Anfang bis zum Ende seiner Regierung entgegenthürmten und seinen politischen Charakter überwältigten, im Staube hin und her zerrten, sie vermochten dem Menschen Stanislaus August den menschlichen Schmuck seiner Person nicht zu zerstören. Was ihn in seiner Jugend zum Liebling aller Menschen machte, das entzückte bis in sein spätestes Alter Jeden, der ihm nahte. Kaum hatte er sich zum Mittelpunkt des Staates erhoben, so begann er, nach allen Seiten die Segnungen seines gebildeten Geistes befruchtend auszustrahlen. Verwandte Naturen zog er an den Hof, ein Kreis gleichgesinnter Männer bildete sich um ihn, dessen Streben er nach den verschiedenen Gebieten hin mit sorgsamer Hand leitete, auf welchen die Keime zu einer geistigen und materiellen Wiedergeburt des Volkes gepflanzt und gepflegt wurden. Es war nicht eine ungesunde Vorliebe für das Fremdländische allein, sondern mehr der Mangel an geeigneten Kräften im Lande selbst, was ihn trieb, sich mit Franzosen, Engländern, Italienern, Deutschen zu umgeben, die seinem Hofe ein westeuropäisches, kosmopolitisches Gepräge gaben. Sie halfen ihm die Stätten gründen, von denen aus auf die Erziehung des Volkes eine Arbeit verwandt wurde, deren Erfolge wir zum Theil schon hervorgehoben haben. Jetzt, nach den Mühen von Jahrzehnten, sah sich Stanislaus August bereits einer Reihe von Geistern seines Volkes gegenüber, die er mit Stolz seine Schüler nannte, deren Kraft und Sinn er sich geschaffen, gebildet hatte, die in seinen Lehranstalten ihre Schulbildung, unter seiner persönlichen Führung ihre Weltbildung erlangt hatten, die er an seinen Hof ge-

zogen, in seiner nächsten Umgebung mit Aemtern bekleidet, denen er westeuropäischen Geist, freilich auch französische Sitten und Unsitten, Bedürfnisse und Luxus eingeimpft hatte. Jetzt sah er sich in einer Hauptstadt, die er aus einem elenden Zustande zu Glanz und Geschmack emporgehoben hatte, inmitten einer Gesellschaft, in deren Umgebung er sich manchmal in die zaubervolle Welt an der Seine versetzen und dem Genusse hingeben konnte, sein eigen zu nennen, was ihm stets als das Höchste eines unerreichbar fernen Paradieses erschienen war. Stanislaus August war ein Epicuräer des feinen Geschmackes: was er schuf, war Gegenstand seines Genusses; nicht blos das Nächste, die Umgebung seiner Person verschönerte er durch Kunst und Wissenschaft um schön zu leben, sondern auch die Schöpfungen seiner Staatskunst, die vielerlei allgemeinen Neuerungen, die er in der Erziehung des Volkes, in Heer, Gewerbe, Ackerbau sorgsam pflegte, Alles that er weniger zur Erfüllung eines objectiven, von seiner Person absehenden staatlichen Pflichtbewußtseins, als es ihm vielmehr zur Befriedigung eines ganz persönlichen Bedürfnisses diente. Er genoß die Errichtung des adlichen Cadettencorps, der Sternwarte, einer Bibliothek, die Erneuerung der Krakauer und der Wilnaer Akademien, die Anlage der Fabriken bei Grodno, wie er seinem künstlerischen Geschmack fröhnte in der Verschönerung von Warschau, in der Heranbildung junger Talente, wie er die Feinheiten des Stiles genoß, die er in seinen zahlreichen Correspondenzen entwickelte, oder die Würze seiner leckeren Tafel. Ja selbst in der Erfüllung seiner Staatspflichten konnte man einen Zug ästhetischen Genusses wahrnehmen, der in der sinnvollen Ordnung, in der harmonischen Ruhe hervortrat, die er sich auch durch die schwierigsten Lagen, in die er versetzt wurde, nicht stören ließ. Aus diesem absoluten Bedürfniß harmonischer Ruhe, aus diesem ästhetischen Grundzuge seiner Natur erklärt sich auch die vorwiegende Färbung in seinem politischen Charakter. Versöhnlichkeit war sein oberstes Gesetz, schroffe Gegensätze, harten Anprall verabscheute, persönlichen Haß fürchtete er. Unerträglich war es ihm, sich durch äußere Wechselfälle das Gleichgewicht der inneren Stimmung rauben zu lassen, die ästhetische Empfindung beherrschte ihn ganz, sein Wesen ruhte auf ihr und er verlor sich selbst sobald er die seelische Harmonie verlor. Sein klarer Verstand durchschaute die Verhältnisse oft besser als die Politiker seiner Umgebung, aber er handelte eben so oft gegen seine Einsicht, weil sie in ihm nie die höchste Leitung hatte, weil er unfähig war, die subjective Empfindung der objectiven Nothwendigkeit zum Opfer zu bringen. In den bittersten Tagen seines Lebens, als er zerrissen wurde von dem Schmerz um die einbrechenden Mauern seines Baues, als er den Abgrund klar vor sich sah, in den Alles stürzen mußte, was ihm bisher theuer ge-

wesen war, da wußte er dem finstern Schicksal nicht anders in seiner Brust zu begegnen, als daß er an den Idealen der Schönheit sich stärkte, die sein ganzes Leben erhellt hatten. Als er die Acte der Conföderation von Targowicz mit dem klaren Bewußtsein unterschrieben hatte, sich und Polen damit den Feinden übergeben zu haben, als Alles um ihn her von Verzweiflung ergriffen wurde, da flüchtete sich Stanislaus August in das Heiligthum seiner Studien und versenkte sich in die erhabenen Vorbilder, die er im Plutarch stets bewundert, nie befolgt hatte. Man wäre versucht, hier über stoische Größe zu staunen wenn man nicht wüßte, daß man thatenlose Schwäche zu beklagen hat. Stanislaus August war der Typus des Polenthums, denn er war der sinnvollste Pole. Keine Kunst war ihm fremd, überall konnte er nicht ohne Geschick Hand anlegen. Das königliche Schloß in Warschau ließ er nach eigenen Plänen ausbauen, mit Werken der Sculptur und Malerei schmücken, bei deren Entstehung er meist den Künstlern über die Achsel schaute. Seine Sammlungen trugen den Stempel seines feinen Geistes für die Wissenschaft, seines ästhetischen Sinnes in der Kunst. Vor den Thoren der Stadt schuf er Lazienki, seinen Lieblingssitz, ein Tusculum seines Geistes, mit aller Anmuth des sinnigen Gemüths, mit aller einfachen Würde des denkenden Mannes, mit aller Heiterkeit eines offenen Verständnisses für Natur, Bäume und Blumen, mit allem edlen Stolz eines human gebildeten Königs. Hier lebte er am liebsten seinen Studien, hier war er Jedem zugänglich, die Erscheinung mehr eines gelehrten Weltmannes, als eines Königs, bemüht den vielen Besuchern stets einen angenehmen Eindruck mitzugeben. Er war ein glücklicher Ausdruck der Humanität, eine Eigenschaft die dazu beitrug, auch scharfe Kritiker zu entwaffnen. Mit vollendeter Höflichkeit empfing er hier Gäste jeden Standes und Landes. Als der Engländer Coxe ihn hier aufsuchte, fand er ihn in seinem gewohnten kleinen Kreise, aus seinem Bruder, zwei Neffen und einigen Edelleuten bestehend. Die liebenswürdigste Zwanglosigkeit gestattete einigen der Herren, sich am Whisttisch zu vereinigen, während der König sich mit dem einen und anderen unterhielt. Coxe war überrascht durch die ganz außerordentlichen und eingehenden Kenntnisse, die Stanislaus August über Geschichte, Litteratur, Verfassung, Gesetze Englands entwickelte, mit genauester Bekanntschaft der besten Schriftsteller, feuriger Bewunderung für Shakespeare eine Vollkommenheit in der englischen Sprache verbindend, die Coxe veranlaßte zu glauben, daß er grade sie besser spreche als andere Sprachen. Und doch handhabte er mündlich und schriftlich mit gleicher Fertigkeit das Französische, das Italienische, Deutsche, Russische, doch sprach und schrieb er ein sehr gutes Latein, von seiner Muttersprache nicht zu reden. Er sprach viel, ohne indessen

die Geselligkeit dadurch zu stören, er sprach stets gut, mit Geist und Ueberlegung.

Stanislaus August war von tadellosem mittleren Wuchse, einem sprechenden feingeschnittenen Gesicht, dunkler Gesichtsfarbe, die im Alter ins Gelbliche überging, dunklem Haar, römische Nase, durchdringendem lebhaften Auge, dessen geistvoller Blick durch den Ausdruck der Güte und Sanftmuth verschönert wurde. Er bewahrte bis in sein hohes Alter eine edle Haltung, ein volles ungefurchtes Antlitz. „Stärke und Heldenmuth sind nicht das Unterscheidende seiner Bildung und seiner Person, aber desto unverkennbarer blickt Abgeschliffenheit, Witz und Grazie aus ihnen hervor. Man kann keinen feineren Mund sehen. Seine Stimme ist überaus rein, zart und biegsam im Gespräche; verliert aber wenn er sie mit Anstrengung öffentlich brauchen muß. Er hat die schönste und zarteste Mannshand, die ich je gesehn habe." Er trug sich stets französisch, gewöhnlich in blauer Uniform mit rothen Aufschlägen, der Uniform seines adlichen Cadettencorps, oder in grüner, selten in der weißen, roth aufgeschlagenen Hofuniform; ein oder zwei Orden schmückten die Brust, auf dem linken Aermel war eine Uhr angebracht. Er war äußerst sorgfältig im Putz, der ihn täglich 2 Stunden kostete, dann aber für das schärfste Auge untadelhaft war. Uebrigens war seine Zeit regelmäßig abgemessen, bis ins Einzelne arbeitete er die Staatsgeschäfte, über Alles ließ er sich berichten, Vieles that er selbst was sonst den Ministern überlassen zu werden pflegt. Seine Vergnügen waren einfach: „Wissenschaften, Künste, Spazierfahrten, allerlei erlesene Gesellschaften, die Freuden einer zärtlichen Verbindung, sind Alles, was er bedarf."

Freilich waren besonders die zärtlichen Verbindungen mehr als einfache Liebhabereien. Katharina war eine zärtliche Geliebte gewesen und wurde eine Freundin, deren Eifersucht dem früheren Liebhaber die Gemahlin nicht aus Trieben des Herzens, sondern aus Gründen der Politik versagte. Stanislaus August wünschte eine Verbindung einzugehen, die seine politische Stellung bessern könnte, er knüpfte mit Wien Verhandlungen an wegen einer Ehe mit der Erzherzogin Elisabeth, der Tochter Maria Theresias. Letztere war dem Plane nicht abgeneigt, allein kaum hatte Katharina davon Wind bekommen, so zerriß sie die angesponnenen Fäden. Seitdem verzichtete Stanislaus August auf ein eheliches Verhältniß, dem sich überall die Eifersucht der Parteien, die Politik der Nachbarmächte entgegenstellte, und gab sich vorübergehenden Liebschaften hin, deren reizvoller Wechsel ihm bis in die späteste Zeit ein gefährliches Vergnügen bereitete. Die schönsten Frauen Polens genossen nach einander die königliche Liebe und verwandelten sich dann in eben so viele Feindinnen des verlorenen Ge-

liebten. Unter den fünf Elisabethen, welche die Heldinnen eines Pasquills waren, das seinem Verfasser Kajetan Wengierski die Verbannung zuzog, befanden sich 4 Geliebte des Königs. Es waren hervorragende Frauen: die Fürstin Lubomirska, die Fürstin Czartorysha, die Fürstin Sapieha, die Marschallin Potocka. Sie entflammte derselbe Haß gegen den treulosen König, ihr Einfluß war sehr groß und vereinigte sich mit demjenigen anderer Frauen, wie der Fürstin Oginska und der Kastellanin Kossakowska, zu einer Macht, die um so bedeutender für die Stellung des Königs wurde, als sie auf unpolitischen Motiven ruhte. Ihre glänzenden Gemächer waren die Centren der dem Hofe feindlichen Parteien.

Um die Zeit des langen Reichstages stand der König mit einer Frau in Verbindung, die dem alternden Manne eine dauerndere und auf soliderer Grundlage als gewöhnlich ruhende Neigung eingeflößt hatte. Die verwittwete Gräfin Grabowska zeichnete sich weder durch Jugend noch durch besondere Schönheit aus, brachte aber dafür ihrem Liebhaber volle, ruhige Hingebung entgegen, die durch Gaben des Gemüths und des Talents gefestigt wurde. Sie hielt sich mehr als ihre Vorgängerinnen von den Intriguen des politischen Hoflebens zurück, verleitete den König nicht zu übermäßiger Verschwendung, war bemüht, in sinnigem Tact, aufmerksamer Freundschaft seinem empfänglichen Herzen wohlzuthun und erwarb sich so seine Achtung mehr als flammende Leidenschaft, wob um ihn das ruhigende Gefühl des Vertrauens, dessen wohlthuende Sicherheit diesem schwanken Charakter werthvoller war als der Sturm rascher Lust. Sie war minder gefährlich für das Staatsleben als andere Günstlinginnen gewesen waren, weil sie minder herrschsüchtig, minder ränkesüchtig war, wenn sie auch gegen die Lockungen der weiblichen Eitelkeit nicht unempfindlich blieb, ja sogar nicht verschmähte, von dem russischen Gesandten kostbare Armbänder, von Anderen andere Geschenke anzunehmen. Wo sie in den Staatsgeschäften den König beeinflußte, da standen meist andere Personen hinter ihr, die, wie Ignaz Potocki, ehrlich dachten, und man konnte ihr jene Schwächen kaum zum Verbrechen machen, die sie gelegentlich zu kleinlicher Ausbeutung ihrer Stellung verführten, denn diese Schwächen waren allgemein verbreitet, gebilligt, der König selbst unterlag ihnen stets in dem Widerstreit zwischen seinem politischen Gewissen und seiner persönlichen Neigung. Die Grabowska erwarb sich eine allgemeine Achtung, die durch den Haß nur gehoben ward, den ihre spätere Nebenbuhlerin, die Lulli, im Volke gegen sich wachrief. Während letztere nur durch Zufall der Ermordung durch das von ihrem frivolen, frevlen Treiben ergrimmte Volk entging, umgab allgemeine Verehrung die verdrängte Gräfin Grabowska. Denn leider vermochte auch diese den alten Wüstling nicht allendlich von

seinen jugendlichen Eitelkeiten zu heilen, er entfloh ihr zu wiederholten Malen um dieser oder jener auftauchenden Schönheit sich, wenn auch nur vorübergehend zuzuwenden, er ward ihr endlich noch dauernd untreu als gegen das Ende des Jahres 1791 die eben erwähnte Marquise Lulli in Warschau erschien. Wir werden ihr weiter unten noch einmal begegnen. Der König war mehr als alles Andere eine ästhetische Natur, und daher ganz besonders empfänglich für den gleichartigen Geist, den er im Auslande eingesogen und der jetzt über die Grenze her herüberwehte. Ein treuer Jünger der Aufklärung war er mit Racine und Corneille, mit Locke und Shaftesbury aufgewachsen, lebte sich dann in Molière, Voltaire und Rousseau, in Montesquieu, Shakespeare und Bolingbroke hinein und ward ein Schwelger in den Leckereien der rasch und elegant schaffenden französischen Modelitteratur. Sein Geist war indessen von einer besseren Zeit zu fest gebildet worden um in den Wogen der neuesten Treibhauslitteratur des jungen Frankreich unterzugehen, er hatte zu tief die Formenschönheit der antiken Classicität in sich aufgenommen um dem unruhigen Treiben der Encyclopädisten zum Opfer zu fallen, und so bewahrte er sich die Einfachheit des Geschmackes, die seine Person und seine Umgebung auch äußerlich auszeichnete.

Stanislaus August las viel und liebte das Gelesene mit Kennern zu besprechen, durch Austausch der Urtheile und Gedanken zu verarbeiten. Er besaß eine sorgfältig gesammelte Bibliothek, die von dem Historiker Albertrandi verwaltet wurde; außer dieser gab es noch die öffentliche, von den Brüdern und Bischöfen Zaluski gestiftete Bibliothek sowie neuerdings eine öffentliche Lesestube, die Johann Potocki in seinem Palaste eingerichtet hatte. Der eifrigste Förderer aber all dieser Bestrebungen war immer der König. Zu den schönsten Stunden seines Lebens rechnete er die Abende, wo er einige vertraute Jünger der Kunst und Wissenschaft zwanglos um sich versammelte, ernste Gespräche mit den Genossen seiner Studien führte oder den Versen eines jungen Talentes folgte, das er eben bemerkt und alsbald aus der Masse zu sich herangezogen hatte. Zu seinen ältesten Freunden und gewöhnlichsten Genossen gehörte der Nestor der neueren polnischen Geschichtsschreibung, der Jesuit und Bischof Naruszewicz. Er hatte den Tacitus übersetzt und eine „Geschichte des polnischen Volks" geschrieben, er war ein tüchtiger Gelehrter und kümmerte sich nicht viel um die Politik des Tages. Sein Aeußeres wies mehr den lustigen Hofmann und einen ärmlichen Mönch auf als einen Mann von solcher Bedeutung als er es in Wirklichkeit war. Eine unscheinbare Gestalt wurde noch verkümmert durch eine gänzlich vernachlässigte Kleidung, sein unschönes, aber heiteres Gesicht umflog wirr das rothbraune Haar, er sprach viel

und scherzhaft, jedoch sehr derb, mit völliger Nichtachtung der üblichen äußern Ehrfurcht. Neben dem jovialen und cynischen Bischof, neben dem Unterkanzler Chreptowicz, dem Bischof und Dichter Krasicki, dem Dramatiker Bohomolec, dem Fürsten Czartoryski, dem Genossen der staatlichen Arbeit Stanislaus August's, sah man die jungen Geister aus der Schule des Königs. Ihrer waren nicht wenige, Polen hatte bereits eine Reihe von Namen, die zum Theil selbst über die Grenzen hinaus klangen. Der lustige Fabeldichter Jacubowski, der epikurische Lyriker Trembecki, dann ältere wie Knäschnin, der Satyriker Wengerski, Schymanowski, Karpinski, der Jesuit Jezierski, die Historiker Albertrandi, Kitowicz, die Brüder Sniadecki, Gelehrte wie der Litterarhistoriker Bantke, der Grammatiker Kopczynski, der Astronom Poczobut, der Geolog Staszic — sie hatten mehr oder minder Alle dem Eifer des Königs für die Aufklärung zu danken. Was Polen damals an geistiger Begabung aufzuweisen hatte, war sicher bei Stanislaus August einen freundlichen Empfang zu finden und oft entstand um die Person eines jungen Schriftstellers ein eifersüchtiges Werben zwischen dem Könige und einem der Großen. In dem Maler Bacciarelli hatte Stanislaus August eine tüchtige Kraft herangezogen, die den Königssaal des Schlosses mit den Bildnissen der polnischen Könige, die Gemächer zu Lazienki mit guten andern Gemälden schmückte. Auch eine Malerschule errichtete er, aus der der begabte Künstler Szmuglewicz hervorging, eine Schule für Musik veredelte die Talente der Polen für diese Kunst, und zahlreiche junge Leute wurden von ihm ins Ausland gesandt zur Ausbildung in Künsten und Wissenschaften. Mit Stolz sah sich Stanislaus August von dieser heranreifenden Hoffnung Polens umgeben, die Freude eigenen Verdienstes genoß er wann Abends einer der jungen Dichter seine Verse vor urtheilenden Ohren las. Mehr als anderswo wandte sich die junge Poesie hier den Vorbildern des Alterthums zu. Der Geschmack, welcher Corneille einen Cinna, die Horatier, die Medea, Racine seinen Britannicus, Phädra und Iphigenie schaffen ließ, mochte auch hier zuerst bestimmend auf die Richtung der Poesie einwirken. Es kam die Begünstigung dieser Richtung durch den König hinzu: was aber von größerer Bedeutung war, ist die Schulbildung der damaligen Polen, die hauptsächlich auf dem Latein, auf den Schriftstellern des alten Rom fußte. Jeder Gebildete redete Latein und es kam vor, daß Ausländer sich sogar dem gemeinen Manne ausnahmsweise in dieser Sprache verständlich machen konnten. Virgil, Ovid, Horaz, Tacitus waren die Schriftsteller, mit denen der Pole aufwuchs, an der Hand der Grammatik des Spaniers Alvarius vertiefte er sich in die Sprache und die Sitten eines Volkes, das dann für ihn die Summe aller sittlichen und bürgerlichen Größe

wurde. Fortwährend konnte man auf dem Reichstage Citate aus Cicero, Caesar, aus Virgil, aus Seneca hören, unermüdlich wurden Brutus und Coriolan, Caesar und Cato zu Vergleichen mit der Gegenwart herbeigezogen, die höchste Begeisterung wußte nie einen erhabeneren Ausdruck zu finden als indem sie sich in die römische Toga warf und auf dem Forum die großen Mahnen der Römer anrief, in ciceronianischer Nachäffung die römische Bürgertugend für den Staat herausforderte. Daher liebte die Poesie anfangs vorzüglich Stoffe aus jenem Musterstaate oder aus dem Poesieenschatz der von dorther ihr bekannt geworden war zu nehmen, daher schrieben die Dichter meist lateinische Verse, daher besang Kniaschnin die „Klagen des Orpheus und der Eurydike", Schymanowski den „Tempel der Venus auf Knidos" lieber als einheimische Helden. Erst während das Gespenst der Vernichtung sich über den Häuptern der Volksvertreter im Reichstage erhob, fand auch die Poesie den Boden, der ihr von der Pflicht gegen das Vaterland zugewiesen war, und wie Niemcewicz, so wandten sich auch die andern Dichter und Schriftsteller der lebensvollen Dramatik der Gegenwart zu. So erhielt die einheimische Litteratur einen unmittelbar praktischen Wirkungskreis und ward zu einer Macht in der Gesellschaft. In Flugschriften wurden die Tagesereignisse besprochen, in beißenden Satyren, kleinen Lustspielen geißelte man in polnischer Sprache die Schwächen und Laster der Zeit. Wie der König seinen Hof mit geistigen Berühmtheiten schmückte, wie er selbst auf seinen Reisen durchs Land von einem Naruszewicz, einem Trembecki begleitet wurde, so liebten auch die Magnaten in ihrem Gefolge Vertreter des Geistes zu haben, so fanden die jungen Schriftsteller gastliche Aufnahme und sorglose Muße in den Residenzen zu Pulawy, zu Tulczyn, zu Opole, in den Palästen ihrer Gönner zu Warschau. Es war Mode geworden, Verse zu machen, man besang das idyllische Leben auf den gastfreien Magnatenhöfen, man schmeichelte dem schönen Geschlecht in etwas steifer Lyrik, man erging sich in einer Schöngeisterei, die ihr Vorbild in den Salons des Westens hatte und gelegentlich eigenthümlich mit der derben Sinnlichkeit des Warschauer Lebens, mit der harten Wirklichkeit der polnischen Verhältnisse contrastirte.

In der Umgebung des Königs stachen während des langen Reichstages durch den Einfluß, welchen sie auf die politischen Dinge hatten, drei Männer hervor, die in der Verschiedenheit ihrer Herkunft und in der Verwandtschaft ihrer Motive bezeichnend waren für den Charakter der Umwälzungen, die sie heraufführten. Es waren Ignaz Potocki, Hugo Kollontaj und Piatoli.

Alle drei gehörten der Generation an, die der König großgezogen hatte, alle standen in dem besten Mannesalter, in der Mitte der Dreißiger,

ihre gemeinschaftlichen Charakterzüge waren Ehrgeiz und berechnende Klugheit.

Ignaz Potocki war früher unter dem Beinamen des Schönen in seinem Vaterlande sowohl als in Italien und Frankreich bekannt gewesen. In Rom hatte er sich für den geistlichen Stand vorbereitet und kehrte als Abbé nach Warschau heim. Seine Gaben zogen die Aufmerksamkeit des reichen Fürsten Lubomirski auf ihn, der ihm die Hand seiner Tochter gab und ihn dadurch der politischen Laufbahn zuführte. Im Jahre 1786 hatte er versucht, sich Katharina zu nähern, aber Potemkin und die Zarin hatten ihn zurückgestoßen. Ein gleiches Schicksal widerfuhr ihm von Seiten des Kaisers Joseph, und so wandte er sich, bezeichnend genug für die Wege, die damals einem polnischen Politiker vorgezeichnet waren, der dritten Macht, Friedrich und dem preußischen Bündnisse, zu, dessen eifriger Vertreter er wurde. Ihm folgte dann auch in seiner Hinneigung zu Preußen sein gleichfalls begabter Bruder Stanislaus.

Jetzt, während des langen Reichstages, entsprach Ignaz jenem Beinamen des Schönen nicht mehr: sein Gesicht hatte das Jugendliche verloren, sein Wuchs eine gewisse Steifheit angenommen. „Er trägt sich" — so schildert man ihn uns — „französisch und ist beständig in eben diesem Geschmacke mit großer Sorgfalt frisirt. Sein Gang und und seine Manieren haben etwas Stolzes, das nicht mißfällt und seiner Figur wohl steht. Er zeichnete sich von jeher durch Kenntnisse, durch einen Eifer für Veränderungen und durch rastlosen Ehrgeiz, den er unter einem gewissen kalten, philosophischen Wesen meisterhaft zu verbergen wußte, aus. Seine geistige Ausbildung ist ganz modern. Die französischen Philosophen und Staatsgelehrten waren, die letzten Jahre her, seine einzige Lectüre. Die Häupter seiner Familie hatten sich seit zwei Jahrhunderten in hohen Würden und bei wichtigen Auftritten in der polnischen Geschichte hervor gethan. Es war keine Conföderation in neueren Zeiten, an deren Spitze nicht einer oder mehrere der Potocki gewesen wären. Ihr Enkel wollte ihnen nicht nachstehen. Er ward der Führer eines großen Theiles seiner Nation, aber in einer Art und mit Grundsätzen, die den ihrigen ganz entgegen standen. Jene wirkten und stritten für die Erhaltung der altpolnischen Adelsfreiheit, dieser wollte, nach den neuesten Lehren, Bauer, Bürger und König auf Kosten jener ausschließenden Freiheit erheben und gerade durch deren Beschränkung sein Vaterland, wie er meinte, verbessern und vom Untergange retten". Man hat von Seiten der Nachbarmächte auch ihm, wie der ganzen neueren Strömung in Polen, den Jacobinismus später oft vorgeworfen, aber auch hier ganz mit Unrecht. Ignaz war ein Politiker der Aufklärung, aber Aristokrat von Kopf bis zu Fuß; ihm

lag nichts ferner als der Gleichheitsschwindel der wilden Demagogie, als die zerfahrenen und entnervten Theorieen moderner Socialisten und Communisten. Es charakterisirt seine Denkweise, daß, als er in der Macht war und jene liberalen Reformen mit voller Energie vertheidigte, er doch eine Uebersetzung von Voltaire's Candide in Polen unterdrückte.

Er ward, wie sich aus seiner geistigen Richtung leicht erklärt, „vom Könige sehr geschätzt, von seinen jüngeren Landsleuten geliebt und als ein Orakel angehört". Er war mit einer wichtigen Würde, dem Großmarschallamt von Litthauen, bekleidet, reich, aus einer mächtigen Familie geboren, mit eben so mächtigen (den Lubomirski, Czartoryski, u. a. m.) verwandt, in der Blüthe der Jahre, voll Feuer und Thätigkeit, arbeitsam und entschlossen, er machte seinen Einfluß nie zu Gelde, wie sonst die Besitzer hoher Stellen in Polen: mit Einem Wort, er war ein Mann, eine Partei zu stiften und zu unterhalten, sei es zum Wohl seines Vaterlandes oder zur Befriedigung seines Ehrgeizes.

Bei Entwerfung seiner Pläne, zu den Arbeiten die eine geübte Feder verlangten, zum Vortrage, zur Zergliederung und Verbreitung seiner Grundsätze bediente er sich des Abbate Piatoli, der in der Familie Potocki als Lehrer und als Hausfreund gelebt hatte. Er zeigte sich als einen großen Demokraten, als einen Bewunderer Rousseau's und anderer französischer, italienischer und englischer Staatsgelehrten, deren Meinung er praktisch machen zu können glaubte. Er war über den Zustand Polens unterrichtet, hatte aber sehr oberflächlich darüber nachgedacht, ob es ein Mittel damals gab oder je geben würde, diesen Zustand nach seinen Grundsätzen zu verändern. Es ist gewiß, daß auch ihn der Ehrgeiz und eine gewisse dichterische Wärme blendete und daß er wechselsweise seine Schüler erhitzte und von ihnen wiederum erhitzt wurde. Dazu kam, daß er nie in politischen Geschäften praktisch gearbeitet, mithin nie unterscheiden gelernt hatte zwischen dem was sich auf dem Papier schön schreiben, in einer feurigen Rede schön sagen, und zwischen dem was sich bei dem eisernen Druck der Verhältnisse ausführen läßt.

Der König kannte diesen Mann und schätzte ihn seiner Kenntnisse und Talente wegen, schon vor dem Revolutionsreichstage. Während desselben fand man Gelegenheit ihn dem Fürsten noch näher zu bringen, und er gewann nach und nach dessen Vertrauen in solch einem Grade, daß dieser nichts ohne ihn und Alles nach seinem Rathe unternahm. Piatoli wußte sich sogar gegen die liebsten Verwandten, Freunde und Freundinnen des Königs zu behaupten, nämlich gegen dessen beide Brüder, den Fürsten Primas und den Krongroßkammerherrn, und gegen dessen Schwester, die Wittwe Branicka, und seine Freundin, die Gräfin Gra-

bowska, die sämmtlich dahin wirkten, den König dem russischen System treu zu erhalten und ihn mithin von Piatoli loszureißen. Sie richteten aber so wenig aus, daß ihm der König sogar eine Wohnung auf dem Schlosse einräumte und seine meisten Abende in der größten Vertraulichkeit bei ihm zubrachte. „Heimlich wanderte der König leise durch die Gänge des Schlosses, zwei Diener vorauf, die die Lichter tief gesenkt trugen, bis zu den entfernten Gemächern des Italieners, wo die Staatsgeschäfte besprochen oder eine genußreiche Unterhaltung über die neuesten Schöpfungen der Wissenschaft und Kunst gepflogen ward. Durch Piatoli sowie durch die Vermittelung der Gräfin Grabowska, deren Gunst Ignaz Potocki zu erwerben gewußt hatte, faßte Stanislaus August zu diesem letzteren Vertrauen, dessen stolzes und kaltes Wesen ihn anfangs zurückgescheucht hatte. Seine Anhänglichkeit für Piatoli ward in Absicht seiner Theilnahme an der Revolution entscheidend. „Es versteht sich von selbst, daß Piatoli die Pläne und Entwürfe Ignaz Potocki's bei ihm eingänglich machte, denn es waren seine eigenen, und daß er dieses mit soviel Gewandtheit einzuleiten wußte, daß der König in der Täuschung blieb, sie als die seinigen durchgesetzt zu haben. Aus dieser Quelle kamen auch die Stärkungen wenn der König, besonders in den letzten Jahren vor Aufhebung des Reichstages, Anfälle von Aengstlichkeit bekam, die wiederum von den vorhin erwähnten Verwandten befördert und unterhalten wurden.

Nicht blos auf den König wirkte Piatoli so stark, sondern auf alle Reichsboten die sich ihm näherten. Dieser waren eine Menge. Sie kamen zu ihm, theils um sich zu unterrichten, theils um durch seinen Einfluß irgend ein fruchtbares Gesuch an den König zu bringen. Aus diesem Grunde schonten und schätzten ihn sogar manche von der Gegenpartei. Die erste Gattung meinte es allerdings aufrichtiger mit ihm und er benutzte sie auch besser. Er gab ihnen Stoff zu ihren Reden am Reichstage, machte ihnen den Plan dazu, arbeitete sie oft ganz aus. Jene übersetzten sie ins Polnische und lasen sie als ihr Eigenthum in den Sitzungen vor.

Bei den Feinden, die Piatoli um den König hatte, war es nöthig, daß er sich auch in Absicht seines moralischen Charakters bei ihnen in Achtung zu setzen suchte. Er nahm nie etwas für Dienste, die man von ihm verlangte oder die er geleistet hatte, ganz gegen alle sonstige polnische Sitte; er unterzog sich aber auch keinem Auftrage, der gegen seine bekannten Grundsätze stritt. Und doch war er mehr arm als reich, denn der König gab ihm monatlich nur 20 Ducaten, eine Summe, mit der man in Warschau mehr als haushälterisch leben mußte um auszukommen." Mag er nun, wie man sich erzählte, von Ignaz Potocki unterstützt worden sein damit er nicht in Versuchung komme, oder nicht: jedenfalls brachte er keine

Reichthümer aus seiner einflußreichen Stellung in Warschau mit hinüber in den bescheidenen Zufluchtsort, den er nach dem Sturze Stanislaus Augusts in Mitau fand. Er trat aus dem geistlichen Stande, heirathete ein kurländisches Edelfräulein von Bietinghoff und zog hinaus über die russische Grenze als diese auch seine neue Heimath Kurland verschlungen hatte.

Piatoli war zur Zeit des langen Reichstages etwa 40 Jahre alt. „Sein Aeußeres war unansehnlich. Farbe und Blick waren wie man sie sich an den Italienern gewöhnlich denkt. Er war dürr, klein und kränklich aus Nervenschwäche, sprach aber mit großer Lebhaftigkeit und verstand die Kunst, seine Sätze mit außerordentlicher Faßlichkeit vorzutragen. Wenn er überreden wollte, war er unwiderstehlich.

An Schlauigkeit und List übertraf Kollontaj den Ignaz Potocki und Piatoli weit. Den Entwürfen jener lag eine gewisse Wärme zum Grunde, er aber handelte mit der politischen Kälte und Ueberlegung eines Mannes, der sein Glück machen will, sei es auf welchem Wege es sei. Er stammte aus einer zwar adelichen, aber armen Familie. Als der jüngere Sohn war er gezwungen, sein Glück auf der kirchlichen Laufbahn zu suchen. Er ward Kanonikus von Krakau unter Begünstigung des verstorbenen Bischofs von Krakau. Man sagt, er habe sich gegen diesen seinen Wohlthäter zu einem Benehmen und zu Ränken brauchen lassen, die den an sich schwach gewordenen Kopf dieses Mannes vollends verrückten und mithin dessen Bisthum früher für einen anderen, der darauf wartete, eröffneten. Wie dem auch sein mag; Kollontaj ward hervorgezogen und stieg bald zu der bedeutenden Stelle eines Kronreferendars hinauf. In dieser legte er den Grund zu der Einsicht und den praktischen Kenntnissen in Staatsgeschäften, durch die er sich ebenfalls von Ignaz Potocki und Piatoli unterschied. Er arbeitete mit der größten Leichtigkeit, die durch natürliche Anlagen eben so sehr, als durch erworbenen Geschäftsblick befördert wurde. Da er, als Referendar, Richter war, so blieb ihm keiner der Irrgänge des polnischen Rechtslaufs und der dahin gehörigen Ränke und Kunstgriffe verborgen. Zugleich verschaffte er sich dadurch einen Schatz von Kenntnissen in den polnischen Rechten, in der polnischen Verfassung und in Absicht des Charakters seiner Nation, die ihn zum brauchbarsten Candidaten, nicht allein für die Kanzlerwürde, sondern für alle übrigen machten, die er als Geistlicher im Staat bekleiden konnte. Auch waren der Kanzler und Bischof das Ziel wohin er strebte.

So lange das russische System die Oberhand hatte, war er für dasselbe, und er hielt sich an den Fürsten Primas, der sein großer Gönner war. Da aber während desselben bekanntere Namen und reichere Nebenbuhler ihm im Wege standen, so ward ihm eine Veränderung sehr wünschenswerth,

und so war er einer der ersten, der diese Veränderung herbeiführen half. Er schloß sich, sobald der russische Einfluß zu sinken anfing, an Ignaz Potocki, und dieser nahm ihn als einen der brauchbarsten Geschäftsmänner in sein Geheimniß auf. Von diesem Augenblicke an war Kollontaj einer der thätigsten Verbreiter der Grundsätze, durch deren Bekenntniß er sich den Weg zu den höchsten Würden, die er bekleiden konnte, zu eröffnen gedachte. Er trat von der Partei seines bisherigen Gönners ab und erklärte sich gegen denselben, was nie geschehen sein würde wenn er unter seinem Panier bessere Aussichten gehabt hätte. Indessen suchte er damals noch, so gut es sich thun ließ, die Anhänger des russischen Systems nicht gegen sich zu erbittern, damit ihm, wenn die Patrioten mit ihren Entwürfen scheiterten, eine Thür zur Rückkehr offen bliebe. Deshalb sprach er nie öffentlich hart und beleidigend von Rußland, aber daß es heimlich geschehen sei beweisen die Reden seiner Schüler und Anhänger.

Während des Constitutionsreichstages ging die Kronunterkanzlerstelle auf, die diesmal, nach der eingeführten Ordnung, mit einem Geistlichen besetzt werden mußte. Kollontaj, als bloßer Referendar, wurde einem Bischof vorgezogen und erhielt diese Würde. Da bei Vergebung der aufgegangenen Bisthümer besondere Rücksicht auf die Kanzler vom geistlichen Stande genommen wird, so konnte ihm ein solches nicht entgehen und er sah nun die baldige Erreichung seines Zieles vor sich. Seine Thätigkeit für die patriotische Partei wuchs dadurch, seine Grundsätze wurden bekannter und stürmischer, er schonte Rußland weniger und versperrte sich dadurch auf immer den Weg zu einer Aussöhnung. Von dem Augenblicke an war sein Schicksal an das Schicksal der Patrioten gebunden und er dürfte deshalb einer der letzten sein, die ihre Versuche sich von Rußland unabhängig zu machen aufgeben werden." Er wurde in der That einer der hartnäckigsten Gegner Rußlands und vielleicht der beste Kopf und der interessanteste Politiker des damaligen Polen. Obzwar er stets mit Ignaz Potocki ging, waren beide doch sehr verschiedene Naturen. Bei gleichem Ehrgeiz wurden sie doch von wesentlich verschiedenen Motiven in ihrem politischen Streben getrieben. Potocki war ein Ritter des Vaterlandes, sein Ehrgeiz wurde geadelt durch den Schwung allgemeiner patriotischer Gesichtspunkte, durch ganze Hingabe an große Ziele. Kollontaj verfolgte dieselben Ziele aus eignen Zwecken, ihm diente die Politik zur Erreichung persönlicher Vortheile, er baute seine Prinzipien auf dem Grund eigennützig berechnenden Verstandes nnd konnte ihnen und seinen Freunden deshalb untreu werden sobald sein Vortheil ihn zu sehr dahin drängte. Dennoch scheint jener Schriftsteller, dem wir obige Zeichnung dieses Mannes entnehmen, ihm Unrecht zu thun wenn er ihm jede wahre Ueberzeugung, jede sachliche Gesinnung abspricht.

Auch Kollontaj hatte seinen politischen Glauben. Mit großem Scharfblick erfaßte er die Strömung der Zeit, machte er sich zum Verfechter der aufgehenden Ideen der französischen Revolution, freilich nicht im Sinne der Gironde, sondern in dem des Convents: es lag nicht an ihm wenn er in den Wirren von 1794 nicht zum Terrorismus der Dictatur gelangte. Aber er glaubte an die Kraft der Demokratie. Er wußte seine Ziele energisch, rücksichtslos, zugleich jedoch mit Besonnenheit zu verfolgen und die blinden Eiferer durch kalten Verstand zu beherrschen. Er war vielleicht der einzige hervorragende Pole, auf den die Vorwürfe paßten, die die Nachbarmächte gegen ganz Polen heuchlerisch zu schleudern sich befliſſen, er ward vielleicht allein berechtigter Weise schon von seinen Landsleuten ein Jacobiner genannt. Seine Macht war um so größer als er neben dem Adel auch das Bürgerthum in sein Kielwasser mit sich riß und so eine ergebene Schaar anführte, die damals willenlos ihm folgte und nach ihrem Führer von den Zeitgenossen den Namen Hugonoten erhielt. „Sein Charakter und die Natur seiner Vaterlandsliebe spiegeln sich in diesen Angaben deutlich genug. Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, daß er seine Dienstleistungen bezahlt nahm, wo möglich von zwei oder drei Parteien auf einmal, ganz so wie ich oben von den polnischen Richtern nebst Anhang erzählt habe. — Die polnischen Städte hatte er besonders in seinen Schutz genommen und das für sie vortheilhaft sein sollende Gesetz am Reichstag durchgetrieben. Diese Städte wissen aber auch was ihnen die Grundsätze der Menschlichkeit baar kosten, vermöge deren sie in einen besseren Zustand versetzt sein sollten. Die Anhänger Kollontaj's entschuldigten seine Käuflichkeit damit, daß er wenig Einkünfte habe (nur 22,000 poln. Gulden) und doch seiner Würde gemäß leben müsse."

Auch hier taucht unser Schilderer seinen Pinsel in etwas zu dunkele Farben, vielleicht verleitet durch böse Erfahrungen, die er in einer politischen Mission von Seiten der sogenannten „Bürgerlichen Union" Kurlands in Warschau und speciell in seinen Hoffnungen auf die Hülfe Kollontaj's machte. Freilich Kollontaj nahm den kostbaren Ring, der ihm im Namen der bürgerlichen Union zur Unterstützung ihrer Beschwerden gegen den kurländischen Adel von unserem Schriftsteller überreicht ward, an, und die Union verlor dennoch ihre Sache. Freilich: Als Rector der Krakauer Akademie leitete Kollontaj einen ansehnlichen Theil der der Akademie gehörigen Fonds in seine Tasche. Nichtsdestoweniger beherrschte ihn die Liebe zum Golde, beherrschte ihn die nackte Eigensucht nicht so sehr, daß er den idealeren Principien, die er verkündete, nicht wahrhaft gedient hätte, und wäre das Gold, der Eigennutz, sein einziger Götze gewesen, so hätte es dem Dictator von 1794 nicht schwer fallen können, mit vollerem Beutel sein Vaterland zu verlassen, als er es that.

Kollontaj gehört zu den bedeutendsten polnischen politischen Schriftstellern jener Zeit. Unter den Schriften, die er zur Beförderung der Revolution herausgab, wurde die „gegen die Wahlreiche" viel bewundert. Sein Scharfsinn wird durch die „Briefe an den Marschall des künftigen Reichstages" gekennzeichnet, wohl die bedeutendste der damals erschienenen Schriften, und mehr noch durch die Constitution vom 3. Mai selbst, eine Verwirklichung der in jenen Briefen enthaltenen Gedanken und eine Schöpfung vorwiegend seines Geistes. Eine spätere Schrift über die Constitution sowie eine frühere „über den Stand der Bildung in Polen" sind der Ausdruck eines energischen Parteimannes und eines feinen Geistes. — Im Uebrigen „besaß er die Gabe der Beredsamkeit in einem hohen Grade" sprach selten für einen Entwurf, der nicht wäre durchgesetzt worden.

Sein Aeußeres war nicht unvortheilhaft. Er hatte ein etwas volles, aber doch männliches Gesicht, dessen Züge viel Geschmeidigkeit verriethen. Ein großes schwarzes Auge funkelte von Geist und verrieth weniger die Schlauigkeit eines ausgelernten Geschäftmannes aus dem Priesterstande, der er war, als die Unerschrockenheit und Festigkeit eines biederen Ministers aus dem Soldatenstande, der er nicht war. Sein Körper schien stark und nervigt, wenn man ihn nur bis zur Hüfte sah, aber der Rest war durch ein wüthendes, frühes Podagra so untergraben, daß er sich nur mit Mühe aufrecht erhielt und nur mit der größten Beschwerlichkeit an einem Stocke sich vorwärts bewegen konnte.

Nächst diesen drei Männern zeichnete sich unter den Führern der patriotischen Partei, die die ersten Geister des Landes in sich vereinigte, der Fürst Kasimir Nestor Sapieha aus.

Der Reichtagsmarschall von Litthauen war „ein junger Mann von vorzüglichen natürlichen Anlagen, aber von großer Sinnlichkeit, deren Lockungen er sich an der Tafel, beim Glase, in der Galanterie und hinter den Vorhängen mit Unmäßigkeit überließ. Er hatte alle Fehler und Vorzüge brennener Gemüther: Leichtsinn und Begeisterung, Stärke und Abspannung der Seele, Gutmüthigkeit und wilde Anwandlungen von Haß, übereilte Thätigkeit und Trägheit wechselten bei ihm mit großer Schnelligkeit ab. Seine Talente wandte er nicht nach Grundsätzen, sondern nach den Stößen an, die er abwechselnd von seiner Eigenliebe, Einbildungskraft und Lebhaftigkeit, oder von den Vorstellungen, Bitten und Rathschlägen Anderer, die er schätzte, erhielt. Es war ihm ganz gewöhnlich, eine Nacht zu durchschwärmen und den andern Morgen eine Rede von großer Wirkung am Reichstag zu halten. Er bedurfte dazu nur eines Blättchens Papier, auf welchem er die Hauptpunkte derselben verzeichnete. Die Worte, die dieses Gerippe beseelten, strömten ihm von selbst zu. Im geselligen Leben floß er, solange der Wein sich seiner nicht ganz bemächtigt hatte, von Witz und Geist über.

Man sieht, daß er unter diesen Umständen ein sehr brauchbarer Mann für die Patrioten war. Außer dem Einfluß, den er durch seine Würde als Reichstagsmarschall, durch seine Stelle als General der Artillerie, durch seine Geburt, durch sein Vermögen (das freilich sehr zerrüttet war, aber durch Schuldscheine vertreten wurde), durch die Liebe und das Vertrauen, das er unter den Litthauern besaß, nutzten sie an ihm noch den liebenswürdigen Gesellschafter, den witzigen Kopf und den galanten Mann, um ihren Grundsätzen bei dem Publikum mehr Umlauf und Eingang zu verschaffen. Wichtige Dinge aber waren sie vorsichtig genug ihm zu verbergen, damit sie ihm nicht etwa, wenn er sich in irgend einem Zustande der Zerstreuung befände, entwischten. So erfuhr er von der Durchsetzung der Constitution nicht eher etwas als am dritten Mai, wo sie wirklich durchgesetzt wurde." Andere hielten seinen Anschluß an die Patrioten nicht für völlig entschieden; sie glaubten ihn mit Recht oder Unrecht von einer unsicheren Neigung zu der russischen Partei hin beseelt und meinten, erst die vollendete Thatsache der Constitution habe Sapieha's zweifelhafte Stellung zu Gunsten der patriotischen Partei entschieden. —

Sapieha war von mittlerer Figur, die er in Gang und Stellung vernachlässigte. Sein Gesicht hatte nicht unangenehme Züge, aber es verrieth durch eine gewisse schlaffe Gedunsenheit die Natur seiner sinnlichen Genüsse. Er trug sich polnisch. —

An Sapieha und jene drei klar blickenden, charaktervollen und fast aus dem polnischen Typus heraustretenden Köpfe schloß sich eine Reihe von den verschiedensten Leuten zweiter Auslese an. Da war Stanislaus Potocki, Bruder des Ignaz, ein begabter Redner, dann die Brüder Johann und Severin Potocki, von denen der erstere als Gelehrter von Gewicht war, dann eine ganze Schaar junger Feuerköpfe, Schreier auf dem Reichstage, die sich hier zuerst zusammengefunden hatten. Soltyk, der Neffe jenes von Repnin vor der ersten Theilung in russische Gefangenschaft abgeführten Bischofs von Krakau und der Erbe seines ungestümen, stolzen Patriotismus, von unbezähmter Leidenschaft in seinem Hasse gegen Rußland, mit Gut und Leben für seine Sache eintretend. Julian Niemcewicz, der Dichter, der livländische Landbote Weißenhof, ferner Mostowski, Matuszewicz waren ganz junge Männer von Redegabe und gewandter Feder; ebenso die Brüder Czacki, Wibicki, Zabiello. Diesen gesellten sich Adam Czartoryski, Joseph Poniatowski, später Wielohorski, Kosciuszko, und bildeten einen Kreis, der Alles umschloß, was Polen damals an besten, strebendsten befähigtsten Männern gezeitigt hatte.

Der einzige Mann von vorgerücktem Alter und an Bedeutung in erster Linie stehend war in diesem Bunde junger Stürmer und Dränger der 60jährige Reichstagsmarschall der Krone Polen, Graf Stanislaus

Malachowski. Durch seinen Reichthum in unabhängiger Stellung stehend, durch seine reine patriotische Gesinnung und seine in diesem Pfuhl der Käuflichkeit hervorragende Uneigennützigkeit einer hohen Achtung genießend vermochte er für die Würde der Partei ein schweres Gewicht in die Wagschale der öffentlichen Meinung zu werfen, das eben mehr in der makellosen Moralität seiner Person als in großen Gaben des Geistes lag. Wer immer die Geschichte jener Zeit forschend durchwandert hat, wird sich erinnern, wie die Empfindung, angeekelt von den immer wiederkehrenden Tümpeln des sittlichen Unraths, in dem man watet, bei der Begegnung mit diesem Charakter wie auf einer Oase behaglich aufathmete und gern sich erholte in der Betrachtung eines Malachowski, gleichwie sie sich später an dem Bilde eines Kosciuszko erfrischte. Was der russische Gesandte Stackelberg beim Tode August Czartoryski's von diesem gesagt hatte, das sprach auch Joseph Poniatowski aus als Malachowski im Jahre 1809 gestorben war: „Nach ihm giebt es kaum einen Polen mehr, vor dem man den Hut ziehen kann".

Den Patrioten standen Felix Potocki und Branicki mit ihren Genossen gegenüber. Erstere haben wir schon kennen gelernt. Mit ihnen gingen der Kanzler Malachowski, die beiden Kossakowski, der Bischof Massalski und auch Joachim Chreptowicz, ein früherer Vertrauter des Königs. Er hatte diesem in seinen reformatorischen Arbeiten bei Errichtung der Schulen wesentliche Dienste geleistet und gehörte zu den Männern der älteren Zeit. Sein ungewöhnlich großer Kopf, die weit gewölbte Stirn verriethen bedeutende Gaben, die jedoch durch die Schwäche des Charakters verdunkelt wurden. Er war ein guter Gesellschafter, ein unerschöpflicher Quell des Humors und heiterer Anekdoten, gelegentlich auch ein tüchtiger Arbeiter, und er stand wie die meisten seiner Parteigenossen in russischem Solde. Die Furcht vor Katharina hielt auch die Geschwister des Königs und unter ihnen als bedeutendsten den Primas Poniatowski gefangen.

Eine eigene Stellung nahm wie schon vor dem Reichstage so auch während desselben Karl Radziwill ein, dessen wir auch schon erwähnt haben. Sein Stolz ließ ihn sich auch hier keiner Partei dauernd anschließen, denn er forderte stets die erste Stelle und konnte seinen Gaben nach sie doch nicht ausfüllen. Allmächtig zu Hause, im Großfürstenthum Litthauen, ertrug er in der Partei keinen Nebenbuhler und hielt sich daher auf dem langen Reichstage zurück in der Politik, fröhnte dafür aber, sobald er auf kurze Zeit in Warschau erschien, um so mehr seiner Eitelkeit durch den unübertroffenen Glanz seines geselligen Lebens.

Das öffentliche Leben im heutigen Sinne war dazumal in Warschau gering.

Vor Beginn des Reichstages gab es nur eine polnische Zeitung. Jetzt hatten die Patrioten ein Organ sich geschaffen durch Herausgabe der „Zeitung für In- und Ausland", auch „Nationalzeitung" genannt, an der Mostowski, Weißenhof, Niemcewicz arbeiteten. Außerdem erschien das „Journal hebdomadaire de la diète", eine Chronik des Reichstages, unter der Redaction eines Franzosen Le-Jay; später noch die „Gazette de Varsovie". — Neben der Journalistik entwickelte sich im Laufe der Zeit vor und während des Reichstages eine bedeutende moderne Flugliteratur, die der Politik der Parteien diente, vertreten durch Staszic, Kollontaj, Wibicki, Czacki u. A.

Das Theater hatte eben erst begonnen sich als öffentliche Anstalt Eingang zu verschaffen. Mit der natürlichen Begabung der Polen für Schauspiel und Musik verband sich nothwendig auch die Neigung zur Ausübung dieser Talente, und es giebt vielleicht kein Gebiet der Kunst, auf welchem die Polen so ausgezeichnet wären, als auf der Bühne und in der ausübenden Musik. Daher ward in den vornehmen Häusern stets die Komödie von Dilettanten gepflegt, daher hielten fast alle Magnaten seit lange und bis in unsere Zeit herab auf ihren Höfen Hauskapellen. Und diese privaten Kunsttempel erreichten oft eine Ausbildung von mehr als dilettantischer Höhe. Die Fürstin Sapieha hatte um das Jahr 1780 eine Privatbühne in ihrem Palast in der Neustadt zu Warschau hergerichtet, die sich in Lustspielen, Operetten, ja Trauerspielen hervorthat und auf der man neben den Töchtern des Hauses und andern jungen Schönheiten Männer von späterer Berühmtheit, wie Wielohorski, Wojna auftreten sah. Schon früher war es allgemein Sitte, mit kleinen französischen oder italienischen Stücken sich die Abende zu erheitern, oft auf einer festen Hausbühne und mit dem Gepräge der Vollkommenheit in Scenerie und Spiel. Aber erst seit 1775 wurde in Warschau das öffentliche Schauspiel heimisch, und zwar im oberen Stocke des Palastes Radziwill, der dazu hergerichtet worden war. Hier kamen französische Stücke, Molière's neue Dramen, dann auch italienische, deutsche, polnische Sachen zur Aufführung und Adam Czartoryski stellte sich thätig an die Spitze dieser Gesellschaft.

Später noch unternahm ein früherer Kammerdiener des Königs, Ryx, unter freigebiger Begünstigung des kunstliebenden Herrschers, die Umwandlung der alten Reitschule am sächsischen Garten zu einem Schauspielhause, in welchem dann eine feste Truppe sich dauernd niederließ. Dieses Theater kam während des Reichstages zu besonderen Ehren, als polnische Dichter anfingen, statt der alten Nachäffungen fremdländischer Bühnendichtungen nationale Stücke zu schreiben, als die „Heimkehr des Landboten" eine ungeahnte Wirkung auf die Politik ausgeübt hatte. Alsbald zeigten

sich bedeutende einheimische Talente, die den herbeigeströmten französischen Mittelmäßigkeiten erfolgreich den Rang streitig machten und die Warschauer Bühne zu einer wirklichen Kunstbühne erhoben. So vor Allem der begabte Boguslawski, zugleich Schauspieler und Dramatiker, ferner die Schauspieler Witkowski, Owsinski, der bedeutende Swieschawski, die Truskolawska u. A. — Adam Czartoryski nahm sich mit Eifer und feinem Verständniß der Sache an: er übersetzte fremde Dramen, er schrieb selbst welche, er leitete die Proben, nahm die Schauspieler zu sich nach Hause und übte mit ihnen die Rollen. Der Autor jenes oben genannten Stückes, Julian Niemcewicz, erlebte hier drei Jahre später einen ähnlichen Triumph als seine Operette „die Krakauer" den Anstoß zum Aufstande von 1794 gab. Neben Nimcewicz tauchten Dramatiker wie Bohomolec, Krasicki, Wibicki, Drosdowski, Felinski, Zablocki auf, deren Stücke französischen Mustern nachgebildet waren, aber von der Begeisterung für die Sache des Vaterlandes getragen wurden.

So ward das Theater zum Sammelpunkt der vornehmen Welt während des Reichstages. „In der That, man konnte, wenn bei feierlichen Gelegenheiten politisch bedeutende Schauspiele gegeben wurden, nichts reizvolleres sehen als die erste und zweite Reihe der Logen im Theater. Es geschah dem Könige und seinen Freunden zu Gefallen wenn man recht zahlreich erschien; dem Tage zu gefallen wenn man recht prächtig, und seinen Reizen und seinen Liebhabern zu gefallen wenn man recht geschmackvoll und verführerisch erschien. Ich spreche, wie man sieht, von den Weibern; von Weibern, die an sich zu den schönsten, üppigsten und geschmackvollsten in der Welt gehören und die an solchen Abenden, von tausend Wachskerzen angeflammt, dreifach blendeten und bezauberten. Die Geschäftigkeit der Männer, die in ihrem glänzendsten Anzuge, in silberstarrenden Kurtken, (wir befinden uns im Jahre 1791), oder mit goldschweren Pässen, oder mit brillantenen Degengefäßen und Schnallen, mehr wie betäubt und trunken, als frei und heiter von Loge zu Loge trippelten und sich tiefer bückten und noch lauter und wortreicher waren, als sonst: diese Erscheinung zeigte, daß die Feen in den Logen mit ihrem Einfluß auf das Parterre zufrieden sein konnten und daß ihr Zweck erreicht war wenn sie sich, und nicht das Schauspiel und die Schauspieler zur Hauptsache in dem von Menschen starrenden Hause machen wollten. Kam dann eine politisch anwendbare Stelle im Stücke vor und eine dieser Zauberinnen streckte ein paar runde Hände über den Rand der Loge heraus und schlug sie sanft patschend zusammen: so war die patriotische Trunkenheit, die durch jene Stelle erweckt wurde, vollends allgemein und stürmend, und tausend Hände fuhren wild und hohl zusammen, während eben so viele

Stimmen „bravo“ und „fora“ mehr brüllten als riefen. Es gab ein Geräuſch, das ſich nur derjenige denken kann, der die älteren Franzoſen eine ſchmeichelhafte Stelle für ihren König, und die neueren die erſte republikaniſche Tirade hat beraſen hören“.

Während des Reichstages hörte Warſchau zum erſten male ſeit den Zeiten Wladislaw's IV. wieder italieniſche Opernmuſik. Die Kunſtliebe des Königs zog gute Opernkräfte herbei, berühmte Sängerinnen traten auf, zu den beliebteſten Opern gehörten Salieri's „Aſſur“ und „Tarrare“.

Auch das Ballet lebte wieder auf nachdem es gleichfalls ſeit Wladislaus von der polniſchen Bühne verſchwunden war. Und kaum eine Kunſt ſchmiegte ſich ſo natürlich als dieſe dem polniſchen Naturell an. Die Anfänge dazu legte der Unterſchatzmeiſter von Litthauen Tiefenhauſen in einer Truppe, die er durch einen franzöſiſchen Balletmeiſter Le Doux aus ſeinen Leibeigenen hatte bilden laſſen und dann dem Könige zum Geſchenk machte. Dieſer ſchenkte der Truppe die Freiheit, vergrößerte ſie und ſchuf aus ihr ein Ballet, in dem die bekannteſten Tanzkünſtler Europa's, eine Vestris, eine Pie dem Enthuſiasmus der tanzgewandten polniſchen Welt Genüge thaten.

Auch eine Hetze gab es in Warſchau, wo Bär und Wolf im Kampf mit Stier und Menſch ſich vor einem zahlreichen Publikum aus der niederen Volksſchicht öffentlich zeigten, ein Vergnügen, das von Kennern nicht ſonderlich gelobt ward gegenüber den Erfolgen, die die Collegen von der Hetzarena zu Wien und anderwärts zu erringen wußten. Außer dieſen öffentlichen Vergnügungen boten dem Hange der Polen zu galanten Intriguen die Maskenbälle eine weite Arena. In denſelben Räumen des Radziwill'ſchen Palaſtes, die früher das Theater beherbergt hatten, verſammelten ſich während des Reichstags bunte Schaaren zu großen Redouten, den Sammelplätzen der zahlreichen Halbwelt der Stadt, deren pikante Geheimniſſe indeſſen auch von den neugierigen Ohren der Schönheiten der Paläſte in ſicherer Maskenhülle belauſcht wurden. Solchen Redouten öffneten ſich auch die Thore des Palaſtes Sulkowski in der Neuſtadt. Unter den freieren Bewegungen des Maskenrechtes, unter dem Anreiz des Spiels, das hier ſich in großem Maaßſtabe eingeniſtet hatte, unter den Stachelungen der Eiferſucht, unter dem Schleier der Verborgenheit, der dieſe ganze hin und her flatternde Menge, — denn es ward hier nicht getanzt — einhüllte, ſtießen die Leidenſchaften offener und jäher als anderwärts aufeinander, hier waren die Hauptheerde der zahlloſen Zweikämpfe, die zum Geſchmack, zur gewöhnlichen Würze der Geſellſchaft gehörten und draußen vor dem Thore der Stadt ausgefochten wurden.

Im Uebrigen hielt sich das Leben zu Warschau in den Grenzen des privaten Verkehrs, aus dem auch die höchstgehenden Wogen der Politik das Getriebe sorgloser Lust und ränkevoller Leidenschaft nie ganz verbannen konnten.

Dieser Staat, der sich selbst eine Republik nannte, hatte doch nie seine Bürger für öffentliches Leben erziehen können, denn er war selbst nie von der Idee des gemeinen Wesens getragen. Wie der Magnat, der Politiker von Geburt, sich nie über den Standpunkt der Familienpolitik, des Parteiinteresses erhob, wie der König auf Grund der Pacta conventa nur die Stellung eines primus inter pares einnahm, so trugen alle Gebilde des staatlichen Lebens einen privaten Charakter an sich, so war die Politik nur eine Summe politischer Atome, die sich ein jedes um den Mittelpunkt einer Person drehten, ohne festen innern Zusammenhang mit dem Staatsganzen. In gleicher Weise war auch das sociale Leben nicht überwölbt von der zusammenfassenden Kuppel einer Oeffentlichkeit, die ihre Grundgesetze rückwirkend den Schichten des Volks vorschrieb, auf denen sie ruhte. Diese sociale Masse, die sich in Warschau während des Reichstages umherwälzte, war nicht durchleuchtet von staatlichem Bewußtsein, von Ideen, die zu Ueberzeugungen sich gefestet hatten, es fehlte ihr der harte Knochenbau auf das Allgemeine gehender Grundsätze. Wo ein Mann seiner Meinung Anhang verschaffte, da war es doch nicht diese Meinung, die Gedanken, denen man Beifall zollte, sondern man jauchzte dem Manne zu, der sie aussprach, man brachte öffentliche Huldigung dar der Person, die sich diesen Schmuck um die prahlenden Schultern geworfen hatte, man war bereit, im nächsten Augenblick derselben Person zuzujubeln, auch wenn sie eine entgegengesetzte Meinung zu vertreten für passend fand.

Diese wirbellosen Formen zeigte die Gesellschaft überall. Sie hatte keinen Charakter, denn Sitte, Convenienz, Liebhabereien konnten von Jedem über Nacht umgeworfen werden, der es verstand ihr zu imponiren. Nicht blos die Normen der Aeußerlichkeit, der Etiquette, des Auslandes wechselten mit jedem Winde, sondern auch die Richtung des ästhetischen Geschmackes, der geistigen Bedürfnisse schwankte in einem Grade, der selbst in solchen ihrer Natur nach und erfahrungsmäßig überall charakterschwachen Kreisen der sogenannten großen Welt überraschen mußte.

Zehntausende aus dem polnischen Adel mit ihren Schaaren von Bedienten, tausende Fremder aus Deutschland, Frankreich, Italien waren plötzlich an einem Orte zusammengeströmt, und Alle stachelte unaufhörlich der Trieb nach Vergnügen. Ein einziges ungeheures Carnevalsfest sog Alles aus dem Lande auf, was an Menschen, was an Mitteln des Glanzes, der Freude Polen in sich barg und drehte diese bunte Masse täglich in

immer neuen Zusammensetzungen umher, sinnverwirrend, kein Maaß kennend, jeder Schranke spottend. Es schien ein ununterbrochener Fasching zu sein, in dem Warschau dahintaumelte. Und unter diesem Geflimmer äußerer Pracht, diesem wüsten Lärm eitler Massen sollte das Vaterland aus seinem Elend wieder aufgerichtet werden, dieses war die Werkstatt der Männer, welche das Reich in seinem raschen Sturz zum Abgrunde hin aufhalten sollten. Es fehlte freilich in all diesem kindisch tollen Schwindel weder an Talenten noch an Geist, weder an Erkenntniß noch an Plänen: aber es fehlte an Selbstverleugnung, an ernster Hingabe, an persönlichem Charakter, und man darf erstaunen, daß aus dieser Hexenküche noch ein Werk wie die Verfassung vom 3. Mai hervorgehen konnte.

Die reichen Magnaten öffneten ihre Paläste der freigebigsten Gastlichkeit. Neben den geselligen Vergnügen galt es der Partei Freunde zu werben, die Gegner durch äußeren Glanz in Schatten zu stellen.

Der Marschall Malachowski bot Dienstags Jedermann freien Eintritt in seinen Palast in der Königsstraße. Uneingeladen durfte Jeder erscheinen, der ein anständiges Kleid trug, Musik und Tanz unterhielt die Anwesenden. Die dem Hausherrn minder bekannten verließen die Gesellschaft vor dem Abendmahle, an dem nur die Bekannten theilnahmen. Kasimir Sapieha gab wöchentlich einen Ball und ein Mahl in seinem Palast in der Straße Krocżym. Zu den besuchtesten „Assemblées gehörten die der Hetmannin Oginska. Ihr Haus war ebenfalls für alle Welt offen. „Von Mittag fast bis zu später Abendstunde strömten die Gäste dort ein; die ziemlich bejahrte Wirthin achtete wenig auf ihre Auswahl. Mehr als einen jungen Schmarotzer konnte man dort erblicken, der sich darauf zu Gute that, daß er ohne die Hausfrau zu kennen ihre ausgesuchten Mittags- und Abendmahle verzehren half“.... „Aber in keinem Hause fand man eine so angenehme, so liebenswürdige Gastlichkeit, als in dem der Kastellanin Landskron und ihrer Schwester Granowska. Beide verwittwet machten gemeinschaftlich Haus, überall in der Residenz bekannt unter dem Namen „Pani“.

In der Masauer Straße war der unscheinbare hölzerne Palast Krasinski ein Heerd altpolnischer Gastfreundschaft. In polnischer Kleidung, mit polnischer Küche und polnischer Unterhaltung erfreute der alte und angesehene Hausherr hier in patriarchalischer Weise die weniger geräuschlustigen Kreise. Die Fürstin von Nassau-Siegen bezauberte in ihrem Hôtel durch die Vornehmheit ihres Wesens und den nie versiegenden Quell ihrer Anekdoten, Einfälle und leichten Gespräche. Ihr Haus war eine italienische Villa im reinsten Geschmack, hier konnte man jede Person von Bedeutung an gewissen Tagen der Woche treffen. Die Fürstin huldigte besonders der damals verbreiteten Liebhaberei einer Dilettantenbühne und

hatte in ihrem Hause eine solche mit allem Comfort hergerichtet. Hier zeichneten sich als Schauspielerinnen aus die Fürstin Sewerin Potocka, die Gräfin Thszkiewicz, Schwester des Fürsten Joseph Poniatowski, vor Allen aber die schöne Julia Potocka aus dem Hause Lubomirski. Auf dieser Privatbühne gelangte auch zuerst ein Stück zur Aufführung, das in Paris das Placet der Obrigkeit nicht hatte erhalten können: Beaumarchais sandte sein Manuscript der Fürstin und diese erfreute ihre Gäste durch das neue Lustspiel „die Hochzeit des Figaro".

Neben der Fürstin von Nassau stachen an fremden Persönlichkeiten von Bedeutung der junge Prinz von Würtemberg hervor, ebenso die Fürstin und der Fürst von Ligne, der sich bei den Anhängern Altpolens einzuschmeicheln suchte indem er mit ihnen lateinisch sprach, und der Alt und Jung durch seinen Witz ergötzte. Zeitweilig entfaltete auch die kluge und schöne Herzogin Dorothea von Kurland hier ihren Glanz, viel umworben, am meisten von dem Könige selbst. Sie hatte ihren Zauber spielen lassen um ihn zu fesseln weil sie seiner Hülfe daheim in Kurland bedurfte, und es glückte ihr rasch. „Le roi en rafolla" und die Herzogin beherrschte eine Weile lang unbestritten die Warschauer Welt und den König, der ihr auch später immer sehr zugethan blieb. Mit diesen Häusern wetteiferten die ausländischen Gesandten, vor Allem der von Rußland, durch blendende Pracht, und widerwillig mußten auch sparsamere Höfe wie der preußische den Beutel aufthun um den Anforderungen zu genügen, welche die ihnen ergebenen Parteien in Warschau an sie in dieser Beziehung stellten.

In der polnischen vornehmen Welt stand neben dem Hause Landskron in gleich hohem Ansehen die Fürstin Sanguszko. Ihr Geschlecht, ihre Tugend, ihr hohes Alter, ihre freundliche und ehrfurchtgebietende Umgangsform machten sie zum Gegenstande einer allgemeinen Verehrung, die ihr den Namen einer „Dekanin der Damen" gab. Ihre Nachsicht im Urtheil, ihre Anmuth und Bildung lockten die vornehmsten Geister Abends in ihre mit alten, seltenen Kunstwerken geschmückten Säle, um dort den Klängen der besten Kapelle der Stadt zu lauschen. Dann folgte der übliche Tanz.

Die Liebhaber musikalischer Genüsse sammelten sich auch gern bei der Fürstin Radziwill. Die noch immer fesselnde Mutter sowohl, als die beiden reizvollen Töchter und die Söhne sangen und spielten Instrumente, auch größere musikalische Compositionen kamen zur Aufführung. — Rauschende Fröhlichkeit, verschwenderischer Genuß herrschte in dem Palast der alten Fürstin Sapieha in der Neustadt. Der Primas, Bruder des Königs, sah Freitags bei sich eine „Cosetta", zu der sich das feine Publikum sehr voll-

ständig versammelte. Der Fürst Massalski, Bischof von Wilna, sah eine zahlreiche Schaar von Schlemmern an seiner üppigen Tafel.

Ein für Jedermann offenes Haus war Sonntags dasjenige der Schwester des Königs, Wittwe des Kastellans von Krakau Branicki. Man nannte sie nur „Madame de Cracovie" und drängte sich in ihre Säle weil dort der König stets zu sehen war. Nach einem reichen Mittagsmahl begann der Tanz. Um 8 Uhr Abends entfernte sich die Gesellschaft. Der Tod der „Pani Krakowska" riß gegen das Ende des Reichstages eine merkliche Lücke in den geselligen Verkehr.

Der König gab hin und wieder ein Essen, zu dem die Diplomaten und Minister, viele Landboten eingeladen wurden. Des Sommers belebte sich seine Villa Lazienki öfter von Gästen, die sich zum Frühstück im Garten einfanden, dann tanzten, hierauf zur Mittagstafel sich sammelten, wonach der Tanz erneuert ward. Uebrigens war der König selbst stets maaßvoll auch in diesen Vergnügungen, niemals ließ er sich zu Schwelgereien hinreißen, nie vergaß er die Würde seiner Person. Er tanzte gut, mit vollendetem Anstand schritt er in der Polonaise einher, ohne jemals die vortheilhafteste Darstellung seiner Person aus dem Auge zu lassen.

Keiner aber der stolzen und prachtliebenden Magnaten konnte mit dem Stolz und der Pracht des Wojewoden von Litthauen wetteifern. Ein unermeßlicher Reichthum verband sich dem uralten Gewicht eines Namens, der Karl Radziwill mit Verachtung auf den plebejischen Emporkömmling herabblicken ließ, dessen Krone er einst als rechtmäßigen Schmuck des eigenen Hauptes in Anspruch genommen hatte. Von der Natur mit mittelmäßigen Geistesgaben ausgerüstet, von beschränktem Verstande, ohne Bildung, dankte er seine Stellung allein den Glücksgütern, in die ihn die Geburt hineingesetzt hatte. Maaßlos war seine Eigenliebe, fesſellos die Eigenmacht, mit der er seinen Launen den Zügel schießen ließ ohne Schonung auch hochgestellter Personen. Er wurde oft der Großfürst von Litthauen genannt und gefiel sich darin, diese Rolle zu spielen. Widerstandslos beherrschte er Litthauen, Jedermann war hier von ihm in irgend einer Weise abhängig und er zögerte nie, diese Abhängigkeit für sich auszubeuten. Zu Nieswiesch hielt er seinen Hof in orientalischer Pracht, stets umgeben von einem Hofstaat, der nach tausenden zählte, umdrängt von einem Troß liebedienerischer „Clienten", von einer bunten Schaar von Gästen, die alle seinen Launen fröhnten, seinen barocen Lügengeschichten ein heuchlerisch gläubiges Ohr liehen, seinen Gewaltstreichen und rohen Vergnügungen zujubelten. Von ästhetischem Sinn fand man hier keine Spur, prahlender Glanz neben harten, plumpen Sesseln, schreiende Farben in buntester Mischung neben rohem Holzwerk, angehäufte Schätze, die mehr durch ihre

Massenhaftigkeit als durch Kunst blendeten. Tausend goldene und silberne Kostbarkeiten waren hier ohne Ordnung zur Schau gestellt, allerlei Merkwürdigkeiten, wie z. B. das unter dem Könige Johann Kasimir bei Wien erbeutete Zelt des Großveziers, erzählten die Geschichte dieses in die graue Vorzeit reichenden Dynastengeschlechts. In dem Schatz von Nieswiesch bargen sich Tische aus gegossenem Silber, besonders aber die Statuen der 12 Apostel, jede 2 Fuß hoch, aus lauterem Golde gegossen.

Radziwill war ein Pole vom alten Schlage, ein Feind des verfeinerten Franzosenthums und der höfischen Neuerungen, nur wer im polnischen Kontusz bei ihm erschien, durfte auf guten Empfang hoffen. Er war aufrichtig der Sache des Vaterlandes zugethan, dem er zu verschiedenen Malen Millionen opferte, allein seine Eitelkeit verleitete ihn auch zu Schritten, deren für das Land verderbliche Folgen er nicht zu übersehen vermochte. Den Magnaten war er abhold weil sich die meisten von fremden Höfen besolden ließen und weil ihm der Geschmack Vieler nicht zusagte. Dafür war er ein Gönner der Szlachta, mit der er sich den altpolnischen Vergnügungen der Jagd, des Spiels, einer nicht feinen, aber vollen Tafel und eines nie ruhenden Bechers, hingab. Er war ein unermüdlicher Schlemmer, ein berühmter Trinker, verachtete mäßige Naturen wie den König als Schwächlinge, schätzte den Werth seiner Freunde gern nach der Weite ihres Schlundes. Im Umgang mit Frauen zeigte er achtungslose Rohheit, die nur zu gern derber Sinnlichkeit sich hingab. Wenn man die französische Partei damals Gallo-Polen nannte, so war er der entschiedenste Vertreter ihrer Gegner, der Sarmaten. Karl Radziwill war unter mittlerem Wuchse, ziemlich beleibt, und trug sich nie anders als im altpolnischen Geschmack, gewöhnlich in den Farben seines Hauses oder der Uniform seiner Wojewodschaft. Ein karmesinrother Leibrock, der Kontusch und die Aufschläge dunkelblau, goldene Knöpfe, einen ausgelegten Pallasch oder reich vergoldeten, mit Brillanten übersäten polnischen Säbel an der Seite, hinter dem Leibgurt Handschuhe von Elennleder, ein herabhängender Schnurrbart, der Kopf geschoren bis auf einen nußgroßen Haarbüschel auf dem Scheitel, darüber die karmesinrothe viereckige Mütze, die Hose und die ganze Kleidung weit und schlotternd, — das war die Tracht, die Karl Radziwill für die einzig eines Polen würdige hielt und von der Niemand in seiner „Assistenz" abgehen durfte. Ihr anpassend war die Dienerschaft, die nach hunderten zählte, und die Haustruppe, die zu Zeiten bis auf 10,000 Mann stieg, uniformirt.

In Warschau pflegte Radziwill zu gehen, denn er verachtete die modischen Wagen. Hinter ihm wälzte sich dann eine solche Menge seiner Assistenten her, daß die Straße fast gesperrt wurde und man Mühe hatte

sich durchzudrängen. Wann er zur Audienz aufs Schloß fuhr, oder zum Reichstage, so gelangte das eine Ende des Zuges schon vor die Reichstagsstube während das andere Ende noch im Hofe des radziwillschen Palastes war. Im Theater sah man ihn nie in einer Loge, sondern stets in dem Parterre, das kein Gestühl hatte, und welches er ganz für sich zu miethen pflegte. Auf dem Wege dahin forderte er jeden, der ihm begegnete, mochte er seinen Namen auch nie gehört haben, auf, ihn zu begleiten mit der ihm stereotypen Anrede: „Panie Kochanku, (geliebter Herr), ich bitte Sie ins Theater, kommen Sie gefälligst mit mir".

Die großartige Pracht, die er in seinem Palaste entfaltete, überstrahlte alles was andere Magnaten mit königlichen Vermögen zu leisten vermochten, vor dem orientalischen Luxus des „Panie Kochanku" verblaßten die elegantesten Schöpfungen des westeuropäischen Geschmacks. Der Palast Radziwill in der Krakauer Vorstadt übertraf alle andern an Größe und beherbergte früher in seinem obern Stock das Theater. Als erklärter Feind alles Fremdländischen hatte Radziwill auch in der Ausstattung der für seine Person bestimmten Wohnungen den westeuropäischen Geschmack fern gehalten: getünchte Wände, roh und schwer gearbeitetes Geräth, aber massiger Goldschmuck, edles Gestein umgaben ihn. Nur wo er nach außen glänzen wollte, konnte er den europäischen Luxus nicht umgehen. Jetzt, im Jahre 1789, hatte er seinen Palast verschwenderisch herrichten lassen, denn es galt die Feier des Jahrestages der Vereinigung Litthauens mit Polen zu begehen, und er wollte der Krone Polen ein Fest im Namen Litthauens geben.

Ungefähr 4000 Einladungen waren ergangen. Bei der Einfahrt in den weiten Hofraum schien der Palast in Flammen zu stehen von den zahllosen Leuchten; die Gallerien und Aufgänge waren mit rothem Tuch ausgeschlagen. Außer den Sälen des früheren Theaters war eine Flucht von Gemächern für die Gäste geöffnet, an jeder Thür von den Gallerien an standen je zwei Pajuken in den Farben der Radziwills. Drei ungeheure Säle waren in ein Gelaß vereinigt, in dem eine Tafel von solcher Länge stand, daß man von ihrem einen Ende aus die Gesichter am andern nicht erkennen konnte; vier anstoßende weite Säle waren gleichfalls von Tischen eingenommen, im fünften saß an einem runden, etwa 40 Ellen im Umfang haltenden Tische der König, neben ihm die regierende Herzogin von Kurland und im Kreise 22 Frauen aus den ersten Familien und der Verwandtschaft des Königs. In der Mitte dieses Tisches stand ein hoher Aufsatz aus Porzellan, die Eroberung von Gibraltar darstellend, eine der schönsten Arbeiten der sächsischen Fabrik zu Meissen; Messer und Gabeln, Teller, Schüsseln, auf denen gereicht ward,

alles war von Gold. In den drei Nebensälen, auf jenem endlosen Tische war das herrlichste Silbergeräth von augsburger Filigranarbeit aufgehäuft; daneben die eben so langen Kredenztische an den Wänden waren gleichfalls von Silbergeräth überfüllt: ungeheure Kübel für Flaschen, Trinkbecher, uralte Gefäße, deren Formen auf eine entfernte Vergangenheit wiesen und an die Zeiten Olgierd's mahnten, Reichbretter, Teller, Messer, Gabeln in mehreren hundert Dutzenden, Kandelaber und Leuchter aller Art u. s. f. Armleuchter und Leuchter aller Art standen und hingen überall und hielten sicher etwa 2000 Kerzen. Außer dem königlichen Saal war noch in dreien das Silbergeräth aufgehäuft in glänzender Beleuchtung; es ist schwer, diesen Glanz und Pracht zu beschreiben. — Sämmtliche Gemächer waren zu diesem Fest mit neuen Tapeten aus Sammet, goldenem Saum und Quasten geschmückt, das Zimmergeräth überall den Wänden angepaßt worden.

Getanzt ward in dem Raum des früheren Theaters, der König eröffnete den Ball mit der Herzogin von Kurland. In wohl 10 anstoßenZimmern standen Kartentische, an denen verschiedene Spiele gespielt wurden.

Als es zu Tische ging, bewegte sich die Menschenmenge aus den Tanzsälen in die Speiseräume. „Wir traten wie in einen bezauberten Ort ein, wer glücklich einen Sessel fand, der setzte sich, aber mehr als der dritte Theil der Gäste stärkte sich stehend an den Seitentischen .... man vermochte keinen Schritt sich zu bewegen ohne auf eine Schüssel und auf einen höflichen Litthauer zu stoßen, der zu ihr dringend einlud. Ich trat auch in den Saal, in dem der König speiste: der Imbiß begann mit Austern, die zu diesem Zweck auf einigen Wagen aus Hamburg hergebracht waren; einige hundert Schüsseln davon wurden geleert. Mit einigen jungen Bekannten setzten wir uns endlich, der Ueberfluß war maaßlos, kaum verschwand eine Schüssel, so tauchte eine andere auf, ich weiß nicht, wie viel hunderte von Flaschen Champagner ausgetrunken wurden, außerdem wurden allerlei alte Weine umhergetragen. .... Endlich ward der Nachtisch aufgetragen, in einem Augenblick verschwand alles Silber von den Tafeln und es folgten Geschirre für den Nachtisch, die in unzähliger Menge überall umhergestellt wurden. — Der Fürst Radziwill ging durch alle Säle, bei allen Gruppen umher, wo gegessen und getrunken ward, immer dieselbe Leier wiederholend: „Panie kochanku, Sie essen nicht, Sie trinken nicht! Sie sind ungnädig." Und einstimmig ward geantwortet: „Auf das Wohl des Fürsten!" und die Gläser wurden geleert.

Das Fest dauerte wohl drei Stunden. Die Bedienung war ungewöhnlich zahlreich und gut, sämmtlich in den Farben des Fürsten, die

Pajuken in gelb atlasnen Leibröcken, himmelblauen Oberröcken mit dicken Schnüren, gleichen maſſiven Leibgurten aus Slucker Arbeit, an der Seite den ausgelegten Pallaſch, Mütze und Handſchuhe von Elennleder hinter dem Leibgurt. Die Uebrigen, Haiduken, Pajuken und Lakaien in denſelben Farben, mit einem Saum von geſchorener Seide. Alles Silber und Geſchirr trug das Wappen der Radziwills."

Man ſchätzte die Koſten dieſes Feſtes auf über 2 Millionen poln. Gulden.

Neben den Magnaten ſuchten ſich in neuerer Zeit einige Banquiers hervorzuthun. Die Verſchwendung des Adels, die grade während des Reichstages zu ungeahnter Höhe hinaufgeſchraubte Einfuhr fremdländiſcher Luxuswaaren, endlich beſonders die Mißwirthſchaft der Großen auf ihren Gütern, die wir früher ſchilderten, warfen dieſe letzteren trotz ihrer Reichthümer doch fortwährend aus dem Ueberfluß in den Mangel an baarem Gelde, was zur Folge hatte, daß ſie häufig Anleihen machen mußten und dann ihrer ganzen Wirthſchaftsart entſprechend nie ſich um die Zinſen kümmerten, die ſie zahlen mußten. Alles dieſes ward zur reichen Quelle einiger Speculanten, die nach Einführung eines Wechſelrechts durch den Reichstag von 1775 begonnen hatten, trotz des Mangels eines Hypothekenweſens, auf die perſönliche Kenntniß der Vermögensverhältniſſe der Pane geſtützt, Wechſelgeſchäfte zu machen, und nun mit der zunehmenden Verſchwendung immer müheloſer ihre Taſchen aus den Geldklemmen der Magnaten füllten. So hatte das Haus Tepper eine glänzende Stellung erlangt, nächſt ihm blühten die Baquierhäuſer Blank, Kabrit, Prot Potocki. Aber der leichte Gewinn und die Eitelkeit verführten dieſe Geldmagnaten wie ſo oft, mit den Geburtmagnaten zu wetteifern. Sie erbauten ſich Paläſte, ihre Ställe füllten die edelſten Pferde, Tepper z. B. hielt deren 40, das Theuerſte war ihnen eben recht um ihre Säle zu ſchmücken, um ihren Geſchmack zur Schau zu ſtellen. Die Frauen ſpielten die Amazonen gleich den adligen Wagenlenkerinnen, nur ohne das Geſchick der letzteren, den Töchtern Tepper's mundete der Kaffee nur, wenn er auf Kohlen von Sandelholz gekocht war. Die feinſten Leckereien laſteten auf ihren Tafeln, die höchſtgeſtellten Schuldner halfen ſie genießen und behandelten die Hausherrn faſt wie ihresgleichen, auch den König ſah man zuweilen zu Mittag bei Blank, mit dem er die meiſten Geſchäfte hatte. Da hatte Tepper oder Kabrit denn natürlich nicht mehr die Zeit um ſeine Kaſſe, ſeine Geſchäfte ſich zu kümmern. Brauchte er Geld, ſo langte er in die Kaſſe, ſchüttete ſich die Taſchen voll Gold und ging ſeines Weges; im Uebrigen ließ er ſich Monate, ja Jahre lang in ſeinem Geſchäftslocal nicht blicken. Bald begannen die Geſchäftsführer, die dieſe

Kasse füllen sollten, zu finden, daß das Conto corrent des Principals elastisch genug sei, auch ihnen einen ihrer Stellung entsprechenden Griff in den Säckel zu gestatten. Sie machten ihre Geschäfte auf eigene Hand und lebten in Saus und Braus wie der Herr. So kam es, daß im Jahre 1793 das Haus Tepper, dann auch Kabrit stürzten und unzählige Familien in einen Bankerott mit hineinrissen, der allmählich einen ungeheuren Umfang annahm, ja von manchen auf 200 Millionen polnischer Gulden (über 30 Millionen Thaler) veranschlagt wurde. Nur Blank rettete sich aus dem allgemeinen Verderben, weil er immer arbeitsam und behutsam sein Geschäft geführt hatte. Potocki wurde trotz seiner Umsicht, Arbeitsamkeit, erfolgreichen Handelsunternehmungen auf dem schwarzen Meere, seinen Fabrikanlagen und großen Grundbesitz dennoch in dem Tepperschen Strudel mit verschlungen.

Vorläufig aber, während des langen Reichstages, trugen die Verschwendung und der Credit, den diese Geldpane auch im Auslande hatten, viel dazu bei, den Glanz Warschau's zu mehren. Außer den großen Häusern, die wir nannten, gab es noch viele zweiten Ranges, die in geringerer Ausdehnung, doch nicht minder offen waren für ab- und zuströmenden Besuch. Genuß war die allgegenwärtige Empfindung, deren Triebe alles Andere sich unterordnete, nnd man staunt über die Unmittelbarkeit, die zwanglose Naivetät, mit der diese Gesellschaft jenem obersten Gesetze ohne Bedenken folgte.

Der Adel bildete die Gesellschaft, es gab weder einen Hof, der die Gesetze der Etiquette machte, noch einen Bürgerstand, dessen Urtheil diese Gesellschaft zu scheuen hatte. So weit ihre Lust sie hintrug, so weit steckte sie die Grenzen ihres Anstandes, so groß war der Raum, in den sich zur Sitte geheiligt der frische Lebensgenuß sprudelnd ergoß. Eine heitere Sinnlichkeit athmete diese Masse, deren Duft naturwüchsig jedem Einzelnen entströmte, daß kühlere Reflexion nirgend eine Stelle fand, wo sie abseits der berauschenden Atmosphäre einen Augenblick sich besinnen und kritisch den Wirbel der Umgebung betrachten konnte. Niemandem fiel es ein, in diesem Gewühl seinen Nebenmann zu mustern, an sein Betragen einen kritisirenden Maaßstab zu legen, wie es so gewöhnlich ist in solcher Gesellschaft. Niemand störte den Andern durch Aufdrängen allgemeiner Pflichtgebote, noch ließ er sich durch solche in seinen Neigungen stören, Alles lebte nach der Weisheit „erlaubt ist was gefällt," keiner fragte grübelnd nach dem was sich zieme. Und es schien sich Alles zu ziemen für diesen fröhlichen Schwarm, der nie hinter sich noch um sich blickte, sondern mit stets lachendem Munde und graziösem Sprunge über Alles hinwegsetzte, was in diesem Menschenstrome eine andere als die allgemeine

Richtung einzuschlagen suchte oder was links oder rechts die Haltung verlor. Denn fiel einer zu Boden, so stand er flugs wieder aufrecht und Niemand fragte darnach, ob er Schaden genommen, ob ein Makel der Sittlichkeit an ihm haften geblieben war, er trat alsbald wieder in den Reigen ein und jeder Fehl war rasch vergessen.

Die Lockerheit des geschlechtlichen Umgangs, wie sie damals überall herrschte, trat hier in den Abbildern der pariser Salons üppiger auf, als anderswo, denn die sinnliche Natur des Polen kam ihr völlig ungerüstet, wehrlos entgegen. Nicht wenig ward sie auch durch den König und die vielen Liebschaften gefördert, denen er grade in den höchsten Magnatenkreisen sich hingab. So war eine Zügellosigkeit eingerissen, die alle Familienbande zu sprengen drohte. Keine öffentliche Meinnng legte den Männern den leisesten Zwang an wenn sie die Gesellschaft im Gemache ihrer Frauen verließen um am Arm der „Freundin" im Theater zu erscheinen, noch den Frauen, wenn sie vom Balle mit ihren offen erklärten „Freunden" in ihre Gemächer heimkehrten, in denen diese, nicht ihre Gatten herrschten. In Warschau wurden zehnmal mehr Ehen gelöst, als im ganzen übrigen Reich und es kam so weit, daß es Gebrauch ward, bei der Hochzeit für den Fall des Rücktritts eines Theiles ein gewisses Reugeld festzusetzen. Ueberall, im Ballsaal, im sächsischen Garten, auf den großen Maskenfesten, draußen vor der Stadt in Mariemont, in Villanow spielten die Fäden fortwährend hin und her die zarten Verbindungen zu knüpfen, tausend Hände spannen ohne Unterlaß an diesem lüstern reizvollen Gewebe der Intriguen, viel zu leidenschaftlich den Lockungen der Lust folgend um drauf zu achten, ob der Mantel des Geheimnisses, in dem Gedränge zurückgeschlagen, dem Auge Neugieriger einen verrätherischen Blick offen ließ, oder auch ganz von der Schulter gefallen der lachenden Menge einen schadenfrohen Augenblick gewährte. Wer jung und schön war, ließ seiner glühenden Sinnlichkeit und seinem großen Hange zur Intrigue zwanglos den Lauf frei, ohne dadurch Anstoß zu erregen, und Warschau zeichnete sich stets durch die Schönheit seiner Frauen und Männer aus. So mag ein Zeitgenosse wohl Recht haben, welcher meint, man könne von den alten polnischen Magnatengeschlechtern kaum im Ernst reden, denn die Glieder dieser Familien seien fast ausnahmslos Kinder, Enkel oder Urenkel von Hofmeistern, Tanzmeistern, Reitknechten u. dgl. — Daneben blühte eine niedere Prostitution von französischer Herkunft, die in großer Anzahl eben so unverhüllt auftrat als die Sittenlosigkeit der vornehmen Damenwelt. Das Maitressenwesen gehörte fast zum Hauswesen des vornehmen Mannes und trat nicht selten mit diesem in offenen Wettkampf. Es diente fast wie ein harmloses Gesellschaftsspiel zur Be-

lustigung der eleganten Welt als mehre der gefeiertsten Damen der Stadt es unternahmen, den vielumworbenen, schönen Joseph Poniatowski seiner Maitresse abspänstig zu machen. Zu diesem Zwecke versuchten sie gemeinsam eine Ueberraschung des zu keuschen Jünglings. Mit der nacktesten Schamlosigkeit und den vollendetsten Künsten des Harems sollten die Sinne des Opfers überrumpelt werden, aber der Versuch scheiterte an der Treue des Prinzen und ein schadenfrohes Gelächter der Gesellschaft bestrafte die kühnen Damen. Eine andere Leidenschaft hatte eben so tiefe Wurzeln geschlagen: das Spiel. Ueberall wurde gespielt. Auf jeder Abendgesellschaft griff ein Theil der Anwesenden zu den Karten, nicht blos die Männer, sondern auch die Frauen nahmen daran Theil, selbst die Kinder versammelten sich zuweilen um einen Pharotisch und verloren einige Dutzend Dukaten. Oft eröffnete die Hausfrau eine Bank, oft einer oder mehre der Gäste, die Uebrigen drängten sich fröhlich und stürmisch herbei und das Gold rollte unaufhaltsam. Man spielte allgemein und mit einem Leichtsinn, mit einer Gleichgültigkeit gegen die Gefahr des Verlustes, die allen Schicksalsschlägen gewachsen war. Ungeheure Summen wurden gewonnen und verloren, große Vermögen wanderten in wenigen Stunden von einer Tasche in die andere. Besonders beim Bischof Massalski raste ein verzweifeltes Spiel, aber auch die andern Großen schwelgten in dieser Aufregung der absoluten Möglichkeiten. Wer sein Geld, seine Güter, seine Häuser, Pferde, Maitressen und Dienerschaft, Alles was ihn eben als reichen Mann umgeben hatte, zu unglücklicher Stunde verloren hatte, verzweifelte darum eben so wenig, als der Aermere, dessen ganze Habe in einigen hundert Dukaten draufgegangen war. Denn auch dieses Laster waltete frei, von Niemandem mißachtet noch verfolgt, seiner Gehässigkeit zum Theil beraubt durch die Geringfügigkeit der Wirkung, die es auf den Verlierer und auf die Gesellschaft ausübte. Der Ruinirte verlor dadurch nichts in den Augen der Freunde und die Elasticität seines leichten Lebensmuthes verhinderte, daß in ihm die Gewohnheit des Reichthums allzu tiefe Bedürfnisse festsetzte, sie ließ ihn bald auf dem leichteren und härteren Gefährt des Lebens ebenso zufrieden vorwärts stürmen, als vorhin in der reichen Karosse. Hatte er früher zahlreiche Gäste in seinem Hause bewirthet, so war es natürlich, daß nun Andere ihn bewirtheten, er schloß sich dem großen Strom der Aermeren an, die täglich die Säle der Reichen füllten, vielleicht auch brachte ihm eine gute Stunde das zurück, was eine schlimme ihm genommen hatte.

In soviel Tausenden dieser unverlöschliche Funke des heitren Lebensmuthes glühte, ein Jeder fand hier täglich reichlichen Zündstoff für die lustig aufflackernde Flamme des Genusses. Wer des Morgens mit seinem

Putz fertig war, stürzte hinaus in den Strudel, setzte sich in den Wagen oder aufs Pferd, die auch die Aermeren nicht mißten, und begab sich hierhin zu einem Frühbesuch bei einer Schönen, die er hofirte, oder schloß sich dort einer Reitpartie an zum Ausfluge vor die Stadt, fuhr dann bei irgend einem Hause vor, um dort Mittag zu speisen, sicher gastliche Aufnahme zu finden wenn nur die Familie daheim war. Abends fehlte es nie an großen Vereinigungen, die er aufsuchen konnte, denn jeder Tag der Woche war oft mehrfach besetzt von den Festen der Großen. Da drängte sich Wagen an Wagen, die Fackelträger durchleuchteten den Hof, die Kutscher und reitende Bedienung schrieen, die Rosse der herbeisprengenden Reiter wieherten und stampften, die jungen Herren flogen der erwarteten Schönen mit lauten Ausrufen des Entzückens entgegen und führten sie die Stufen hinauf zum hell erleuchteten Saale.

„In diesem Gedränge schien Alles gleich und Anmaßung und Schüchternheit waren gleich weit entfernt. Wer ein Kleid trug, das zur Gesellschaft paßte, hatte alle übrigen Eigenschaften, die dazu erforderlich waren, zugleich mit ihm angezogen. Kein neugieriger Blick, keine kleinstädtische Frage beunruhigte sein Selbstgefühl; die schönste Hand war zum Tanze sein wenn sie nicht schon versprochen war; die erlauchtesten Personen setzten sich mit ihm an einen Spieltisch, die geistvollsten Sprecher wußten es ihm Dank wenn er ihre aufmerksamen Kreise erweiterte. Selbst Plumpheit im Benehmen und Gierigkeit im Genusse fielen an einem Orte nicht auf, dessen Dunstkreis und wolluſtvolle Regsamkeit nicht bestimmt waren, die Gefühle und ihre Aeußerungen in wohlabgewogener Ordnung zu erhalten. Das Geräusch und die Händelsucht der Trinker, die egoistische Trockenheit der Esser, der tretende und reißende Frohsinn der Tänzer, die blasse Standhaftigkeit der Spieler, die blinde und taube Glückseligkeit der Verliebten, die Unterhaltungssucht gern gehörter Schönsprecher, und viele andere Dinge zeigten sich, wie immer wenn der Menschen viele in einer gewissen Bewegung bei einander sind, in einem gemilderten Lichte, und die nüchternsten Gemüther fühlten mit jedem Pulsschlage ihr Blut wärmer und schneller kreisen, und, statt den trunkenen Sänger neben sich, den beredsamen Schwachkopf hinter sich, die linkischen Tänzer vor sich mit Strenge zu beurtheilen, löste sich wohl diesmal ihre Selbstgefälligkeit in ein Lächeln über solche Menschlichkeiten auf".

Das ächt sanguinische Temperament des Polen verband sich mit seiner sinnlichen Natur zu einem Stoffe, der mit ungewöhnlicher Leichtigkeit die Formen annahm, welche hauptsächlich einen liebenswürdigen Gesellschafter machen.

Trübsinn war ihm verhaßt, Grübeln ihm unmöglich, rasche Empfin-

dung und rege Phantasie belebten ihn von Minute zu Minute, weder der Gedanke noch das Gefühl kamen je dazu, in langen, gehaltenen Accorden auszutönen, sondern sprangen alle Augenblicke vom Prestissimo in ein Maestoso, vom Largo in hüpfendes Staccato über, prickelnd und glitzernd, ohne Größe, aber auch ohne Stumpfheit, ohne Tiefe, aber auch ohne langweilige Breite. Der angeborene Sinn für die äußere Form fand sich leicht in die Anforderungen der Gesellschaft an das äußere Benehmen, nur selten kleidete sich ein Pole unvortheilhaft, wenn auch oft sehr auffallend, nur selten vermißte man die Anmuth in Gang und Haltung, nicht leicht auch entschlüpfte ihm wider Willen eine dumme Tactlosigkeit in der Unterhaltung. Die Sprache selbst enthielt allerdings wenig Wohllaut, die vielen Consonanten, Zischlaute, Nasallaute hinderten ein freies Austönen des Vocals und die Eilfertigkeit der Sprechweise vermehrte noch diesen Lautmangel. Dafür entschädigte eine große Biegsamkeit der Stimme, die auf und ab in hellem Klange den Sprüngen und Läufern der Gedanken und Empfindungen folgte. Selten hörte man einen schweren Baß, meist klang der Bariton angenehm ans Ohr und wurde nur schrill wenn die Leidenschaft ihn schärfte. Ebenso selten war der Alt und vorwiegend der reinste, biegsamste Discant.

„Eine Polin eine rührende Geschichte erzählen, einen Liebhaber zärtliche Dinge sagen, beim Sollicitiren ihre Klagen und Bitten vortragen hören, ist ein wahrer Genuß fürs Ohr, abgesehen von ihrem Anstand und von ihren reizvollen Bewegungen". Im gedämpften Klang zärtlicher Worte nahmen die Stimmen eine Weichheit an, die in bezaubernder Weise die sinnliche Wärme ausdrückte, welche den Polen beiderlei Geschlechts umgiebt. Unerschöpflich in den Ausdrücken der Galanterie eilten diese sorglosen Schaaren dahin, wanden sich durch einander, lachend, scherzend, gestikulirend, die Männer hier einer Dame die Hand küssend, dort einer andern den Gruß zuwerfend „ich küsse Ihren Fuß", da dem Wink des Fächers zum berauschenden Spiel der Worte und der Augen zufliegend. Geschmeidig folgte der Körper den Eingebungen des Selbstgefallens uud zeigte den schlanken Wuchs, die kokett gewählte Kleidung, den zierlichen Fuß, keine Regel hinderte den Kavalier, seiner Dame mitten in dem Gewühl laute Liebesschwüre zu schwören, vor ihr im Entzücken das Knie zu beugen — Niemand achtete darauf. Der vornehme Pan durchschritt in reicherem Schmuck die Säle, der aufmerksame Beobachter aber bemerkte ihn schon an der Ehrfurcht, die ihm von Andern zwanglos gezollt ward, an der tieferen Neigung des Kopfes der Grüßenden, an der Beflissenheit von ihm bemerkt zu werden, ihm die Hand zu drücken. Jedermann wußte er eine Artigkeit zu sagen, Jeden seiner besonderen Freundschaft zu versichern.

Im glänzenden Kleide, das er eben aus Paris erhalten hatte, freute sich der junge Stutzer der bewundernd auf ihm ruhenden Blicke und erzählte selbstgefällig von den Abenteuern der weiten Reisen, die er eben gemacht. In den feinsten pariser Wendungen meldete er dem französischen Marquis de St. Croix dort in der Mitte einer lauschenden Gruppe die neuesten Ereignisse aus den Salons des Grafen von Artois, um im nächsten Augenblick den herantretenden englischen Gesandten Hailes in tadellosem Englisch anzureden, dann dort einem Italiener die Meisterschaft zu zeigen, mit der er das Italienische handhabte, da den Deutschen in deutscher, den Spanier in spanischer, kurz jeden der zahlreichen Fremden in seiner Sprache zu überraschen. Ein gewisses Maaß von Eitelkeit sprach aus jeder dieser bunten Figuren, allein sie wurde meist so sehr durch erwärmenden Frohsinn, durch die freie und völlige Hingabe an den Genuß, durch die bedachtlose Anmuth der Formen gedämpft, daß der Neid, die Mißgunst, die Ueberhebung keinen Raum fanden, wie anderwärts erkältend, störend sich breit zu machen.

Kaum ertönte die Musik, so flogen die verwandten Atome dieser ungeordneten Masse einander zu, das Ganze gliederte sich und drängte dem Tanzsaale zu, diesem Element der polnischen Natur, das die Stimmung zur höchsten Spannung erhob. „Der Tanz, die Seele der polnischen Gesellschaften, wurde mit einer Anmuth und Leichtigkeit, aber auch mit einer Koketterie und zum Theil mit einer Wildheit behandelt, die man nirgend in einem gleichen Grade findet. Vorzüglich angenehm führte man die beiden Nationaltänze, die Polonaise und die Masurka aus, beide ihrer Natur nach ganz entgegengesetzt, aber beide der höchsten Ausbildung durch Kunst und körperlichen Bau fähig. Die Polonaise ist der Triumph schön gewachsener Personen, die Feinheit in ihre Bewegungen, Adel in ihren Anstand, Festigkeit und Geschmeidigkeit in ihren Gang zu legen und ihre Züge mit Frohsinn und dem feinsten Ausdrucke geselliger Achtung zu beleben wissen. Diese Bedingungen sind nicht erdacht, sondern wirklich von dem Beispiele der besten Polonaisetänzer .... abgezogen. Noch eine möchte ich hinzufügen: die, daß dieser Tanz nie anders, als in der langen, völligen Nationaltracht von den Männern, und in der leichten, schwebenden, von der Luft getragenen Tarantatka von den Weibern getanzt würde. Das kurze französische Kleid paßt eben so wenig zu dem langsamen, prächtigen Charakter des Tanzes, als das knappe, nach der Soubrette schmeckende Karako oder jeder andere kurze, korsetartige Anzug. Desto reizender steht letzterer zur Masurka bei den Weibern und die Kurtka und Charivari bei den Männern. Der leichte, hüpfende Charakter dieses Tanzes, der den Körper in so mannigfachen, kurzen, schnellabwechselnden Bewegungen und

Verschränkungen sich zu zeigen, und auch den Armen ein ungezwungenes Spiel erlaubt, der von dem Auge Feuer und Leben, Zärtlichkeit und Wollust fordert und dem Kopfe gebietet, der Leidenschaft gemäß sich zu erheben oder sanft auf die Schulter zu neigen, oder über die Brust herabzusenken: dieser Tanz bedarf der höchsten Einfalt, Leichtigkeit und Zartheit im Anzuge, damit das Spiel der Umrisse weder verhindert noch bedeckt werde. Auch diese Vorschriften sind von einem wirklichen Tänzerpaar abgenommen, das nicht leicht ein anderes in Vollkommenheit erreichen, noch weniger übertreffen wird. Es war der Prinz Joseph Poniatowski und Julie Potocka, die Gemahlin des oben erwähnten Johann Potocki.

Prinz Joseph ist eine der vollkommensten männlichen Figuren, die man sehen kann. Sein Fuß wie sein ganzes Bein ist fein und voll, ganz ohne Tadel, und das lange Beinkleid schließt sich, ohne Grube und Fältchen, in einem Gusse daran. Die Kurtka legt sich eng an einen feinen, geschweiften Wuchs, ruhet mit den Schößen auf zwei vollen Hüften und ist über einer gewölbten Brust fest zugeknöpft. Seine Züge haben viel männlichen Ausdruck und ein paar große schwarze Augen verbreiteten ein Feuer über sie, das, die letzte Zeit, mehr für den Krieg als für die Liebe zu brennen schien.

Julie Potocka war die Grazie selbst. Wenn ihr kleiner netter Fuß den rundlichen, elastischen Körper in der Masurka schwebend umhertrug und kaum die Erde zu berühren schien; wenn sie aus den Armen des einen Mannes in die Arme des andern hinüberflog, von diesem geführt, von jenem geschwenkt wurde; wenn sie endlich in die Arme ihres eigentlichen Tänzers zurückschwebte, der sie mit stürmischer Eile auffaßte und sich mit ihr herumwirbelte, während ihr Kopf sich lässig und wie in Erschöpfung nach der Schulter neigte oder ihr anmuthsvolles Gesicht sich mit wollüstiger Grazie, über der noch ein Flor von Sittsamkeit schwamm, auf den Busen senkte, oder ihr Auge sich plötzlich mit dem Ausdrucke der siegenden Leidenschaft in das Auge ihres Tänzers ergoß — so standen die Männer in Gruppen kaum athmend, die ganze Lebenskraft im Auge, umher, sprachen blos mit den Blicken, die sie von ihr abmüßigen konnten, über so viel Reize zu einander, und hier und da preßte sich aus einer übervollen Brust ein: grand Dieu! que Julie est belle! laut oder leise hervor".

Dieser Rausch der Sinne übte einen Zauber auf den Polen aus, dem er sich nie entziehen konnte, dem er ohne Maaß sich überließ. Und wen hätte eine solche Fülle äußerer Reize nicht bezaubert, wer hätte sich kalt abwenden können von diesen schlanken Gestalten voll freier Anmuth, mit dem bräunlichen Licht der Haut und den dunkeln Augen, reich und feurig, wollustwarm! Dazu der Pomp der Kleidung, die aufs Sorgfältigste

studierte Unterstützung der körperlichen Schönheit durch die Handgriffe der Kunst, ohne dem Gesetze der Gleichheit zu verfallen, ohne jene heute moderne Uniformirung, die das Individuelle fast verwischt und den tadellosen Bau einer Venus mit demselben Maaße mißt als die Mißgestalt. Diese Freiheit in der Anpassung der Kleidung an die Anforderungen des Einzelnen war zu Anfang des Reichstages unter den Vorschriften der französischen Tracht noch enger, als später, da mit dem Nationalgefühl der Sinn für alles Polnische herrschend ward und man zur einheimischen Tracht zurückkehrte. Dieselbe war freilich nie ganz verschwunden, einige Vertreter Altpolens unter den Magnaten hielten fest an dem geschorenen Kopfe und dem gesteiften Schnurrbart, und ihnen folgte der Troß ihrer Anhänger, So sah man stets im wunderlichen Gemisch die Anhänger der französischen Aufklärung, die „Elégants“, und ihre Gegner, die „Moustaches“. Nach der Constitution aber erst kamen die Schnurrbärte wieder ganz zu Ehren, die altpolnische Tracht wurde Mode. Diese, an sich weniger gleichförmig, wurde nun um so willkürlicher gestaltet, als keine Vorschrift von außen her sie hemmte. Man begann sich in polnischen Trachten zu überbieten, in origineller, in prächtiger Kleidung zu wetteifern und kam endlich so weit, daß oft, wie in den Zeiten der Minnesänger, solch ein moderner polnischer Ritter sein ganzes Vermögen am Leibe trug.

Als die Republik die Fesseln gesprengt hatte um wieder eine selbständige Stellung unter den Mächten Europa's einzunehmen, beschloß man, die Vertretung des Staates an den fremden Höfen wieder herzurichten und mit Glanz auszustatten. Unter anderen wurde Adam Rzewuski zum Gesandten in Kopenhagen ernannt. Nach langen Vorbereitungen, nachdem eine Schaar von Handwerkern Monate hindurch an der Ausrüstung für Herrn und Dienerschaft gearbeitet, die Gewänder nach den schönsten Mustern des siebzehnten, des sechszehnten, des fünfzehnten Jahrhunderts hergerichtet hatte, hielt Rzewuski seine Abschiedsaudienz beim Könige. Dieser Aufzug wird uns folgendermaaßen beschrieben: Er ritt auf einem arabischen Rappen in sehr reichem goldenem Geschirr, den Sattel allein schätzte man auf 45000 Goldgulden, man konnte keinen schöneren sehen: die beiden Knäufe in Gold gearbeitet und mit Brillanten besetzt, ebenso das übrige Reitzeug; der Zaum, das Bruststück, der Schwanzriemen von rothem Corduanleder mit goldenen Verzierungen, die Bügel von Gold äußerst kunstvoll gearbeitet; am vorderen Knauf hing ein Kantschuck, der Griff von Ebenholz mit eingesetzten Brillanten. Rzewuski war von einigen Zehnden von Reitern umgeben, die zur Gesandtschaft gehörten, Alle in prächtigem Aufzuge. Dahinter kam die Kutsche des Gesandten, mit den Wappen geziert, von 6 mächtigen braunen Rossen gezogen in vergoldetem

Geschirr, mit Federbüschen, Bändern und Quasten in den Mähnen, begleitet von Trompetern und Haiduken in ähnlichem Schmuck. Dann folgten noch mehre zur Gesandtschaft gehörige Kutschen.

Vor der Festtreppe des Schlosses hielt der Zug, Rzewuski stieg ab, ein Stallknecht warf über das Roß eine große, reich mit Gold durchwirkte Decke von dunkelrothem Sammet, und der Gesandte bewegte sich mit der ganzen Begleitung zum Audienzsaal. Er trug einen Schupan (Leibrock) von Silberlahn mit goldenen Blumen, durchwirkt mit Seide von blendenden Farben, einen Leibgurt aus Slucker Arbeit, der von Golde fast unbiegsam war, an der Seite einen polnischen, mit Brillanten übersäten Säbel, auf dem Schupan das blaue Band des weißen Adlerordens, am Halse das Kreuz des St. Stanislaus, darunter eine sehr kostbare Schnalle. Ueber dem Schupan lag der lose Mantel von grünem Sammet, herrlich und reich in Gold durchwirkt, mit Zobel gefüttert, von Außen geziert mit dem Stern des weißen Adlers. Ueber dem männlich feinen Gesicht mit dem hart gesteiften, schwarzen Schnurrbart wurde der bis zum Scheitel glattgeschorene Kopf überragt von dem polnischen Kolpak aus Zobelfell mit weißem Reiherbusch; diesen hielt eine Agraffe, in deren Mitte ein thalergroßer Smaragd, umgeben von erbsengroßen Diamanten leuchteten; die Spitze des Kolpak war von karmesinrother Farbe mit einem Quast blitzender Brillanten. Gelblederne Stiefel mit silbernem Beschlage, über welchen die Hose von karmesinfarbenem Atlas lose hing, vollendeten diese orientalisch pompreiche, aber auch lebensvolle, sinnvolle Kleidung.

Gegen das Ende des Jahres 1791 erschien mit dem Strom der französischen Emigranten, der sich über Deutschland her ergoß, die Marquise Lulli in Warschau. Mit dem Reiz ihrer 18 Jahre, mit seltener Schönheit und Anmuth verband sie alle die Mittel einer vollendeten Meisterschaft in den Künsten der damaligen pariser Modewelt. Bald hatte sie sich in den vornehmen Häusern Eingang verschafft, erschien bei der Pani Krakowska und lernte hier den König kennen. Ihr Leichtsinn, ihre List umgarnte noch einmal den 60jährigen Lüstling, sie triumphirte mühelos über die Gräfin Grabowska und zerriß den Hof in zwei Parteien, von denen die der älteren Geliebten die Leute von Erfahrung und Gewicht, die des neu aufgegangenen Sterns die Jugend und den König umschloß. Die Marquise beherrschte Stanislaus August völlig und ohne Schonung seiner Stellung, nur nach dem Antriebe der eigenen Laune, der weiblichen Eitelkeit, ohne die Rücksicht, welche die Gräfin Grabowska der königlichen Würde, dem Staat und seinen hereinbrechenden Nöthen zollte. Man erzählte sich, daß sie es war, welche den König bewog, der immer stürmischer, immer angstvoller drängenden Mahnung des Volkes zu folgen, die ihn zum Heere

und zur männlichen Erfüllung seiner Pflicht in der Vertheidigung des Vaterlandes rief; daß sie es war, die ihn im Juli 1792 zur Unterzeichnung seiner Schande, zum Beitritt zur Conföderation von Targowicz vermochte; daß sie ihn in der Periode seines ruhmlosen politischen Lebens, die die elendeste von allen war, leitete. Nie hatte er sich früher seinen Maitressen so würdelos unterworfen als jetzt, wo seine ganze Würde auf dem Spiele stand, keine hatte ihn so mißbraucht, als diese es nun that indem sie in Glanz und Verschwendung von einer Belustigung zur andern stürmte, einen prächtigen Hof hielt, funkelnd von Brillanten in den kostbarsten Karossen von Fest zu Fest fuhr. Und diesen Festen hatte sie einen Charakter aufzuprägen gewußt, der schroff von demjenigen der letzten Zeit abstach. War bisher trotz aller Leichtlebigkeit der Polen in der Warschauer Gesellschaft doch noch ein Zug des patriotischen Geistes bemerkbar gewesen, ein Wiederschein von dem patriotischen Feuer, das in dem Reichstage flammte, so mochte nun, vor dem gähnenden Abgrunde, auch das aufmerksamste Ohr kaum ein leises Antönen der Stimmung dieser Gesellschaft an die dumpfen Klänge vernehmen, die ernst und drohend, immer näher und gleichförmiger dem Vaterlande die Stunde der Entscheidung kündeten.

Dem Knaben gleich, der, müde des lästigen Ernstes der Schule, Abends der gehemmten Lust freier Bewegung der Glieder in Sprüngen und Jauchzen sich hingiebt, schien ein großer Theil der polnischen Welt sich nur um so wohler zu fühlen, da das schwere Geschick des Vaterlandes jetzt offenbar nicht mehr auf seinen Schultern lastete. Von Warschau pflanzte sich auch nach Grodno, diesem Sitz des Hochgerichts über Leben und Tod Polens, der bachantische Taumel fort. Als der König nach langem Zögern sich entschlossen hatte, dem Befehle Katharinas gemäß nach Grodno überzusiedeln, zog auch der unbesiegbare Vergnügungstrieb der Hauptstadt mit hinüber. Die Marquise Lulli schwang den Thyrsus und jubelnd folgte die lusttrunkene Schaar. Es ward geschmaust, gezecht, geliebt, getanzt, gespielt, wie in den besten Zeiten des Reichstags, nur maaßloser, leidenschaftlicher, sinnlicher, üppiger als je. Denn die besten Elemente des Volks waren geflohen oder hielten sich fern, die politischen Verräther, die niedrigen Seelen, die rohe Gemeinheit herrschten unumschränkt. Die Lulli hatte die Fratze jacobinischer Classicität aus Paris mitgebracht und eingebürgert, die Muster der gesellschaftlichen Tracht wurden aus Athen herbeigeholt, das einfach Menschliche, die natürliche Schönheit, wurden mit vergiftetetem, entweihtem Finger roh betastet.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährten dem Beschauer diese rauschenden Feste in den elenden Häusern zu Grodno, die, plötzlich und unvorbereitet zum Mittelpunkt der eleganten polnischen Welt erhoben, in

keiner Hinsicht den Anforderungen eines verwöhnten Geschmackes entsprachen. In aller Eile waren in den rohesten Holzbauten die Schätze westeuropäischer und orientalischer Prachtliebe ausgebreitet worden, ein buntes Gewirr von Gegensätzen der niedersten Barbarei und des verfeinertsten Geschmacks. Und in diesen Sälen mit zerfaulten Bretterdielen und persischen Teppichen, mit kleinen grünen Fensterscheiben und damastnen Vorhängen, mit weiß getünchten Wänden und goldstrotzenden Lakaien, mit allen Zeichen des schmutzigsten Elendes, das eben noch darin und darum brütete und an dessen Stelle sich nun das üppige Laster an die schwelgerische Tafel gesetzt hatte — hier glaubte der verwunderte Blick das närrische Spiel einer Märchenwelt zu sehen, deren loses phantastisches Getändel nichts mit der realen Welt da draußen gemein habe. Da stolzirten Junonen vorüber, schwebten Psychen, hüpften Dianen, da lächelte eine Aspasia, da schritten, die Arme verschlungen, Vestalinnen vorüber, da lag eine Aphrodite hingegossen, die vollen Lippen zum lockeren Scherz rundend. Eine olympische Unschuld, eine homerische Natürlichkeit schienen hier wiedergekehrt zu sein, all diese Göttinnen verschmähten augenscheinlich die Bedürftigkeit niederer Menschen, sie waren sich selbst genug in ihrer unverhüllten Vollendung. Ein loses Gewand von leichtestem, feinsten Stoffe war von einer Weinranke oder Blumen gehalten und ließ, von keiner unteren Hülle gehindert, besonders nach raschem Tanze die schönen Formen plastisch und lebensvoll hervorleuchten, über dem rechten Knie war das Gewand aufgeschürzt und gab das feine Bein zu elastischem Schwunge im Wirbel des Tanzes frei. Der Busen wogte, selbst von dieser einzigen Hülle des Körpers nicht belästigt, unter den bewundernden Blicken des menschlich empfindenden Erdensohnes, der die Göttliche im Arm hielt, die zierlichen Füße waren nackt, die Zehen, mit Ringen voll blitzender Edelsteine geschmückt, ruhten auf einer Sandale, deren weiße Bänder das Bein bis zum Knie hinauf kreuzweise umschlangen. — Neben diesen Bewohnerinnen der alten Welt eilten die Bilder aus der jüngsten Weltgeschichte dahin, die einfachen Trachten neu entdeckter Völkerstämme der großen oder der atlantischen Inselwelt, wunderbare Gestalten tropischer Sitte, wilde Jägerinnen vom Mississippi, reich geschmückte Königskinder aus dem Innern von Afrika, an denen äußerlich die Bildlichkeit der Erscheinung nur durch die blendende Weiße des Körpers bezeugt wurde.

Mit solchen Bacchanalen endete der polnische Staat! Doch nein! Nur die polnische Gesellschaft der großen Welt. Denn noch raffte sich der bessere Theil dieser Adelsnation, von Allen, selbst von ihrem Könige verlassen, auf zu einem letzten Kampf, der mehr dem verzweifelten Aus-

bruch des Gefangenen aus seinem Kerker, als dem Kampf des freien Mannes glich. Noch fand ein Theil dieser eitlen und stolzen Nation unter dem sclavischen Druck des fremden Joches die Spannkraft wieder, die die Brust des Polen gegenüber der unmittelbaren, gegenwärtigen Gefahr zu heben, seine Muskeln zu kräftiger, begeisterter Abwehr zu stählen pflegte. Noch fanden sich Männer, wie Kosciuszko, Joseph Poniatowski, Kollontaj, J. Potocki, Zajonczek, Kniaschewicz, welche in der zwölften Stunde noch aus dem trägen Taumel das Volk emporrissen zum wilden Ringen mit dem übermächtigen Zwingherrn. Solche Gestalten, wie Kosciuszko, Paniatowski, Dombrowski leuchteten hervor aus diesem Wust von Fäulniß und Entsittlichung, der die letzten Zeiten des Staates bedeckte. Sie erquicken wohlthuend das Auge des Zuschauers eines Drama's, dessen Tragik nur zu anhaltend von dem ermüdenden Anblick gehäufter Schuld, massenhafter Verderbtheit verdunkelt wird.

Aber während schon diese besseren Geister, zum Theil fern von der Heimath, sich zu mannhaftem Handeln bereiteten, feierte die Gesellschaft, die zerfressene Blüthe des freien Polenreiches dort in Grodno ihre letzten Orgien.

Es liegt viel Tragik in dem Gange der polnischen Gesellschaft von 1788 an. Zu diesem Reichstage rief ein wohlmeinender und sein Volk liebender, nicht ein fremder sächsischer König Alles herbei, was das Reich unter seiner Sorge seit Jahrzehnten an patriotischen Geistern gereift hatte, um nun die Früchte zu erndten, den Staat neu zu gründen. Zum ersten male schlug hier voll der Herzschlag Polens, zum ersten mal sah man hier die Einheit des Reichs greifbar vor Augen, zum ersten mal glänzte hier Alles, was die Grenzen Kostbares umschlossen und schien zu einem Schatze verschmelzen zu sollen, aus dem ein wirklicher Staat, ein Rahmen der Freiheit für Alle, der Ordnung nach innen, der Kraft nach außen erstehen werde. Ein wirkliches Volk unter einem wirklichen Könige gedachten die Besten nun endlich zu schaffen und bei dem Fest solcher Wiedergeburt schien aller Glanz aus ganz Polen in dem einen Punkte, in Warschau, gesammelt zu sein. Aber dem Willen Einzelner stand die politische Unbildung und Verbildung der Massen, die allgemeine Entsittlichung gegenüber, und der Gedanke, der die Masse versammelt hatte, wurde bald von principlosem Gefühlssturm überlärmt. Alle die blühende Hoffnung war nur Schein, das Roth am Himmel war nicht der neue Tag, sondern der Schein der Brandfackeln, die innen und außen aufzuleuchten begannen gegen den leicht gezimmerten Neubau. Aller Glanz der Feste war nur das Todtenopfer der Nation. Denn unter dem sinnberauschenden Schwall des gesellschaftlichen Lebens erstickte fast die Arbeit des Gedankens, die

einmal aufgestachelte Sinnlichkeit der Polen schwoll immer höher an, selbst als der politische Gedanke bei den ersten Schlägen von fremder Hand in Stücke gegangen war, so daß ein Theil dieser Gesellschaft zuletzt in der Todtenkammer des Vaterlandes schwelgte. In wildestem Sinnentaumel umhergeworfen konnte diese Gesellschaft natürlich für den Ernst der wirklichen Verhältnisse keine Kraft sich mehr bewahren und so vermag auch jene sogenannte stumme Sitzung des Reichstages zu Grodno, die die zweite Theilung Polens besiegelte, nicht das ungetrübte Mitgefühl zu erregen, welches ein edler Sinn dem großen Unglück so gern widmet. Es war doch nur die schauspielerische Größe, mit welcher der Verbrecher an seinem Vaterlande stumm und stolz das schuldbeladene Leben dem Schwerte des Henkers übergiebt. Kaum erhob sich an den Grenzen des Reiches der Geist der kraftvollen That, so zerstob diese kraftlose Schwelgerbande aus Grodno um auch die letzten Thaten des sinkenden Polenthums noch zu vergiften.

Bald sollte auch das kleine Häuflein von Männern zerstieben, die das schwere Schicksal aus den Massen der Spreu gesichtet hatte. Die Eroberer fanden eine entartete Masse, die Männer verwehte der Sturm nach allen Seiten, nachdem der einzige Held des Polenthums unter Stanislaus August, Kosciuszko, bei Maciejowicze unterlegen war. —

Als in dieser Schlacht der Dichter J. Niemcewicz verwundet gefangen genommen ward, fand man in seiner Tasche ein eben vollendetes Stück: „Die Rückkehr aus jener Welt". —

Ernst von der Brüggen.

Ueber die Glaubwürdigkeit der gleichzeitigen Biographen Michelangelo's.

Nachdem durch Milaneſi die Briefſchaften des Archivio Buonarroti ſowie die des Britiſchen Muſeums zum erſtenmale zuſammen veröffentlicht worden ſind, hat das für die Geſchichte Michelangelo's zu verwendende ſchriftliche Material einen ſolchen Zuwachs erfahren, daß die Frage nothwendig wird, wieweit Condivi's und Vaſari's biographiſche Arbeiten überhaupt noch als benutzbar zu betrachten ſeien. Was Vaſari anlangt ſtand ſchon früher ziemlich feſt, daß er als Abſchreiber faſt ohne eigne Quellen kaum Anſpruch mehr auf Berückſichtigung haben könne: dies ſtellt ſich nun zu voller Evidenz heraus. Auf Condivi aber dies Mißtrauen gleichfalls auszudehnen, liegt kein Grund vor.

Gegen Aſcanio Condivi, auch wenn man ihm laſſen wollte, nach Michelangelo's eignem Dictate in deſſen Hauſe geſchrieben zu haben, könnte doch eingewendet werden, einmal, er habe Michelangelo nicht recht verſtanden, und ſodann, dieſer habe ſich zwiſchen 1551 und 53, wo Condivi's Buch entſtand, der Ereigniſſe ſelber nicht mehr recht erinnert. Auf dieſen Einwurf würden Freunde Condivi's, auch wenn ſie zugäben, Michelangelo ſei zwiſchen 1550 und 60 ſchon ſehr alt geweſen, doch erwidern können, Michelangelo's Zeichnung und ſeine Schrift aus dieſer Zeit zeigten noch eine ſolche Schärfe, daß daraus weitere Schlüſſe auf ſein geſammtes geiſtiges Vermögen geſtattet ſeien, welches wahrlich der Energie nicht ermangelte.

Das aber wäre es nicht allein, was uns hindern würde, Condivi's Biographie als abgethan zu der Vaſari's zu werfen. Condivi giebt wichtige Details, welche nirgends ſonſt erzählt werden: es würde ſich fragen, ob man ein Recht habe, dieſe, ſelbſt wenn man ſie nicht ganz überginge, auch nur als bedenklich zu bezeichnen. Und, was die Hauptſache iſt, Condivi giebt im Zuſammenhange erzählt, in feſten Partien, eine Lebensbeſchreibung Michelangelo's, während all die ungemeine Fülle des neuen Materials anderer Art doch nur Gelegenheitsſtücke liefert, deren relativen Werth zu beſtimmen nicht immer leicht fällt.

Es iſt von beſonderer Wichtigkeit aber, zu wiſſen, wie bei einem bedeutenden Manne deſſen rückwärtsgewandtem Auge die Geſchichte ſeines Lebens erſcheine. Manches mag bei ſeiner Darſtellung verloren gehen, manches Datum

verwechſelt, manches Factum in unrichtiger Verknüpfung vorgetragen werden, und doch vermochte nur der eine Mann welcher die Dinge ſelbſt erlebte, ihre Proportion zueinander im Allgemeinen zu ermeſſen und abzumeſſen. Wir gewahren das recht bei Goethe's „Dichtung und Wahrheit": ſoviel mythiſches Element hineinkam, ſo wahr ſind die Dinge dennoch und ſo unentbehrlich erſcheint Goethe's Darſtellung neben allen heute an's Licht tretenden Briefen, welche ſehr viel Detail, aber immer nur in der Beleuchtung eines beſtimmten Tages geben, von dem wir nicht wiſſen, ob es ein trüber oder ein ſonniger war und welche vorhergingen und welche folgten. Mag denen, welche auf ſogenanntes exactes, reinliches Material aus ſind, welche nur mit ſolchen Bauſteinen ihre hiſtoriſchen Gebäude errichten wollen, die aus chemiſch reinem Tone gebacken werden, an dieſen Dingen weniger gelegen ſein, da ſie beſten Falles doch nur zu ſogenannten Hypotheſen Gelegenheit böten: wir ſind im Allgemeinen, Gottlob, über dieſen Selbſtbetrug hinaus und wiſſen, daß die Hiſtorie nicht dadurch glaubwürdig wird, daß man jeden mittelmäßigen Kopf in die Möglichkeit verſetzt, dem Geſchichtsſchreiber nachzurechnen, ſondern dadurch, daß der Geſchichtsſchreiber ſeinem Leſer die Ueberzeugung der ſorgfältigen Prüfung einzuflößen vermag, mit der er auf ſeine eigne Art und Weiſe den Dingen nachgegangen ſei. Es iſt nicht ſo leicht, die eigne Lebenserzählung eines Mannes mit den Acten zu vergleichen welche übrigens als Zeugen ſeiner Thaten und Gedanken eintreten. Beide Theile erfordern ihr eigenes Verſtändniß. Je mehr das Material ſich häuft, um ſo feiner werden die Unterſcheidungen ausfallen. Das Wenige, was ich über Condivi auf den nächſten Seiten ſagen will, möchte dieſer Einleitung nach kaum der Mühe werth erſcheinen. Dennoch, glaube ich, wird ſich daraus ein gewiſſes Vorurtheil für den Reſt ergeben. Es beſchränkt ſich die kleine Unterſuchung auf das, was, auf der einen Seite, Condivi über die Thätigkeit Michelangelo's bei Ausmalung der Decke der ſixtiniſchen Capelle erzählt, und was, auf der anderen, die jetzt zum Theil neu veröffentlichten Briefe darüber mittheilen. Als Einleitung dieſer Unterſuchung beginne ich mit einer Vergleichung desjenigen Materiales, welches für Michelangelo's berühmte Flucht aus Rom, im Frühjahre 1506, vorliegt, als er ſich mit Giulio II. entzweit hatte.

Condivi's Bericht über dieſe lautet, in Uebertragung von Capitel XXVIII. ſeiner Biographie Michelangelo's, wie folgt:

„Der Pabſt hatte Michelangelo dahin inſtruirt, er möge, falls er Geld brauche, ſich, um alle Umwege zu vermeiden, direct an ihn wenden. Eines Tages nun, als aus Carrara die letzten Marmorblöcke noch ankamen und Michelangelo ſie zum St. Peter hatte hintransportiren laſſen, begehrte er Geld, um die Schiffer und Laſtträger abzulohnen. Es gelang ihm aber kaum beim Pabſte vorzukommen und er fand ihn zu beſchäftigt um ihn anzuhören. Um deshalb die armen Leute nicht warten zu laſſen, bezahlte er ſie von ſeinem Gelde, was ſie zu fordern hatten, und dachte ſich zu gelegener Zeit die Auslage vom Pabſte wiedergeben zu laſſen, und als er deshalb eines Morgens im Vorzimmer erſchien, trat ihm einer von den Dienſthabenden dort mit der Bemerkung in

den Weg: „Entſchuldigt, ich bin beauftragt, Euch nicht vorzulaſſen". Ein anweſender Biſchof ſchrie den Menſchen an, er habe zu wiſſen wer dieſer Mann ſei, worauf der Palafreniere antwortete, er wiſſe das allerdings recht gut, aber er habe die Befehle auszurichten die ihm zugekommen ſeien, und nicht weiter nach den Gründen zu fragen. Michelangelo, welcher bis dahin immer freien Eintritt gehabt hatte und der ſich ſo mißhandelt ſah, antwortete aufgebracht: „Und Ihr werdet dem Pabſte vermelden, wenn er mich künftig zu ſehen wünſche möge er mich ſuchen wo er Luſt habe", ging nach Hauſe, hieß ſeine beiden Diener Alles, was er hatte, verkaufen und dann mit dem Gelde hinterherkommen, ſetzte ſich auf und war um 2 Uhr Nachts (8 Uhr Abends) auf florentiniſchem Grund und Boden in Poggibonſi".

Dies alſo der Inhalt deſſen, was, wie wir anzunehmen allen Grund haben, Michelangelo zwiſchen 1551 und 53 Condivi dictirte, als es ſich darum handelte Vaſari's erſter Ausgabe, welche in Betreff Michelangelo's falſche Angaben enthielt, eine authentiſche Biographie entgegenzuſtellen.

Sehen wir nun aber, wie Michelangelo in einem etwa 10 Jahre früher eigenhändig geſchriebenen Briefe den Vorfall dargeſtellt hatte.

Dieſer, ins Jahr 1542 geſetzte Brief (welcher einmal ganz ohne Grund für falſch gehalten worden iſt) ſteht jetzt am bequemſten bei Milaneſi CDXXXV. zu leſen.

„Als einige Schiffe mit Marmor gekommen waren, welchen ich längſt in Carrara beſtellt hatte, und ich kein Geld vom Pabſte erlangen konnte, da ihm die Errichtung ſeines Grabmals leid geworden war, ſo brauchte ich um die Schiffer zu bezahlen 150—200 Ducaten, welche ich von Baldaſſare Balducci entnahm, d. h. aus dem Geſchäfte von Jacopo Gallo, und als zu derſelben Zeit die für das Grabmal beſtellten Steinmetzen aus Florenz ankamen (von denen einige heute noch am Leben ſind) und da ich das mir vom Pabſt überlaſſene Haus hinter Santa Caterina, mit Betten und allem Hausrathe für dieſe Steinarbeiter ausgeſtattet hatte, ſo ſchien ich mir ohne Zahlung von Seiten des Pabſtes zu viel auf eignes Conto übernommen zu haben, und da ich dem Pabſte in den Ohren lag, die Arbeiten kräftig fortführen zu laſſen, ſo ließ er mir eines Tages, da ich dieſer Rechnungen wegen gekommen war, durch einen Palafreniere den Weg weiſen. Und als ein Biſchof aus Lucca, welcher dabei ſtand, dem Mann ſagte „Wißt Ihr nicht, wer das iſt", ſo antwortete er „Entſchuldigt, edler Herr, ich habe Befehl dazu". Ich nach Hauſe und folgenden Brief aufſetzen: „Heiligſter Vater, man hat mich heute morgen Eurerſeits aus dem Palaſte fortgejagt: weshalb ich Euch hiermit zu wiſſen gebe, daß wenn Ihr mich braucht, Ihr mich ſuchen laſſen könnt wo Ihr Luſt habt, nur nicht in Rom". Dieſen Brief ſandte ich dem Meſſer Agoſtino Scalco, um ihn dem Pabſte zu überreichen, zu mir aber ließ ich einen Tiſchler Namens Coſimo holen, der in meinem Hauſe beſchäftigt war, und einen Steinmetzen, der ebenfalls bei mir war und der dieſes heute noch bezeugen kann, und ſagte ihnen: „Holt einen Juden, verkauft Alles im Hauſe und kommt nach Florenz". Damit ging ich fort, nahm mir ein Pferd und machte mich auf den Weg nach Florenz zu."

Dieſe Erzählung lautet weſentlich anders. Michelangelo, ſtatt ſeine unverſchämte Botſchaft dem Palafreniere mündlich mitzutheilen, geht nach Hauſe, ſchreibt und ſendet den Brief an Meſſer Agoſtino (Scalco oder Meſſer Agoſtino, welcher päbſtlicher Tafeldecker war?), auch lauten Frage und Antwort etwas verſchieden u. ſ. w. Doch ließe ſich das allenfalls vereinigen. Aber unſere Quellen ſind noch nicht zu Ende. Wir haben einen abermals früheren verfaßten Bericht (Mil. CCCLXXXIV. für den wir es einſtweilen bei der von Milaneſi gewählten Jahreszahl 1524 bewenden laſſen), worin Michelangelo ſich folgendermaßen ausſpricht:

„Ich brachte Marmor und Leute nach Rom und begann an dem Grabmale zu arbeiten, Figuren und Ornamente, und es leben noch Leute die dabei beſchäftigt waren, und nach 8 oder 9 Monaten ſchlug der Pabſt um und wollte nicht weiter arbeiten laſſen, und ich, der ich bereits von mir ſelbſt aus große Summen ausgegeben hatte, während der Pabſt mir nicht zahlen laſſen wollte, beſchwerte mich bei ihm und ärgerte ihn dermaßen, daß er mich herausweiſen ließ. Und ich, aufgebracht darüber, ging Knall und Fall fort, und alle meine Vorbereitungen ſind dabei zu Grunde gegangen."

Dieſer Brief würde uns nun weiter nicht irre machen, obgleich neu darin iſt, daß Michelangelo den Pabſt ärgerte; allein in demſelben Jahre (wie Milaneſi will), ſchrieb Michelangelo an denſelben Fattucci, an den dieſer Brief gerichtet iſt, einen zweiten Brief (Mil. CCCLXXXIII.) und hier lautet die Erzählung deſſelben Factums folgendermaßen:

„Pabſt Giulio ſandte mich mit 1000 Ducaten nach Carrara, wo ich 8 Monate blieb, um die Blöcke im Groben zuhauen zu laſſen, die ich dann alle auf den Platz vor dem St. Peter ſchaffen ließ, während einige an der Ripa (Stelle am Tiberufer wo die Steine ausgeladen werden) zurückblieben. Nachdem ich die Schiffer bezahlt hatte und das empfangene Geld nicht zugereicht hatte, ſo richtete ich mein Haus am Platze des St. Peter aus eignen Mitteln mit Betten und Hausrath aus, alles in Erwartung der Gelder für das Grabmal, und ließ Arbeiter aus Florenz kommen, von denen noch am Leben ſind, und zahlte ſie aus meinen eignen Mitteln. Zu dieſer Zeit ſchlug Pabſt Giulio um und wollte nicht weiter arbeiten laſſen und ich, der, ohne eine Ahnung davon, Geld von ihm verlangte, wurde aus dem Palaſte gewieſen und war dermaaßen aufgebracht, daß ich ſofort von Rom abreiſte."

Hier, ſehen wir, treten doch andere Factoren ein. Es war Geld gezahlt worden, aber nicht genug. Dann will Michelangelo *von gar nichts gewußt* haben, was den Umſchlag der Geſinnungen des Pabſtes anlangt. Darauf hin leſe man nun aber den von Milaneſi (CCCXLIII.) zuerſt publicirten Brief, welchen Michelangelo *gleich nach ſeiner Flucht* aus Florenz an Giuliano di San Gallo ſchrieb, der, als ſein alter Beſchützer, in Rom im vollſten Umfange für ihn eintrat.

Der Brief iſt vom 2. Mai 1506 und der betreffende Paſſus lautet:

„Um von meiner Abreiſe zu ſagen, ſo hörte ich Sonnabend vor Oſtern den Pabſt über Tiſch mit einem Juwelier und dem Ceremonienmeiſter ſprechen:

er ſei nicht Willens einen Bajocco weiter für Steine auszugeben, weder für kleine noch für große, was mir zu denken gab. Ich verlangte dann, vor meiner Abreiſe, einen Theil der nöthigen Koſten für Fortführung der Arbeiten. Der Pabſt hieß mich Montag wiederkommen und ſo kam ich Montag, Dienſtag und Donnerſtag, wie dem Papſte wohl bekannt war, und ſchließlich Freitag wurde ich fortgeſchickt d. h. herausgeſchmiſſen. Und der mich abwies, ſagte, er kenne mich wohl, ſei aber dazu beauftragt. Da ich nun wußte, was ich Sonnabend gehört hatte, und jetzt ſah, was in Folge deſſelben eingetreten war, ſo kam ich in eine ganz verzweifelte Stimmung. Aber dies nicht allein war Urſache meines Fortgehens, ſondern noch etwas anderes was ich nicht ſchreiben will; genug, ich merkte, daß wenn ich länger in Rom blieb, mein Grabdenkmal eher an die Reihe kommen würde als das des Pabſtes. Deshalb machte ich mich ſo ſchnell davon".

Danach alſo wäre Michelangelo nicht ſo ganz ohne eine Ahnung deſſen geweſen was ihm bevorſtand, und wäre außerdem deshalb nicht einmal fortgegangen, daß man ihn beim Pabſte nicht einlaſſen wollte. Was der weiter erwähnte geheime Grund war, wiſſen wir nicht. Welcher Bericht von dieſen fünfen iſt denn nun der authentiſche?

Nichts natürlicher aber als dieſe Divergenzen. Man müßte doch niemals ſelbſt Dinge miterlebt, ſie ſelbſt zu verſchiedenen Zeiten wiedererzählt und zugleich von Anderen erzählen gehört haben, um dieſe Abweichungen nicht zu verſtehen. Gerade die Widerſprüche zeigen den lebendigen Antheil, welchen Michelangelo 1550 eben ſo gut noch an den eignen Erlebniſſen nahm, wie er 1506, 24 und 42 gethan hatte. Man vergleiche heute das, was man in einer Parlamentsſitzung ſelbſt gehört hat, mit dem, was die Stenographen ſchreiben, mit dem ferner, was die gedruckten ſtenographiſchen Berichte als authentiſch bringen, und endlich mit dem, was in verſchiedenen Blättern zu leſen ſteht. Wo denn wird bei ſolchen Gelegenheiten jemals Alles mitgetheilt? Dieſe fünf Actenſtücke ſind gleichmäßig wahr und richtig. Der Brief von 1506 enthält, was Michelangelo im Augenblicke einfiel, um es Giuliano di San Gallo zu ſchreiben; die beiden Schreiben an Fattucci enthalten, was unter verſchiedenem Anſtoße der Erinnerung gerade zu Tage kam, damit Fattucci es höre ꝛc. ꝛc. Es könnte ebenſo gut eine ſechſte und ſiebente Verſion vorliegen, in denen Michelangelo das Erlebniß noch anders erzählte.

Aber wir haben einen ſechsten Bericht! Und dieſer giebt wohl den Ausſchlag? Vaſari's Erzählung der Flucht Michelangelo's ſtimmt, nicht in den Worten, aber in den Thatſachen, ſoſehr mit Condivi, daß ich mir gar nicht die Mühe zu geben brauche, die Ueberſetzung dieſer Erzählung aus Vaſari hier folgen zu laſſen. Soll dieſe Uebereinſtimmung hier etwa für die Wahrhaftigkeit eintreten? Ohne Zweifel kann ſie doch nur der Beweis dafür ſein, daß Vaſari auf das frechſte abſchrieb, während was die andere Berichte anlangt, die Sache für den ruhigen Beobachter wahrſcheinlich ganz anders verlaufen iſt als alle fünfe ſie darſtellen.

Wer weiß, wie Michelangelo dem Papſte gekommen war und was an Intriguen ſonſt um ihn herum im Vatican damals ſpielte? Giuliano di San Gallo würde wahrſcheinlich ſehr intereſſante weitere Details vorzubringen gewußt haben. Es giebt überhaupt keine die Begebenheit voll umfaſſende, exacte Darſtellung, da die Begebenheiten, ſobald wir nach den einzelnen Momenten, ſowie nach den theilnehmenden Perſonen fragen, niemals von ein und demſelben Punkte aus betrachtet worden ſind. Wenn wir fragen, ob ein Schriftſteller als hiſtoriſcher Zeuge glaubwürdig ſei, müſſen wir nicht von der Kritik der Einzelheiten, welche er vorbringt, ausgehen, ſondern von ſeiner Glaubwürdigkeit als Charakter auf das Einzelne ſchließen.

Ich gehe nach dieſer einleitenden Unterſuchung nun zur Hauptſache über.

Wir leſen bei Condivi einen Bericht über die Entſtehung der Deckengemälde Michelangelo's in der ſixtiniſchen Capelle, mit welchem die übrigen Aktenſtücke nicht ſtimmen ſollen. Der Bericht lautet, im Auszuge gegeben, folgendermaaßen:

Condivi ſchreibt, (Cap. XXXIII.) nach Vollendung der Arbeiten in Bologna ſei Michelangelo (Frühjahr 1508) nach Rom zurückgekehrt und habe die Capelle zu malen übernommen. Er läßt (Cap. XXXIV. u. XXXV.) eine Beſchreibung ſämmtlicher Deckenmalereien folgen und giebt ſodann (Cap. XXXVI.) allerlei Mittheilungen über die Mühſeligkeit der Arbeit, beſonders über das Ausſchlagen der Mauer als Michelangelo an der „Sündfluth" malte. Darauf erzählt er (Cap. XXXVII.), wie der Papſt plötzlich, als erſt die Hälfte der Malerei fertig geweſen, Michelangelo gezwungen habe, ſie aufzudecken, worauf ganz Rom ſtaunend zuſammen gelaufen ſei.

Hier ertappen wir Condivi auf einem Irrthume: nach fatta la metà, fährt er fort: cioè dalla porta fin a mezzo la volta. Condivi wußte nicht, daß die erſte Hälfte in den Gemälden der mittleren Wölbung und die zweite in den rings herum tiefer ſich anſchließenden beſtanden habe. Condivi zog quer durch die ganze Capelle eine ideale, ſie in zwei Hälften theilende Linie, und meinte, zuerſt ſei die ganze Hälfte nach dem Eingange hin, dann die andere vorgenommen worden. Dies iſt falſch, da Michelangelo ſelbſt ſchreibt, er habe zuerſt die Gemälde vollendet, welche die Mitte des oberen Gewölbes einnehmen, worauf dann die Ausmalung des Theiles ringsum, welcher den Verlauf der Wölbung in die Seitenwände ausmacht, mit anderen Worten, die Darſtellung der Sibyllen und Propheten, ſowie des Lebens der Maria, die zweite Hälfte der Arbeit gebildet habe. Doppelſinnig aber konnte es für den leicht ſein, der die Dinge nicht genauer kannte. Denn nicht viel deutlicher iſt Alberti, von dem ſogleich die Rede ſein wird, der, wo er von der erſten Hälfte der Malereien redet, welche ſeiner Zeit allein erſt fertig geſtellt war, ſich des Ausdruckes pars testudinea superior bedient.

Condivi erzählt nun weiter (Cap. XXXVIII.), wie Bramante die Fortführung der Arbeit Raphael habe zuſchanzen wollen, wie der Papſt aber befohlen habe, Michelangelo ſolle fortfahren. Jetzt erſt heißt es: „Finì tutta quest' opera in mesi venti". „Er beendigte das ganze Werk in 20 Monaten"

und am 1. November ſei es aufgedeckt worden. Jahreszahlen giebt er weder hier noch überhaupt vorher an. Die oben in Klammern gegebene iſt von mir zugeſetzt worden.

Dieſen Bericht Condivi's ergänzt nun erſtens Michelangelo's Brief an Fattucci (Mil. CCCLXXXIII.) aus dem wir erſehen, Michelangelo's erſte Entwürfe für die Capelle ſeien dem Papſte nicht reich genug vorgekommen und erſt die von Michelangelo vorgeſchlagene großartige Erweiterung haben ſeinen Beifall erlangt und daraufhin ſei begonnen worden.

Es ſchien Condivi außerdem ein dem Britiſchen Muſeum angehöriger Brief Michelangelo's (Mil. XV.) zu ergänzen, welcher das Datum der Beendigung der erſten Hälfte der Malereien näher beſtimmt. Michelangelo ſchreibt darin ſeinem Vater Lodovico, daß die Capelle vollendet ſei, „io ho finita la cappella che io dipignievo". Dieſem Briefe fehlt das Datum, doch iſt erſichtlich, daß er im Laufe des Oktober nicht lange vor Ogniſſanti (Allerheiligen, 1. November) geſchrieben ſei.

Nun fand ich auf dem Londoner Originale eine „1512" lautende Bleiſtiftnotiz und hätte den Brief gern für dieſes Jahr benutzt, allein dies war nicht möglich. Ich wußte aus Condivi und Vaſari nämlich, daß die Malerei der Capelle im Frühjahr 1508 begonnen worden ſei, und beſaß außerdem die eigne handſchriftliche Notiz Michelangelo's: daß er den 10. Mai 1808 darin zu arbeiten angefangen habe. Ich hatte ferner Condivi's und Vaſari's ausdrückliche Behauptung vor mir: erſtens, die *geſammte* Arbeit habe, um fertig geſtellt zu werden, nur 20 Monate beanſprucht, und zweitens, die Capelle ſei Allerheiligen (auch von Vaſari wird nur der Tag und kein Jahr genannt) enthüllt worden. Da nun aus dem Briefe an Fattucci (Mil. CCCLXXXIII.) hervorging, daß Michelangelo die geſammte Arbeit in zwei große Portionen theilte, und Condivi und Vaſari dies beſtätigten, ſo blieb nichts übrig, als anzunehmen, Vaſari und Condivi hätten vielleicht nur die Monate gezählt, in denen Michelangelo nicht etwa blos Cartons gezeichnet oder gefeiert habe, ſondern in denen er den Pinſel wirklich in der Hand gehabt. In Folge deſſen verlegte ich den Brief (Mil. XV.) ins Jahr 1509, wo, wie Condivi verſichert und Albertini ſo gut wie beſtätigt, (denn auf ihn hin würde zwiſchen 1509 und 1510 immer die Wahl bleiben), die Enthüllung der erſten Hälfte ſtattfand. Ueber Anfang und Ende der Arbeit an der zweiten Hälfte war weiter nichts vorzubringen, als daß 1512 die Gerüſte in der Capelle noch nicht abgebrochen waren (cf. L. M. IV. I, 514). Ich mußte mich deshalb begnügen, in einer Anmerkung auf jene Bleiſtiftnotiz „1512" hinzuweiſen, mit welcher ich nichts anzufangen wußte (L. M. ibid.). Mit der Datirung 1509 dieſes Briefes fielen nun zugleich übrigens eine Anzahl datumloſer anderer Briefe, in welchen von der baldigen Vollendung der Capelle die Rede war oder welche anderen Anzeichen nach mit dem obengenannten in offenbarer Verbindung ſtanden, ebenfalls ins Jahr 1509.

Unbegreiflicher Weiſe nun iſt Milaneſi, dem das volle Material doch zu Gebote ſtand um die richtige Jahreszahl ſofort herzuſtellen, meiner Datirung

gefolgt, indem er jenen Brief (Mil. XV. L. M. I, 514) und die dazugehörigen in's Jahr 1509 ſetzte. Zugleich publicirt er jedoch aus dem Archivio Buonarroti eine Anzahl neuer Briefe, welche das ausgeſchriebene Datum 1512 tragen und welche mit jenen anderen datumloſen, von mir in's Jahr 1509 geſetzten dermaaßen zuſammen gehören, daß der unbekannten Hand, welche auf den Brief des Brit. Muſ. „1512" mit Bleiſtift aufgezeichnet hatte, die vollſte Berechtigung dazu nachträglich zuzuerkennen iſt. Die Briefe gehören ſammt und ſonders ins Jahr 1512, und wenn daher Michelangelo ſeinem Vater ſchreibt, daß er die Capelle fertig habe, ſo geſchah dies kurz vor Allerheiligen 1512, und nicht 1509, wie ich früher angenommen hatte.

Dieſer Irrthum Milaneſi's iſt ſo klar, daß darin wohl der Grund liegt, daß Anrelio Gotti in ſeiner neuen Biographie Michelangelo's (I, 78) ohne weitere Ausführung einfach ausſpricht, daß er den Brief Mil. XV. im Gegenſatze zu Milaneſi in's Jahr 1512 ſetze. Gründe giebt er nicht an. Wahrſcheinlich geht er auch um Milaneſi zu ſchonen, ſo ſanft über die Sache hinweg. Zugleich publicirt Gotti, welchem die an Michelangelo gerichteten Briefe des Archivio Buonarroti (die einſtweilen wieder für die alleinige Benutzung blos florentiniſcher Gelehrten im Manuſcripte noch zurückgehalten werden) zu Gebote ſtehen, einen Brief an Michelangelo, welchen deſſen Freund Roſelli aus Rom nach Florenz im Jahre 1506 ſchrieb, als eben Michelangelo von Rom geflohen war. Aus ihm erſehen wir, daß bereits vor dieſer Flucht an eine Ausmalung der Sixtina vom Papſte gedacht wurde, und daß Michelangelo damals ſchon mit dieſem Unternehmen in Verbindung gebracht worden war. Bisher wußten wir nicht anders, als daß der Pabſt erſt 1508 den Gedanken gefaßt hatte.

Die Chronologie der Malerei ſtellte ſich demzufolge ſo.

Beginn der Malerei in der Mitte der gewölbten Decke (ohne die Seitenwände, auf denen ſich die Sibyllen und Propheten befinden) d. 10. Mai 1508 laut Michelangelo's bereits erwähnter eigener Notiz. (Mil. p. 563.) Die Zeit der Vollendung iſt unbekannt. Für ſie bleibt uns nur Condivi's Angabe, welcher ausdrücklich erzählt, die Enthüllung der erſten Hälfte als ſolcher habe ſtattgefunden und allgemeines Aufſehen in Rom erregt.

Sollte dem etwa widerſprochen werden, ſo findet ſich für das Factum, daß die Mittelbilder der Wölbung zuerſt und als Arbeit für ſich aufgedeckt worden ſeien, auch als ſolche zu den Merkwürdigkeiten Roms gehört hatten, eine Beſtätigung, welche allen Anſprüchen genügen dürfte, in Albertini's bereits erwähntem kleinen Buche über die Mirabilia Urbis, welches 1509 geſchrieben und 1510 gedruckt worden iſt. (Ich habe, da es ſelten iſt, die entſcheidende Stelle in Künſtl. u. K. II., 207 wiederabdrucken laſſen.) Nehmen wir dazu, daß die Enthüllung doch jedenfalls bei Anweſenheit des Pabſtes ſtattfinden mußte und daß Giulio II. im October 1509 nach Rom zurückkam, ſo könnte ſogar etwas wie Allerheiligen 1509 heraus kommen.

Für den Beginn der Arbeit an der zweiten Hälfte der Malerei fehlt wiederum das Datum. Im September 1510 ſchreibt Michelangelo ſeinem Vater, er wiſſe

noch nicht, wenn er mit der „zweiten Hälfte" beginnen werde. Anfang Januar 1511 meldet er, er werde nach Florenz kommen wenn er hier (in Rom) zu Ende sei. Im October 1512 war auch diese Arbeit abgethan.

Vielleicht erscheint zu näherer Bestimmung des Anfangs der Malerei für die zweite Hälfte hier folgende Rechnung erlaubt.

Condivi sagt, Michelangelo habe die ganze Capelle in 20 Monaten vollendet, was bisher auf die gesammte Malerei, erste und zweite Hälfte zusammen, bezogen worden war; allein wenn wir jetzt mit schärferen Augen zusehen, finden wir, daß Condivi nur die zweite Hälfte dabei im Auge gehabt hat. Rechnen wir nun 20 Monate von Mitte October 1512 rückwärts, so kommen wir auf Hälfte Februar 1511, was mit jenem Briefe Michelangelo's vom 10. Januar 1511 an seinen Vater stimmte. Michelangelo hätte demnach Mitte Januar etwa die entscheidende Weisung empfangen, fortzufahren, und sich Mitte Februar von neuem an's Werk gemacht. Es pflegt im Januar in Rom so kalt zu sein, daß Frescomalereien dann nicht gut unternommen werden können.

Sehen wir nun, wie zu alledem sich Condivi's Erzählung verhält.

Davon daß der Pabst bereits 1506 an die Malerei in der Sistina gedacht und Michelangelo dazu habe brauchen wollen, sagt Condivi nichts. Er berichtet den Hergang der Flucht fast mit denselben Worten, mit denen er in Michelangelo's Briefe vom Jahre 1542 (Mil. CDXXXV.) von diesem selbst erzählt wird. Michelangelo also müßte es vergessen oder diese ersten Belleitäten des Pabstes für so unbedeutend gehalten haben, daß er sie als nicht der Mühe werth auf sich beruhen ließ.

Condivi läßt ebenso fort, daß Michelangelo's erste Entwürfe dem Pabste nicht zugesagt hatten, worauf er einen neuen, erweiterten Plan vorlegte, auf den hin, für eine größere Summe, der Contract geschlossen wurde. Wir wissen aus dem Vergleiche jener ersten fünf Berichte über die Flucht aber, wie wenig Michelangelo die Behandlung von Nebenumständen für das hielt was die Wahrhaftigkeit des Factums begründete. Condivi's, d. h. Michelangelo's Erzählung durch Condivi's Feder, entspricht übrigens was die Malerei in der Cappelle anlangt auf das genaueste denjenigen Daten, welche, wie wir sahen, die neugedruckten Briefe ergeben. Michelangelo hatte Alles richtig im Gedächtnisse behalten und Condivi nur in Unbedeutendem ihn mißverstanden. Jahreszahlen zu geben, schien beiden unnöthig. Die Vollendung zu Allerheiligen bezog sich, wie wir sahen, auf den 1. November 1512 und nicht 1509. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, die Angabe, es habe nun noch zwanzig Monate bedurft, um die zweite Hälfte zu vollenden, anzuzweifeln: Wir haben Iini nicht mit, allgemein genommen, „vollendete", sondern mit „beendete" zu übersetzen. Ebensowenig Grund, die Vollendung und Enthüllung der ersten Hälfte auf besondern Befehl des Pabstes zu bezweifeln, denn Albertini tritt mit dafür ein. Wollten wir was Condivi erzählt ohne daß wir es aus Briefen ꝛc. zu bestätigen vermöchten, als bedenklich fortlassen, so würden wir uns einiger der hübschesten Nachrichten über das persönliche Verhalten des Papstes aus falsch angebrachter Gewissenhaftigkeit entledigen.

Ich habe zum Schluſſe noch einen Punkt zu erwähnen, in welchem Condivi's Erzählung die Malerei in der Sixtina betreffend mit Michelangelo's anderweitigen brieflichen Angaben nicht zu ſtimmen ſcheint.

Michelangelo, nachdem er die Malerei übernommen, fing an Cartons für jene erſten Entwürfe zu zeichnen. Dieſe gefielen dem Papſte nicht. Es handelte ſich dabei um die Geſtalten der Evangeliſten, welche an die Decke kommen ſollten, während die Mitte der Wölbung leer bliebe. Der Papſt habe über die Entwürfe geſagt, es ſei „cosa povera“ es werde ärmlich ausſehen, und Michelangelo habe erwiedert, aber dieſe Männer ſeien ja ſelber auch nur arme Leute geweſen (ein Stich auf die Pracht des päbſtlichen Hofes). In der Folge dann befahl der Pabſt die umfangreichere Compoſition, wie ſie ausgeführt worden iſt. So Michelangelo in ſeinem öfter genannten Briefe an Fattucci.

Condivi dagegen erzählt, es hätten, als der Pabſt die Aufdeckung der Capelle befohlen, noch die goldnen Lichter gefehlt, welche den Frescogemälden am Schluße aufgeſetzt zu werden pflegten. Der Papſt habe dieſe nachträglich noch gewünſcht, Michelangelo aber ſich dem Anſinnen mit der Ausrede entgegengeſtellt, dieſe Männer hätten kein Gold auf dem Leibe gehabt, und als der Pabſt darauf beſtanden mit der Bemerkung „sarà cosa povera“, habe Michelangelo erwiedert „dieſe die ich hier gemalt habe, lebten auch in Armuth“. In der That fehlen der Malerei in der Sixtina die goldenen Lichter.

Offenbar widerſprechen ſich dieſe beiden Verſionen nicht, ſondern Michelangelo, als er Condivi den Vorfall erzählte, erinnerte ſich diesmal deutlicher daran, denn Condivi's Erzählung iſt hier die, welche die ſchärfer zugeſpitzte Pointe hat. Es würde zuviel ſein, abermals auf die Conſequenzen hinzuweiſen, welche die Confrontation der Anfangs gegebenen fünf Berichte über Michelangelo's Flucht für dieſen Fall haben muß.

H. G.

Reichsregierung und preußiſche Miniſterien.

Die Ernennung des Staatsſecretärs im Auswärtigen Amt Herrn v. Bülow und des Präſidenten des Reichskanzleramtes, Herrn Hofmann, zu preußiſchen Staatsminiſtern iſt der Gegenſtand einer lebhaften Discuſſion in der Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 23. Juni d. J. geweſen. Die dem Reich befreundeten Parteien nahmen die Maßregel als eine neue Etappe in der Entwickelung der Reichsbehörden, als einen Verſuch zu deren feſterer Organiſation im Ganzen ſtillſchweigend hin. Die Oppoſition erhob Widerſpruch und benutzte die geſchehenen Ernennungen als Agitationsmittel für ihre Zwecke. Schwerlich iſt die Angelegenheit durch die Verhandlung im Landtag ſchon erledigt. Die Klerikalen werden es ſich nicht nehmen laſſen, ſie im Reichstag noch einmal zur Sprache zu bringen. Umſomehr dürfte es ſich rechtfertigen, wenn der Frage jener Miniſterernennungen in Betreff ihrer Geſetzmäßigkeit und ihrer politiſchen Zweckmäßigkeit hier einige Blätter gewidmet werden.

Vom formal-geſetzlichen Standpunkt, ſei es des Reichs, ſei es Preußens, läßt ſich Nichts gegen die Maßregel einwenden. Denn die Berufung von Miniſtern iſt ein Theil der Staatsverwaltung, und gebührt deshalb nothwendig der Exekutive, mithin dem Staatsoberhaupt. Entſpricht dies der allgemeinen konſtitutionellen Doktrin, ſo iſt es bei uns, ſowohl im Reichs- wie im preußiſchen Staatsrecht, beſonders verbrieft, indem nach den Art. 15, 17, 18 der Verfaſſung des Deutſchen Reichs vom 16. April 1871 der Kaiſer den Reichskanzler, der die Geſchäfte unter ſeiner alleinigen Verantwortlichkeit leitet, und die Reichsbeamten ernennt, und der Art. 45 der preußiſchen Verfaſſung vom 31. Januar 1850 dem Könige allein die vollziehende Gewalt und das Recht, die Miniſter zu ernennen, beilegt. Eine abweichende Meinung in dieſem Punkte iſt denn auch bisher nirgends hervorgetreten.

Dagegen hat man in der Maßregel einen Widerſpruch mit dem Geiſte der preußiſchen Verfaſſung finden wollen. Man hat den Einwurf erhoben, die Maßregel verletze das ſtaatsrechtliche Herkommen in Preußen. Allein dieſer Einwurf iſt unhaltbar. Sollte er beſtehn, ſo müßte der Nachweis geführt werden, daß in der vorkonſtitutionellen Zeit eine andere beſtimmte Organiſation der oberſten Landesbehörde in ſtetigem Gebrauch geweſen, und daß ebendieſelbe bei Einführung verfaſſungsmäßiger Zuſtände ausdrücklich als Theil des Staats-

grundgesetzes mitübernommen sei. Aber der eine wie der andere dieser Sätze wird durch die urkundlichen Thatsachen widerlegt. Für das Herkommen in der vormärzlichen Zeit hat man sich auf das Publikandum vom 16. Dezember 1808 und die Verordnung vom 27. Oktober 1810 berufen. Wenn durch diese landesherrlichen Akte nun auch eine gewisse Gestaltung der Staatscentralbehörde beabsichtigt wurde, so ging dieselbe doch ursprünglich auf etwas Anderes, als eine reine Minister-Organisation, und gelangte insoweit nicht einmal zur Ausführung. Soweit sie aber nebenher eine Minister-Organisation wirklich schuf, ist solche in dem Zeitraum bis 1848 hin den zahlreichsten und wesentlichsten Aenderungen ausgesetzt gewesen. Ein kurzer Blick in die Gesetzsammlung genügt hierfür. Die Bildung, welche durch die Verordnung vom 27. Oktober 1810 geplant ward, war ein Staatsrath, von welchem die Minister nur einen Bestandtheil ausmachen, welcher im Uebrigen aber aus den großjährigen Prinzen, einem Staatskanzler und einem Staatssekretär sich zusammensetzen sollte; und dieser kombinirte Staatsrath war als oberste Verwaltungsbehörde unter Leitung des Staatskanzlers gedacht. Die Idee blieb jedoch ein todtgeborenes Kind. Der Staatsrath, wie er durch die Verordnung vom 20. März 1817 wirklich ins Leben gerufen ward, schrumpfte zu einer bloß berathenden Centralbehörde zusammen. Das Amt des Staatskanzlers wurde allerdings in der Person von Hardenberg besetzt, ging aber nach dessen Tod (1822) wieder ein. Der Staatsminister sollte es nach der Verordnung vom 27. Oktober 1810 fünf geben; nämlich für die Finanzen, das Innere, die Justiz, das Auswärtige und das Kriegsdepartement. Diese Gestaltung erhielt auch durch die Kab. Ordre vom 3. Juni 1814 im Wesentlichen Bestätigung. Lange blieb es jedoch nicht hierbei. Vom Ministerium des Innern ward im Jahre 1817 theils das des Kultus, des Unterrichts und der Medizinalangelegenheiten, theils das des Handels abgezweigt. Das 1814 errichtete Polizeiministerium wurde 1819 mit dem des Innern vereinigt, das Handelsministerium 1825 wieder aufgelöst und erst durch Erlaß vom 17. April 1848 von Neuem konstituirt. Im Jahre 1819 erfolgte die Schaffung eines Ministeriums des Königlichen Hauses. Das Landwirthschaftliche Ministerium verdankt seine Entstehung erst dem Erlaß vom 25. Juni 1848. Aus dieser Zusammenstellung, bei der eine Reihe von Zwischenbildungen noch gar nicht Berücksichtigung gefunden hat, ergiebt sich, daß bis 1848 hin von einer festen Krystallisation des Ministeramts nicht die Rede sein kann. — Fällt schon damit der ganze Angriff, so kommt noch hinzu, daß auch aus dem Recht seit Einführung der Verfassung kein Material zum Angriff zu entnehmen ist. Denn wenn Art. 45 der Verfassung vom 31. Januar 1850, wie erwähnt, dem Könige das Recht der Ministerernennung verleiht, so stellt dies lediglich ein allgemeines Princip, ohne Anknüpfung an eine bestehende Gestaltung des Ministeriums, dar, ja der Artikel ist ohne jeden Zusammenhang mit der Vergangenheit, indem er bekanntlich aus der belgischen Verfassung importirt ist.

Diese Ausführung entkräftet zugleich den zweiten Einwurf, den man daraus entnommen hat, daß den neuen Ministern wider den Brauch kein bestimmtes

Reſſort zugetheilt worden ſei. Angenommen die Richtigkeit der Thatſache, ſo kann auch hier, da eine Obſervanz in Hinſicht der Organiſation des Miniſteriums überhaupt nicht nachweisbar iſt, von einer Zuwiderhandlung gegen den Brauch nicht geſprochen werden. Uebrigens wäre die vermeintliche Obſervanz mindeſtens einmal, und zwar in der konſtitutionellen Zeit und ohne Widerſpruch der Landesvertretung, durchbrochen worden, indem im Miniſterium der neuen Aera (1859) Herr v. Auerswald Miniſter ohne Portefeuille war. Auch könnte man aus der allgemeinen konſtitutionellen Doktrin und Erfahrung ein Argument gegen derartige Miniſter nicht herleiten, wie das Beiſpiel anderer Staaten zeigt. Die Hauptſache iſt aber, daß bei Licht beſehn die Behauptung: die neuen Miniſter ſeien reſſortlos, kaum beſtehen kann. Nach der amtlichen Erklärung des Vicepräſidenten des Staatsminiſteriums, Camphauſen, in der Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 23. Juni 1876 iſt die Ernennung in der Abſicht erfolgt, daß die neuen Miniſter die unzertrennlich-gemeinſamen Intereſſen des Reiches und Preußens vermitteln und in dieſer Richtung den preußiſchen Verwaltungsminiſtern als Beirath dienen ſollen. Hiernach iſt die fragliche Thatſache dahin einzuſchränken, daß die neuen Miniſter nicht grade einem Zweige der Landesverwaltung vorzuſtehen haben; ſonſt aber haben ſie ein Reſſort, welches ich als ein reichspolitiſches Syndikat definiren möchte. Daß ein ſolches Miniſteramt, angeſichts der Doppelſtellung Preußens als Präſidialmacht und Gliedſtaat des Reiches, ſeine Berechtigung hat und einem wirklichen Bedürfniß entſpricht, werde ich noch weiter unten hervorheben.

Mit dem erwähnten Vorwurf verwandt iſt der fernere Einwand, daß trotz des Art. 45 der Verfaſſung es der Krone nicht zuſtehe, beliebig viele Miniſter zu ernennen. Beides läuft darauf hinaus, daß durch Berufung von Miniſtern ohne Portefeuille in beliebiger Zahl die verfaſſungsmäßige Kontrole der Landesvertretung beeinträchtigt werde. Eine jede Erſchwerung dieſer Kontrole muß freilich als unkonſtitutionell gelten, die Frage iſt nur, ob Miniſterernennungen obiger Art eine ſolche Erſchwerung zur Folge haben, ja auch nur zur Folge haben können. Nach Art. 44 der Verfaſſung wird die Verantwortlichkeit der Miniſter für Regierungsakte lediglich dadurch begründet, daß ſie dieſelben gegenzeichnen. Mithin kann und darf in jedem Falle die Landesvertretung nur an die Kontraſignatur ſich halten. Nur diejenigen Miniſter, welche gegengezeichnet haben, ſind verhaftet; dann aber, ohne Rückſicht auf Reſſort oder Zahl, ſolidariſch. Daraus folgt, daß die bloße Ernennung oder Exiſtenz von Miniſtern überhaupt ohne Bedeutung für das Kontrolerecht der Volksvertretung iſt.

Nur in Einem Falle würde die Ernennung mit dem beſtehenden preußiſchen (wie deutſchen) Staatsrecht unvereinbar ſein; nämlich, wenn die neuen Miniſter als ſolche Gehalt aus der preußiſchen Staatskaſſe bezögen. Denn die Ernennung iſt ohne Zuſtimmung der Volksvertretung erfolgt; und es muß als beſtehendes Recht Preußens (wie des Reiches) gelten, daß die Errichtung beſoldeter Behörden oder Beamtenſtellen oder eine Gehaltserhöhung derſelben das Finanzrecht der Landesvertretung berührt, und zu ihrer Verfaſſungsmäßigkeit

deren Genehmigung, sei es mittels Etats- oder besonderen Gesetzes, voraussetzt. Allein jene Bedingung trifft hier nicht zu, da die Herren von Bülow und Hofmann kein preußisches Gehalt beziehen.

Das Zeugniß der *Gesetzmäßigkeit* darf also der Maßregel nicht versagt werden, ihr *politischer* Werth aber ist durch den Vicepräsidenten Herrn Camphausen in der erwähnten Sitzung des Abgeordnetenhauses hervorgehoben. Die Entwicklung Preußens sei nicht denkbar ohne das Gedeihen des Reichs. Deshalb müsse bei jeder Maßregel Preußens deren Wirkung auf das Reich ins Auge gefaßt werden. Zum Beirath nun in solchen Fragen, die an jeden Ressortchef heranträten, seien die neuen Minister berufen. An Stelle des moralischen Einflusses Delbrück's träten sie mit einem bestimmten Rechtsverhältniß. Es handle sich also um nichts Andres, als um die Ernennung der Repräsentanten der Beiden, Preußen wie Deutschland, gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Das Ministerium glaube und erwarte, daß es hierin, ohne Verletzung der preußischen Interessen, durch die neuen Kollegen werde unterstützt werden. Ein Bedenken darin, daß letztere im Reich dem allein verantwortlichen Reichskanzler untergeordnet seien, finde es nicht, da dieselben thatsächlich immerhin eine den preußischen Ministern analoge Stellung einnähmen, und nicht abzusehen sei, weshalb sie nicht im preußischen Ministerrath ein unabhängiges Votum abzugeben befähigt sein sollten.

Als Grundgedanke dieser Rechtfertigung springt das Verhältniß Preußens zum Reich hervor. Dasselbe kennzeichnet sich als ein Verhältniß *unzertrennlich-gemeinsamer* Interessen. Preußen ist im Deutschen Reich nicht nur der erste Gliedstaat, insofern es an physischer und historischer Autorität die andren Gliedstaaten weit überragt; es ist zugleich bevorrechtet. Denn das Reich, als Bundesstaat, als juristische Person des öffentlichen Rechts, ist auf die Regierung durch Vertreter angewiesen; und diese Vertretung ist wiederum in Folge jenes Uebergewichts Preußen beigelegt, indem verfassungsmäßig dem Träger seiner Krone die Präsidial- und Regierungsgewalt im Reich für alle Zeit übertragen ist. Daraus aber ergiebt sich eine wesentliche Interessenverknüpfung. Das Reich findet in Preußen seinen Hauptbestandtheil und seinen Geschäftsführer. Preußen sieht im Reich den größeren Staatszweck, dem es als Hauptstütze und als Geschäftsführer zu dienen hat.

Aus dieser Erwägung folgt für unsren Fall eine doppelte Nutzanwendung.

Geht man davon aus, daß Preußen Geschäftsführer des Reichs ist, so läge an sich Nichts näher, als daß Preußen einfach seinen Regierungsapparat dem Reich zur Verfügung stellte. Als volle Konsequenz des Satzes böte sich die schlechthin einheitliche Kombinirung der Reichs- mit der preußischen Landesregierung. Die heutige Lage der Dinge setzt dem aber eine Schranke; schon um deshalb, weil die Kompetenz des Reichs in den bedeutendsten Zweigen der Regierung, namentlich in der inneren Verwaltung, noch so gut wie ausgeschlossen ist. Aber schon heute ist es undenkbar, daß, obwohl die Reichsverfassung Nichts darüber bestimmt, die Person des Reichskanzlers, welcher der eigentliche Leiter

der Reichsgeſchäfte und konſtitutionell allein verantwortlich iſt, jemals von der Perſon des preußiſchen leitenden Miniſters verſchieden ſein könnte. Naturgemäß vermag nun aber der Reichskanzler nicht im Entfernteſten allein die Reichsgeſchäfte zu beſorgen, iſt vielmehr auf Hülfskräfte angewieſen. Die Stellung dieſer Gehülfen, ſoweit ſie unmittelbar unter dem Reichskanzler und an der Spitze gewiſſer Regierungszweige ſtehen, läuft mit Nothwendigkeit auf eine miniſterähnliche hinaus; eine Anſicht, welche auch die Erklärung des preußiſchen Staatsminiſteriums theilt. Deshalb erſcheint es heute ſchon erſtrebenswerth, daß dieſe miniſtergleichen Reichsämter möglichſt mit preußiſchen Miniſterpoſten kombinirt werden. Aber auch jeder andre Schritt muß uns willkommen ſein, der nur die Verbindung zwiſchen Reichs- und preußiſcher Landesregierung lebendiger und reicher zu geſtalten geeignet iſt. Zu ſolchen Schritten iſt auch die hier fragliche Ernennung höchſter Reichsbeamten zu preußiſchen Miniſtern zu zählen. Denn die nunmehrige Stellung der Berufenen wird ein verſtärktes Ineinandergreifen der Beziehungen und Handlungen beider Staaten zur Folge haben. Ich verſtehe nicht, weshalb ein Redner der Fortſchrittspartei die Vermittlung zwiſchen Reich und Preußen ausreichend durch die Einheit zwiſchen Reichskanzler und preußiſchem Miniſterpräſidenten und durch die Abordnung preußiſcher Miniſter zum Bundesrath gewahrt finden konnte. Wenn er an ſich eine Vermittlung wünſcht, und wenn er dieſelbe auf Grund der unzertrennlichen Gemeinſamkeit des Reichs- und des preußiſchen Intereſſes wünſcht, ſo ſcheint er dem Vorwurf des Widerſpruchs mit ſich ſelber kaum entgehen zu können. Auch den Einwand halte ich für unzutreffend, daß den neuen Miniſtern, vermöge ihrer reichsdienſtlichen Unterordnung unter den Reichskanzler, die Befähigung zu einem unabhängigen preußiſchen Miniſtervotum abgehn werde. Es iſt wahr, ſie ſind, da ihnen die konſtitutionelle Haftung fehlt, lediglich dem Reichskanzler verantwortlich und von dieſem abhängig. Aber iſt die Stellung wirklicher Miniſter und Mitglieder eines Miniſterkollegiums, wie des preußiſchen, weſentlich anders? Sind dieſe, neben der Vertretung vor dem Landtage, nicht auch von ihrem Chef, dem Miniſterpräſidenten, abhängig? Oder ſollte Letzterer weniger die Macht beſitzen, einen ihm feindlichen Miniſter zu beſeitigen, als der Reichskanzler einen Reichsbeamten in miniſterähnlicher Stellung? Die Berufung ſolcher Reichsbeamten zu preußiſchen Miniſtern aber kann deren Unabhängigkeit nur noch ſtärken, weil ſie ſich fortan auch der preußiſchen Volksvertretung gegenüber verantwortlich fühlen müſſen.

Ebenſo unbedenklich erſcheint der Fall gegenüber der zweiten Nutzanwendung. Hält man wiederum den Satz feſt, daß Preußen der weitaus hervorragendſte Einzelſtaat und zugleich der Geſchäftsführer des Reichs iſt, ſo dürfte die Folgerung unabweisbar ſein, daß die Geſichtspunkte für die innere wie äußere Politik des Reichs den Wohlfahrtsbedingungen Preußens Rechnung tragen müſſen. Ein Unterſchied oder gar ein Gegenſatz zwiſchen der Reichspolitik und der preußiſchen Politik läßt ſich nicht denken. Daraus folgt für die geſchäftsleitenden Beamten des Reichs, alſo nicht bloß für den Reichskanzler, ſondern auch für ſeine miniſter-

ähnlichen Gehülfen, daß sie gründliche Kenntniß und Erfahrung in den preußischen Staatsdingen haben müssen. Wie anders aber können sie dieser Vorbedingung genügen, als durch die Schule der preußischen Verwaltung? Deshalb gelange ich zu der Forderung, daß der Mehrzahl nach die Reichsbeamten aus preußischem Regierungspersonal, und zwar aus dessen ersten Kräften zu entnehmen sind. So weit aber die übrigen Bundesstaaten befähigte Männer bieten, müssen sie durch Combinirung ihrer Stellen mit den höchsten preußischen Landesämtern in die preußische Verwaltung eingeführt werden. Eine solche Maßregel ist als ein Schritt zur Stärkung der Wechselbeziehungen zwischen der Reichs- und der preußischen Landesregierung nur zu billigen. —

D. R. in Rchb.

Notizen.

Von den „Jahresberichten über die Veränderungen und Fortſchritte im Militärweſen“, welche der Oberſt H. v. Loebell ins Leben gerufen hat, liegt der zweite vor. Er iſt, wie der erſte, welchem wir von Jahresfriſt eine ausführliche Beſprechung widmeten, ein ſchönes Zeugnis für den regen wiſſenſchaftlichen Sinn unſres Heeres, für das praktiſche Talent des Herausgebers, für die Eintracht der Mitarbeiter; es giebt manche ſtolze Wiſſenſchaft, deren Jünger ſich trotz ſtets wiederholter Bemühungen Einzelner nicht ſo willig zuſammenführen laſſen wie dieſe Männer des Schwertes. Die innere Einrichtung iſt dieſelbe geblieben; doch iſt die Zahl der Berichte gewachſen, während ihr durchſchnittlicher Umfang erheblich abgenommen hat: je mehr grundlegende Artikel vorhanden ſind, deſto kürzer können die Fortſetzungen gefaßt werden. Mit Genugthuung wird jeder den Fortfall des bairiſchen Sonderberichtes und die Aufnahme biographiſcher Nachrichten, deren Sammlung ſo außerordentlich ſchwer fällt, begrüßen; vermißt haben wir eine Notiz über die Brüſſeler Konferenzen. Beſondere Sorgfalt iſt auf den deutſchen und den franzöſiſchen Bericht verwendet worden. Die rückhaltloſe Offenheit des erſteren wird manchen älteren Leſer, welcher noch an die Geheimnisthuerei früherer Zeiten gewöhnt iſt, überraſchen; über eine ganze Reihe von Reformen, welche aus den politiſchen Zeitungen gar nicht, kaum aus den militäriſchen Zeitſchriften zu erſehen war, wird der Freund des Heeres hier zum erſten Male im Zuſammenhange unterrichtet: nur bei der Beſprechung des Feſtungsweſens findet ſich eine Ausnahme von dieſem Grundſatz der Publizität. Aus der Lektüre des franzöſiſchen Berichtes gewinnt man die Vorſtellung, daß der Eifer der Heeresreformatoren nicht ohne große Erfolge geblieben iſt; wir mögen uns glücklich preiſen, daß unſre Führer nicht auf ihren Lorberen ausruhen. Die übrigen Artikel ſind natürlich nicht gleichen Werthes — am ſchwächſten dünkt uns der britiſche zu ſein —: bei faſt allen aber wird der hiſtoriſch Gebildete durch das verſtändige Eingehen auf die beſonderen Eigenthümlichkeiten des beſprochenen Staats- und Heerweſens erfreut. Den Preis ertheilen wir willig dem Berichte über die Militärverwaltung, hinter deſſen Chiffre v. E. ſich wohl der Verfaſſer der vortrefflichen „Geſchichte der brandenburgiſch-preußiſchen Heeresverfaſſung“ verbirgt. M. L.

Das Schickſal der vom General Hardegg begründeten, aber unvollendet gelaſſenen „Anleitung zum Studium der Kriegsgeſchichte“ iſt durch

den Tod des Generals Troſchke, welcher die Fortſetzung übernommen hatte, abermals unſicher geworden. Die eben ausgegebene 10. Lieferung, welche den Perſönlichkeiten der neueſten Kriegsgeſchichten gewidmet iſt, ſcheint noch von dem Verſtorbenen herzurühren. An der Anordnung der 1. Auflage ſind einige Aenderungen vorgenommen, welche ſchwerlich durchweg für Verbeſſerungen gelten können; namentlich bemerkt man ungern die Verkürzung des Abſchnittes, welcher von den Zeitſchriften handelt. Daß Geburts- und Sterbejahr nicht bei der Biographie, ſondern bei der allgemeinen Zuſammenſtellung gegeben werden, erſchwert die Orientirung in hohem Grade; deſto beſtimmter hoffen wir, daß die Verlagshandlung für Herſtellung eines guten Regiſters ſorgen wird: hierdurch erſt wird die Schrift für die Forſchung recht nutzbar werden. Dem neuen Bearbeiter möchten wir reichlichere Angabe der Literatur und Erweiterung der einzelnen Lebensbeſchreibungen anempfehlen; den deutſchen ſowohl wie den franzöſiſchen Führern des letzten Krieges ſind in dem vorliegenden Hefte ſo dürftige Notizen gewidmet, daß nur ſehr wenig Leſer eine Bereicherung ihres Wiſſens erfahren werden: nicht einmal das Geburtsjahr iſt durchweg angegeben. Man geſtatte uns bei dieſer Gelegenheit eine allgemeine Bemerkung über die Anfertigung derartiger Biographieen. Es iſt kaum glaublich, wie nachläſſig die meiſten Autoren auf dieſem Gebiete arbeiten; im günſtigſten Falle halten ſie ſich an die gerade vorhandene, panegyriſche Lebensbeſchreibung, in der Regel aber wird ein andrer Lexikon-Artikel einfach abgeſchrieben. Da das Ideal einer Biographie, die aktenmäßige Ausarbeitung, nicht immer erreichbar iſt, ſo wird man wenigſtens darauf beſtehen müſſen, daß niemand ſich die Mühe verdrießen läßt, für ſeinen Zweck ſolche Werke zu excerpiren, welche auf authentiſchen Quellen beruhen. Das iſt eine allerdings beſcheidene, aber nützliche Aufgabe.

M. L.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von G. Reimer in Berlin.

Die neueſte Entwickelung auf dem Gebiete des Heeresdienſtes der Reiterei.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung auf dem Gebiete der Heeresentwickelung, die ſich im Laufe der Zeiten mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit wiederholt, daß die Reiterei während längerer Friedenspauſen oder nach einem ganz beſonders großen Fortſchritte im Bereiche der Waffentechnik mehr in den Hintergrund tritt; daß es erſt wieder kriegeriſcher Ereigniſſe bedarf, welche durch ihre Dauer oder die Maſſe der in ihnen verwendeten Streitkräfte, oder die Größe der in ihnen auftretenden Heerführer einen tiefer greifenden Einfluß gewinnen, um das richtige Verſtändniß für die wahre Bedeutung jener Waffe, ihre hiemit enge zuſammenhängende Organiſation, Erziehung, Führung und Verwendung in weiteren Kreiſen neu zu beleben. Wir ſtehen zur Zeit wieder einmal auf der Grenzſcheide zwiſchen zwei ſolchen Entwickelungsabſchnitten. Der Hinterlader und die gezogene Kanone ſchienen in dem Zeitraume kurz vor den letzten beiden großen Feldzügen der Reiterwaffe die Daſeinsberechtigung wenn auch nicht gänzlich genommen, ſo doch ſehr weſentlich eingeſchränkt zu haben. Man betrachtete ſie in dem Kreiſe der anderen Waffen, und auch in weiteren nicht ſoldatiſchen Kreiſen, als das ehrwürdige Ueberbleibſel einer zwar großen, aber weit überholten Vergangenheit, welches binnen nächſter Zeit von dem Schauplatze kriegeriſcher Thätigkeit, bis auf eine verſchwindende Minderheit, abtreten würde. Jene beiden Feldzüge jedoch haben, zunächſt ohne weſentliches Zuthun der Waffe ſelber, erwieſen, daß man auch mit Hinterlader und gezogener Kanone ſo wie bei vollſter Ausnützung der Eiſenbahnen, ohne Reiterei keine Kriege, namentlich keine großen Kriege führen kann, die Truppe ſelber aber iſt ſich ihrer Bedeutung in erhöhtem Maaße bewußt geworden und hiemit der Forderungen, welche dieſelbe an ihre Leiſtungen ſtellt, ſie iſt eifrigſt beſtrebt alle die Eigenſchaften wieder zu gewinnen, um wie dereinſt, jenen Forderungen gerecht werden zu können, Eigenſchaften, welche ihr in der langen Friedenszeit vorher

mehr oder minder abhanden gekommen waren, unter dem Eindrucke den die hohe Entwickelung der Feuerwaffen und Eisenbahnen in weitesten, auch nicht soldatischen Kreisen gemacht hatte.

In Berücksichtigung dessen, daß die Reiterwaffe sich auch neuerdings, als ein unentbehrliches, durch nichts anderes zu ersetzendes Glied im großen Heeresorganismus erwiesen hat, im Hinblicke auf die Bedeutung, welche ihr in Folge dessen auch für die allgemeinen Staatszwecke beiwohnt, dürften ihre jüngsten Bestrebungen, um sich nach allen Richtungen hin auch ihrerseits auf die Höhe jener ihrer Bedeutung zu stellen und demnächst auf derselben zu behaupten, eine Beachtung verdienen, welche über das bloße Interesse für die Waffe hinausgeht; dürfte eine eingehendere Betrachtung dieser Bestrebungen, ihrer Berechtigung und ihrer Ziele, auch für weitere Kreise mancherlei Anziehendes bieten.

Für das volle Verständniß und eine auf diesem beruhende unbefangene und sachgemäße Beurtheilung dieser Bestrebungen, ist zunächst eine allgemeine Bekanntschaft erforderlich mit den geschichtlichen und sachlichen Verhältnissen, mit den Beziehungen die zwischen der Organisation, Erziehung, Führung und Verwendungsweise der Reiterei und ihren Leistungen bestehen. Werfen wir daher zunächst einen flüchtigen Blick auf die geschichtliche Entwickelung dieser Dinge.

Ich sagte vorhin, die Schwankungen in der Bedeutung, welche man der Reiterwaffe beilegte, seien Erscheinungen, die uns im Laufe der Geschichte wiederholt entgegenträten. Dies reicht weit bis in das Alterthum hinauf und schon zur Zeit Alexanders des Großen tritt uns eine dieser Schwankungen in der scharfen Zeichnung geschichtlicher Thatsachen klar erkennbar entgegen. In den nach jeder Richtung hin sehr hoch entwickelten Heeren der kleinen griechischen Freistaaten hatte die Reiterei auf den verhältnißmäßig beschränkten Kriegsschauplätzen, nur eine untergeordnete Rolle zu spielen vermocht. Sie war vorhanden, trug auch bereits ein gewisses aristokratisches Gepräge, da um Reiterdienste leisten zu können, bedeutendere Geldmittel erforderlich waren, aber ihr fehlte einerseits das ausgedehntere Thätigkeitsfeld um ihre Eigenschaften zur vollen Entfaltung bringen zu können, andrerseits machte sich das Bedürfniß nach einer solchen Entfaltung nicht besonders fühlbar. Die zu durchmessenden Räume waren klein, die Dauer der Kriege kurz. Der Vater jenes großen Eroberers, Philipp von Macedonien erkannte bereits in höherem Maaße die Unentbehrlichkeit einer tüchtigen Reiterei für die ausgedehnteren kriegerischen Thätigkeitsgebiete, auf denen er sich bewegte und wendete ihr in Folge dessen eine erhöhte Aufmerksamkeit zu. Alexander aber erst gewann das volle Verständniß für ihre Bedeutung und gab ihr während seiner kühnen

Eroberungszüge bis zum Indus hin die Organiſation und Verwendung, welche ſie ſchon damals auf die Höhe ihrer Leiſtungen führte. Seine vortrefflich ausgerüſteten und geſchulten Reitergeſchwader, an deren Spitze er ſelber mit Vorliebe kämpfte, zeigten ſich den zahlloſen Reiterſchwärmen ſeiner aſiatiſchen Gegner nicht nur gewachſen, ſondern weit überlegen, durch die Sicherheit mit der ſie die Geſammtmaſſe der ihnen inne wohnenden Kräfte auf dem Punkte zur vollen Geltung zu bringen wußten, wo dieſelbe am entſcheidendſten wirken mußte. Dieſe Sicherheit aber hatten ſie gewonnen durch die zweckmäßige Gliederung und gründliche Schulung, durch das Bewußtſein ihrer Ueberlegenheit, welche Alexander verſtanden hatte ihnen zu geben.

Unabhängig von den größeren Heereskörpern des Fußvolkes, welches, wie in jedem gut gegliederten Heere ſo auch hier, den Kern bildete, waren ſie das Auge und Ohr ihres königlichen Feldherrn, durch ſie erſpähte er die Schwächen ſeiner Feinde, ſie bildeten den Schleier durch den er die Bewegungen ſeiner Schlachthaufen verhüllte, unter deſſen Deckung er dieſelben zum vernichtenden Stoße gegen jene Schwächen heranführte. Fanden die Reiterſchaaren Alexanders, in der Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit, welche er ihnen gegeben, die Fähigkeit, dem Heere in den vorbereitenden Phaſen des Kampfes dieſe wichtigen Dienſte zu leiſten, ſo erwuchs ihnen in denſelben auch die Möglichkeit, den Schlachthaufen des Fußvolkes im eigentlichen Kampfe überall da eine augenblicklich wirkſame Unterſtützung zu bringen, wo die Schwankungen deſſelben eine ſolche erforderlich machten, die örtlichen Erfolge dieſer Kampfesarbeit bis zur vollendeten Entſcheidung zu ſteigern. Dieſes Alles aber iſt das Weſen reiterlicher Thätigkeit im Rahmen des großen Heeresdienſtes, einer Thätigkeit der eben nur ſie vermöge der ihr inne wohnenden Eigenſchaften der Schnelligkeit und der mächtigen phyſiſchen Stoßkraft zu genügen vermag, Eigenſchaften die ſie wiederum nur dann voll zu entwickeln im Stande iſt, wenn ihr die volle Freiheit der Bewegung, ſowohl nach Zeit als Ort, eingeräumt wird.

Noch eine Zeit lang nach Alexanders Tode, unter den Diadochen, den Generalen, welche in des großen Feldherrn Schule gelernt hatten und dort, wo man ſeine Weiſe der Kriegführung nachahmte, erhielt auch die Reiterei ſich auf der Höhe ihrer Tüchtigkeit und Leiſtung. Doch allmälig zerfiel mit dem mächtigen Reiche auch die hievon unzertrennliche Großartigkeit der Kriegführung, die politiſchen Intereſſen wurden perſönlich begrenzter, mit ihnen die Kriegsſchauplätze enger, auf denen die Conflikte dieſer Intereſſen ihren endlichen Austrag fanden. Die Rückwirkung auf die Reiterei blieb nicht aus. Sie ſank mit der Beſchränkung ihrer Auf-

gaben von der Höhe der Leistung mehr und mehr herab, auf welche sie jener erste der vier großen Meister in der Kriegskunst geführt hatte. Sie wurde wiederum nur zu einer bloßen Hilfswaffe für das Fußvolk, welches, namentlich in den römischen Heeren, einen immer höheren Grad der Entwickelung erlangte. Zwar traten einzelne hervorragendere Heerführer auf, unter ihnen wohl der bedeutendste Hannibal, die auf ihren weiten kühnen Zügen eine tüchtige, ihrer Heeresaufgabe gewachsene Reiterei nicht entbehren konnten, sich dieselbe denn auch vorübergehend zu schaffen wußten, doch ihre Bahnen waren zu kometenartig, man sah sie, so lange sie an dem Horizonte der Geschichte dahinzogen, doch sie hinterließen keine bleibenderen Werke.

Erst Caesar, der zweite in der Vierzahl der weltgeschichtlich gewordenen Feldherren, gab auch der Reiterei das eigentliche Feld ihrer Thätigkeit, eine derselben entsprechende Gliederung dauernd wieder. Er fand die römische Reiterei den Legionen des Fußvolkes angeschlossen, löste sie jedoch aus diesen ihre Thätigkeit lähmenden Fesseln, stellte sie in größeren selbstständigen Verbänden unter eigene Führer und zog aus dieser Einrichtung auf seinen weiten Kriegszügen den höchsten Vortheil.

So blieb es mit geringen Schwankungen bis zum Beginne der Völkerwanderung, deren gewaltige Wogen mit dem römischen Staatswesen auch eine seiner vornehmsten Stützen, das vortrefflich gegliederte Heer allmälig zerstörten. Die Legionen jenes unüberwindlichen Fußvolkes, welches auf den Schlachtfeldern dreier Welttheile seinen Namen mit dem Siege gleich bedeutend gemacht hatte, verschwanden und fanden Jahrhunderte hindurch keine Nachfolger mehr. Ueberall führte der wehrfähige Mann seine Kämpfe hoch zu Rosse mit Lanze und Schwert, sei es in eigener Fehde, sei es im Dienste eines Mächtigeren. Reiter oder Ritter und Krieger waren gleichbedeutende Begriffe geworden. Es war die Zeit der Ritterschaft, welche sich aus jenen Kämpfen der Völkerwanderung entwickelte; die Reiterei beherrschte ausschließlich die Kampffelder, wo Fußvolk neben ihr noch auftrat geschah dies in ganz untergeordneter Weise, sowohl der Zahl als der Verwendungsart nach. Da die Reiterei somit auf keinen andern Gegner traf, als sich selber, litt sie an ihrer Kampfesgliederung und Kampfesart Schaden, sie wurde ebenso einseitig und unfähig in ihrer Alleinherrschaft, wie dereinst in ihrer Dienstbarkeit. Man kannte nur tiefe Haufen gewappneter Reiter, welche auf einander losstürzten um dann im Einzelkampfe Mann gegen Mann die Entscheidung des Tages zu erstreiten, Turnir- und Kampfplatz sahen sich zum Verwechseln ähnlich. Alle die flüchtigen Nebenerscheinungen, als Bogenschützen zu Pferd und zu Fuß, leichte Speerträger u. dgl. m. welche die kriegerische Geschichte des

Mittelalters uns vor das Auge führt, waren eben nur Ephemeriden, welche an dieſem Weſen der Sache nichts änderten. Dieſe Einſeitigkeit aber wurde, wie jede Einſeitigkeit, das Verderben des mittelalterlichen Reiterthumes. Aus den Mauern der Städte, hinter die der nicht reiſige Mann ſich geflüchtet hatte, aus den unzugänglichen Gebirgsthälern des ſchweizer Alpenlandes, auf dem ſchwanken Moorboden, zwiſchen den Kanälen und Deichen der norddeutſchen Niederungen, trat jenen ſtolzen Reiterſchaaren ein in ſeiner Kampfesweiſe ſich immer mehr vervollkommnendes Fußvolk entgegen, an deſſen dicht geſchaarten, von langen Spießen und Hellebarden ſtarrenden Haufen ſich ihre kühnen Angriffe brachen, denen ſie in ihre ungangbaren Schlupfwinkel nicht zu folgen vermochten oder einzeln zum Opfer fielen, wenn ſie dies dennoch unternahmen. Die Ritter ſtiegen aus dem Sattel und verſuchten auf gleichem Boden und in gleicher Kampfesweiſe ihrer neuen Gegner Herr zu werden, doch auch dies mißlang, da ihnen ſo der gelenke leichter gerüſtete Fußknecht erſt recht überlegen wurde. Langſam aber ſicher erwarb das Fußvolk ſich wieder das Gebiet, welches ihm naturgemäß in der Heerordnung gebührt, bis es endlich durch die Erfindung und ausgedehntere Anwendung der Handfeuerwaffen faſt ausſchließlich Herr der Schlachtfelder wurde, wie in dem Zeitraume vorher die Reiterei. Sehr weſentlich trug hiezu mit bei, daß Letztere ſich lange Zeit hindurch nicht dazu entſchließen konnte, die bisher übliche Kampfesrüſtung und Kampfesweiſe aufzugeben. Jene wurde ſogar noch verſtärkt, noch ſchwerer gemacht um den Geſchoſſen der Feuerwaffen Widerſtand zu leiſten, wodurch die Reiterei nur noch mehr an dem Elemente der Beweglichkeit und Schnelligkeit einbüßte, auf welchem im Weſentlichen ihre Bedeutung für die kriegeriſchen Zwecke, ihre Unentbehrlichkeit für dieſe beruht. Endlich überzeugte man ſich von der Vergeblichkeit dieſer Beſtrebungen. Der Reiter legte Rüſtung und Lanze ab, begnügte ſich mit einem leichteren Küraſſe, nahm die Schußwaffe zur Hand, verzichtete auf die Herrſchaft des Schlachtfeldes, dieſe dem Fußvolke überlaſſend, und begnügte ſich abermals mit der Rolle einer bloßen Hülfswaffe, vornehmlich auf dem Gebiete des Aufklärungs- und Sicherungsdienſtes das Feld ſeiner Thätigkeit ſuchend.

Der Charakter, welchen die Kriege jener Zeit hatten, trug weſentlich mit dazu bei, die Reiterei und deren Wirkſamkeit mehr und mehr in den Hintergrund zu drängen. Es handelte ſich nicht um große, planvoll angelegte Feldzüge, ſondern man marſchirte ohne große Vorkehrungen von Land zu Land, lagerte ſich in der Nähe der Gebiete oder Oertlichkeiten, um deren Beſitz es ſich handelte, kämpfte an gewiſſen Punkten, die ziemlich genau voraus beſtimmt werden konnten um dieſen Beſitz und zog,

nachdem die streitige Sache zum Austrage gebracht, wieder von dannen, um an anderen Orten dasselbe Spiel zu wiederholen. Bei einer solchen Art der Kriegführung blieb für die Reiterei wenig Raum und Zeit, um sich auf jenen Gebieten die ihr allein noch geblieben, denen der Aufklärung und Sicherung, zur Geltung zu bringen. Versuche, welche sie nach der Richtung ihrer Schlachtenverwendung hin machte, schlugen mit geringen fast verschwindenden Ausnahmen fehl, da dieselben stets in gleicher Linie und engster Verbindung mit dem Fußvolke, oder Front auf Front gegen dasselbe angestellt wurden*).

Erst jener große allgemeine deutsche Krieg, welcher in der Geschichte mit dem Namen des dreißigjährigen bezeichnet wird, führte die Reiterwaffe allmählig auf den ihr gebührenden Platz in dem Reigen der Waffen zurück. Hier handelte es sich wiederum um Feldzüge, nicht mehr nur um Kriegszüge, man marschirte nicht mehr nur von Land zu Land, um sich an bestimmten Punkten um deren Besitz oder um die Entscheidung politischer Fragen zu schlagen, sondern jede kriegerische Unternehmung hatte in sich selber bereits einen ausgedehnteren kriegerischen Zweck, konnte zum Kampfe, zur Entscheidung an jeder beliebigen vorher kaum zu bestimmenden Stelle führen, den Kampf als solchen strebte man an, ihm suchte man sich durch kriegerische Bewegungen zu entziehen, wenn die Verhältnisse nicht günstig lagen, es handelte sich um Vernichtung oder Erhaltung der Streitkräfte. Wer durch die Geschicklichkeit seiner Operationen die Ueberlegenheit der Heeresmacht auf die Schwäche des Gegners zu führen, ihn zum Kampf zu nöthigen wußte unter Umständen, die für ihn ungünstig lagen, entschied über die schwebenden politisch religiösen Fragen, wer seine Ueberlegenheit einbüßte oder nicht im richtigen Zeitpunkte zu verwenden verstand, mußte auch auf diesem Gebiete das Feld räumen. Aus der Kunst der bloßen Kampfesführung entwickelte sich von Neuem die Kunst der Kriegsführung. Aus den Condottieri des späteren Mittelalters entwickelten sich allmälig Heerführer, unter diesen wuchsen einzelne fast bis zur Feldherrngröße hinan.

Die wieder gewonnene Bekanntschaft mit der Geschichte des Alterthums bot hiefür die Vorbilder. Man beschäftigte sich mit dem Studium der großen griechischen und römischen Heerführer und war bestrebt die von Alexander und Caesar, den beiden großen Feldherren unter ihnen, in so vollendeter Weise zum Ausdruck gebrachten, immer gleichen und immer wahren Grundgedanken und Grundbedingungen einer gesunden Kriegführung auf die obwaltenden Verhältnisse anzuwenden.

---

*) So z. B. in der Schlacht bei Pavia am 25. Februar 1525.

Da gewann denn auch die Reiterei wieder eine erhöhte Bedeutung und zwar zunächſt auf dem Gebiete kriegeriſcher Thätigkeit, auf welchem ſie ſich, wenn auch nur in beſchränkter Weiſe, zu behaupten gewußt hatte, dem der Aufklärung und Sicherung, zu dem allmälig als ein Neues, die Sorge für die Herbeiſchaffung und Sicherſtellung des Unterhaltes der Heere trat.

Wollte man die Kriege in der vorhin angedeuteten Weiſe mit Ueberlegung führen, es nicht dem Zufalle überlaſſen ob und wo man den Gegner traf, von ihm getroffen wurde, ſo mußte man wiſſen, wo, in welcher Stärke, unter welchen Verhältniſſen ſich derſelbe befand; hiezu bedurfte man einer ſchnellen Truppe, die weite Räume in möglichſt kurzer Zeit zu durchmeſſen vermochte. Hatte man jene Kunde vom Gegner erhalten, dann handelte es ſich wieder darum, gewiſſe Oertlichkeiten vor ihm in Beſitz zu nehmen, um ſich die möglichſt günſtigſten Bedingungen für den beabſichtigten Kampf zu ſichern, oder andere Oertlichkeiten eine Zeit lang zu behaupten, um ihn über die eigentlichen Abſichten zu täuſchen, ſolche ſchnell wieder aufzugeben, ſobald dieſer Zweck erreicht war. Es wurde erforderlich, einen Schleier vor den eigenen Bewegungen zu ziehen, hinter dem hinweg man ſeine Streitkräfte auf ein anderweites Kampfesfeld zu verſetzen vermochte, ohne daß der Gegner dies gewahr wurde, durch den hindurch man über ihn herfallen konnte, wann und wo er dies am wenigſten vermuthete. Alle dieſe Dienſte vermochte nur eine ſchnelle, bewegliche, kühne, kampf- und kriegsgeübte Reiterei zu leiſten. Endlich mußten oft in dem durch die langen Kriege arg mitgenommenen Lande die Unterhaltsmittel für die zahlreichen Heerhaufen, namentlich, wenn ſie längere Zeit hindurch an ein und derſelben Stelle zu bleiben genöthigt waren, aus weiter Ferne herbeigeſchafft werden, hier war es wiederum ausſchließlich die Reiterei, welche die hiermit verknüpften Unternehmungen in entſprechender Weiſe auszuführen vermochte.

Je mehr ſich nun dieſe Art kriegeriſcher Verwendung für die Reiterwaffe entwickelte, deſto weniger genügte die bloße Schnelligkeit und Beweglichkeit, es wurde von ihr in immer ſteigendem Maaße auch eine hohe Kampfesfähigkeit gefordert. Sie mußte ganz allein Gefechte liefern, nicht nur gegeneinander, ſondern auch gegen die andern Waffen und zwar ſowohl im Angriffe, wie in der Vertheidigung. Konnte ſie in jenem, dem Angriffe, ihrem eigentlichen Elemente, auch ihre eigentlichſten Kampfesmittel, das Pferd und Schwert vornehmlich zur Geltung bringen, ſo bedurfte ſie für dieſe, die Vertheidigung, der Schußwaffe und mußte, um deren volle Wirkung zu verwerthen, theilweiſe aus dem Sattel ſteigen. Hiedurch aber gewann ſie bald wieder eine derartige Vielſeitigkeit in ihrer Ver-

wendbarkeit, ein solches Zutrauen zu sich selbst, daß sie sich auch den auf den Schlachtfeldern verlorenen Boden wieder eroberte, daß ihr hier von den anderen Waffen der gebührende Ehrenplatz neben ihnen mit Freuden wieder eingeräumt wurde.

Unter den hervorragenden Heerführern jenes Zeitraumes, war es namentlich Gustav Adolph, der sich gerne und mit besonderem Geschicke der Reiterei bediente, dem sie nach Organisation, Erziehung, Führung und Verwendung, nächst den beiden großen Feldherren des Alterthumes viel verdankt.

Er ordnete die großen, sechs Glieder tiefen Haufen, in denen die Reiterei damals noch immer focht, sobald sie geschlossen auftrat, in kleinere beweglichere Schwadronen von nur drei Gliedern Tiefe; er verlangte von ihr, daß sie nicht nur mit der Schußwaffe, deren sie sich auch zu Pferde fast ausschließlich bediente, den Gegner beunruhige, vor ihm umher karakolirend, sondern daß sie auch in raschestem geschlossenem Anlaufe, mit dem Degen in der Faust in ihn einbräche; er forderte ferner von ihr, daß sie bei jenen Unternehmungen, in denen sie selbstständig, fern von den größeren Heereskörpern zu wirken hatte, nicht in beliebig gewählten Formen oder gar gänzlich formlos, in wüsten Banden sich herumschlüge, sondern auch hier in entsprechender Gestalt, die ihr gelehrte Fechtweise zur Anwendung bringen sollte.

In der Schlachtordnung wies er ihr die Plätze auf den Flügeln zu, behielt einen Theil derselben als allgemeine Reserve hinter der Mitte der Treffen zurück. Nicht ganz frei von den Anschauungen und Vorurtheilen seiner Zeit, verlangte er von seiner Reiterei, daß sie unter Umständen den Angriff des Gegners auch stehenden Fußes erwarten, ihm in dieser Lage in kurzem Gegenstoße einen nachdrücklichen Widerstand entgegensetzen sollte. Da sie dieser Anforderung nun, bei all ihrer sonstigen Vortrefflichkeit nicht in dem erwünschten Maaße zu entsprechen vermochte, stellte er Musketier-Abtheilungen in die Zwischenräume der Schwadronen, welche durch ihr Feuer den Reitern die ihnen fehlende Widerstandskraft geben sollten, die jedoch zurückblieben, sobald letztere zum Angriffe vorbrachen. Dieser, der Angriff aber, war die auch von ihm bevorzugte Kampfesweise. Er liebte einen seiner Reiterflügel umfassend gegen die Flanke des Gegners vorzuführen und dadurch die Schlacht einzuleiten, durch kühne unerwartete Reiterstöße während derselben die Kampfesarbeit seiner gesenken Fußvolks-Brigaden, seiner für die damalige Zeit äußerst beweglichen Artillerie zu unterstützen; er verstand es meisterlich durch eine unermüdliche Verfolgung mit seinen leichten Dragonern die Früchte seiner Siege zu pflücken. Auch er focht gerne, wie Alexander, an der Spitze

ſeiner Reiter; vor den Schwadronen ſeines rechten Flügels, die er zum kühnen Angriffe mitten in die Linien der Wallenſteiner hineingeführt hatte, traf ihn bei Lützen die tödtliche Kugel.

Ganz in ſeine Fußſtapfen trat nach dieſer Richtung Brandenburgs großer Kurfürſt, Friedrich Wilhelm. Es bedarf wohl nur der Erwähnung des Namens Fehrbellin, um Jedermann der die Geſchichte kennt, vor das Auge zu rufen, was er mit ſeinen Reitergeſchwadern wagte und leiſtete, wagen und leiſten konnte, unter der Führung eines Derflinger, Homburg, Görtzke, Henniges und Anderer, welche zum Theil noch bei dem großen Schwedenkönige in die Schule gegangen waren und dort gelernt hatten, wie man im Sattel vom gewöhnlichen Reitersmanne bis zum Feldmarſchall heranwächſt.

Der Kurfürſt ging noch einen Schritt weiter als ſein berühmter Oheim, indem er jene Musketier-Abtheilungen, die jener noch in die Reihen der Reiterei mit eingeordnet hatte, gänzlich beſeitigte, Letztere ſomit völlig auf eigene Füße ſtellte, ſie lehrte, wie ihre beſte und einzige Vertheidigung der kühnſte Angriff ſei. Es iſt geſchichtlich nicht ausdrücklich überliefert, daß er ſeinen Reitern gegenüber die Worte geſprochen: „die Brandenburger ſollen alle Male ihren Feind zuerſt attackiren;“ daß er ihnen aber das Weſen, den Inhalt dieſer Worte einzuprägen verſtanden, das beweiſen ihre Thaten am Rhein und an der Donau, vom Rhin bis zur Düna.

Es war Friedrich Wilhelm nicht geglückt, die Dauer und zweckentſprechende Weiterentwicklung der Kampfesformen und Kampfesweiſe, welche er ſeinem Heere gegeben hatte, durch eine feſte Organiſation derſelben ſicher zu ſtellen, denn zwar hielt er ſtehend eine größere Truppenmacht, aber er hatte noch kein ſtehendes Heer. Die Beſtandtheile, die Stärken, ja ſelbſt die organiſatoriſchen Formen jener Truppenmacht waren noch zu ſchwankend, als daß in ihnen der kriegeriſche Geiſt, das kriegeriſche Geſchick über die Dauer der perſönlichen Einwirkung eines hervorragenden Führers hinaus eine genügende Sicherſtellung gefunden hätte. Dieſe Verhältniſſe übten nach des Kurfürſten Tode ihren Einfluß vornehmlich nachtheilig auf die Reiterei. Während das Fußvolk durch Einführung der Patrone, des Feuerſchloſſes, des Bayonettes, die gänzliche Beſeitigung der Pike, durch die beweglicheren Kampfesformen, welche dieſe bedeutende Entwicklung der Handfeuerwaffen bis zur völligen Alleinherrſchaft im Gefolge hatte, ſich faſt wieder zum ausſchließlichen Herrn der Schlachtfelder emporſchwang, erhielt die Reiterei ſich nur mühſam auf dem in der Zeit kurz vorher erworbenen Boden, ſank in einzelnen Heeren völlig wieder zu der Rolle einer bloßen Hülfswaffe herab. Auch dort, wo ſie als Waffe ſich eine

gewiſſe Tüchtigkeit bewahrte, durch einzelne glänzende Leiſtungen bei den Heerführern den Eindruck ihrer Verwendbarkeit und Nützlichkeit wach zu erhalten gewußt hatte, wie in dem brandenburgiſchen ſpäter preußiſchen Heere, ſtand ſie doch immer nur in zweiter Linie.

Es mußte erſt wieder einer jener gewaltigen Meiſter der Kriegskunſt erſcheinen, um den auf ihr laſtenden Bann zu löſen, ſie von den hemmenden Feſſeln einer dauernden Verbindung und Untermiſchung mit Fußvolk zu befreien, ihr ein neues weites Arbeitsfeld zu eröffnen, ihr die Fähigkeit zu geben, dieſes Arbeitsfeld mit Geſchick und Erfolg zu bebauen. Dieſer Meiſter war Friedrich der Große. Es möge an dieſer Stelle genügen ihn genannt zu haben. Wenigen wird fremd ſein, daß er, wie in Allem, ſo auch in der Verwendung ſeiner Reiter faſt unerreicht daſteht; ich werde ſpäter Gelegenheit haben, näher darauf einzugehen, wie dies auch in Bezug auf ihre Organiſation, Erziehung und Führung die gleiche Geltung hat.

Es iſt ein Bild, ähnlich dem, wie die Zeit Guſtav Adolphs es uns vor das Auge ſtellte, nur großartiger, weiter in allen ſeinen Maaßen, kühner und energiſcher in ſeiner Zeichnung, tiefer in ſeinen Farben, ergreifender in ſeiner Wirkung. Wie der große Schwedenkönig auf die Kriegszüge der Condottieri des ſpäteren Mittelalters, die Feldzüge des dreißigjährigen Krieges folgen ließ, ſo überraſchte der große Preußenkönig die Welt, deren Auge ſich an den amüſanten Anblick der wenig gefährlichen Cabinetskriege in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gewöhnt hatte, durch ſeine zwölf Feldzüge, welche das ganze Staatengefüge des alten Europa erſchütterten.

Wie dort, ſo auch hier war es zunächſt das Gebiet des Aufklärungs- und Sicherungsdienſtes, auf dem die Reiterei zu erneuter Thätigkeit berufen wurde, auf dem ſie die Fähigkeit wieder gewann auch auf den Schlachtfeldern ihr Schwert in entſcheidender Weiſe mit in die Wagſchale des Sieges zu werfen. Die großartige Geſtaltung, welche Friedrichs Kriegführung ſehr bald annahm, machte dem großen Feldherrn die Unentbehrlichkeit dieſer Waffe fühlbar, in der richtigen, ihren Eigenthümlichkeiten entſprechenden Verwendung, welche er ihr in Folge deſſen gab, wuchs ihre Tüchtigkeit, das Verſtändniß für ihre Bedeutung. Jene Tüchtigkeit bewahrte die Waffe ſich, mehrere Jahrzehnte über die Lebensdauer ihres großen Erziehers hinaus und zwar in höherem Maaße als die anderen Waffen, denn noch in den unglücklichen Jahren 1806 und 1807: „behauptete die preußiſche Kavallerie unbeſtritten eine hervorragende Tüchtigkeit“, im Vergleiche zu den anderen Waffen des Heeres, wie

General von Clausewitz uns wörtlich berichtet*), ein ebenso unbefangener als berechtigter Beurtheiler.

Aehnlich lagen die Verhältnisse bei der österreichischen Reiterei; anders sah es jedoch bei der französischen aus. Sie war früher eine der besten gewesen, in ihr hatten sich seiner Zeit aus den Gestaltungen des Ritterthumes zuerst die neueren Formen der reiterlichen Organisation und taktischen Verwendung herausgebildet, waren von ihr aus in die Reitereien der übrigen europäischen Heere übergegangen. Schon zur Zeit des siebenjährigen Krieges jedoch stand sie nicht mehr auf der Höhe ihrer kriegerischen Aufgabe, die Erschütterungen der Revolution nahmen ihr den letzten Rest ihres ehemaligen Glanzes. Als Bonaparte im Jahre 1796 zum ersten Male an die Spitze einer größeren selbstständigen Heeresabtheilung, der Armee von Italien, trat, fand er die Reiterei in kläglichstem Zustande, in kleinen Abtheilungen auf die Infanteriedivisionen vertheilt und somit nach keiner Richtung hin in der Lage, dem Ganzen des Heeres die Dienste zu leisten, welche dasselbe von ihr zu fordern und zu erwarten berechtigt ist. Wie seine drei großen Vorgänger in der Meisterschaft der Feldherrnkunst, Alexander, Caesar und Friedrich, war auch er zunächst bemüht sich dieses Werkzeug der Kriegführung in entsprechender Weise neu zu gestalten. Einer seiner ersten Befehle, als er im März jenes Jahres in Nizza eintraf um die Führung der Armee zu übernehmen, löste die Reiterei aus dem fesselnden Verbande mit den größeren Infanteriekörpern und ordnete ihre Gliederung in selbstständige Divisionen an**).

Während des weiteren Verlaufes dieses glänzenden Feldzuges war es vornehmlich der Mangel einer tüchtigen Reiterei, welchen er schmerzlich empfand, der ihn nach seinem eigenen Ausspruche vielfach hemmte, war er ununterbrochen bestrebt dieser Waffe eine erhöhte Tüchtigkeit, eine ihrem eigenthümlichen Gebrauche entsprechende Gliederung und Ausbildung zu geben. In demselben Maaße, wie sein Einfluß auf die Gesammtheit des französischen Heeres wuchs, steigerte sich auch die Sorgfalt, welche er der Organisation, Erziehung, Führung und Verwendung der Reiterei zuwendete. So vortreffliche Erfolge er nun auch auf diesem, wie auf allen anderen Gebieten seiner Thätigkeit, erzielte, so Vorzügliches seine Reitercorps in dem Feldzuge von 1805 gegen Oesterreich und Rußland leisteten, war dennoch, als er 1806 zum erstenmale dem preußischen Heere gegenüber treten sollte, seine größte Sorge die, ob seine im Frieden so tüchtig ge-

*) Die Reorganisation der Preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden. Bearbeitet von der historischen Abtheilung des Großen Generalstabes. Berlin. E. S. Mittler und Sohn. 1862. Bd. I. S. 7.

**) Correspondance de Napoléon I. publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Paris 1858. Tome I. pag. 112. No. 99.

schulten im Kriege bereits ebenso bewährten Reitercorps, sich den weltberühmten Reitergeschwadern aus des großen Friedrichs Schule gewachsen erweisen würden. Sie hatte er seinen Reitergeneralen stets als ein von ihnen noch lange nicht erreichtes Vorbild hingestellt, vor ihnen sie zu warnen, hatte er noch im letzten Augenblicke vor dem Zusammenstoße, für ganz besonders nöthig gehalten.

Aber diese preußischen Reitergeschwader, deren Tüchtigkeit, wie General von Clausewitz uns gewährleistet, eine „unbestrittene" war, befanden sich nicht mehr in der Lage diese ihre Tüchtigkeit in entsprechender Weise zur Geltung bringen zu können, denn „anstatt wie die Franzosen „den Infanteriedivisionen nur wenig Kavallerie beizugeben, diese hingegen „in großen Massen zusammenzuhalten, um damit irgend wo einen entschei„denden Schlag zu führen, zerstückelte man dieselbe so, daß sie nachher „nirgends eine kräftige Wirkung zu thun vermochte"; so berichtet uns der nachmalige Besieger Napoleons, der Feldmarschall Graf Gneisenau*), eine Autorität auf dem Gebiete kriegerischer Erfahrung, kriegerischen Wissens und Könnens, die für alle Zeiten den Anspruch auf unbedingte Geltung erheben darf. Dies war der Grund dafür, daß jene ruhmreichen preußischen Reiter trotz ihrer „unbestrittenen Tüchtigkeit", vereinzelt den „zusammengehaltenen, richtig geführten und verwendeten Massen" der französischen Reiterei erlagen, daß Napoleon durch diese seine Reitermassen, die er sich dem Zwecke der Waffe entsprechend zu bilden verstanden hatte, die Siege von Jena und Auerstädt in einer unermüdlichen Verfolgung der Trümmer des geschlagenen preußischen Heeres bis an die Ufer der Oder zu einer kriegerischen Entscheidung ausdehnte, wie die Geschichte sie nicht oft zu berichten hat, und voran der Staat Friedrichs des Großen fast zu Grunde gegangen wäre.

Lange hat die preußische Reiterei sich von diesem Schlage nicht zu erholen vermocht, mit anerkennenswerther Aufopferung ist sie während der auf jene Katastrophe folgenden Befreiungskriege bemüht gewesen ihre Schuldigkeit zu thun, aber ihr fehlten alle Vorbedingungen dafür, dies auch in einer Weise thun zu können, die ihrer eigentlichen Aufgabe entsprach. Ihr gebrach die Zahl, die Gliederung, die Erziehung für eine Verwendung im Großen, sie mußte sich daher auf eine untergeordnete eng begrenzte Thätigkeit beschränken, an kleinen vereinzelten Erfolgen genügen lassen.

Die preußischen Heerführer jener Tage haben den Mangel einer zahlreichen, tüchtigen, allseitig brauchbaren Reiterei um so schmerzlicher empfunden, als die Reiterei Napoleons, so sehr sie auch durch den Feldzug

*) Die Reorganisation der Preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden. Bearbeitet von der historischen Abtheilung des Großen Generalstabes. Bd. I. S. 8.

von 1812 an ihrem bisherigen Glanze eingebüßt, ſich doch das Verſtändniß bewahrt hatte für ihre Aufgaben, die Tüchtigkeit für deren Löſung. Nie hätte Napoleon vermocht den Feldzug von 1814, was die Führung desſelben betrifft zu einem ſeiner glänzendſten zu machen, ohne ſeine Reitercorps, deren vortreffliche Verwendung, ihre ſtaunenswerthen Leiſtungen.

Man hat jenes Verſagen der preußiſchen Reiterei, in den Feldzügen des Befreiungskrieges, ſehr ungerechter Weiſe der Waffe ſelber zur Laſt gelegt und dieſes Odium iſt ihr geblieben, da ſie in der langen Friedenszeit, welche auf jene Kämpfe folgte, keine Gelegenheit finden konnte den Gegenbeweis zu führen. Ihre Zahl wuchs zwar allmälig, ſo daß ſie nach dieſer Richtung hin nahezu das alte Verhältniß zu den anderen Waffen wieder gewann, aber ſie verblieb in der von Gneiſenau nicht eben günſtig beurtheilten Zerſtückelung, ihr fehlte die Gliederung, die Schulung und ſomit auch das Verſtändniß für die Verwendung in „größeren Maſſen“ in denen allein ſie „entſcheidende Schläge“ zu führen vermag. Wie in früheren Zeitabſchnitten bereits, trat nun auch noch eine ungewöhnliche techniſche Entwickelung der Feuerwaffen hinzu. Die mit dieſen vornehmlich ausgerüſteten beiden anderen Waffengattungen, das Fußvolk und die Artillerie, gewannen in Aller Augen eine immer höhere Bedeutung, die der Reiterei ſank faſt bis auf den Nullpunkt herab. Die kleineren kriegeriſchen Ereigniſſe der Jahre 1848 und 1849, die örtlich begrenzten Kriegszüge in Italien und der Krim, boten naturgemäß der Reiterei keine Gelegenheit, ihre Unentbehrlichkeit für den großen Krieg in Erinnerung zu bringen, die vereinzelten ſchönen Thaten, welche ſie hier verrichtete, die kleinen Erfolge, welche ſie errang, genügten nicht, um die Laſt der Mißkennung ihres eigentlichen Werthes von ihren Schultern zu nehmen, unter der ſie im Laufe der Jahrhunderte bereits wiederholt zu leiden gehabt hatte.

Wenn das, was hier, mit Bezug auf den letzten Entwickelungsabſchnitt der Reiterei geſagt wurde, auch im Beſonderen auf die preußiſche ſeine Anwendung findet, ſo trifft es im Allgemeinen doch auch für die Reitereien der übrigen europäiſchen Großſtaaten zu, wie ja überhaupt, ſeit Vollendung der neueren Staatenbildungen in den Einrichtungen derſelben, bei zahlreichen national und territorial bedingten Verſchiedenheiten, eine große Uebereinſtimmung in Geſtaltung und Zuſtänden obwaltet. Macht der eine dieſer Staaten einen bedeutenden Schritt vorwärts, in der Geſammtheit oder nach der einen oder anderen Richtung ſeiner Entwickelung hin, ſo ſind die übrigen Staaten genöthigt ihm in kürzerer oder längerer Zeit in entſprechender Weiſe zu folgen, andernfalls jener Staat derartige Vortheile erlangt, daß nur durch erbitterte Kämpfe um das Daſein, ein be-

friedigendes Gleichgewicht wieder hergeſtellt werden kann, Kämpfe in denen ſtets eine Anzahl kleinerer Staatenbildungen von dem Schauplatze der Geſchichte abtreten.

Vornehmlich der franzöſiſchen Reiterei war es ähnlich ergangen, wie der preußiſchen, auch ſie war in den letzten großen Kämpfen des Kaiſerreiches faſt vernichtet. Die bourboniſche Reſtauration vermochte ihr ebenſo wenig, wie der Geſammtheit des Staates, die bisherige Bedeutung wiederzugeben, die Kraft zu verleihen, deren ſie bedurft hätte, um der Strömung der Zeit Widerſtand zu leiſten, welche der Reiterei im Allgemeinen nicht günſtig war.

Weniger empfindlich wirkte dieſe Strömung auf die Zuſtände der ruſſiſchen Reiterei ein, welche einerſeits durch das ihr theilweiſe innewohnende nationale Element einen ganz beſonderen Farbenton behielt, andererſeits durch die Wucht der Maſſe jener Strömung die volle Widerſtandskraft einer ſolchen entgegenſtellte, freilich aber auch unter der Schwerfälligkeit einer nicht ausreichend gegliederten und nicht von der erforderlichen Geiſtesfriſche belebten Maſſe ſelber litt. Sie wurde weder in ihrem Beſtande noch in ihrer Gliederung durch die der Reiterei nicht günſtige Stimmung der Zeit weſentlich beeinflußt, aber ſie machte auch keine Fortſchritte nach der Seite ihrer kriegeriſchen Tüchtigkeit hin und verſank mehr und mehr in Formenſpielereien. Man ſtörte ſie nicht, beachtete ſie aber ebenſo wenig, wie anderswo.

Am günſtigſten von allen ſtand die öſterreichiſche Reiterei. Sie, die dereinſt am ſchwerſten mit ihrer preußiſchen Gegnerin zu ringen gehabt hatte, war während dieſer Kämpfe, namentlich aber nach Beendigung derſelben, am tiefſten auf deren Geſtaltung und Kampfesweiſe eingegangen, hatte ſich dieſelben anzupaſſen verſtanden. Während der langen Kriege gegen die franzöſiſche Republik und das erſte Kaiſerreich hatte ſie, namentlich im Beginne derſelben, den franzöſiſchen Reitern gegenüber manche glänzende Erfolge aufzuweiſen. Man war ſich im Heere ihrer Bedeutung und der einzig richtigen Art und Weiſe bewußt geblieben, in der ſie dieſe Bedeutung zur Geltung zu bringen vermochte, und wenn ſie auch nicht ganz von den ungünſtigen Schwankungen der Zeit verſchont blieb, denen die preußiſche Reiterei zum Opfer fiel, ſo hatten die hervorragenderen öſterreichiſchen Heerführer, unter ihnen namentlich auch der Erzherzog Carl und Fürſt Schwarzenberg, ihr doch ſtets wieder eine geeignete Stellung zu geben gewußt. Wenn ihre Leiſtungen für das Allgemeine nicht ſchärfer hervortreten, ſo liegt dies weſentlich in der Art der öſterreichiſchen Kriegführung überhaupt, welche ſich mehr durch die zähe Ausdauer kennzeichnet, die ſie ſelbſt dem größten Mißgeſchicke entgegenzuſtellen vermag, als durch

großartige Handlungen vermöge deren ſie den Widerſtand des Gegners bricht. Jedenfalls ging die öſterreichiſche Reiterei an innerer Geſtaltung und der Stellung, welche ſie im Heere einnahm, am günſtigſten unter allen ihren Genoſſinnen aus den großen Kämpfen im Anfange des 19. Jahrhunderts hervor. Dieſem entſprechend iſt ihre fernere Entwickelung eine ziemlich gleichmäßig fortſchreitende geweſen, hat ſie es vermocht am eheſten den Bann zu brechen, welchen Hinterlader und gezogene Kanone auf die Waffe im Ganzen gelegt hatten. Der kühne und erfolgreiche Ritt Edelsheims auf dem Schlachtfelde von Solferino; die aufopfernde Hingebung mit der die Reſervekavalleriediviſionen Prinz Holſtein und Graf Coudenhove ſich am 3. Juli 1866 bei Königgrätz dem Anſturme des ſiegreichen preußiſchen Heeres entgegen warfen; die glänzenden Erfolge der Brigade Pulz am 24. Juni deſſelben Jahres auf den alten Siegesgefilden von Cuſtoza, ſind hiefür vollwichtige Beläge.

Doch noch bevor die eiſernen Würfel auf den alten Schlachtfeldern Böhmens und Italiens wieder einmal geworfen wurden, hatte die Sache der Reiterei einen fördernden Anſtoß erhalten aus einer Richtung, aus der man dies am wenigſten erwartet hätte. Amerika das Land der Maſchinen, das Land höchſter techniſcher Entwickelung einerſeits, das Land der Urwälder, Prärien und Hochgebirge andrerſeits, in dem die Lokomotive weite Einöden durcheilt, um volkreiche Städte, die Stätten höchſter Culturentwickelung mit einander zu verbinden, zahlreiche Waſſerläufe überſchreitet die heute ſanft und ruhig in ihrem maleriſchen Bette dahinfließen, morgen mächtigen Strömen gleich, gewaltige Waſſermaſſen dem Oceane entgegen wälzen; — dieſes Landes Bevölkerung war unter ſich ſelber uneins geworden und darüber ein Kampf entbrannt, der in ſeinen Maßen und Geſtaltungen, den mächtigen Maaßen und unvermittelten Geſtaltungen des Landes entſprach. Dort nun hatte zunächſt General Stuart auf Seiten der Südſtaaten den Kriegsgelehrten einmal wieder das ſie höchlichſt überraſchende Bild davon vor Augen geführt, was eine tüchtige, richtig gegliederte, geſchickt geführte und ſachgemäß verwendete Reiterei ſelbſt einem Heere gegenüber zu leiſten vermag, das mit allen den Waffen, Maſchinen und ſonſtigen Hülfsmitteln, welche die neueſte Technik nur irgend zu ſchaffen vermag, in reichſtem Maaße ausgerüſtet iſt; welche Ueberlegenheit eine ſolche Reiterei dem eigenen minder gut ausgerüſteten, an Zahl ſchwächeren Heere zu geben vermag, ſo lange bis jenes ſich eine gleich tüchtige, gut geführte und richtig verwendete Reiterei zu ſchaffen vermocht hat; daß endlich ein großer Krieg ohne eine zahlreiche Reiterei, welche die volle Befähigung zu ſelbſtändiger Verwendung beſitzt, gar nicht geführt werden kann, in ein blindes Hin- und Hertappen der ungefügen Heeres-

massen ausartet, unglaubliche Mengen an Menschen und Material aufzehrt, ohne eine durchschlagende Entscheidung zu geben.

Diese anziehende Neuigkeit war nur eben als Nachricht, noch in keiner Weise als verbürgte Thatsache nach Europa gedrungen, als der Krieg von 1866 begann. Die Eindrücke, welche man während dieses Krieges in positiver und negativer Hinsicht, bezüglich der Leistung und Verwendung der Reiterei empfing, bestätigte vielfach dasjenige, was man von jenseits des Oceans hierüber gehört hatte. In vorurtheilsfreien, unbefangenen Kreisen der Heere begann man seine Aufmerksamkeit erneut dieser Waffe zuzuwenden, die man mit Ueberraschung in den neuesten großen Kriegen, in denen man ihre Beseitigung oder doch noch weiter gehende Beschränkung und den Beweis dafür erwartet hatte, daß ihre Zeit für alle Zeiten vorüber sei, sich in einer Weise geltend machen sah, daß man sich überzeugte auch ferner mit ihr rechnen zu müssen, wollte man sich einerseits nicht unangenehmen Enttäuschungen aussetzen, andrerseits eines sehr förderſamen und wesentlichen Mittels für die kriegerischen Entscheidungen begeben.

Das Ergebniß dieser eingehenderen Beschäftigung mit der Reiterwaffe, welche sich naturgemäß zunächst auf deren geschichtliche Entwickelung richtete, war, daß man in dem Heere des Norddeutschen Bundes, für den 1870 beginnenden Feldzug gegen Frankreich einige selbständige Reiterdivisionen bildete und dieselben in erster Linie für den Aufklärungs- und Sicherungsdienst im Großen verwendete, in Nachahmung der Vorbilder, welche die großen Meister der Kriegskunst nach dieser Richtung geliefert hatten.

Auch im französischen Heere waren Reiterdivisionen gebildet, dieselben wurden jedoch, mit Ausnahme einiger, nicht eben glücklich gewählter Versuche sich ihrer auf den Schlachtfeldern zu bedienen, so wenig im Sinne des großen Napoleon gebraucht, daß die deutschen Reiter ihnen gegenüber eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe zu lösen hatten.

Dieser letztere Umstand nun ist wohl wesentlich mit die Veranlassung dazu geworden, daß die schwebenden Fragen noch nicht für Jeden in entscheidender Weise gelöst sind: ob der Reiterei in den heutigen Kriegen überhaupt noch eine bedeutendere Rolle vorbehalten sei, ob sie, wenn diese Vorfrage bejaht wird, jene Rolle in engster Verbindung mit den großen Infanteriekörpern des Heeres, den Armeecorps, oder mehr selbständig, in freiem, gleichberechtigtem Zusammenwirken mit diesen zu spielen habe.

Mag somit auch das letzte Wort in dieser, für das Ganze der Heeresgliederung und Kriegführung sehr wichtigen Angelegenheit noch nicht gesprochen sein, so ist doch der Bann, welcher bisher auf der Reiterwaffe lastete, für sie selber, so wie für die überwiegende Mehrzahl derer gebrochen, welche in der Lage sind einen weiteren und tieferen Blick über und in

die Dinge zu thun. In ſämmtlichen europäiſchen Heeren beſchäftigt man ſich eingehend mit der Organiſation und taktiſchen Vorbildung der Reiterei, für eine kriegeriſche Verwendung in größerem Maaßſtabe. Wo ſie bisher noch nicht in größeren ſelbſtändigen, ihrer Verwendung im Kriege entſprechenden Verbänden, Diviſionen oder Inſpektionen, auch im Friedensſtande bereits, gegliedert war, hat man dies gethan oder ſtrebt es an.

Vor Allem aber, wie bereits Eingangs dieſer Zeilen erwähnt wurde, iſt die Waffe ſelber ſich ihrer Bedeutung erneut bewußt geworden, der Pflichten welche ihr dieſe Bedeutung auferlegt, iſt ſie eifrigſt beſtrebt nichts zu verſäumen, was ſie dazu thun kann um jenen Pflichten in möglichſter Vollkommenheit zu genügen. Und ſie wird dieſen Pflichten genügen, ſobald man ihr die hiefür unerläßliche Freiheit der Bewegung gewährt, das Feld der Thätigkeit uneingeſchränkt einräumt, auf dem ſie nach den geſchichtlichen Ueberlieferungen ihre Dienſte dem Ganzen des Heeres allein zu leiſten vermag.

Die kurze Dienſtzeit der Mannſchaften, welche von den heutigen, auf der allgemeinen Wehrpflicht begründeten Heereseinrichtungen nicht zu trennen iſt, die mit dieſer verknüpfte größere Jugend dieſer Mannſchaften, die in Folge deſſen ſich auf einen überaus kurzen Zeitraum zuſammendrängende Ausbildungsarbeit von Mann und Pferd, bieten der Reiterei nach dieſer Richtung, im Vergleiche zu früheren Zeiten, ſehr erhöhte Schwierigkeiten, um ſo mehr als das Maaß der zu erlernenden Fertigkeiten eher zu- als abgenommen hat. Dieſe Schwierigkeiten werden jedoch bis zu einem gewiſſen Grade aufgewogen durch die größere allgemeine Bildung des Mannſchaftserſatzes, durch das vortreffliche bei weitem leichter auszubildende und ſo überaus leiſtungsfähige Pferd, welches namentlich der deutſchen Reiterei zur Verfügung ſteht. Freilich wäre für das brave Thier, das einen ſo bedeutenden Antheil an den wichtigen Dienſtleiſtungen der Reiterei auf ſich zu nehmen hat, ein größeres Futtermaaß, als ihm zur Zeit zugebilligt wird, ſehr erwünſcht. Die Arbeit, welche dasſelbe, namentlich in Friedenszeiten, zu leiſten hat, iſt bedeutend größer als früher. Zur Zeit der geworbenen Heere bildete ein Reitersmann in ſeiner langen Dienſtzeit mehrere Pferde aus, erlernte dadurch die Behandlung und den Gebrauch derſelben gründlicher. Heutzutage hat ein Kavalleriepferd in ſeiner durchſchnittlich zehnjährigen Dienſtzeit etwa 6 bis 8 Leute auszubilden, ſeine Kräfte werden durch die Ungeſchicklichkeit der Behandlung Seitens der verſchiedenen, kaum über das Stadium des Lernens hinausgelangenden Reiter weſentlich mehr in Anſpruch genommen, raſcher verbraucht, und trotzdem iſt das Futtermaaß welches ihm gewährt wird nicht höher wie früher. Die Koſten welche der Staatskaſſe aus einer Erhöhung des

Futtermaaßes erwachſen würden — wie dieſelbe ja in dankenswerther Weiſe, wenn auch nur in ſehr geringem Maaße in den letzten Jahren erfolgt iſt — wären bedeutend, es käme jedoch darauf an durch Verſuche und auf dieſen begründete genaue ſtatiſtiſche Erhebungen feſtzuſtellen, ob der geringere Verbrauch an Pferden, in Folge einer beſſeren auskömmlicheren Futterung, nicht jene Mehrausgabe aufzuwiegen vermöchte.

Die Schlüſſe nun, welche ſich aus der geſchichtlichen Entwickelung der Reiterei, die ich hier in großen Zügen wieder zu geben verſucht habe, ziehen laſſen, bezüglich ihrer Bedeutung und Eigenart, der auf dieſer begründeten Verwendungsweiſe, der hiedurch bedingten Gliederung, Erziehung und Führung der Waffe, dürften in Kurzem die folgenden ſein.

Die Reiterei iſt nicht nur eine Hülfswaffe für die andern beiden Waffen, ſondern eine gleichberechtigte und gleichverpflichtete Genoſſin derſelben. Sie hat ein ihr ganz ausſchließlich zufallendes Feld kriegeriſcher Thätigkeit, auf dem ſie durch keine der andern Waffen erſetzt werden kann, welches beſtehen bleiben wird, mag die taktiſche Entwickelung der Letzteren, mag die Technik in Anfertigung der Waffen und ſonſtiger für den militäriſchen Gebrauch verwendbarer Maſchinen, einen noch ſo hohen Grad der Vervollkommnung erreichen.

Dieſes Thätigkeitsfeld liegt zunächſt auf dem Gebiete des Aufklärungs- und Sicherungsdienſtes im Großen, greift aber ebenſo auch auf die Schlachtfelder hinüber und gipfelt in der Ausnützung des hier in erſter Linie durch die andern beiden Waffen errungenen Sieges, in der ausgiebigſten Verfolgung des geſchlagenen Gegners.

Es ſind vornehmlich die großen Kriege, in denen es ſich um planvoll angelegte, nach Raum und Zeit ausgedehnte, mit beträchtlicheren Heeresmaſſen geführte Unternehmungen handelt, in denen dieſes Thätigkeitsfeld ſich der Reiterei darbietet, in denen ihre Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit ſich trotz aller techniſchen Fortſchritte der anderen Waffen immer wieder von Neuem geltend macht.

Da ſolche großen Kriege in der Regel nur von den Meiſtern in der Kriegskunſt geführt werden, oder dieſe, wenn nicht von vorne herein vorhanden, ſich doch in ihnen herausbilden, ſind dieſe Meiſter es wiederum, die jene Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Reiterei am eheſten und ſchärfſten erkennen, ſich derſelben für ihre beſonderen Zwecke mit Vorliebe und hervorragendem Geſchicke bedienen, ihr die richtige Verwendungsweiſe und für dieſe eine entſprechende Gliederung, Erziehung und Führung zu geben wiſſen.

Auf dieſe wenigen Meiſter müſſen ſich daher immer wieder die Blicke richten, wenn es ſich darum handelt der Reiterei von Neuem eine erhöhte Leiſtungsfähigkeit zu geben.

Die Eigenſchaften, welche die Reiterei für die Löſung der ihr ſomit zufallenden beſonderen kriegeriſchen Aufgaben ausſchließlich befähigen, ſind: die phyſiſche Wucht ihres Angriffsſtoßes, die Beweglichkeit und Schnelligkeit, vermöge deren ſie weite Räume in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu durchmeſſen, jenen Angriffsſtoß in überraſchender Weiſe auf die ſich augenblicklich darbietende Schwäche des Gegners zu führen vermag. Dieſe Eigenſchaften giebt ihr die Verbindung von Reiter und Pferd; um jene Wucht ihres Stoßes zu voller Wirkung zu bringen muß ſie in Maſſen auftreten; um die Bewegungen des Gegners frühzeitig zu erkennen, dem eigenen Heere ſomit die erforderliche Sicherheit und Freiheit ſeiner Unternehmungen zu wahren, muß ſie weit hinaus ſtreifen; um dies wiederum mit Ausſicht auf Erfolg zu können, muß ſie große Selbſtſtändigkeit, hohe Kampfesfähigkeit in ſich ſelber beſitzen.

Das Pferd aber iſt in ſeiner Bewegungsfähigkeit abhängiger von der Bodengeſtaltung als der Menſch, durchſchnittenes oder bedecktes Gelände, ſtark bebaute Gegenden, für das Fußvolk das erwünſchteſte Schlachtfeld, ſind daher ſchon für die Kampfesthätigkeit des einzelnen Reiters grabezu ein Hemmniß, geſchweige denn für die Bewegungen größerer Reitermaſſen. Für dieſe ſind weitere Räume erforderlich, welche ſich jedoch nicht mitten in den Aufſtellungen der hauptſächlichen Schlachtenwaffen, des Fußvolkes und der Artillerie befinden. Soll die Reiterei weit hinausſtreifen, ſo kann ſie nicht mit den großen Infanterie-Körpern des Heeres, den Armee-Corps in ſteter Befehlsverbindung bleiben, da dies ihre Thätigkeit einſchränken, ihre Beweglichkeit hemmen, ſie daran hindern würde dem Ganzen des Heeres die erforderlichen Dienſte zu leiſten. Soll ſie die für die Ausübung dieſer Dienſte unentbehrliche Selbſtſtändigkeit und Kampfesfähigkeit nur in ſich ſelber finden, ſo muß ſie daran gewöhnt ſein, dieſelben nicht erſt in der mehr oder minder nahen Anlehnung an die anderen Waffen zu ſuchen.

Alles dieſes führt darauf hin, daß die Reiterei ihrer Hauptmaſſe nach, nicht in kleineren Abtheilungen, — Regimentern, Brigaden — den Infanteriekörpern des Heeres, den Diviſionen oder Armee-Corps eingeordnet ſein darf, ſondern in größere ſelbſtſtändige Körper gegliedert ſein muß; daß dieſe größeren ſelbſtſtändigen Reiterkörper — Diviſionen, wie ſie heutzutage faſt in ſämmtlichen größeren Heeren bezeichnet werden — wiederum nicht an jene großen Infanteriekörper gefeſſelt und ſomit genöthigt ſein dürfen, ſich und dieſen zum Hemmniſſe, denſelben überall hin zu folgen, ſondern daß ſie die Freiheit haben müſſen, zu jeder Zeit und überall da, nach eigenem Ermeſſen ihrer Führer auftreten zu können, wo ſie dies ihrer Eigenart nach mit Erfolg zu thun vermögen; daß dieſe Divi-

ſionen endlich in einer Stärke und Gliederung auftreten müſſen, welche ihnen den Erfolg nach Möglichkeit verbürgen.

Treten dieſe Aufgaben, und mit ihnen die Bedingungen für die Möglichkeit ihrer Löſung, nun vornehmlich erſt in den großen Kriegen in ihrer ganzen Bedeutung hervor, ſind ſchon die kleineren Kriege der vollen Entwickelung des Reiterdienſtes nicht günſtig, ſo iſt letzteres noch in viel höherem Maaße in Zeiten des Friedens der Fall. Bei der Beſchränkung nach Zeit, Raum und Zahl der Truppen, in der ſich hier die kriegeriſchen Uebungen vollziehen müſſen, findet die Reiterei nur ſelten Gelegenheit, ihre volle Leiſtungsfähigkeit zu entwickeln, ihre Unentbehrlichkeit überzeugend darzuthun. Da ſie auf den friedlichen Uebungsfeldern nicht in die Reihen des Gegners einbrechen, die Wucht ihrer Roſſe, die Schärfe ihrer Schwerter und Lanzen demſelben nicht fühlbar machen kann, ſchwindet ſehr bald die Vorſtellung von der vernichtenden Wirkung, welche ihr richtig und rechtzeitig geführter Waffenſtoß auszuüben vermag. Da keine Kugeln im Laufe ſind, die Wirkung des überraſchend erſcheinenden Gegners ſich daher nur durch den Tadel fühlbar macht, welcher denjenigen Führer trifft, der ſich überraſchen ließ, da nicht Wochen ja Monate hindurch andauernde Märſche und ſonſtige Anſtrengungen aller Art die Kräfte erſchöpfen, geht das Verſtändniß dafür verloren, was eine tüchtige, ihrer Aufgabe gewachſene Reiterei den andern Truppen für ſchätzenswerthe Dienſte zu leiſten vermag, indem ihre weit hinaus ſpähenden Diviſionen dieſelben vor Ueberraſchungen durch den Gegner ſichern, ſie des ſo ermattenden Vorpoſtendienſtes überheben, ihnen die Möglichkeit gewähren in den kurzen Pauſen jener Anſtrengungen einer ungeſtörten Ruhe zu pflegen. Da die Lebensadern der Heere, ihre Verbindungen mit der Heimat, auf denen ihnen alle Daſeinsmittel nachgeführt werden, bei jenen Friedensübungen gar nicht zur Geltung kommen, vermag ſich die Alles hemmende Wirkung nicht fühlbar zu machen, die es haben kann, wenn eine kühne Reiterei dieſe Lebensadern durchſchneidet. Da es ſich endlich nicht um die Bewegungen großer Heeresmaſſen handelt, die auf verſchiedenen oft weit von einander getrennten Straßen einherziehen, für den Tag des entſcheidenden Kampfes jedoch auf einem Punkte vereinigt werden müſſen, da ſich ſomit die Nothwendigkeit nicht in ſolcher Unmittelbarkeit wie im Ernſtfalle aufdrängt, frühzeitig über Stellung, Stärke und Abſichten des Gegners unterrichtet zu ſein, Zeit und Raum zu gewinnen um jene Vereinigung der verſchiedenen Heerſäulen rechtzeitig und an der richtigen Stelle bewerkſtelligen zu können, ſchwindet das Bedürfniß nach dem Auge und Ohre des Feldherrn, nach der ſelbſtſtändig weit hinaus ſtreifenden Reiterei.

Andererſeits vermag die Infanterie auf ihren Scheibenſtänden, in dem ununterbrochen rollenden Feuer weithin über das Gelände ſich ausdehnender Schützenlinien, in den Nerven erſchütternden Salven ihrer deployirten Bataillone, auch den Laien ſchon einen überzeugenden Eindruck von der vernichtenden Wirkung des von ihr mit Geſchick und Sicherheit geführten Inſtrumentes zu geben, kann die Artillerie auf ihren Schießplätzen darthun, auf welche gewaltige Entfernungen hinaus, mit welcher ſelten verſagenden Genauigkeit ſie ihre zerſtörenden Geſchoſſe in die Reihen des Gegners zu ſchleudern im Stande iſt.

Die Reiterei hat dieſem Allen nichts Entſprechendes zur Seite zu ſtellen. Sie vermag zwar eine Sicherheit und Gewandtheit in der Behandlung und dem Gebrauche ihrer Hauptwaffe, des Pferdes zur Anſchauung zu bringen, eine Reihe von Bewegungen auszuführen, welche durch Mächtigkeit, Genauigkeit und Schnelligkeit überraſchen, das Auge angenehm berühren, die Phantaſie anregen, die eigentliche Wirkung ihrer richtigen Verwendung jedoch vermag ſie nicht darzuthun, ihr fehlen hiezu die weiten Räume, ihr fehlt der Gegner, den ſie niederreiten ſoll. Jene Räume können ihr weder die Uebungsplätze noch die Manöverfelder bieten, dieſen Gegner vermögen keine hölzernen Scheiben zu erſetzen. Dieſe Verhältniſſe üben aber nicht nur einen ungünſtigen Einfluß auf den Vergleich der Reiterei mit den andern Waffen, und hierdurch auf eine richtige Schätzung ihres Werthes, ihrer Bedeutung, ſie wirken auch nachtheilig auf die Tüchtigkeit der Waffe ſelber zurück. Da ihr die richtigen Geſichtspunkte für ihre eigentlichen Aufgaben fehlen, der Prüfſtein für ihre Leiſtungen ferner gerückt iſt, immer erſt auf dem Wege des Nachdenkens, nicht durch die unmittelbare Anſchauung gewonnen werden kann, geräth ſie gar leicht auf Abwege, verfällt in zweckloſe Künſteleien oder verſinkt in rohe Empirie. Das Pferd, ſeine Beherrſchung, ſeine Ausbildung, wenn auch überaus wichtig, ja grabezu unerläßlich, ſo doch immer nur Mittel zum Zwecke, wird alleiniger Zweck, oder man vernachläſſigt die ſorgſame Ausbildung deſſelben ganz und betrachtet es nur als Transportmittel um ein beſtimmtes Ziel zu erreichen, unbekümmert darum, in wie kurzer oder langer Zeit ſeine Kräfte dabei verbraucht werden. Die Bewegungs- und Gefechtsformen, im gewöhnlichen Sprachgebrauche das Exerciren der geſchloſſenen Truppe, ein ſo wichtiges Moment für die Verwendbarkeit der Waffe, verlieren ſich in eine Zeit und Kräfte vergeudende Formenſpielerei, oder man behandelt dieſelben als Nebenſache, findet den Kern und Brennpunkt in einem wüſten und wilden darauf los Reiten, bei dem der Erſte der an den Feind kommt für den Beſten gehalten wird, und erwartet von dem Genie jedes einzelnen Führers, daß derſelbe im gegebenen Zeitpunkte

auch die entsprechende Form zu finden, seinen Untergebenen die eigene Inspiration mitzutheilen vermögen werde. Man wirft sich mit großem Eifer auf Nebendinge und verliert darüber sehr wichtige Dienstzweige, deren sorgsame Pflege aus dem Auge. Diejenigen Offiziere, die nicht geneigt sind sich selber auf dem Wege des Studiums oder Nachdenkens über den Gesichtskreis des Alltäglichen hinaus zu heben, die richtigen Maaßstäbe für die Zwecke und Leistungen ihrer Waffe zu verschaffen, finden in jenen Formenspielereien ein bequemes Feld scheinbar erfolgreicher Thätigkeit; diejenigen unter ihnen, denen der scheinbar so eng begrenzte Wirkungskreis nicht genügt, suchen auf anderen Gebieten ein ergiebigeres Feld für die Verwerthung ihrer Kräfte und büßen darüber vielfach die hingebende Liebe, das tiefer gehende Verständniß für ihre Waffe ein, ja tragen wohl selber mit dazu bei sie in den Augen der anderen Waffen herabzusetzen, indem sie in den Chorus mit einstimmen, der ihr das Grablied singt, weil sie an ihrer Leistungsfähigkeit verzweifeln, da auch ihnen die richtigen Gesichtspunkte für die Beurtheilung abhanden gekommen sind.

Als Beleg dafür, wie weit man in den bezeichneten Richtungen von dem richtigen Wege abzuirren vermag, will ich nur anführen, daß es Zeiten gegeben hat, in denen man das Fußgefecht der Reiterei als höchst unkavalleristisch und den Reitergeist schädigend gänzlich verwerfen zu müssen glaubte, es dagegen für gar nicht unkavalleristisch hielt, die Attacke zu Fuß nach allen Signalen mit gezogenem Seitengewehre und der Gefechtsauslage einzuüben, um nur ja durch diese wüste Bewegung die Pferde nicht vor der Zeit wild zu machen und aus der Haltung zu bringen; daß man äußerst künstliche, umständliche und Zeit raubende Exercierformen für ganz unentbehrlich hielt, dagegen bestimmter Formen und Normen für die Bewegung und Verwendung größerer Reiterkörper gänzlich entrathen zu können glaubte, ja dieselben gradezu für schädlich und die Initiative des Einzelnen beengend erklärte.

Während die anderen Waffen in ihrer Entwickelung vorwärts schreiten, macht die Reiterei auf diese Weise Rückschritte in ihrer Kriegstüchtigkeit, verliert an Achtung und Anerkennung in den Augen ihrer Kampfgenossen und versinkt mehr und mehr in den Zustand, den ich Eingangs dieser Seiten andeutete, daß man sie nur noch als ein geduldetes, absterbendes, aber nicht mehr gleich berechtigtes Glied in dem Reigen der Waffen betrachtet.

Tritt in diesem Zustande plötzlich die Forderung kriegerischer Thätigkeit in ihrer ganzen Größe an sie heran, so ist sie derselben nicht gewachsen, und unter diesem Versagen eines seiner unentbehrlichen Glieder leidet der ganze Heeresorganismus, bis zum völligen Mißlingen seiner Gesammtaufgabe.

Dies die ſo zu ſagen ſachlichen, die inneren Gründe für jene eigenthümlichen Schwankungen auf dem Gebiete der Reiterwaffe, deren äußerliche Erſcheinungen ich in dem kurzen geſchichtlichen Abriſſe ihrer Entwickelung darzuſtellen bemüht geweſen bin.

Eine gründliche Beſchäftigung mit beiden, den inneren ſachlichen Gründen ſo wie den äußerlichen Erſcheinungsformen der Schwankungen, welche auf die Bedeutung und Leiſtungsfähigkeit der Waffe einen ſo nachtheiligen Einfluß ausgeübt haben, für die Löſung der Geſammtaufgabe des Heeres ſo verhängnißvoll werden können (1806—7), hat in der Waffe ſelber die Ueberzeugung erweckt, wie jene ſachlichen Gründe nicht ſtark genug ſind, um nicht bei klarer Erkenntniß ihres Urſprunges derartig beſeitigt werden zu können, daß ſie ſich in ihren Wirkungen nicht wieder ſo nachtheilig geltend zu machen vermögen; — wie die in der Geſchichte hervortretenden Erſcheinungsformen dieſer Wirkungen, indem ſie deren Nachtheile klar hervortreten laſſen, auch gleichzeitig die Mittel und Wege zeigen, auf welche Weiſe denſelben am erfolgreichſten und dauerndſten entgegengetreten werden kann.

Das Suchen nach dieſen Mitteln und Wegen, das Bemühen dieſelben in ſo weit man ſie gefunden zu haben glaubt, der Waffe zum unveräußerlichen unbeſtrittenen Eigenthume zu machen, das iſt der Inhalt jener neueren Beſtrebungen der Reiterei, von denen zu ſprechen den eigentlichen Zweck dieſer Betrachtungen bildet.

Um für dieſe Beſtrebungen eine feſte Grundlage zu gewinnen, von der aus man mit Thatſachen und nicht nur mit Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten weiter zu bauen vermochte, bot ſich in den Schöpfungen König Friedrich's II. auf reiterlichem Gebiete ein ganz vortrefflicher Anhalt. Dieſer große König und Feldherr, der die volle Geſammtkraft ſeines Heeres brauchte, um die gewaltige Aufgabe zu löſen, welche die weltgeſchichtliche Entwickelung ihm ſtellte, der deshalb jedes Glied dieſes Heeres auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete zu dem höchſten Grade der Leiſtungsfähigkeit herangebildet hatte, iſt auch in der Gliederung, Erziehung, Führung und Verwendung der Reiterei einer jener nur von Einzelnen erreichten Meiſter geweſen, deren Werke nie veralten, die in ihrem wahren Weſen erkannt, für alle Zeiten und Verhältniſſe anwendbar und muſtergültig bleiben.

Wohl kaum je wieder iſt eine Reiterei, was ihre Ausrüſtung, Einzelausbildung, Exerciergewandheit anbetrifft ſo vortrefflich geweſen, als diejenige, welche Friedrich II. aus der Hand ſeines Vaters, des ehernen Preußenerziehers übernahm. Mit der Ueberzeugung, daß dieſelbe auf der Höhe ihrer Aufgabe ſtehe, daß die ihr gegebene Verwendungsweiſe die

richtige ſei, führte er ſie auf die Schauplätze des erſten ſchleſiſchen Krieges, und ſie verſagte vollkommen, ſo wohl auf dem Gebiete des Aufklärungs- und Sicherungsdienſtes, als auf dem Schlachtfelde, und zwar ſo vollkommen, daß der große König im Zorne über dieſe ihm widerfahrene Enttäuſchung ihr alle und jede Brauchbarkeit abſprach und hiemit ein allzu hartes, um nicht zu ſagen grabezu ungerechtes Urtheil über ſie fällte. Sie hatte gethan, was man ſie gelehrt, ſie hatte geleiſtet was ſie leiſten konnte; — daß dies ſo wenig, ſo ungenügend war fiel nicht ihr zur Laſt, ſondern denen, welche ſie erzogen hatten. Sie ritt ſchulmäßig vortrefflich, dieſe Reiterei, ſie exercierte „mit der Präciſion derer Grenadiers", wie der König ſelber ſchrieb, aber man hatte ihr eingeprägt, daß ſie nicht dazu da ſei Commando's de fatigue zu thun; ſie attackirte nur im Trabe; ſie war gewöhnt in der Schlachtordnung in engſter Verbindung mit der Infanterie, ja untermengt mit dieſer zu ſtehen; man hatte ſie belehrt, daß gegen das Schnellfeuer einer mit eiſernen Ladeſtöcken ausgerüſteten Infanterie, die fünf Schuß in der Minute abzugeben vermochte, von einer Attackenwirkung nicht mehr die Rede ſein könne; ſie war allmälig ſelber von der Ueberzeugung durchdrungen worden, daß ſie nur noch als Hülfswaffe dieſer freilich ganz vortrefflichen Infanterie einige Bedeutung habe.

Friedrich löſte den Bann, in dem alle dieſe Anſchauungen ihre ſchönen Kräfte gefeſſelt hielten, die ſein ſcharfes Auge ſehr bald als ebenſo viele Irrthümer erkannte. Er lehrte ſeine Reiter, daß ſie nicht nur ſchulmäßig gut, ſondern auch ſchneidig reiten müßten; daß ſie ihre Pferde auf das ſorgfältigſte zu behandeln und wo dies möglich zu ſchonen hätten, aber nur um von ihnen, da wo dies nöthig, den ausgiebigſten Gebrauch machen zu können; daß ſie mit größter Sicherheit und Gewandheit exerciren müßten, aber nur um durch ein geſchicktes Evolutioniren, die ganze Wucht ihres Stoßes unter den günſtigſten Verhältniſſen auf die Schwächen des Gegners führen zu können, daß dieſer Stoß nur wirkſam ſei wenn er im vollſten Roſſeslaufe geführt werde, nicht in wildem Jagen, bei dem der Erſte der Beſte, ſondern in mauerfeſt geſchloſſener Linie; daß der Führer jeder einzelnen Schwadron in den großen Körpern von 50 und mehr Schwadronen, ſich ſeiner Einzelaufgabe vollbewußt, daß er befähigt und beſtrebt ſein müſſe dieſelbe zu erfüllen, aber nicht indem er „auf eigene Hand bataillire", ſondern bei ſelbſtſtändigſtem Eingreifen nur in dem Rahmen des Ganzen für das Gelingen der dieſem geſtellten Geſammtaufgabe mitwirke; er zeigte ihnen daß die Commando's de fatigue ſo recht eigentlich ihre Sache ſeien, daß ſie den andern Waffen nur dann eine zweckmäßige und ausreichende Unterſtützung zu gewähren vermöchten, wenn ſie in vollſter Selbſtſtändigkeit, an ihrer Stelle und in der ihrer Eigenart

entſprechenden Weiſe mitthätig ſeien für die Erringung des großen gemeinſamen Zieles, des Sieges; er flößte ihnen die Ueberzeugung ein, daß ſie keinen Gegner, welche Waffe er auch führe, zu ſcheuen brauchten, daß ſie über jeden den Sieg davonzutragen vermöchten, wenn ſie ihm in richtiger Weiſe, im rechten Zeitpunkte und mit dem feſten Willen zu ſiegen „auf den Leib gingen".

So wandelte er jene vollkommen unbrauchbaren Reiter des erſten Schleſiſchen Krieges um zu den Siegern von Chotuſitz, Hohenfriedberg und Soor, von Roßbach, Leuthen und Zorndorf; ſo ſchuf er ſich eine Reiterei, die ſich jeder Infanterie der Welt gewachſen fühlte in freier Waffengenoſſenſchaft mit einer Infanterie die keiner Reiterei der Welt das Feld räumte, jeder Waffe für ſich das Vollgefühl ihres Werthes, ihrer Bedeutung gebend und erhaltend, ihnen die Ueberzeugung einimpfend, daß in der gemeinſamen aber doch eigenartigen Verwerthung ihrer beiderſeitigen Vorzüge, die Unüberwindlichkeit des ganzen Heeres beruhe, nicht in der Unterordnung der einen unter die andern, nicht in einer hochmüthigen Ueberhebung gegen einander.

Um nun aber ſeinen Reitern dieſe Höhe der Leiſtungsfähigkeit zu wahren, auch in den hiefür ſo gefährlichen Zeiten des Friedens, erkannte er als das ſicherſte Mittel bei ihnen die kriegeriſche Ueberlieferung, durch ſie das Waffenbewußtſein und mit dieſem das Bewußtſein ihrer Pflichten und ihres Könnens zu erhalten. Er gliederte ſie daher dauernd in große ſelbſtſtändige Verbände, entſprechend denen, in welchen ſie vor dem Feinde zur Verwendung gekommen waren und ferner kommen ſollten, damals Inſpektionen genannt. Demnächſt leitete er alle ihre Uebungen der Art, daß der Zweck ihrer kriegeriſchen Verwendung mit Bezug auf das große Ganze des Heeresdienſtes bei denſelben ſtets unmittelbar in den Vordergrund trat. Ein ununterbrochener Vorpoſten- und Patrouillendienſt, auch in den Garniſonen, erhielt die kriegeriſche Ueberlieferung auf dieſem wichtigen Gebiete reiterlichen Dienſtes lebendig. Kein Marſch wurde anders, als kriegsmäßig ausgeführt.

Alljährlich fanden größere Uebungen im Vereine mit den andern Waffen ſtatt, bei denen die Verwendung der Reiterei im Großen zum vollen Ausdrucke kam. Alle Exercitien von der Schwadron beginnend bis hinauf zum Regimente, dienten nur als Vorbereitung für die Evolutionen in den größeren Verbänden, jenen mächtigen in drei Treffen gegliederten Reiterflügeln, die dem Könige in ſeinen Schlachten ſo vortreffliche Dienſte geleiſtet, die Früchte der Siege eingeheimſt hatten, welche in dem heißen Ringen ſeiner Infanterie und Artillerie gereift waren. Die Einzelausbildung von Mann und Pferd, mit höchſtem Fleiße und größter Sorgſam-

keit betrieben, hatte nur den einen Zweck die Leiſtungsfähigkeit Beider in allen Zweigen des ſo vielſeitigen reiterlichen Dienſtes zu ſichern und zu erhöhen. Es gab nur einen Maaßſtab, welchen er anlegte und zwar den höchſter Vollkommenheit in allen Leiſtungen, welche die kriegeriſche Verwendung im Großen von der Truppe fordert.

Sich deſſen wohl bewußt, daß das Offiziercorps der alleinige Träger und Förderer Alles deſſen ſei, was er von der Truppe zu fordern für ſeine königliche Pflicht hielt, ermüdete er nicht, immer von Neuem die Augen deſſelben auf die Punkte zu lenken, „auf die es vornehmlich ankommt", ihm die Geſichtspunkte, die Regeln für eine dem entſprechende Thätigkeit zu geben. „Soignez les details"! rief er ihm zu, aber auch: „dirigez vos regards sur cela que la guerre a de plus grand et de plus sublime„! Der Dienſt bis in die geringſten Einzelheiten ſeiner praktiſchen Handhabung, aber auch das Wiſſen, ſo weit es die Befähigung des Einzelnen irgend zu erfaſſen und zu umfaſſen vermag, das praktiſche und das geiſtige Exercitium, gründlicher Einblick, weiter Umblick, das war es, was Friedrich auch von ſeinen Reiteroffizieren forderte.

„Die Offiziers von den Huſaren müſſen den Feind rekognosciren und auf die feindliche Armee Achtung geben; bei dergleichen Commando's wird von einem Officier nicht weniger gefordert, als daß er dasjenige, was er ſehen ſoll, recht ſiehet und dem kommandirenden General davon Rapport abſtattet..... damit derſelbe darnach ſeine dispositions treffen kann". So heißt es in des Königs Huſarenreglement.

Was liegt in dieſen wenigen Worten! Welchen ſchönen, weiten Wirkungskreis eröffnen ſie dem Reiteroffizier, welche hohe Forderung ſtellen ſie an ihn, ſein Können, ſein Wiſſen, ſein Urtheil.

In dieſem Rahmen, auf einem derartig vorbereiteten Felde der Thätigkeit, in ſolcher Schule konnten Männer heranwachſen wie Seydlitz, Ziethen und zahlreiche Andere, deren Namen nur neben ſolchen Koryphäen in zweite Linie gerückt werden; nur unter dieſen Verhältniſſen vermochten ſie jene Thaten zu thun, deren Andenken fortleben wird, ſo lange das Menſchengeſchlecht ſich mit der Geſchichte ſeiner Vergangenheit beſchäftigt; ſie hätten dieſe Thaten nicht zu thun vermocht, wäre ihnen nicht von ihrem Könige ein ſo vortreffliches Werkzeug in die Hand gelegt worden.

War es dieſem Könige gelungen, jene, für ihre eigentliche Aufgabe im großen Heeresverbande ſo gänzlich unbefähigte Reiterei zur erſten Reiterei der Welt umzuſchaffen, ſo gelang es ihm auch durch die Einrichtungen, welche er nach Beendigung ſeiner großen Kriege bezüglich ihrer traf, ſie auf dieſer Höhe zu erhalten, weit über die Dauer ſeines Lebens hinaus. Denn wenngleich falſch gebraucht und verwendet, in einer irrthümlichen

Auffassung ihres eigentlichen Wesens und Werthes, ist sie doch auf den Kampffeldern der Jahre 1806 und 7 untergegangen als die damals beste Truppe des preußischen Heeres, sind aus dieser friedericianisch gearteten Friedensschule jene Männer hervorgegangen, die Blücher, Jürgaß, Katzeler, Zieten, Soor und zahlreiche Andere, welche auch in jener trüben Zeit für das Vaterland und die Reiterwaffe mit den dürftigen Ueberbleibseln aus einer glorreichen Vergangenheit noch Thaten zu thun verstanden, auf die nicht nur Preußens Reiterei, sondern auch Preußens gesammtes Heer mit Stolz zurückblicken darf.

Im Hinblicke auf diese Einrichtungen des großen Königs, welche sich so vortrefflich bewährt haben, sowohl in der Erzeugung höchster kriegerischer Leistung, als in der Erhaltung der für eine solche erforderlichen Eigenschaften auch während der Zeit des Friedens, ist man in reiterlichen Kreisen bestrebt, dieselben den heutigen Verhältnissen anzupassen und dadurch die Tüchtigkeit der Waffe auf eine entsprechende Höhe zu bringen, auf dieser Höhe für die Zukunft zu erhalten.

Man glaubt dies am sichersten dadurch zu erreichen, wenn man der Truppe vor Allem durch eine dauernde selbstständige Organisation in größeren Verbänden, durch Stellung unter die Leitung höherer Offiziere der Waffe das Waffenbewußtsein, mit diesem die Ueberlieferung kriegerischen Thuns, die klare Erkenntniß für ihre Aufgaben bewahrt, ihre ganze Ausbildung, von den geringsten Einzelnheiten des Dienstes bis zu den Uebungen in den großen Verbänden und in Gemeinschaft mit den andern Waffen stets im Hinblicke auf die Lösung dieser Aufgaben leitet, Alles was nicht mit denselben in unmittelbarsten Zusammenhange steht, als zweckloses, Zeit und Kräfte vergeudendes Beiwerk beseitigt; welches Letztere um so nothwendiger ist, da, wie weiter oben bereits ausgeführt wurde, die Ausbildungszeit äußerst beschränkt ist, die Kräfte während derselben auf das Höchste in Anspruch genommen werden.

Wo man dies nicht that, wo man die Reiterei in den Zeiten des Friedens unter die größeren Körper der anderen Waffen vertheilte, geleitet von der Ansicht sie dadurch vor Einseitigkeit zu bewahren, ihr auf diese Weise jene Vielseitigkeit zu geben, deren sie bedarf um leisten zu können was sie leisten soll, hat man sich, wie die Geschichte langer Jahrhunderte lehrt, jedesmal getäuscht. Unter dem trügerischen Scheine einer allgemein militärischen Vielseitigkeit ist sie einerseits kavalleristisch in Einseitigkeit versunken und dabei andrerseits auf Abwege gerathen, die ihre Leistungsfähigkeit beeinträchtigten, hat sie in der Zersplitterung ihrer Aufmerksamkeit und Kräfte auf verschiedene ihrer eigenen Aufgabe ferner liegende militärische Dinge, die Befähigung eingebüßt, den Krieg in ihrer Weise

zu führen, hat ſie, wo dieſer mit ſeinen eigenartigen Forderungen an ſie herantrat, Stütze und Anhalt an den anderen Waffen geſucht, wo ihr dieſelbe nicht zu Theil werden konnte oder wo ſie dieſen Stütze und Anhalt gewähren ſollte, hat ſie weder auf dem Gebiete des Aufklärungs- und Sicherungsdienſtes noch auf dem Schlachtfelde ihre Aufgaben in genügender Weiſe gelöſt, hat es ihr endlich an den Führern gefehlt, welche ſie in zweckentſprechender Weiſe zu führen und zu verwenden verſtanden. Immer wieder hat ſie aus dieſer Zerſplitterung erſt wieder herausgelöſt, in große ſelbſtſtändige Körper zuſammengefaßt werden müſſen, wenn die Forderungen großer Kriege an die Heere herantraten, immer wieder hat man ſich davon überzeugt, daß ſolche Kriege, trotz aller Fortſchritte in der Technik und Taktik ohne die Reiterei nicht zu führen ſind, daß dieſe aber wiederum ihre Schuldigkeit nur dann in vollem Maaße zu thun vermag, wenn man ſie auf eigene Füße ſtellt, wenn ihre Organiſation, ihre geſammte Ausbildung und Erziehung vom einzelnen Manne und Pferde bis hinauf zu den großen, ſelbſtſtändigen Körpern, — den Corps oder Diviſionen — ſie dazu befähigt, auf dieſen ihren eigenen Füßen nicht nur zu ſtehen, ſondern ſich auf ihnen auch mit der vollen Sicherheit vollendeten Könnens und Wiſſens zu bewegen.

Auch wir haben in unſern Tagen Aehnliches durchlebt. Auch uns iſt erſt in dem ernſten Würfelſpiele des Krieges das volle Verſtändniß dafür wieder aufgegangen, daß die Reiterei doch etwas mehr als eine bloße Dienerin, daß ſie eine gleichberechtigte und damit auch gleich verpflichtete Genoſſinn der anderen Waffen ſei, daß ſelbſt Chaſſepot, Mauſer, gezogene Kanone und Eiſenbahn die Infanterie und Artillerie nicht zu dem zu befähigen vermögen, was eben die Reiterei allein zu leiſten vermag. So lange der Infanteriſt die Räume nicht mit ähnlicher Schnelligkeit zu durcheilen im Stande iſt, mit der die ſicher treffende Kugel dieſelben durchmißt, welche er aus ſeiner Flinte entſendet, ſo lange der Artilleriſt nicht ſein Auge der Granate mitgeben kann, welche er auf tauſende von Metern dem Feinde entgegenſchleudert, ſo lange wird man Reiter brauchen, die in Stunden Räume hinterlegen, zu denen der Infanteriſt Tage gebraucht, die recht zu ſehen verſtehen bis zu den Grenzen und über dieſelben hinaus, welche das fern hintreffende aber ſtumme und blinde Geſchoß des Artilleriſten beherrſcht, die im Stande ſind auch im Kampfe jene Räume ſich zu öffnen, jene Einblicke zu erſtreiten, wo der Gegner ihnen dieſelben verwehrt. Die Fähigkeit für die Löſung der ihnen ſomit für alle Zeit verbleibenden Aufgaben, werden dieſe Reiter aber nur dann zu gewinnen vermögen, wenn die Friedensſchule ſie in geeigneter Weiſe auf dieſelben vorbereitet: „denn nur was wir auf den Uebungsfeldern des Friedens

erlernt haben, führen wir vor dem Feinde aus"; ſind die Worte eines unſerer hervorragendſten Reiteroffiziere aus dem letzten Feldzuge, des leider ſeitdem verſtorbenen Generals von Schmidt.

Nur eine Sonderart der anderen Waffen iſt — die reitende Artillerie mit der die Reiterei bei Löſung der ihr zufallenden kriegeriſchen Aufgaben in engſte Verbindung zu treten vermag und treten muß. Dieſe ſchöne, von Friedrich dem Großen geſchaffene Vereinigung der mächtig wirkenden Maſchine des Geſchützes mit dem leicht beweglichen Elemente des Pferdes, iſt in ihrer hohen Feuerwirkung, in ihrer großen Beweglichkeit ſo recht eigentlich die Kampfgenoſſin des Reiters, als ſolche auch von jenem großen Meiſter gedacht und in das Leben gerufen. Sie gewährt der Reiterei das was ihr fehlt, nimmt ihr nichts von dem was ſie beſitzt, ſie erhöht ihre Leiſtungsfähigkeit und beeinträchtigt dabei nicht ihre Beweglichkeit, die Vereinigung mit ihr macht die Reiterei erſt zu einem vollkommenen Kriegswerkzeuge.

Wo die Reiterei mit der Infanterie in engere Verbindung tritt, muß dieſe nach der Maſſe überwiegen, iſt ſie das maaßgebende Element, jene hat ihr nur ganz beſtimmte, enger begrenzte Dienſte zu leiſten, ſie ſo zu ſagen perſönlich zu ergänzen. Darüber büßt ſie aber zwei ihrer Hauptlebensbedingungen ein, die Möglichkeit in Maſſen aufzutreten, von ihrer Beweglichkeit den freieſten, unbeſchränkteſten Gebrauch zu machen. Es iſt dies der Dienſt der Diviſionskavallerie, deren man in den neueren Heeren nicht entrathen zu können glaubt, immer eine Art Herrendienſt, der nur Pflichten auferlegt und keine Rechte gewährt, nicht der freigewählte Ritterdienſt gleichberechtigter Waffengenoſſenſchaft. Auch ihn wird aber eine Reiterei, die ſich ihrer großen Zwecke und Pflichten bewußt iſt beſſer leiſten, als eine ſolche, die nur ihn kennen gelernt hat, nur für ihn erzogen iſt.

Andrerſeits würde eine dauernde Beigabe ſchwächerer Infanterieabtheilungen an die größeren ſelbſtſtändigen Reiterkörper ſich als eine Vergeudung, einen Mißbrauch dieſer werthvollen für andere größere Zwecke beſtimmten Waffe charakteriſiren. Die Infanterie iſt und bleibt die Schlachtenwaffe par excellence, auf den großen Entſcheidungsfeldern im Vereine mit der Maſſenartillerie liegen ihre großen durch keine andere Waffe zu löſenden Aufgaben, alle übrigen Dienſte, die der Krieg von den Heeren fordert muß die Reiterei leiſten, damit jene dort friſch und in voller Kraft aufzutreten im Stande iſt.

Es iſt ja keinenfalls zu leugnen, daß die Vertheidigungskraft, welche die Beigabe von Infanterie einer Reiterdiviſion zu gewähren vermag, weit über das hinausreicht, was dieſe ſich ſelber, auch durch die vortrefflichſte Ausbildung für das Fußgefecht, und deſſen geſchickteſte Anwendung geben kann.

Diesem Vortheile steht jedoch der große Nachtheil gegenüber, daß eine solche Infanterie, selbst wenn ihre Beförderung durch Wagen auf das sorgsamste militärisch eingerichtet und sicher gestellt ist, stets einen hemmenden Einfluß auf die Beweglichkeit der Reiterei ausüben muß, dieselbe häufig nöthigen wird zu fechten, wo dies unter andern Umständen gar nicht erforderlich gewesen wäre, um jene nicht im Stiche zu lassen, daß dies Letztere doch in gewissen Fällen nicht zu vermeiden sein wird, soll die eigentliche Aufgabe nicht aus dem Auge verloren werden. Bei Abwägung dieser Vor- und Nachtheile, muß daher zunächst in das Auge gefaßt werden, welches das Wichtigere für die Reiterdivisionen ist, die höchstmögliche Beweglichkeit und Selbstständigkeit, oder eine erhöhte Befähigung für die Führung eines nachhaltigeren Feuergefechtes, und kann die Wage hiebei wohl nicht lange im Schwanken bleiben. Die Beweglichkeit ist die erste, die eigentlichste Lebensäußerung und Lebensbedingung der Reiterei, sie muß dort, wo die Waffe so recht eigentlich als solche auftreten soll auf das höchste Maaß gesteigert, Alles aber, was dieselbe beeinträchtigen könnte, sorgsam vermieden und beseitigt werden und somit fällt denn auch die dauernde engere Verbindung mit schwächeren Infanterieabtheilungen.

Es wird einzelne Lagen geben, in denen auch die Reiterdivisionen der unmittelbaren Unterstützung durch Infanterie nicht entrathen können, so unter anderen Fällen, wenn sie ausgedehntere Landesstrecken von bestimmten Stellungen aus während längerer Zeit unter Augen halten soll. In solchem Falle muß Infanterie diese Stellungen besetzen, damit die Reiterei in denselben einen sicheren Rückhalt findet, aus denselben immer wieder zu neuen weiter ausgreifenden Unternehmungen vorzugehen vermag, ohne genöthigt zu sein, einen Theil ihrer Kräfte zu ihrer Behauptung verwenden zu müssen. Diese Verhältnisse können jedoch nur eintreten, wenn die Reiterdivisionen in mehr oder minder naher Beziehung zu den großen Heereskörpern, den Armeen, stehen, deren Fronten unmittelbar zu decken haben, und sind diese alsdann sehr wohl in der Lage, für die Dauer eines solchen Zustandes, Infanterieabtheilungen in die Stellungen der Reiterdivisionen vorzuschieben. Diese Infanterieabtheilungen verbleiben dann aber in den Stellungen, wenn die Reiterdivisionen in Erfüllung ihrer eigentlichen Obliegenheiten weiter vorgehen, und begleiten letztere nicht. Auch für dergleichen bietet die Geschichte der Kriege zahlreiche Beläge. In dem letzten Feldzuge gegen Frankreich traten solche Verhältnisse ein als es sich darum handelte, die deutsche Belagerungsarmee vor Paris gegen Süden zu decken; die französische Armee der Loire zu beobachten, bis die deutsche II. Armee ihre Vorbereitungen vollendet hatte um zum Angriffe gegen Orleans schreiten zu können; der bei le Mans geschlagenen Armee Chanzys

zu folgen und dieſelbe nicht aus dem Auge zu verlieren, während die Armee des Prinzen Friedrich Carl an der Sarthe Linie halten blieb, um hier dem Vordringen der ſich immer wieder von Neuem im Weſten bildenden franzöſiſchen Heerkörper gegen Paris einen Damm entgegenzuſtellen und gleichzeitig bereit zu ſein, wenn es nöthig werden ſollte, zur Vertheidigung der Loirelinie nach Süden abzumarſchiren. Auch im Norden von Paris, bei den Kämpfen gegen die Heerkörper, welche General Faidherbe wiederholt zum Entſatze der Hauptſtadt vorzuführen verſuchte, ſind der Reiterei derartige Aufgaben geſtellt, iſt ſie in der angedeuteten Weiſe durch Infanterieabtheilungen unterſtützt worden, welche zu dieſem Zwecke zeitweiſe von den Armeen hierzu abcommandirt wurden.

Nur ganz ausnahmsweiſe, für Unternehmungen von kurzer Zeitdauer, bei denen es ſich um einen ganz beſtimmt begrenzten Zweck handelt, z. B. die Wegnahme einer bedeutenderen, vom Feinde ſtärker beſetzten Oertlichkeit; die Beitreibung beträchtlicherer Contributionen und Requiſitionen aus großen Städten, welche nicht von der eigenen Armee beſetzt ſind; die Recognoscirung einer Stellung in der ſtärkere feindliche Abtheilungen aller Waffen ſich befinden u. dgl. m., wird es ſich empfehlen den Reiterdiviſionen Infanterieabtheilungen beizugeben, die aber dann auch eine hinreichende Stärke haben müſſen, um aus eigenen Kräften den Wechſelfällen der in Ausſicht ſtehenden Kämpfe gewachſen zu ſein. Die Reiterdiviſionen büßen bei derartigen Unternehmungen jedoch ſtets einen Theil ihrer Selbſtändigkeit ein, werden zu Beſtandtheilen einer gemiſchten Heeresabtheilung, müſſen ſich den übrigen Beſtandtheilen derſelben bis zu einem gewiſſen Grade anbequemen, wenngleich ſie auch im Weſentlichen das beſtimmende Element unter jenen Beſtandtheilen verbleiben.

Die erſten auf dem Kriegsſchauplatze, die erſten am Feinde, ſind es die ſtarken ſelbſtändigen und dabei doch leichten, mit reitender Artillerie verbundenen Reitergeſchwader — mit der heute üblichen Bezeichnung Diviſionen genannt — welche wie die Nerven dem Geiſte des einzelnen Menſchen, ſo dem Denker und Leiter des Heeres, dem Feldherrn, die äußerlichen Eindrücke übermitteln, welche ſie von dem Thun und Wollen des Gegners empfangen, auf daß er „darnach ſeine Dispoſitions machen kann“, wie Friedrich der Große in ſeinem Huſarenreglement ſchreibt. Sie ſchaffen hierbei gleichzeitig den übrigen Truppen, den Schlachtenmaſſen des Heeres, die Sicherheit, in Ruhe ihre Märſche und Bewegungen vollziehen, die Möglichkeit mit ganzer Friſche und Vollkraft die Kampffelder betreten zu können, auf denen um den Sieg, um die Entſcheidung gerungen werden ſoll.

Stoßen die Reitergeſchwader in der Erfüllung dieſer ihrer erſten Auf-

gaben, auf einen Widerſtand des Gegners, den ſie aus eigener Kraft nicht mehr zu überwinden vermögen, oder werden ſie durch das Vorgehen überlegener feindlicher Heeresmaſſen genöthigt, ſich allmählich auf die Maſſen des eigenen Heeres zurückzuziehen, ſo läßt dies darauf ſchließen, daß die gegneriſchen Hauptkräfte nicht ferne mehr ſind, daß der Entſcheidungskampf binnen nicht zu langer Zeit erfolgen muß. Der Vorhang, welchen die Reiterdiviſionen bislang vor den eigentlichen Schlachthaufen bildeten, zieht ſich nunmehr nach einer oder nach verſchiedenen Seiten fort und jene Diviſionen werden ſomit naturgemäß auf die Flügel der großen Schlachtlinie geführt, um den andern Waffen für den Feuerkampf Platz zu machen, nicht aber, um von nun an als zuwartende Reſerve in eine hintere Linie zu rücken, ſondern um in dauernder Fühlung mit dem Gegner, in genauer Bekanntſchaft mit den Wegen, die an ſeine Stellungen führen oder auf denen er herangezogen kommt, jede Gelegenheit zu erfaſſen und ſelbſtthätig fördernd, entlaſtend oder die Entſcheidung, welche die anderen Waffen herbeigeführt haben, ausnützend, in das Wogen des eigentlichen Kampfes mit einzugreifen.

Es iſt eine Thatſache, welche die Geſchichte der Kriege aller Zeiten uns vor das Auge führt, daß die Angriffe der Reiterei, wenn ſie von nachhaltigem Erfolge ſein ſollen, womöglich überraſchend geführt und auf die ſchwächſten Punkte der gegneriſchen Schlachtlinie, das ſind deren Flanken und Rücken, gerichtet ſein müſſen. Dieſe Thatſache iſt Veranlaſſung geworden, daß man die Reiterei, dort, wo man ſich ihrer Eigenthümlichkeit, der auf dieſer beruhenden Leiſtungsfähigkeit bewußt geworden war, wo man in Folge deſſen gelernt hatte ſich ihrer richtig zu bedienen, auf die Flügel der Schlachtlinie ſtellte, um hier ſowohl den Angriffen des Gegners gegen eigene Flanken und Rücken entgegenzutreten, als ſolche Angriffe gegen die ſeinigen zu führen. Die Inſtructionen Friedrichs des Großen für ſeine Reitergenerale, die Befehle Napoleons an die Führer ſeiner Cavalleriecorps, geben dieſem Gedanken in entſprechender, der Zeit und den Verhältniſſen angepaßter deshalb der Form nach verſchiedener, dem Sinne nach aber vollkommen übereinſtimmender Weiſe Ausdruck. Auch in den Schlachten der neueſten Feldzüge, ſtellt ſich dies Verhältniß, ohne bewußte und beabſichtigte Einwirkung von höherer Stelle, aus Naturnothwendigkeit von ſelber her, ſowohl bei den deutſchen Heeresabtheilungen als bei denen ihrer Gegner, wie ſchon ein nur flüchtiger Blick auf die Pläne darthut, welche dem Werke beigegeben ſind, das die kriegsgeſchichtliche Abtheilung des großen Generalſtabes über dieſe Feldzüge herausgiebt. Hierbei muß freilich im Auge behalten werden, daß bei der gewaltigen Ausdehnung der heutigen Schlachtlinien und da dieſelben faſt ſtets in mehrere Abtheilungen zerfallen,

welche ihre Einzelaufgabe im Rahmen des Ganzen mit einer gewissen Selbständigkeit durchführen, jene Plätze, auf denen die Reiterdivisionen das Feld ihrer Thätigkeit zu suchen haben, nicht nur die beiden äußersten Flügel der ganzen Schlachtlinie, sondern vielfach die Flügel jener einzelnen Heeresabtheilungen sein werden. Dort haben sie die Zwischenräume, welche zwischen diesen Abtheilungen entstehen zu beobachten, dem Gegner das Betreten derselben zu verwehren und in erwähnter Weise deckend und helfend einzutreten*).

Von diesen Flügelstellungen aus sind die Reiterdivisionen allein in der Lage, während der letzten Phasen des Kampfes, in Flanken und Rücken des Gegners vorgreifend, die Verfolgung gegen denselben einzuleiten, sich weiter an seine Fersen zu heften, die Früchte des Sieges zu pflücken, indem sie seine Auflösung bis zur völligen Vernichtung zu steigern bestrebt sind; von hier aus werden sie im Falle eines für das eigene Heer unglücklichen Ausganges jener Kämpfe durch Stöße in des Gegners Flanke, die von ihm angestrebte Verfolgung wenn möglich zu brechen, jedenfalls aber zu hemmen und in ihrer vernichtenden Wirkung abzuschwächen vermögen, wie dies die beiden, bereits weiter oben erwähnten österreichischen Reserve-Cavalleriedivisionen Prinz Holstein und Graf Coudenhove gegen Ende der Schlacht bei Königgrätz in sehr anerkennenswerther Weise zur Ausführung brachten, indem sie sich dem Strome des siegreich nachdrängenden preußischen Heeres entgegenwarfen.

In den Zeiten der einleitenden und die großen Entscheidungen vorbereitenden Phasen des Krieges, sowie nachdem diese Entscheidungen erfolgt sind, wird sich der Reiterei nicht selten die Gelegenheit bieten, kühne, weitausgreifende Unternehmungen in Flanke und Rücken des feindlichen Heeres auszuführen, um, wie es in den Reglements Friedrich des Großen heißt: „ihm die Fourage und Lebensmittel zu benehmen und die Subsistance da„durch schwer zu machen, ingleichem feindliche Eskortes zu überfallen, dem „Feinde in die Bagage zu kommen, selbigen in seinem Marsche aufzuhal„ten, seine Detachements zu enleviren und überhaupt den Feind en detail „zu schlagen, ihm allen möglichen Abbruch zu thun."

Heutzutage, da die Eisenbahnen mit ihrem hochentwickelten, weitverzweigten Netze so recht eigentlich die Lebensadern der operirenden Heere

*) So sehen wir z. B. auf dem Plane zur Schlacht bei Gravelotte — St. Privat, — welcher sicherlich dem größten Theile der Leser dieser Zeilen zur Hand ist — die 1. Kavalleriedivision auf dem linken Flügel der aus dem VII. und VIII. Corps gebildeten Heeresabtheilung; die 6. Kavalleriedivision zwischen dem III. und IX. Corps; die 5. Kavalleriedivision auf dem rechten, die Gardekavalleriedivision auf dem linken Flügel des X. Corps; die sächsische Kavalleriedivision auf dem linken Flügel ihres Corps und gleichzeitig der ganzen Schlachtlinie. Auf den Plänen zu der Schlacht bei Sedan tritt ein ähnliches Bild sehr klar und bestimmt ausgesprochen hervor.

darſtellen, werden ſie es vornehmlich ſein, gegen die derartige Unternehmungen ſich zu richten haben, wie jene kühnen Raids eines Stuart, Morgan, Sheridan und Anderer, auf den weiten Kampfesfeldern Nordamericas, während des letzten Seceſſionskrieges uns hierfür der Beachtung und Nachahmung werthe Beiſpiele liefern. Wird es bei der hohen Cultur, der dichten Bebauung und Bevölkerung unſeres heimathlichen Erdtheiles auch ſeine nicht zu unterſchätzenden Schwierigkeiten haben, derartige Raids in ſolcher Ausdehnung und mit ſolchen Erfolgen durchzuführen, wie dies dort geſchehen iſt, ſo werden ſie doch in kleineren Maßen ſtets anzuſtreben und auch durchzuführen ſein, wofür die Feldzüge zur Zeit Friedrichs des Großen, der Revolution und des erſten Kaiſerreiches zahlreiche Beweiſe liefern. Wenn ſie während der letzten beiden großen Kriege unſeres Jahrhunderts von den Reitereien der an denſelben betheiligten Heere nicht in gleicher oder auch nur ähnlicher Weiſe zur Ausführung gekommen ſind, ſo hat dies ſeinen Grund wohl nicht in Hinterlader, gezogener Kanone und Eiſenbahnen, ſondern ausſchließlich darin gefunden, daß jene Reitereien ſich ihres Könnens und Sollens nicht mehr in vollem Maße bewußt, durch eine nicht zweckentſprechende Friedensgliederung und Friedenserziehung für die Aufgaben des großen Krieges nicht ausreichend vorbereitet waren.

Denn die Löſung dieſer Aufgaben, ſei es auf dem Gebiete der Aufklärung und Sicherung, ſei es auf dem Schlachtfelde, ſei es bei ſolchen weit ausgreifenden Unternehmungen, erfordert das Auftreten der Reiterei in Maſſen, da nur dieſe ihr die nöthige Widerſtands- und Gefechtsfähigkeit zu gewähren vermögen. In dieſen Maſſen aber muß ſie ſich mit derſelben Geſchloſſenheit und Ordnung, mit derſelben Schnelligkeit und Gewandtheit bewegen, wie das kleinſte ihrer taktiſchen Glieder, die Schwadron. Dieſe Maſſen müſſen ſich zuſammenfalten zu den Bewegungsformen, den verſchiedenen Kolonnen, ſich entfalten zu der einzigen Gefechtsform, der Linie, mit der Sicherheit, Ruhe und Präciſion des Exercierplatzes, mag die Bodengeſtaltung ſein, welche ſie wolle; ſie müſſen da ſein und wieder verſchwinden, mit der Schnelligkeit des Gedankens; ſie müſſen nach jeder Seite hin, mit voller Wucht den geſchloſſenen Angriffsſtoß, die Attacke, zu führen vermögen. Zu allem dieſem aber iſt Uebung nöthig, gründliche, regelmäßige Uebung der einzelnen Glieder im Hinblicke auf ihre Verwendung in dem Verbande der Diviſion, dieſer Diviſion in voller und richtiger Verwendung ihrer Glieder. Dieſe Uebungen wiederum können nur von nachhaltigem Nutzen ſein, wenn ein für alle Male feſtſtehende Bewegungsformen vorhanden ſind, die in ſorgfältigſter Oekonomie von Zeit und Kräften der Truppe die Fähigkeit geben im Falle des Ernſtgebrauches unter allen nur möglichen Verhältniſſen diejenige Gliederung anzunehmen,

welche sie zur höchst möglichen Waffenwirkung führen. Diese Formen müssen die einfachsten sein, die kürzesten Wege müssen es ermöglichen, aus einer dieser Formen auf raschester Weise in die andere überzugehen, dabei darf Ordnung und Geschlossenheit niemals gefährdet, muß die Entwickelung höchster Schnelligkeit, größter Stoßkraft unter allen Umständen gesichert sein.

Und wir brauchen nicht allzuweit zu suchen, um diese Formen zu finden. Die preußische Reiterei hat dieselben dereinst in höchster Vollkommenheit ihr eigen genannt, die übrigen europäischen Reitereien haben sie von ihr entlehnt, sie ruhen in der Drei Treffen-Taktik, welche Friedrich der Große seinen Reitern nach den Erfahrungen des ersten und zweiten Schlesischen Krieges gegeben hatte. Angepaßt auf unsere heutigen Verhältnisse, wie dies in dem neubearbeiteten Abschnitte V. des Exercierreglements für die Kavallerie vom Jahre 1873*) in überaus geschickter Weise zur Ausführung gebracht ist, erfüllt diese Gliederung mit den zu ihr gehörigen Bewegungsformen alle die Forderungen, welche an eine solche gestellt werden können und müssen. Eine Reiterdivision von drei Brigaden, jede zu zwei Regimentern, somit einen Körper von 24 Schwadronen als Norm zu Grunde legend, ist dieselbe ebenso auf jeden kleineren wie größeren Körper anwendbar; sie gestattet und sichert eine nachhaltige allmälige Verwendung, so wie eine schnelle und rechtzeitige gegenseitige Unterstützung der einzelnen Glieder; sie gewährt die Möglichkeit nach jeder beliebigen Richtung hin die volle Kampfeskraft zur Entwickelung zu bringen; sie bietet eine vortreffliche Grundlage für die Auseinanderfaltung der Division, wie eine solche für die Zwecke des Aufklärungs- und Sicherungsdienstes erforderlich ist, für die Vereinigung derselben zu Gefechtszwecken aus jener Auseinanderfaltung. Jeden der unteren Führer zur höchsten Selbstständigkeit in der Verwendung seiner Abtheilung im Rahmen des Ganzen heranbildend, gewährt sie dem obersten Führer die Möglichkeit die Gesammtheit der einzelnen Abtheilungen mit der vollen Geschlossenheit eines einheitlichen Ganzen an der Stelle und in der Weise zu verwenden, wo und wie er dies für nöthig hält. Die verschiedenen Bewegungsformen sind einfach, fest umgrenzt und klar, sie bieten in ihrer Aneinanderfügung, der durch sie ermöglichten gegenseitigen Verschiebung der einzelnen Glieder, jedem Führer die Freiheit und Gelegenheit für die volle Entfaltung seiner persönlichen Eigenschaften nnd Fähigkeiten.

Man begegnete früher vielfach der Ansicht und trifft sie hin und wieder auch noch heute, daß derartige Formen und Normen für die Be-

*) Dieser Abschnitt V. ist als Siebenter und Achter Abschnitt in das mittlerweile unter dem 5. Juli d. J. herausgegebene neue „Exercier Reglement für die Kavallerie" übergegangen.

wegungen größerer Reiterkörper nicht nöthig seien, daß sich im gegebenen Falle das Alles von selbst mache, andrerseits jene Formen und Normen die Freiheit, das Talent des einzelnen Führers zu sehr beengten. Die Vertreter dieser Anschauung dürften jedoch in einer großen Täuschung befangen sein. Denn von selber macht sich Nichts, namentlich da nicht, wo es sich um das engste, strengste oft auf den Augenblick begrenzte Zusammenwirken einer großen Anzahl von Menschen handelt, nach den Antrieben die von einem Einzigen oder doch nur sehr Wenigen unter ihnen, ausgehen. Alles Tüchtige muß erlernt sein, zu lernen vermag der Mensch aber nur an und in bestimmten Formgestaltungen, braucht doch der Gedanke schon der Formgestaltung im Worte, um lebensfähig werden, schöpferisch wirken zu können. Es hat zu allen Zeiten hervorragend begabte Menschen gegeben und wird dieselben auch ferner geben, welche die Fähigkeit besitzen unter jedem Verhältnisse stets das Richtige zu erkennen und in die That überzuführen. Dies genügt, wo sie als allein Handelnde aufzutreten haben, wo sie jedoch der Mitwirkung anderer bedürfen, sind Formen erforderlich unter denen sie sich diesen anderen verständlich zu machen, dieselben wiederum ihre Mitwirkung zum Ausdrucke zu bringen vermögen, diese Nothwendigkeit wächst mit der Zahl jener Mitwirkenden, mit der Kürze der Zeit in der ihre Unterstützung sich geltend machen soll. Bei der Bewegung größerer Truppenmassen, namentlich im Gefechte, handelt es sich aber um eine sehr große Zahl Mitwirkender, um kurze Zeiträume, ja oft um Augenblicke, vornehmlich bei der Reiterei. Wie soll unter solchen Umständen selbst der höchst begabte Mensch die staunenswertheften Erzeugnisse seines Geistes Tausenden Anderer in wenigen Minuten derartig mittheilen, daß diese mit der Einheitlichkeit nur eines Willens danach zu handeln vermögen, wenn ihm hiefür nicht bestimmte Formgestaltungen zur Verfügung stehen, die ihm, wie jenen gleich geläufig sind. Solche Formen sollen und dürfen keine Schablone sein, sie geben nur die Umrisse des Bildes, dem Geschicke jedes Einzelnen überlassend, dasselbe weiter auszuführen, ihm die feineren Schattirungen zu geben. Auch der Meister in der Kunst muß sich an gewisse Regeln binden, ihm stehen nur die wenigen in der Natur gegebenen Farbentöne zur Verfügung, wie er jedoch jene Regeln erkennt und befolgt, wie er diese Farbentöne mischt und verwendet um hier die Schatten zu vertiefen dort die Lichter aufzusetzen, darin bethätigt sich seine Meisterschaft. Zu dem Allem aber kommt noch, daß die Zahl der Meister eine gar geringe ist, daß der Mehrheit nach nur minder begabte Kräfte zur Verfügung stehen und auch in den Führerstellen der Heere Verwendung finden müssen. Sollen diese nun Tüchtiges leisten, so muß ihnen eine gründliche Schulung das ersetzen, was ihnen an Begabung abgeht, muß ihnen ein tüchtiges

Werkzeug in die Hand gegeben, müſſen ſie mit dem Gebrauche deſſelben genau vertraut gemacht werden. So iſt es auf dem Gebiete der Truppenführung, wie auf allen anderen Gebieten menſchlicher Thätigkeit, es bedarf dort in noch erhöhtem Maaße klar durchdachter, feſt begrenzter, einfacher, leicht faßlicher Formgeſtaltungen, in denen Führer wie Geführte durch Gewohnheit und gründliche Uebung die volle Sicherheit des Könnens erlangt haben; nur dann kann durchweg Tüchtiges, in einzelnen Fällen Glänzendes geleiſtet werden.

Die Infanterie und ſoweit ſie deren bedarf, auch die Artillerie, befand und befindet ſich in dem vollen Beſitze ſolcher Formen, der durch dauernde Gliederung und regelmäßige Uebung in dieſen Formen erlangten Sicherheit und Fertigkeit in Handhabung und Anwendung derſelben, bis zu ihren höchſten Verbänden, den Diviſionen hinauf. Die Reiterei war früher in ähnlich günſtiger Lage, ging jedoch dieſes Vorzuges verluſtig. Denſelben wieder zu gewinnen, iſt der Zweck, das Ziel ihrer neueſten Beſtrebungen, die ich nach ihrer ſachlichen und geſchichtlichen Berechtigung, ihrem Weſen und Inhalte hier in großen Zügen darzuſtellen bemüht geweſen bin.

Daß dem ſo war, wie ich wiederholt und auch oben erneut betonte, daß der Reiterei viele, um nicht zu ſagen die meiſten Vorbedingungen tüchtiger Leiſtung im Großen fehlten, als ſie jüngſt auf die alten Schlachtfelder Böhmens und Frankreichs gerufen wurde, auf denen ihre Vorfahren dereinſt ſo herrlich geglänzt in der vollen Meiſterſchaft ihres ſchönen Berufes — dies kann ſie, und zwar in ihrer Geſammtheit, ohne Unterſchied der Nationalitäten und Banner, um ſo unbefangener eingeſtehen, als es ihr trotzdem gelungen iſt den Beweis zu führen, daß man auch ferner mit ihr rechnen müſſe, wenn man große Kriege führen will!

Möge es der Waffe nun auch gelingen, überall die erforderliche Unterſtützung und Anerkennung zu finden für ihre Beſtrebungen, jenes wieder zu erringen, was ihr damals fehlte, dadurch erneut die Meiſterſchaft zu gewinnen, welcher ſie ſich ehedem erfreute, auf daß man nicht mehr nur gezwungen mit ihr rechnen muß, ſondern mit Freuden und vollem Vertrauen ihr das Feld, die Stellung einräumt, die ihr gehören, ihr gehören werden, bis dereinſt die Schlachten mit Luftballons in den Wolken geführt werden oder die Lokomotive das edele Roß aus der uralten Kampfesgenoſſenſchaft mit dem Menſchen verdrängt hat. —

Köhler.

Das hundertjährige Jubiläum der Schrift von Adam Smith über den Reichthum der Nationen*).

Eine althergebrachte und verbreitete Sitte ist es große Wendepunkte in der Geschichte der Völker oder die Geburtstage bedeutender Männer, welche Unvergängliches geleistet, von Jahrhundert zu Jahrhundert zu feiern. Aber so groß auch in neuerer Zeit die Wirkung des geschriebenen und gedruckten Worts sein mag, kaum jemals ist es das Erscheinen eines wissenschaftlichen oder allgemein lehrhaften Buchs, welches zu einer solchen Gedenkfeier veranlaßt. In der Wissenschaft ist der Fortschritt der Erkenntniß in der Regel ein so allmählicher, daß sich nur selten eine einzelne Schrift in der Weise Epoche machend hervorhebt um ihrer Veröffentlichung noch nach einem Jahrhundert festlich zu gedenken und wenn das doch mitunter vorkommt, so beschränkt sich die Feier auf den kleinen Kreis derjenigen, welche mit der Geschichte der besondern Disciplin näher vertraut sind. Um aber auf das wirksame Handeln der Menschen Einfluß zu gewinnen, bedarf es fast immer einer lange fortgesetzten Thätigkeit nicht nur durch Wort, sondern vor Allem auch durch die That und nicht leicht wird eine einzelne Schrift im Stande sein, in das praktische Leben der Völker, sei es gestaltend, sei es niederreißend in wirksamer Weise einzugreifen. Indessen liegt dieser seltene Fall, daß ein Buch zugleich in der Geschichte des Erkennens und des wirksamen Handelns Epoche macht, doch in der That bei der Untersuchung über den Reichthum der Nationen vor, welche vor 100 Jahren ein schottischer Gelehrter als die Frucht langjähriger Beobachtung und sorgfältigen Studiums und Nachdenkens veröffentlichte. In der Geschichte der modernen Volkswirthschaftslehre kann, wie der größte Historiker dieser Wissenschaft es ausspricht, alles Frühere nur

*) Der Verfasser dieses Artikels hatte es übernommen bei der Gedenkfeier für Adam Smith, welche die volkswirthschaftliche Gesellschaft zu Berlin im Frühling d. J. veranstaltete, die Festrede zu halten. Durch plötzliche Erkrankung an der Ausführung dieses Vorhabens verhindert, veröffentlicht er den wesentlichen Inhalt der Rede in dem obigen Aufsatze.

als Vorbereitung, alles Spätere als Fortentwickelung von Adam Smith angesehen werden und in der wirthschaftlichen und socialen Gesetzgebung der modernen Culturvölker datirt vom Jahr 1776 eine Periode, die bis in unsere Tage hineinreicht und die gesellschaftliche Ordnung in wesentlichen Punkten auf eine neue rechtliche Basis gestellt hat. Daher sehen wir denn Männer der verschiedensten Berufskreise und Lebensrichtungen zur Gedächtnißfeier des hundertjährigen Erscheinens dieses Buches in London, in Berlin und andern Orten sich vereinigen und wie verschieden auch das Urtheil über den absoluten Werth der von Adam Smith gegebenen Anregung sein mag, die culturgeschichtliche Bedeutung derselben wird nicht leicht jemand in Abrede stellen.

Versuchen wir es uns zuerst von dem wissenschaftlichen Werth des Buches Rechenschaft zu geben und dann seinen Einfluß auf die Geschichte des wirthschaftlichen Lebens klar zu machen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten würde kaum jemand Anstoß an der Behauptung genommen haben, daß Adam Smith die Wissenschaft der politischen Oekonomie geschaffen oder doch selbstständig begründet habe, ja nicht nur begründet, auch vollendet habe er dieselbe, meinte einer der besonnensten neuern Historiker Englands. (Lord Mahon.) Jetzt lassen sich solche Behauptungen freilich nicht mehr aufrecht erhalten. Wir wissen, wie viel Adam Smith von seinen Vorgängern übernommen hat, wie sich namentlich die wichtigsten Begriffe und Gedanken, auf denen seine eigenen Ausführungen wesentlich beruhen, bei den Physiokraten schon finden, wie viel manche seiner Grundbegriffe an Schärfe und überdies ihre Anwendung an Folgerichtigkeit zu wünschen übrig lassen.

Dennoch aber wird man nicht läugnen können, daß thatsächlich Adam Smith die politische Oekonomie, wie sie in den letzten Menschenaltern betrieben worden ist, der gebildeten Welt zuerst als ein eigenes Erkenntnißgebiet vorgeführt und vor Allem, daß er mehr als irgend ein Anderer zu ihrem Studium angeregt hat.

Seit beinahe zwei Jahrhunderten schon hatte man in wachsendem Maße sich mit Untersuchungen über volkswirthschaftliche Fragen beschäftigt. Dazu hatte die eindringende Geldwirthschaft und der zunehmende Verkehr geführt. Denn so lange die einzelnen Wirthschaften in verhältnißmäßig großer Isolirung neben einander bestanden, jedes Dorf, jeder Hof oder Haus im wesentlichen die wirthschaftlichen Güter, deren sie bedurften, selbst herstellten und der Austausch der Produkte und Leistungen auf ein sehr geringes Maß beschränkt war, bot die wirthschaftliche Thätigkeit des Menschen dem forschenden Sinne keine lohnende Aufgabe. Erst als die Wirthschaft eine gesellschaftliche wurde, jeder mehr und mehr für Andere zu produciren

begann und von Andern die Güter, die er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nöthig hatte, eintauschte, merkte man allmählich, daß der Einzelne in seiner Wirthschaft von Kräften abhängig wurde, deren Entwickelung und deren Wirksamkeit er oft schwer oder gar nicht übersehen konnte. Fühlt man doch jetzt bis in die Hütten der Alpendörfer hinein die Wirkungen jeder commerciellen Depression oder Aufregung, die jenseits des Oceans eintritt und Leute, die keine Ahnung davon haben, was eine Bank ist, werden durch eine Diskontoerhöhung der Bank von England oft nicht wenig betroffen. Diese immer complicirter werdenden Wirkungen und Gegenwirkungen forderten zum Nachdenken über ihren ursächlichen Zusammenhang auf und deshalb beginnt die Erörterung volkswirthschaftlicher Fragen bei den Völkern Europas, bei denen die Geldwirthschaft zuerst große Fortschritte machte, in Italien, Holland, England und Frankreich und deshalb richtet sich dieselbe zunächst auf die Erscheinungen, in denen die Abhängigkeit der einen Wirthschaft von den andern zuerst zu Tage trat. Vor Allem ist überall das Geld, das vornehmste Werkzeug der zunehmenden Arbeitstheilung und des wachsenden Verkehrs so der Ausgangspunkt der Untersuchung gewesen, demnächst der auswärtige Handel, manche Fragen des Zoll- und Steuerwesens u. s. w. In keinem Lande waren derartige Dinge im 17. und 18. Jahrhundert häufiger und gründlicher erörtert, wie in England und zahlreiche feine Bemerkungen und Beobachtungen, die wir bei Adam Smith finden, sind auf diese Vorgänger zurückzuführen. Aber bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte sich keiner dieser Schriftsteller zu dem Gedanken erhoben, die gesellschaftliche Wirthschaft als ein Ganzes aufzufassen und den complicirten Organismus derselben in seiner Totalität zu ergründen. Um diese Zeit aber begannen zuerst französische Gelehrte sich auf einen umfassenderen, weiteren Gesichtspunkt zu stellen. Die Physiokraten richteten ihren Blick auf das ganze gesellschaftliche Leben nach seiner wirthschaftlichen, rechtlichen und moralischen Seite und bemühten sich aus der Natur des Menschen und der ihn umgebenden Außenwelt moralische und wirthschaftliche Gesetze zu ergründen, denen der Mensch sich unterzuordnen habe. Der Bedeutendste unter ihnen, Turgot, gelangte auch schon einige Jahre vor Adam Smith zu einer Abgrenzung des Gebiets der Wirthschaft aus diesem größern Ganzen, die im Wesentlichen derjenigen entspricht, die sich bei Adam Smith findet, aber fast durchweg gerathen die Männer dieser Schule in willkührliche auf der Phantasie, nicht auf Beobachtung beruhende Constructionen und selbst diejenigen unter ihnen, denen Adam Smith die Grundzüge seiner Lehre ohne Zweifel entnommen hat, leiden an dem Fehler einer abstrakten Darstellung, die sie weiteren Kreisen wenig ge-

nießbar erscheinen ließ. Daher hat es in unseren Tagen erst sorgfältiger literarischer Studien bedurft, um ihre umfassende und eingehende Benutzung durch Adam Smith nachzuweisen*). So wenig fruchtbar sind ihre Arbeiten für die nächstfolgenden Generationen gewesen, so wenig unmittelbare Anregung ist von ihnen ausgegangen! Wie groß daher auch die Abhängigkeit Adam Smith's von den Physiokraten sein mag, für die ganze Folgezeit bis auf die Gegenwart, für Gelehrte und Nichtgelehrte, für Franzosen, so gut wie für Deutsche und Engländer ist er es doch gewesen, der zuerst auf die gesellschaftliche Wirthschaft des Menschen als auf ein Ganzes die Studien hingeleitet hat.

Gleich in dem ersten Capitel auf den ersten Seiten seines Buches entwickelt er zwar nicht in systematischer Begriffsbestimmung, aber anschaulich in wenigen Zügen den Vorwurf seiner Untersuchung, die Aufgabe der neuen Wissenschaft. Nicht eine höhere gewissermaßen über den Menschen schwebende natürliche Ordnung will er uns vorführen, sondern den Menschen selbst, wie er in gesellschaftlicher Wirthschaft sich die äußeren Sachgüter zur Erfüllung seiner Bedürfnisse erwirbt. Die dauernde Erwerbthätigkeit der Völker als Quelle ihres Reichthums, ihre Entwickelung und die Bedingungen ihres Erfolges versucht er zu erörtern. In der Erfassung des Zieles dieser Wirthschaft, steckt er dann zugleich dem neuen Wissensgebiet die Grenzen, innerhalb deren es bisher bebaut ist. Die äußern Genußgüter sind es, die seiner Ansicht nach das Einkommen des Menschen ausmachen und das Maß, in welchem sie zu seiner Verfügung stehen, bestimmt seine wirthschaftliche Lage, seinen Reichthum. Daß in dieser Definition die persönlichen Dienste, welche die neuere Nationalökonomie ebenfalls als wirthschaftliche Güter auffaßt, außer Betracht bleiben, hat bei weitem nicht die große Bedeutung, welche man diesem Mangel wohl zugeschrieben hat. Denn bis jetzt hat sich die nationalökonomische Untersuchung auch derjenigen Schriftsteller, welche den Begriff wirthschaftliches Gut über die materiellen Güter hinaus erweitert haben, doch fast ausschließlich auf die Herstellung, Vertheilung und Consumtion der materiellen Güter bezogen, eine Erscheinung, die sich wohl hinlänglich daraus erklärt, daß die erstern zwar auch Ziel wirthschaftlicher Thätigkeit sind, aber viel mehr als diese eine Bedeutung haben, die über ihre wirthschaftliche Seite weit hinausreicht.

Indem Adam Smith so das letzte Ziel aller Wirthschaft fester im Auge behielt, als irgend einer seiner Vorgänger, gelangte er auch zu einer

*) S. insbesondere: Turgot als Nationalökonom von v. Scheel in der Zeitschrift für die ges. Staatswissenschaft Bd. 24 S. 243 ff. und die sorgfältige Arbeit von Emanuel Leser, der Begriff des Reichthums bei Adam Smith. Heidelberg 1874.

richtigern Werthschätzung der einzelnen Zweige wirthschaftlicher Thätigkeit. Bis dahin waren die volkswirthschaftlichen Untersuchungen zum großen Theil nur Streitschriften verschiedener Interessentengruppen, die das Gedeihen *eines* Gewerbes, die Herstellung eines Produktes als vorzugsweise wichtig für das Gemeinwesen darzuthun sich bemühten. Gelehrte und Staatsmänner vermochten es nicht den Blick hinaus zu erheben über die Betrachtung der Gewerbe und ihrer einzelnen Interessen. Bei Adam Smith dagegen tritt das allgemeine Interesse aller Wirthschaftenden, das Interesse der Consumenten, als letztes Ziel der Volkswirthschaft in den Vordergrund. Seinen Ausführungen liegt der Gedanke zu Grunde, daß dem gemeinsamen Interesse aller Wirthschaftenden am meisten gedient werde, wenn die wirthschaftlichen Güter gegen möglichst geringe Gegengabe von jedem erlangt werden können. Daraus folgt denn die entschiedene Abneigung gegen alle Arten monopolistischer Vertheuerung, die der Grundzug seiner Volkswirthschaftspolitik ist, sowie der Kampf gegen jede einseitige Begünstigung eines einzelnen Erwerbszweiges auf Kosten des allgemeinen Interesses an Erfüllung der wirthschaftlichen Bedürfnisse mit möglichst geringen Opfern.

Wenn er trotzdem doch an verschiedenen Stellen einen Unterschied in der volkswirthschaftlichen Werthschätzung verschiedener Gewerbe macht, insofern in dem einen die Natur die menschliche Arbeit mehr unterstütze, als in dem andern, oder in dem einen eine gleiche Capitalmenge mehr Arbeitskräfte in Bewegung setze, als in dem andern, so zieht er aus diesen Gedanken keine praktischen Consequenzen. Er benutzt sie nur als Gründe gegen eine künstliche Ableitung der produktiven Kräfte von den Erwerbszweigen, die ihm besonders nützlich erscheinen.

Ferner ergab sich aus der Feststellung des Ziels auch eine größere Klarheit über die Mittel zu seiner Erreichung, vor Allem die Erkenntniß, daß die wirthschaftliche Lage des Menschen vorzugsweise von seiner eigenen wirthschaftlichen Thätigkeit, von der Arbeit abhängig ist. Zwar hatten auch schon frühere Schriftsteller in der Arbeit den vorzugsweise Vermögen erzeugenden Faktor erkannt, aber in anregendster und überzeugendster Weise hat doch Adam Smith diese Wahrheit entwickelt.

Unzählige Mal ist auf die culturgeschichtliche Bedeutung der Lehre hingewiesen worden und in der That kann dieselbe nicht leicht überschätzt werden. Ganz richtig sagt Buccle, die Stellung des wirthschaftlichen Arbeiters in der Gesellschaft sei seitdem eine veränderte. Während nach den frühern Anschauungen der Arbeiter unterhalten wurde von denjenigen, die ihm Arbeitsgelegenheit und Lohn gaben, und er daher zum Arbeits- und Brotherrn in einem natürlichen Verhältniß der Dankbarkeit und Ergeben-

heit ſtand, iſt nun der Vermögende, der Arbeitgeber nur der Käufer werthvoller Arbeitsleiſtungen geworden, der dem Arbeiter mindeſtens ebenſo verpflichtet iſt, wie dieſer jenem. Der wichtigſte Grund für die Unterordnung und Ergebenheit der untern Klaſſen unter die höhern iſt verſchwunden und wirthſchaftliche Arbeiten, auf denen bei den Völkern des klaſſiſchen Alterthums, wie bei den germaniſchen Stämmen des frühern Mittelalters ein Makel geruht, erſcheinen nun vom höchſten Werth für das ganze Gemeinweſen. Erwägen wir dann ferner die Bedeutung der Arbeit für die ſittliche und intellektuelle Erziehung des Menſchen, ſo wird man in dieſer veränderten Werthſchätzung aller wirthſchaftlichen Arbeit, zu der Adam Smith ſo viel beigetragen, einen der größten Fortſchritte der neuern Zeit erkennen.

Mit Unrecht aber würde man unſern Meiſter verantwortlich machen für die Weiterbildung dieſer Lehre, wie ſie von einigen ſeiner Nachfolger unternommen iſt und der ſocialiſtiſchen Doktrin unſerer Tage zu Grunde liegt, nämlich für die Zurückführung alles Vermögens ausſchließlich auf Arbeitsleiſtungen. Losgeriſſen vom Ganzen können allerdings einige ſeiner Aeußerungen und namentlich der Eingang ſeines Werkes ſo gedeutet werden und ſind in der That auch meiſtens in dieſem Sinne verſtanden worden, wer aber das Ganze ſeines Buches ins Auge faßt, wird ſich nicht verhehlen können, daß die Lehre, alle wirthſchaftlichen Güter ſeien nur Arbeitsprodukte, Adam Smith noch fremd iſt, und daß nur die unſerm Schriftſteller eigenthümliche Sorgloſigkeit in der Ausdrucksweiſe ein ſolches Mißverſtändniß möglich gemacht hat. Nicht nur betrachtet er im Anſchluß an die Phyſiokraten die Natur als mitwirkenden Faktor bei der Produktion und charakteriſirt das Einkommen wiederholt als das jährliche Produkt von Land und Arbeit, er führt auch in eingehender Weiſe den Einfluß des Capitals, d. h. der durch frühere Thätigkeit geſchaffenen Produktionsmittel auf die Größe des Arbeitsertrages aus. Aller wirthſchaftliche Fortſchritt, jede Weiterentwickelung der Erwerbthätigkeit iſt ihm bedingt durch Capitalanſammlung und da dieſe wieder hauptſächlich von Sparſamkeit abhängig iſt, ſo kennt er außer der Arbeitſamkeit noch eine zweite menſchliche Eigenſchaft, die vom weſentlichen Einfluß auf das Reſultat der Volkswirthſchaft iſt. Der Abſchnitt, in dem er darzuthun ſich bemüht, wie derjenige der ſein Einkommen zum Theil capitaliſirt, viel gemeinnütziger handele, als derjenige, der ſein Geld unter die Leute bringt, d. h. für minder nothwendige perſönliche Bedürfniſſe verwendet, gehört zu den beredteſten und eigenthümlichſten Ausführungen ſeines Buches. Kaum weniger als die Bedeutung der Arbeitſamkeit tritt daher die der Sparſamkeit als Mittel zur Steigerung des geſammten Produktionsertrages bei

Adam Smith hervor und wir dürfen es als sein wesentliches Verdienst bezeichnen, den Nachweis geführt zu haben, daß auf den Tugenden der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, denen man bis dahin doch fast nur einen privatwirthschaftlichen Werth zuerkannte, auch das Gedeihen und die Fortentwickelung der größten Gemeinwesen beruht.

Im Uebrigen leidet die Theorie der Nationalökonomie, die seiner Untersuchung zu Grunde liegt, an offenkundigen Gebrechen und inneren Widersprüchen. Scharfe Bestimmung von Begriffen und genaues Festhalten derselben ist nicht seine Sache. Vielleicht aber ist die Wirkung des Buches und die Anregung, die von ihm ausgegangen ist, gerade deshalb um so größer gewesen, weil er in dieser Beziehung keine großen Anforderungen an den Leser stellt. In zwangloser, essayistischer Form entwickelt er seine Gedanken. Aber doch ist auch auf die Methode, nach der in der Nationalökonomie bisher die Untersuchung geführt ist, Adam Smith von großem Einfluß gewesen.

Bekanntlich hat man sich gerade unter den Nationalökonomen in neuerer Zeit viel über die Vorzüge der deduktiven und induktiven Methode gestritten. Dabei ist es namentlich durch den Einfluß von Buccle's history of civilisation Gewohnheit geworden, Adam Smith den Vertretern der deduktiven Methode zuzugesellen. Buccle behauptet, Adam Smith sei bei seinen volkswirthschaftlichen Untersuchungen von einer Annahme ausgegangen, deren hypothetische Natur ihm durchaus klar gewesen sei, daß nämlich der Mensch nur von einem einzigen Triebe beherrscht werde, von dem Bestreben, zu erwerben und seine Lage zu verbessern. Die andern Motive des menschlichen Handelns, die großherzige Seite unseres Wesens lasse er in bewußter Weise bei Seite, um sich seine Aufgabe zu vereinfachen. Wenn das menschliche Handeln nur durch ein einziges Interesse bestimmt wird, so läßt sich mit einer gewissen Sicherheit dieß Handeln voraus berechnen, gerade so wie die Bewegungen einer Maschine, die nur durch eine einzige einfache Kraft bewegt wird, sich leicht bestimmen lassen, während die Menge der unendlich verschiedenen Bestimmungsgründe der menschlichen Entschlüsse eine solche Vorausbestimmung aufs Aeußerste erschwert. Adam Smith habe daher den Menschen gewissermaßen zerlegt und in einer andern, 17 Jahre früher veröffentlichten Schrift, die Theorie der menschlichen Gefühle benannt, die sympathische Seite des Menschen so erörtert, als wenn die Menschen nur vom Mitgefühl geleitet würden, in dem Reichthum der Nationen aber angenommen, daß die Selbstsucht sie ausschließlich beherrsche. Aber eine unbefangene Prüfung der beiden Schriften bestätigt diese Ansicht nicht. Allerdings deducirt Adam Smith nicht selten aus der menschlichen Natur hinaus,

allerdings nimmt er dabei an, daß der Erwerbstrieb im wirthſchaftlichen Leben den Menſchen ausſchließlich leite, aber gewiß nicht im bewußten Abſehen von der Wirklichkeit, ſondern weil ſeine eigene, durch vorgefaßte Theorieen in dieſer Hinſicht etwas befangene Beobachtung ihm das wirthſchaftliche Leben in der That ſo erſcheinen ließ. Das geht ſchon daraus hervor, daß er ſeine Deduktionen beſtändig durch die Erfahrung zu beweiſen bemüht iſt. Würde er nur hypothetiſche Wahrheiten haben darlegen wollen, ſo würde er keine Veranlaſſung gehabt haben, ſie durch Thatſachen zu erhärten. Er benutzt zu dieſem Zwecke ein umfaſſendes hiſtoriſches Wiſſen und durchbricht ſogar in längeren geſchichtlichen Excurſen den Fluß ſeiner Darſtellung. Soweit ihm ſtatiſtiſche Daten zur Verfügung ſtanden, gebraucht er ſie, vor Allem aber iſt es ſeine eigene Beobachtung des ihn umgebenden wirthſchaftlichen Lebens, das ihm die Belege für ſeine Deduktionen liefert. Dieſe Verbindung und Anwendung der beiden Methoden iſt denn in der nationalökonomiſchen Unterſuchung die herrſchende Sitte geworden und auch faſt alle diejenigen unter den Nachfolgern Adam Smith's, die wie z. B. Ricardo ſich ganz überwiegend der Deduktion bedienten, haben die ſo gefundenen Erkenntniſſe nicht als blos hypothetiſche Wahrheiten betrachtet. Was aber Adam Smith dabei vor ſeinen Nachfolgern auszeichnet und ihn vor manchen Irrwegen bewahrt, auf welche dieſelbe Methode ſpäter viel ſchärfere Köpfe geführt hat, iſt ſeine eminente Beobachtungsgabe für wirthſchaftliche Erſcheinungen und der feine Sinn für die Motive des wirthſchaftlichen Handelns der Menſchen. Ich möchte glauben, daß ſich in dieſen Eigenſchaften die Genialität des Mannes am meiſten zeigt und daß auf denſelben der Hauptreiz beruht, den ſeine Schrift auf unzählige Leſer in ſo hohem Maße ausgeübt hat. Kaum jemals habe ich ſein Buch aufgeſchlagen ohne durch die treffende Beobachtung von Vorgängen des wirthſchaftlichen Lebens und durch die Analyſe der Beſtimmungsgründe des menſchlichen Wollens überraſcht zu werden. In letzterer Hinſicht ſind ihm ſeine moralphiloſophiſchen Studien offenbar zu Gute gekommen, beide Vorzüge aber erinnern an die hervorragendſten Eigenthümlichkeiten engliſcher Dichter: an die Beobachtungsgabe des gewöhnlichen Lebens, wie wir ſie bei den engliſchen Novelliſten des vorigen und dieſes Jahrhunderts finden und, ich ſtehe nicht an zu ſagen, auch an die Kenntniß des menſchlichen Seelenlebens, wie ſie in großartigſter Weiſe bei Shakeſpeare hervortritt.

Wie groß aber auch die Beobachtungsgabe eines Mannes ſein mag, es iſt ganz unvermeidlich, daß das eigene Beobachtungsfeld des Menſchen in wirthſchaftlichen Dingen ein überaus beſchränktes iſt gegenüber der un-

endlichen Mannigfaltigkeit der äußeren Culturverhältniſſe, der ſittlichen und intellektuellen Entwickelung, der natürlichen Anlagen verſchiedener Völker und Volksklaſſen. Eine Generaliſirung individueller Beobachtung und Erfahrung muß daher zu folgenſchweren Irrthümern führen. Da zeigt ſich der Unterſchied zwiſchen dem Dichter und dem Nationalökonom. Der erſte faßt vorzugsweiſe die ewig menſchlichen Gefühle und Leidenſchaften ins Auge und die Geſtalten, welche Shakeſpeare hinſtellt, entzücken jetzt durch ihre Wahrheit, wie vor 300 Jahren. Das wirthſchaftliche Handeln dagegen iſt viel mehr von dem Bildungsſtande des Menſchen, von ſeinen ſittlichen Anſchauungen, von den Volksſitten und Gewohnheiten beherrſcht und darin dürfte der größte Fehler Adam Smith's liegen, daß er die Beobachtungen und Folgerungen, die unter gegebenen Verhältniſſen, auf dem nationalen Boden Englands, zu einer beſtimmten Zeit, ja bei einer beſtimmten Volksklaſſe im Weſentlichen zutreffend waren, verallgemeinert. — Die grundlegende Anſchauung z. B. von der Macht des Erwerbstriebes über den Menſchen, von dem Verlangen, ſeine wirthſchaftliche Lage zu verbeſſern, welches der Menſch mit auf die Welt bringe und bis zum Grabe nicht aufgebe, aus welchem alle Fortſchritte der Civiliſation erklärt werden, war ja im Ganzen und Großen richtig für den engliſchen Mittelſtand, in dem Adam Smith lebte und wohl auch für einen großen Theil der ſchottiſchen und engliſchen Handarbeiter, aber keineswegs für alle Menſchen aller Zeiten und Orte. Zu Tauſenden, um nur ein Beiſpiel ſtatt unzähliger anzuführen, ſehen wir in katholiſchen Ländern Männer und Frauen in Klöſtern und Ordensgeſellſchaften ſich zuſammenfinden, in denen dem Beſtreben der Einzelnen, ihre wirthſchaftliche Lage zu verbeſſern, kein Raum gelaſſen iſt und für den neapolitaniſchen Lazzaroni oder die nordamerikaniſchen Indianer hat der Gedanke, das Leben in möglichſter Unthätigkeit ohne Anſtrengung zu genießen, gewiß mehr Reiz als die Ausſicht, die eigene wirthſchaftliche Lage zu verbeſſern.

Dieſe Eigenthümlichkeiten der Methode und der Begabung Adam Smith's nach ihren ſtarken und ſchwachen Seiten hin treten nun auch in der Volkswirthſchaftspolitik hervor.

Vergegenwärtigen wir uns kurz den nationalen und hiſtoriſchen Boden, auf dem er ſtand.

In keinem Lande Europas mit Ausnahme vielleicht von Oberitalien und Niederland war ſchon im Mittelalter die Geldwirthſchaft ſo entwickelt, wie in England. Die vortrefflichen Verkehrsverhältniſſe des Landes, ſeine reich gegliederten Küſten, die Abweſenheit trennender Gebirgszüge, die kräftige Staatsgewalt, die wirkſamen communalen Polizeiordnungen hatten die Entwickelung des inneren, ſowohl wie des auswärtigen Handels ge-

fördert. Freie, in Geld gelohnte Tagelöhner, Zeitpächter und Eigenthümer waren schon im Mittelalter an die Stelle leibeigner Bauern und mit Frohndiensten bewirthschafteter Höfe ohne Dazwischenkunft des Staats, wie von selbst getreten. In rapider Entwickelung hatte dann im 16. Jahrhundert Handel und Schifffahrt und die wichtige Wollindustrie sich gehoben und nach einer kurzen Unterbrechung während der Unruhen des 17. Jahrhunderts, hatte sich dieser Fortschritt im 18. nur in um so rascherem Tempo wieder eingestellt. Das wachsende Colonialreich bot den Kaufleuten, Rhedern und Pflanzern eine reiche Ausbeute, der europäische Zwischenhandel ging aus den Händen Hollands in die Englands über, um die Mitte des Jahrhunderts beginnt die Verhüttung der reichlich vorhandenen Eisenerze mit den in unerschöpflicher Menge sich darbietenden Kohlen, bald darauf überzieht sich das ganze Land in wenigen Jahrzehnten ohne jede staatliche Hülfe mit einem dichten Canalnetz, und die angeregte wirthschaftliche Thatkraft zeigt sich in Erfindung der Spinn-, Webe- und endlich der Dampfmaschine; Fortschritte, welche dem commerciellen Primate Englands den industriellen in kurzer Frist hinzufügen sollten. Auf diesem Boden und in diesem Moment nun tritt Adam Smith auf und thut mit den schlagendsten Gründen dar, wie die alten auf ganz anderer Technik und Betriebsart beruhenden gewerblichen Ordnungen, die Privilegien der Zünfte und der incorporirten Städte, die 7jährige Lehrzeit der Lehrlinge, die Beschränkungen der Freizügigkeit den gewerblichen Aufschwung überall hemmen, er zeigt, welcher Gewinn für den Erfolg der gesammten wirthschaftlichen Thätigkeit aus einer Entfesselung der überall so mächtig emporbrechenden individuellen Energie entspringen müsse. Er weist nach, wie man dieser Regsamkeit der Einzelnen es überlassen könne, die fruchtbarste Anwendung für ihre Arbeitskraft und Capital zu finden, wie sie einer Hinleitung auf einzelne Industriezweige durch Schutzzoll und Prämien nicht bedürfe, er führt aus, wie der Export der eigenen Produkte sich nicht entwickeln könne, wenn man die Einfuhr fremder Waaren möglichst verhindere.

Sowie die wirthschaftliche Entwickelung des Landes, so waren aber auch die Erfahrungen des englischen Staatslebens nur zu geeignet ihm jede Staatsthätigkeit auf wirthschaftlichem Gebiete verwerflich erscheinen zu lassen. Die englische Staatsgewalt hatte sich im 18. Jahrhundert zur Erfüllung des staatlichen Culturzweckes ganz und gar unfähig gezeigt. Man war zufrieden in den Kämpfen des 17. Jahrhunderts das Landesrecht und vor Allem „Freiheit und Eigenthum“ gegen die willkührlichen Eingriffe des Königthums gesichert zu haben, man freute sich der wirthschaftlichen Fortschritte und der Machtentwickelung nach Außen, aber weder

für die Pflege geistiger noch die der wirthschaftlichen Cultur geschah von Staats wegen irgend etwas, eine Vernachlässigung, deren Folgen sich später in den Zuständen der unteren besitzlosen Volksklassen in traurigster Weise gezeigt haben. So beschränkt aber auch die Aufgaben des Staats waren, ebenso mangelhaft war seine innere Verwaltung. In der Finanzverwaltung, sowohl der königlichen wie der parlamentarischen, herrschte in gleicher Weise die größte Vergeudung öffentlicher Mittel. Die bedeutendsten Summen wurden fortwährend verschleudert an die Freunde des Königs, wie an die Mitglieder des Parlaments. Ohne Bestechung und Sinecuren, meinten die edelsten, hervorragendsten Staatsmänner, sei es gar nicht möglich, eine Regierung zu führen. An zuverlässigen Organen, an einem pflichttreuen Beamtenstand, wie ihn damals die preußischen Könige in strenger Schule sich erzogen, fehlte es ganz und gar. Daher war es für Adam Smith ein Axiom, daß der Staat schlechterdings außer Stande sei auf wirthschaftlichem Gebiet mit Erfolg thätig zu sein. Die Staatsverwaltung ist ihm identisch mit Verschwendung und Betrügerei. Große Nationen, sagt er, verarmen niemals durch die Verschwendung und die wirthschaftlichen Fehler der Privaten, nicht selten aber durch die des Staats. Von Pflichtgefühl der Beamten hat er keine Ahnung, ihre dienstlichen Emolumente dürfen nicht abgeschafft werden, weil sie sich sonst der Faulheit ergeben. Während in Deutschland die Mißbräuche, die fast allenthalben in den städtischen Haushalt eingedrungen, erst durch Einschreiten der Staatsgewalt beseitigt wurden, meint er: die Mißbräuche, welche zuweilen in die lokalen und provinzialen Verwaltungen sich einschleichen, wie enorm sie auch oft erscheinen mögen, sind doch in Wirklichkeit sehr geringfügig im Vergleich zu denen, welche gewöhnlich in der Verwaltung eines großen Staats und der Verausgabung seines Einkommens stattfinden.

Wenn so die unmittelbare Beobachtung des eigenen Staats Adam Smith zu der Forderung möglichster Einschränkung der Staatsthätigkeit und thunlichster Freiheit des Individuums führte, so leitete zu demselben Resultate auch ein Gedankengang ganz anderer Art. In Uebereinstimmung mit der in der ganzen gebildeten Welt damals vorherrschenden Staats- und Rechtslehre ging Adam Smith in seiner Auffassung des Staats von einem Zustand unbeschränkter Freiheit des Individuums als dem ursprünglichen, natürlichen aus. Die Vereinigung zum Staate ist von den Einzelnen nur zu einem bestimmten Zwecke geschlossen, der Einzelne hat sich im Staate seiner absoluten Freiheit zwar begeben, aber doch nur im eigenen Interesse, und zu eigenem Vortheil um eine Garantie möglichst ausgedehnter Freiheit zu erhalten. Daß der Einzelne Glied eines höheren

Ganzen, daß er auf keinem Gebiete in abſoluter Iſolirung ſeine ſittlichen Lebenszwecke erreichen kann, ſondern der Ergänzung durch eine weitere Gemeinſchaft bedarf, daß der Staat eine höhere über den Einzelnen ſtehende ſittliche Ordnung, nicht von Einzelnen und nicht blos für Einzelne geſchaffen, dieſe uns geläufigen Gedanken waren der damaligen Rechtsphiloſophie völlig fremd. Nichts lag daher näher, als auf wirthſchaftlichem Gebiet von ſolchen Prämiſſen aus zu der Forderung der größten individuellen Freiheit zu kommen und die Aufgabe des Staats auf die Sicherung der Rechtsſphäre des Individuums zu beſchränken. Von dieſer Grundlage aus hatten ſchon die Phyſiokraten ihr laissez faire et laissez passer entwickelt und Adam Smith ſteht in ſeinen Grundanſchauungen über das Verhältniß von Individuum und Staat mit ihnen durchaus auf demſelben Boden.

Nirgendwo tritt dieſe Auffaſſung klarer und ſchöner hervor als in jenen mit Recht berühmten Stellen über das heilige und unverletzliche Recht, welches jeder Menſch habe die Früchte ſeiner eigenen Arbeit zu genießen und über die Beſchränkungen in der freien Verwerthung der Arbeitskraft als Eingriffe in die natürliche Freiheit und das heiligſte Eigenthum des armen Mannes. Aber gerade dieſe Gedanken finden ſich auch faſt mit demſelben Wortlaut ſchon bei phyſiokratiſchen Schriftſtellern*).

Nicht minder erwuchs aus dieſer Weltanſchauung der weltbürgerliche Sinn, welcher es Adam Smith möglich machte die Freiheit auch für den Verkehr von Nation zu Nation zu verlangen. Ein ausſchließlich national gebildeter Engländer würde ſchwerlich ſchon damals, als das Uebergewicht der engliſchen Induſtrie noch lange nicht ſo befeſtigt war, wie heute, dem abſoluten Freihandel das Wort geredet haben. Immerhin hat ja ſeine nationale Geſinnung ihn zu einer weſentlichen Einſchränkung im Intereſſe der Vertheidigungsfähigkeit des eigenen Landes veranlaßt.

Aber während bei den Phyſiokraten die abſtrakte rechtsphiloſophiſche Deduktion ſcharf in den Vordergrund tritt, ſpielt ſie bei Adam Smith doch nur eine untergeordnete Rolle. Die Harmonie, in welcher die empfohlene wirthſchaftliche Politik mit der Rechtsüberzeugung bei Adam Smith ſteht, hat einen wohlthuenden Einfluß auf die Wärme des Stils, aber die Beweiſe, durch welche er auf die Ueberzeugung der Leſer wirkt, ſind doch aus den Bedürfniſſen des Verkehrs und den Intereſſen der Geſammtheit entnommen. Die wirthſchaftliche Freiheit erſcheint bei ihm vielmehr noch als eine Sache der Zweckmäßigkeit im gemeinen Intereſſe, denn als ein Poſtulat der natürlichen Freiheit der Einzelnen. Vor Allem iſt es die

*) Die Stellen bei Leſer a. a. O. S. 81.

ſchon erwähnte Erwägung, daß es im Intereſſe Aller liegt, die wirthſchaftlichen Güter mit den geringſten Opfern zu erwerben, die den meiſten ſeiner Ausführungen zu Grunde liegt. In allen Beſchränkungen der freien Bewegung der Produktionsfaktoren *kann* ja eine Quelle monopoliſtiſchen Gewinns und ein Hinderniß wirthſchaftlichen Fortſchritts liegen. Adam Smith nun ſieht ausſchließlich dieſe Seite an ihnen. Ihm erſcheinen die Rechte der Zünfte und die Schutzzölle *nur* als Hemmniſſe der vollen Wirkſamkeit des kräftigſten Sporns zur Arbeitſamkeit, Sparſamkeit und damit zu allem wirthſchaftlichen Fortſchritt und mit eminenter Anſchaulichkeit weiß er dieſe ihre Wirkung an den Erfahrungen des Lebens darzuthun.

Dieſer Art der Beweisführung iſt es, wie mir ſcheint, vor Allem zuzuſchreiben, daß ſeine Argumentationen ſo unendlich viel mehr Eindruck gemacht haben, als die der Phyſiokraten und daß der Grundſatz wirthſchaftlicher Freiheit, obwohl nicht von ihm aufgeſtellt, doch durch ihn der gebildeten Welt plauſibel gemacht iſt.

In dieſer Beziehung kam ihm ſehr zu ſtatten, daß allmählich ebenſo wie in England auch in den übrigen Culturſtaaten ein Bedürfniß eintrat, die Bande mittelalterlicher Gebundenheit und polizeilicher Bevormundung zu löſen. Sie beſtanden auf dem Continent an den meiſten Orten in noch viel drückenderer und hemmenderer Weiſe als in England, weil die größere Stabilität des wirthſchaftlichen Lebens die alten Einrichtungen mehr conſervirt und außerdem in neuerer Zeit vielfach die abſolute Staatsgewalt willkührlicher eingegriffen hatte. Aber überall zeigte es ſich unmöglich mit dieſen alten Beſchränkungen die neuen Betriebsformen einzuführen und zu vervollkommnen, welche namentlich die Nutzbarmachung der Naturwiſſenſchaften für das wirthſchaftliche Leben verlangte. An allen Orten und in allen Gewerben bedurfte man früher oder ſpäter wenigſtens für den inneren Verkehr der ungehinderten Bewegung des Individuums und der Anſpornung aller Kräfte durch freies Mitwerben Aller, wenn man nicht in der wirthſchaftlichen Cultur zurückbleiben wollte. Da iſt nun bekanntlich das Buch von Adam Smith das Arſenal geweſen, aus welchem die Kämpfer für wirthſchaftliche Freiheit einige Menſchenalter hindurch ihre beſten Waffen geholt. In keinem Lande aber, ſein eigenes Vaterland nicht ausgenommen, dürfte ſeine Beweisführung erfolgreicher geweſen ſein, als in Preußen. Ein Theil Europas hat in der Freiheit des auswärtigen Handels bis heute noch wenig Fortſchritte gemacht, dankt aber die Freiheit des innern Verkehrs der franzöſiſchen Revolution, welche vielmehr aus rechtsphiloſophiſchen oder politiſchen, als aus Zweckmäßigkeitsgründen die entgegenſtehenden Schranken, die Gebundenheit des Grund-

eigenthums, ſtörende Reallaſten und Servituten, Zunft- und Bannrechte mit Einem Schlage niederwarf. Die großen Staatsmänner aber, welche in Preußen 1808—1811 die befreienden Geſetze gaben, hätten ſich ſchwerlich durch den Vorgang des revolutionären und despotiſchen Frankreichs zu ihren Reformen bewegen laſſen, ſie ließen ſich aber überzeugen durch Adam Smith. Sie Alle, vor Allem der Freiherr v. Stein ſelbſt, aber auch die tüchtigen Unterbeamten, die ihn und Hardenberg umgaben, ſowie die meiſten Chefs der finanziellen und commerciellen Verwaltungszweige nach den franzöſiſchen Kriegen hatten die größte Anregung und Belehrung in ſtaatswirthſchaftlichen Dingen von Adam Smith empfangen, ſei es durch direktes Studium, ſei es durch die Vorträge des Königsberger Profeſſor Krans. Den göttlichen Adam Smith nennt ihn einmal, von Bewunderung hingeriſſen, einer der nüchternſten unter ihnen, der Oberpräſident von Vincke. Dem Einfluß dieſer ſtaatswirthſchaftlichen Schule aber danken wir es, daß Preußen in Deutſchland vorangegangen iſt mit Freiheit des Gewerbebetriebs, der Niederlaſſung, des Verkehrs mit Grundeigenthum, daß es dieſe Errungenſchaften auch in Zeiten rückläufiger Bewegung feſtgehalten und vor Allem, daß es ſie durch die folgenreiche Zollgeſetzgebung von 1818 gekrönt hat. Wir haben daher ganz beſondere Veranlaſſung die Verdienſte Adam Smith's um die wirthſchaftliche Freiheit und die Beſeitigung ausſchließlicher Rechte, welche ihrer urſprünglichen Bedeutung entkleidet nur der Trägheit Schutz gewährten, dankbar anzuerkennen.

Freilich zeigt die Entwicklung, welche er ſo mächtig gefördert hat, auch mannigfache Auswüchſe bedenklichſter Art und dunkle Schattenſeiten, die Adam Smith nach ſeinen politiſchen nnd hiſtoriſchen Kenntniſſen nicht vorausſehn und auf deren Abhülfe er nicht bedacht ſein konnte. Er ſtellt die unmittelbar unter den gegebenen Umſtänden nothwendigen Maßregeln als die ſchlechthin richtigen hin, der Zuſtand möglichſt ſchrankenloſer Freiheit des Individuums erſcheint ihm für alle Zeiten als der vollkommenſte Zuſtand der Geſellſchaft. Daß die wirthſchaftliche Freiheit auch die rückſichtsloſe Ausnutzung wirthſchaftlicher Macht erleichtern, daß durch ſie der Mächtige noch mächtiger, der Abhängige noch abhängiger nnd gedrückter werden kann, der Gedanke liegt ihm ziemlich fern und ebenſo hatte er noch keine rechte Kenntniß davon, daß es mitunter nothwendig wird, die wirthſchaftliche Freiheit dem Zwecke der ſittlichen Erziehung des Volkes unterzuordnen.

Aber dieſer ganz unläugbare Mangel iſt in neuerer Zeit von einigen Schriftſtellern weit übertrieben worden. Denn ſoweit ſeine eigene Erfahrung reichte, ſind dem ſcharfen Blick des großen Nationalökonomen keineswegs die bedenklichen Zuſtände entgangen, die vor Allem in der Lage

der besitzlosen, handarbeitenden Klassen durch die wirthschaftliche Entwicklung in neuerer Zeit entstanden sind und, wo er solche Uebel erkennt, vermeidet er auch nicht gerade ängstlich die Hülfe des Staats zu ihrer Beseitigung anzurufen.

Er schildert mit lebhaften, fast zu stark aufgetragenen Farben die Nachtheile der ausschließlichen Uebung einzelner menschlicher Fähigkeiten, welche die Folge weit getriebener Arbeitstheilung ist. Er führt aus, wie die körperliche Kraft, die Gewandheit des Verstandes und vor Allem die edlern Seiten des menschlichen Charakters in der handarbeitenden Klasse Einbuße erleiden müssen, wenn das Leben eines Arbeiters in ewiger Wiederholung einiger weniger Verrichtungen zugebracht wird, deren Wirkungen überdieß fast immer dieselben sind. Deshalb sei „einige Aufmerksamkeit" der Staatsregierung nothwendig, um „die fast gänzliche Corruption und Entartung der großen Masse des Volks zu verhindern". Er empfiehlt aus diesem Grunde, daß von Staatswegen für öffentlichen Volksunterricht gesorgt werde, ja selbst einem Schulzwang scheint er nicht abgeneigt. Freilich hatte er in dieser Beziehung die vortrefflichen Erfolge der in Schottland seit geraumer Zeit in allen Kirchspielen fast ganz auf öffentliche Kosten unterhaltenen Volksschulen unmittelbar vor Augen.

An einer andern Stelle verweilt er bei den sittlichen Gefahren des großstädtischen Lebens für die untern Volksklassen. Er selbst hatte in seiner Schrift über die moralischen Gefühle das Gemeinschaftsgefühl zur Basis der ganzen Moralphilosophie gemacht und ausgeführt, daß die Aussprüche des Gewissens nur ein Nachhall sind dessen, was Andere über uns urtheilen. In völliger Isolirung würde, meint er, der Mensch ebensowenig wissen, ob er sittlich gut ist, wie ob er schön ist. Nun konnte einem so aufmerksamen Beobachter nicht entgehn, daß unsere moderne Gesellschaft eine Stellung des Individuums mit sich bringen kann, die in ethischer Hinsicht einer wirklichen Isolirung nahe kommt. Er führt aus, wie ein Mann von gesellschaftlicher Stellung und Ansehn auf die Achtung Gewicht legen müsse, welche seine Mitbürger von ihm hegen und daher alle Ursache habe, keine Handlungen zu begehn, die ihn dieser Achtung verlustig machen. Ein armer Mann, sagt er, in einem Dorfe ist in ähnlicher Lage. Denn sein Betragen wird vom ganzen Dorfe beobachtet und er ist dadurch genöthigt aufmerksam auf sich selbst zu sein. Kommt er aber in eine große Stadt, so sinkt er in Dunkel und Vergessenheit. Niemand kümmert sich um ihn. Der mächtigste Antrieb zu einem sittlichen Lebenswandel fällt weg und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er sich einem schlechten Lebenswandel ergiebt. Damit berührt Adam Smith wohl den wundesten Punkt in unserer modernen Entwickelung, die Atomisirung der

Gesellschaft, wobei er denn aber freilich ganz übersieht, daß nicht blos durch die Concentration der Bevölkerung in großen Städten, sondern noch viel mehr durch die von ihm selbst befürworteten Reformen das Gemeinschaftsgefühl gelockert werden mußte, welches seiner Ansicht nach die Grundlage aller Sittlichkeit ist. Das Heilmittel, welches er empfiehlt, ist wieder ganz spezifisch englischen Verhältnissen entnommen. Er sieht den besten Schutz gegen die bezeichneten Gefahren in dem Anschluß des gemeinen Mannes an kleine Religionsgesellschaften, Sekten, die eine strenge moralische Zucht über ihre Mitglieder ausüben, wie sie ja in der That in den englischen Fabrikdistrikten auf die handarbeitenden Klassen mitunter einen überaus heilsamen Einfluß gewonnen haben. Der Hintergrund eines concreten Volks mit bestimmter sittlich-religiöser Weltanschauung und mit scharf ausgeprägter Individualität, auf den sich das ganze von Ad. Smith geschilderte wirthschaftliche Leben und seine ganze Wirthschaftspolitik bezieht, tritt hier wieder recht deutlich hervor, aber ebenso ist klar, daß Adam Smith auch für die üblen Seiten der von ihm selbst inaugurirten socialen und wirthschaftlichen Entwicklung, wenn er sie hätte beobachten können, ein offenes Auge gehabt hätte. Er würde sich insbesondere der Erkenntniß nicht verschließen können, daß jene sittliche Isolirung des Individuums, wie er sie in den großen Städten seiner Zeit beobachtete, durch die Lösung der engern Gemeinschaftsgruppen in unserer Gesellschaft und der sittlichen Bande, mit denen sie einen großen Theil des Volks umfingen, sowie durch die in Folge der Freizügigkeit und der verbesserten Communikationsmittel enorm gesteigerte Bewegung und Concentration der Bevölkerung einen Höhepunkt erreicht hat, wie nie zuvor. Er würde wahrgenommen haben, daß die daraus entstehende Gefahr durch das Verschwinden auch der individuellen Religiosität und die in den untern Klassen sich verbreitende Läugnung eines objektiven Sittengesetzes enorm gewachsen ist und, ich zweifele nicht, er würde sich in Deutschland wenigstens noch nach andern Correktiven und nach andern Mitteln zur sittlichen Hebung und Erziehung der Massen umgesehn haben, als sie das englische Sektenwesen bietet.

Unter allen Umständen aber thut man Adam Smith Unrecht, wenn man ihm Gleichgültigkeit gegen die Lage der untern Klassen, „capitalistische Tendenzen", oder gar die bewußte Förderung des Interesses der wirthschaftlich Mächtigen, denen die wirthschaftliche Freiheit vorzugsweise zu Gute gekommen, vorwirft. Durch sein ganzes Buch geht vielmehr ein Zug echter Humanität und warmer Philanthropie. Auf eine liberale Belohnung der gemeinen Handarbeit, um in dieser Hinsicht nur Einiges zu erwähnen, legt er das größte Gewicht. Sie ist ihm nicht nur das beste Zeichen eines aufblühenden Standes der Volkswirthschaft, sondern

auch das beste Mittel zur Steigerung der Leistungen der Arbeiter. Daß bei einem höhern Sachlohn die Arbeiter durchschnittlich mehr und nicht wie jetzt mitunter behauptet wird, weniger leisten, deducirt er aus der menschlichen Natur und belegt er mit Erfahrungen. Er war es dann ferner, der zuerst die ungünstige Lage der Arbeiter beim Arbeitscontract hervorhob und darauf hinwies, wie den Arbeitgebern in Folge ihrer geringern Zahl ein einheitliches Auftreten beim Kampf um die Bedingungen des Arbeitsvertrags leichter möglich sei, als den Arbeitern, die ihnen gegenüberstehn. Mit welcher Wärme endlich er gegen die damals in England überaus harten Beschränkungen in Bezug auf Aufenthalt und Niederlassung aufgetreten ist, wurde soeben schon erwähnt. Wenn wir ihn jetzt trotz alledem von einem gewissen Optimismus in socialer Hinsicht nicht freisprechen können, so wird man auch da nicht vergessen dürfen, wie leicht in den ihn umgebenden Zuständen eine solche Auffassung entstehn konnte. Adam Smith blickte zurück auf ein Menschenalter, in dem sich die ganze Lebenshaltung und Lage des englischen Arbeiters mehr verbessert hatte, als jemals sonst in der Geschichte. Der Geldlohn war seit dem Utrechter Frieden erheblich gestiegen, die meisten Lebensbedürfnisse der Arbeiter waren billiger geworden. Von den traurigen Zuständen, welche sich in den folgenden Jahren in den englischen Fabrikdistrikten entwickeln sollten, hatte man noch keine Ahnung und deshalb auch nicht von der Nothwendigkeit gegen Ueberarbeitung der Kinder und Frauen, gegen gefährliche Werkstätten und ungesunde Wohnungen, gegen Truckſystem und andere Mißbräuche einzuschreiten.

So gewahren wir denn überall bei Adam Smith die Begrenztheit seines Blicks durch die ihn umgebenden Zustände und wenn es schon lange keinem Zweifel unterliegt, daß seine Begriffsbestimmungen und seine Systematik mangelhaft sind, so müssen wir ebenso von seinen praktischen Lehren einräumen, daß wir nur in wenigen Punkten sie uns unbedingt zu eigen machen können. Aber wenn Adam Smith uns nicht mehr der unfehlbare Lehrer sein kann, der er unsern Vätern war, ein doppeltes Verdienst der höchsten Art müssen wir ihm zuerkennen. Wie kein Anderer vor ihm oder nach ihm hat er angeregt zur Erforschung eines neuen und überaus fruchtbaren Gebiets menschlicher Erkenntniß und wie kein Anderer hat er dazu beigetragen, der freien Bethätigung der Persönlichkeit im wirthschaftlichen Leben Raum zu verschaffen und künstliche Schranken zu beseitigen, welche die den Fortschritten des Wissens und der Technik entsprechende Neugestaltung der Volkswirthschaft, sowie den freien Verkehr der Völker und ihre gegenseitige Annäherung hinderten. Erwin Nasse.

Memorandum, betreffend Ausprägung von Handels-Piaſtern aus feinſtem Silber für den Orient*).

Sowohl im allgemeinen internationalen Verkehrsintereſſe und zur Beförderung des Silberabfluſſes als auch mit Rückſicht auf beſondere durch unſere Münzreform herbeigeführte Verhältniſſe glauben wir nachſtehenden Vorſchlag der Erwägung der Reichsregierung und der nächſtbetheiligten Geſchäftskreiſe empfehlen zu dürfen.

Wir beabſichtigen keineswegs einen förmlichen und vollſtändigen Geſetzentwurf vorzulegen, ſondern nur die Grundzüge eines Plans, deſſen Einzelheiten und Art der Ausführung, wenn die angeregte Sache an ſich als zeitgemäß und erfolgverſprechend anerkannt wird, nach ſorgfältiger Prüfung feſtzuſtellen ſein würden.

Unſer Vorſchlag geht im Weſentlichen dahin:

Es möge ein Reichsgeſetz beliebt werden, welches den Deutſchen Landes-Münzanſtalten geſtattet, nach den in dieſem Geſetze angeordneten Beſtimmungen für Privat-Rechnung gegen feſte Münzgebühren Handels-Piaſter zu prägen.

Die hauptſächlichen Beſtimmungen des beantragten Geſetzes ſind:

1. Die auszuprägenden Handels-Piaſter ſtehen außerhalb des Bereichs der Reichswährung, haben für Deutſchland alſo nicht den Character noch die Function eines geſetzlichen Zahlmittels. Die Reichs-Regierung übernimmt in Rückſicht dieſer deutſchen Handels-Münze lediglich die Garantie der genauen Ausprägung in Gemäßheit der geſetzlichen Vorſchriften.

2. Der Münzfuß der Handels-Piaſter iſt wie folgt: Aus dem Kilogramm feinen Silbers ſollen gemünzt werden 40½ Stück Handels-Piaſter und der Feingehalt derſelben ſoll 995 Tauſendtheile betragen.

*) Dieſes Memorandum wurde um die Mitte Septembers in ſithographirter Abſchrift bereits einigen Mitgliedern der Reichsbehörden ſowie verſchiedenen zunächſt betheiligten Geſchäftskreiſen mitgetheilt. Im vorliegenden Abdrucke ſind einzelne Punkte des urſprünglichen Vorſchlags in Folge mir freundlichſt mitgetheilter Bemerkungen etwas abgeändert und mehrere Ausführungen zur Motivirung hinzugekommen.

Das Bruttogewicht des einzelnen Piaſters bei ſeinem Ausgang aus der Münzanſtalt beträgt mithin $24\frac{1}{2}\frac{2}{10}$ Gramm und enthält derſelbe $24\frac{1}{2}$ Gramm feines Silber.

3. Das Verfahren bei Ausprägung der Handels-Piaſter unterliegt der Beaufſichtigung von Seiten des Reichs. Dies Verfahren ſoll die vollſtändige Genauigkeit der Piaſter nach Gehalt und Gewicht ſicher ſtellen. So weit eine abſolute Genauigkeit bei dem einzelnen Stücke nicht innegehalten werden kann, ſoll die Abweichung eines Mehr oder Minder im Gewichte nicht mehr als zwei Tauſendtheile, im Feingehalt aber nicht mehr als ein halbes Tauſendtheil betragen.

4. Das zur Ausprägung von Handels-Piaſtern einzuliefernde Silber muß einen Feingehalt von mindeſtens 0,995 haben.

5. Die Münzgebühr für Ausprägung der Handels-Piaſter beträgt 80 Pfennig für das Kilogramm fein Silber.

6. Durchmeſſer ſowie Embleme, Inſchriften und Randumſchrift der Handels-Piaſter werden vom Bundesrath feſtgeſtellt, es darf jedoch an den hierfür einmal angenommenen Normen künftig ohne vorangegangenes Geſetz Nichts geändert werden.

7. Ueber die ſtattgehabten Ausprägungen von Handels-Piaſtern haben die Münzanſtalten dem Reichskanzler alljährlich einen Bericht zu erſtatten, welcher dem Reichstage zur Kenntnißnahme vorzulegen iſt. —

Begründung und Erläuterung vorſtehender Grundzüge.

Die eigentliche Grundlage unſeres Plans liegt in der Vorausſetzung, daß die Bevölkerung des Orients noch immer eine gewiſſe Vorliebe für Edelmetall in möglichſter Feinheit hat und unter ſonſt gleichen Umſtänden denjenigen Münzen den Vorzug geben wird, welche dieſe Eigenſchaft durchweg und dauernd in Wirklichkeit beſitzen.

Wird dieſe unſere Vorausſetzung als unrichtig nachgewieſen, ſo fällt hiermit, wie unumwunden zugeſtanden wird, der ganze Vorſchlag. Es iſt deshalb geboten, dieſen Punkt ausführlicher als alles Uebrige zu erörtern.

Nicht um an unpaſſender Stelle philologiſche Beleſenheit darzuthun, ſondern weil es anerkannt iſt, daß im Orient alte einſt weit verbreitete Anſchauungen meiſtens mit erſtaunlicher Zähigkeit feſtgehalten werden, wenn auch vielleicht in etwas abgeſchwächter Weiſe, möge zunächſt durch einige Beiſpiele daran erinnert werden, wie ſehr im Alterthum ein möglichſt hoher Feingehalt der Münzen überall geſchätzt wurde. Solche Bevorzugung erklärt ſich einfach aus dem Umſtande, daß bei der damaligen Mangelhaftigkeit der Kenntniſſe und Hülfsmittel der Chemie es höchſt ſchwierig war, den Grad der Legirung der Münzen zu erkennen und die Beimiſchung

beim Einſchmelzen zu entfernen, ſowie daß Gold und Silber, je reiner ſie ſind, um ſo ſchöner, haltbarer und werthvoller ſich darſtellen und um ſo weniger dem Mißtrauen einer Fälſchung ausgeſetzt ſind.

Der Vater der Geſchichte, Herodot, berichtet (Buch IV. Kap. 166), wie König Darius, um ſich bleibenden Ruhm vor allen andern Herrſchern zu zu ſichern, Gold ſo weit als irgend möglich durch Schmelzen habe läutern und Münzen aus feinſtem Golde prägen laſſen; Aryandes, ſein Statthalter in Aegypten, habe das Nämliche in ſeinem Silber nachgeahmt und das feinſte Silber ſei noch zu ſeiner Zeit das Aryandiſche.

Würde Herodot dies wohl erwähnt haben, wenn nicht Münzen aus feinſtem Silber beſonders geſchätzt und begehrt geweſen wären? —

In den Schriften des alten Teſtaments werden oftmals feines Gold und geläutertes Silber mit beſonderer Anerkennung gerühmt. Vergleicht doch ein Pſalm das Wort Gottes mit „Silber, geläutert im Tiegel, gereiniget ſiebenmal“!

Für Athen galt es als ein wichtiger Vorzug, daß es nicht allein aus ſeinen Lauriſchen Bergwerken reichlich Silber gewann, ſondern auch daß die attiſchen Silbermünzen wegen ihres Feingehalts überall beliebt geworden waren. Herr Beulé (ſ. Les monnaies d'Athènes. Par. 1858.) hat zur Erzielung eines maßgebenden Urtheils über den Feingehalt der attiſchen Münzen 87 attiſche Tetradrachmen aus der ſpäteren Periode einſchmelzen laſſen und fand ſich folgende Miſchung: 0,966 Silber, 0,002 Gold und 0,032 Kupfer. Einzelne genau unterſuchte Stücke haben einen Feingehalt bis 0,978 Silber und 0,0016 Gold aufgewieſen.

Die römiſchen Denare ſind bis in die Zeiten der erſten Kaiſer vorwiegend von hohem Feingehalt; (ſ. Letronne, Evaluation des monnaies grecques et romaines Par. 1817 p. 84.) Derſelbe ſchwankt zwiſchen 0,993 und 0,965. Eine abſichtliche Legirung der Silbermünzen hat in jenen Zeiten der Blüthe der alten Staaten offenbar nicht ſtattgefunden. Nachdem ſolche Beimiſchung ſpäter begonnen hatte, war auch in der Verwirrung und dem Verfall des Münzweſens kein Halt mehr.

In Indien ſind mehrfach vergrabene Schätze von römiſchen Denaren aufgefunden, aber, ſoweit uns bekannt, ſind es nur ſolche von hohem Feingehalt; ſpätere ſtark legirte Denare ſind nicht darunter.

Wir wollen aber nicht länger beim Alterthum oder Mittelalter, noch im Occident verweilen, ſondern wenden uns ſofort zum neueren indiſchen Münzweſen. Dieſes zeigt uns, wie die dortigen eingeborenen Regenten, wenn ſie auch ſonſt zu Erpreſſungen ſehr geneigt waren, das Mittel progreſſiver Legirung der Münzen vermieden, vielmehr für Ausprägungen der Münzen mit hohem Feingehalt ſorgten. Es geſchah dies in der richtigen

Würdigung, daß hierdurch am beſten der Falſchmünzerei vorzubeugen ſei, und daß die Bevölkerung trotz aller Befehle die Münzen nur nach ihrem wirklichen Edelmetallgehalt ſchätzen würde. — Die um das Jahr 1542 zuerſt eingeführte und ſpäter vom Kaiſer Akbar beſtätigte Silber-Rupie hatte ein Gewicht von 179,5 Troy-Grän bei $\frac{11}{12}$ oder 0,979$\frac{1}{6}$ Feingehalt. Auch die Rupien von Lucknow und Benares, wenn auch nicht völlig ſo fein, wie die vornerwähnte, behielten doch einen verhältnißmäßig hohen Feingehalt, nämlich von 0,955 und 0,965.

Die Oſtindiſche Compagnie war es, welche bei ihrer Münzregulirung vom Jahre 1818 zwar den inneren Silberwerth der urſprünglichen Rupie beibehielt, aber im Wege einer Erhöhung des Gewichts bei Herabſetzung des Feingehalts von $\frac{11}{12}$ auf $\frac{11}{12}$ oder von 0,979$\frac{1}{6}$ auf 0,916$\frac{2}{3}$. An Stelle dieſer ſog. Sicca-Rupie iſt dann wiederum bei der allgemeinen Münzregulirung von 1835 die neue Compagnie-Rupie im Werthe von $\frac{11}{12}$ der Sicca-Rupie mit gleichgebliebenem Feingehalt von 0,916$\frac{2}{3}$ getreten. Vom 1. Januar 1837 an haben die älteren Arten Rupien aufgehört in Indien geſetzliches Zahlmittel zu bilden. Von verſchiedenen eingeborenen Fürſten ſcheint indeß die Ausprägung von Rupien höheren Feingehalts noch eine Zeitlang fortgeſetzt zu ſein.

Ungeachtet der Außercourssetzung ſind jedoch die älteren Rupienſorten von höherem Feingehalt in vielen Theilen Indiens vorzugsweiſe begehrt, verſchwinden indeß jetzt mehr und mehr.

Mehrfache Mittheilungen der letzthin von dem Parlaments-Ausſchuß in Betreff der Silberentwerthung vernommenen Sachverſtändigen, welche die indiſchen Zuſtände aus langjähriger dortiger Erfahrung kennen gelernt haben, geben über die dortige Silberverwendung Auskunft. Auf den Münzanſtalten zu Calcutta, Bombay und Madras iſt in den 29 Jahren $18^{35}/_{36}$ bis $18^{74}/_{75}$ der koloſſale Betrag von 2,106,610,000 Rupien in Silber ausgeprägt worden, was ziemlich übereinſtimmt mit den ſtatiſtiſchen Ermittelungen der indiſchen Zollämter, welche den Ueberſchuß der Mehr-Einfuhr des Silbers in Indien während der letzten 40 Jahre auf den Werth von ca. 2000 Millionen Rupien feſtgeſtellt haben.

Die bezüglichen Fragen bei der erwähnten Enquête gingen nun vornämlich dahin: wie verhält es ſich mit jener in Umlauf gebrachten großen Menge von Silbermünzen? Iſt Indien im Ganzen hierdurch bereits hinreichend verſorgt, ſo daß fortan nur ein verhältnißmäßig geringer Begehr nach weiteren baaren Umlaufsmitteln ſtattfinden dürfte? —

Die von verſchiedenen Seiten hierauf ertheilte Auskunft beſagt, daß eine ſolche Verſorgung noch keineswegs allgemein ſtatthabe, daß vielmehr in manchen Gegenden wegen Mangels an Münze noch immer Natural-

wirthſchaft vorherrſche, daß das Silbergeld in ſehr vielen ländlichen Bezirken hauptſächlich nur zur Bezahlung der Grundrente gebraucht werde und daß, wenn dort ein Eingeborener eine Anzahl Rupien erworben habe, die Regel ſei, daß er alsbald einen Silberſchmied, wie es deren in faſt jedem größeren Dorfe giebt, in ſein Haus kommen laſſe, um aus den eingeſchmolzenen Rupien Schmuckſachen für Frau und Kinder anfertigen zu laſſen. Der Stolz der wohlhabenderen Einwohner beſteht eben darin, wer bei den Feſten ſeine Angehörigen mit dem reichſten Silberſchmucke auszuſtatten vermöge. Auf dieſe Weiſe verſchwinden Jahr für Jahr eine Unmaſſe Rupien aus dem Umlauf. So lange man ältere Rupien von größerem Feingehalt habe auftreiben können, ſei dieſen der Vorzug gegeben. — Auf den Vorhalt, weshalb die Eingeborenen für die Herſtellung der Schmuckſachen nicht lieber ungemünztes Silber verwenden, da doch das Silber in den Rupien durch die Prägekoſten und andere hinzukommende Speſen um etwa 3% vertheuert worden ſei, ward bemerkt, dies würde auch wohl geſchehen, wenn ſich Gelegenheit dazu böte anders als durch eingeſchmolzene Münzen in den Beſitz von kleineren Silberquantitäten zu gelangen. Indien gewähre für lange Zeit noch ein unbeſchränktes Abſatzgebiet für Silber und nur die Zahlungsbilanz zwiſchen Indien und England, welche weſentlich durch die beträchtliche Zunahme der an England zu erfüllenden pekuniären Verbindlichkeiten Indiens (jetzt ca. 300 Millionen Mark jährlich) bedingt ſei, entſcheide über den wachſenden Betrag des Silberzufluſſes. Es läßt ſich hiernach annehmen, daß wenn nur den Eingeborenen dort Gelegenheit geboten wird, ſich Silber wohlfeiler und in höherem Feingehalt als durch eingeſchmolzene Rupien zu verſchaffen, ſie ſicher davon Gebrauch machen werden; die jetzigen Piaſter und Dollars eignen ſich hierzu nicht, da ihr Feingehalt geringer iſt als derjenige der Rupien.

Daß in China ebenfalls bei der Bevölkerung eine entſchiedene Vorliebe für feines Silber anzutreffen iſt, läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß, obgleich ſeit Jahrhunderten dort die Silberverſorgung durch mexikaniſche Piaſter beſchafft iſt, welche bis zu den neueren Zeiten weſentlich unverändert ausgemünzt worden ſind (im Feingehalt von 0,902⅞), man doch nicht, was am bequemſten geweſen wäre, dieſen Feingehalt, noch auch den von 0,900 in den amerikaniſchen Dollars angenommen hat, ſondern bei der Gewichts-Rechnung nach Taels Sycee-Silber von durchſchnittlich 0,960 Feingehalt verblieben iſt. Man würde ohne Zweifel einen noch höheren Feingehalt als Regel vorziehen, wenn nicht eine weiter gehende Affinirung im Einzelnen dort zu weitläufig und koſtſpielig ausfallen würde.

Wir ſind der Anſicht, daß eine in den orientaliſchen Verkehr in einer

für die anfängliche Verbreitung hinreichenden Menge gebrachte, eine Garantie der genauen Ausprägung bietende und dem Werthe der bisherigen Piaſter und Dollars ſich eng anſchließende neue Silbermünze von möglichſt hohem Feingehalt alle Ausſicht hat im Orient bald vorzugsweiſe Aufnahme zu finden, eine Prämie zu bedingen, und allmählig immermehr Terrain zu gewinnen*).

Um aber dieſen Verſuch zur Ausführung zu bringen iſt in zweiter Linie noch eine andere Vorausſetzung unabweisbar, nämlich eine wohlfeile Ausprägung. Die eigentlichen Münzgebühren für Ausprägung der Rupien betragen 2 oder nach anderer Angabe 2½%, für amerikaniſche Trade-Dollars 1½%, für Maria-Thereſien Thaler 1½%. Wir nehmen an, daß deutſche Münzanſtalten nach März nächſten Jahres in der Lage und bereit ſein werden, die projectirten deutſchen Handels-Piaſter gegen eine Gebühr von etwa ½% zu prägen. Für die Ausprägung der Fünfmarkſtücke vergütet die Reichskaſſe bekanntlich ¾%. —

Wenn unſer Vorſchlag im Laufe der Jahre 1872 bis 1875 gemacht wäre, als der Abſchluß der zur Ausführung unſerer eigenen Münzreform erforderlichen maſſenhaften Ausprägungen ausſchließlich für Rechnung des Reichs noch in ziemlicher Ferne lag, würde eine vorläufige entſchiedene Abweiſung nicht unerwartet geweſen ſein. Allein gegenwärtig iſt die Sachlage eine ganz andere. Nachdem bereits bis zum 23. September d. J. an Reichsmünzen ausgeprägt worden ſind: in Gold über 1421 Millionen M., Silber über 312 Millionen M. und Nickel und Kupfer nahezu 42 Millionen Mark, läßt ſich mit Beſtimmtheit behaupten, daß bei Fortdauer der Münzthätigkeit, wie ſie in den letzten Monaten geweſen, nach 6 Monaten die Verſorgung Deutſchlands mit neuen Münzen vorläufig zu einem gewiſſen Abſchluß gebracht ſein wird und daß nicht abzuſehen, wie von da ab die 9 deutſchen Münzanſtalten mit ihren jetzt auf möglichſt ausgedehnten Betrieb und aufs zweckmäßigſte getroffenen Einrichtungen irgend genügende Beſchäftigung werden finden können. Denn alsdann wird für den eigenen Bedarf zunächſt und längere Zeit hindurch in der Regel nur eine ſehr mäßige Ausmünzung ſtattfinden und würden zu dieſem Behufe eine oder zwei Münzanſtalten auch mit beſchränktem Betriebe ausreichen. Und auch dieſen wird es ohne Zweifel höchſt willkommen ſein, wenn ſie Gelegenheit haben werden, ſelbſt nur gegen Vergütung der Selbſtkoſten zur Beſchäftigung ihres Perſonals, Silber-Piaſter für Privat-Rechnung auszuprägen. Käme

*) Die in der Natur der Sache liegenden Vorzüge der Ausprägungen in möglichſt hohem Feingehalt, namentlich von Goldmünzen, aber auch von Silbermünzen, hat Herr Dr. H. Grote in ſeinen „Münzſtudien" wiederholt und eingehend erörtert. Nach ſeinem Vorſchlage ſollten die Silbermünzen geprägt werden aus einer Metall-Miſchung, welche 125 Theile feines Silber und 1 Theil Kupfer enthält.

im December d. J. das hier vorgeſchlagene Geſetz zu Stande, ſo würden doch die nothwendigen Vorbereitungen (Feſtſtellung der Embleme und Inſchriften und die Anfertigung der Stempel) noch einige Monate in Anſpruch nehmen, ehe die Ausprägung ſelbſt in größerem Umfang in's Werk geſetzt werden könnte.

Nach dieſer Motivirung des Plans im Allgemeinen wollen wir noch in thunlichſter Kürze einige der vorgeſchlagenen Einzelbeſtimmungen zu rechtfertigen verſuchen.

Zu 1. Es wird zur Erläuterung genügen, wenn wir bemerken, daß die Ausprägung der deutſchen Handels-Piaſter zum Reichsmünzweſen ſich ebenſo verhalten wird, wie die Ausprägung der Maria-Thereſien Thaler in Oeſterreich und der Dukaten in Holland. Der Begriff der „Handelsmünze" ſchließt von ſelbſt jeden Gedanken aus, daß eine Verpflichtung ſpäterer Wiedereinziehung in Frage kommen könne. Die zu übernehmende Garantie der möglichſt genauen Ausprägung kann keine Schwierigkeit noch Bedenken finden.

Zu 2 bis 4. Bei dem vorgeſchlagenen Münzfuße ſind die Geſichtspunkte leitend geweſen, daß der neue Deutſche Handels-Piaſter ſich möglichſt eng anzuſchließen habe an den Silbergehalt der alten vollhaltigen ſpaniſchen und mexikaniſchen Piaſter oder Peſos und der neuen amerikaniſchen Trade-Dollars, jedoch mit der Tendenz, eher etwas mehr als weniger Silber zu enthalten, als dieſe, da wegen der verſchiedenen Gewichtsſyſteme und der Verſchiedenheit des Feingehalts eine abſolute Gleichſtellung des neuen Münzfußes mit früheren nicht ſtatthaft erſcheint. Das geſetzliche Gewicht der ſpaniſch-mexicaniſchen Piaſter (namentlich der ſog. Colonnatos oder Pilares) war nach dem Münzgeſetz vom 29. Mai 1772 per Stück 27,067 Gramm von 0,902$\frac{7}{8}$ Feingehalt. Derſelbe enthielt alſo an feinem Silber 24,43304 Gramm.

Der ſeit dem 7. Mai 1866 für kurze Zeit in Hongkong geprägte Dollar (zu 416 Troy Grän von 0,900 Feingehalt) hielt 24,2607 Gramm fein Silber, nach dem ermittelten durchſchnittlichen Befunde der neueren mexikaniſchen Piaſter.

Der amerikaniſche Trade-Dollar, nach dem Geſetze 420 Troy-Grän Silber von 0,900 Feingehalt, alſo 378 Troy-Grän oder 24,494 Gramm Fein-Silber enthaltend, iſt um 6$\frac{1}{2}$ Grän beſſer als der frühere Silber-Dollar der Vereinigten Staaten. Das geſetzliche Remedium im Mehr oder Minder beträgt im Gewicht $\frac{1}{280}$ oder 0,3571 Procent und im Feingehalt 3 Tauſendtheile.

Im Vergleich mit den vorgenannten Münzen würde der vorgeſchlagene Deutſche Handels-Piaſter wegen des höheren Feingehaltes ein geringeres

Brutto-Gewicht, aber etwas mehr Feinsilbergehalt aufweisen. Der Unterschied ist daraus hervorgegangen, daß es rathsam erschien, für die Münzeinheit den nach metrischem Gewicht abgerundeten Silbergehalt von 24½ Gramm für den einzelnen Piaster zu erhalten, wonach die übrigen Ansätze zu berechnen waren. Der Werthunterschied gegen den amerikanischen Trade-Dollar beträgt nur etwa 6 Milligramm Silber (im Werthe von ungefähr $\frac{1}{10}$ Pfennig) oder ¼ Promille, kann also so gut wie gar nicht in Betracht kommen, wenn man bedenkt, daß die Münzgebühr für den Deutschen Piaster um ca. ¾ Procent (ca. 3 Pfennig pro Stück) geringer sein soll. Ein bedeutenderer Unterschied zu Gunsten der deutschen Handelsmünze wird darin liegen, daß für den Trade-Dollar der Münzanstalt eine Toleranz im Feingehalt von 3 Promille gestattet ist, während dieselbe für den vorgeschlagenen deutschen Handels-Piaster auf ein halbes Promille beschränkt sein soll. Praktisch genommen wird letzterer stets auf 0,995 auskommen und auch bei den genauesten Untersuchungen der orientalischen Geschäftsleute kein Unterschied zwischen den einzelnen Stücken dieser Münzsorte im Feingehalte sich ergeben. Wenn die Toleranz im Gewichte auf 2 Promille, d. h. auf 50 Milligramm pro Stück, bestimmt wird, so ist der Grund, daß die Festsetzung der Toleranz im Gewicht auf 1 Promille (25 Milligramm pro Stück) eine erhebliche Vertheurung des Münzprocesses mit sich geführt hätte, während bei einer Gewichtstoleranz von 2 Promille die Ermäßigung der Münzgebühr auf 80 Pfennige pro Kilogramm fein Silber zulässig sein wird. Diese Toleranz ist immer noch wesentlich geringer als bei den Trade-Dollars, bei denen sie 1½ Troy-Grän oder ca. 96 Milligramm pro Stück beträgt. Eine Silbermünze, welcher beim Verlassen der Münzstätte eine so äußerst geringe Abweichung im Feingehalt und Gewicht von ihrem gesetzlichen Münzfuß gestatten worden wäre, wie hier für den Handels-Piaster empfohlen wird, hat es bisher nicht gegeben, während andererseits hinsichtlich der Wohlfeilheit der Ausmünzung ebenfalls das Aeußerste geleistet werden soll. Man wird den Vortheil, der aus einer um ein Weniges besseren Ausmünzung der neuen deutschen Handels-Piaster hervorgehen wird, um diesen Eingang und Beliebtheit im Verkehr des Orients zu verschaffen, nicht hoch genug schätzen können. Es wird ihm sehr zur Empfehlung dienen, wenn man zuversichtlich behaupten und es auf jede Untersuchung dieserhalb ankommen lassen kann, daß der deutsche Handels-Piaster mehr Silber enthalte als der mexikanische Piaster und der Trade-Dollar, und daß der Feingehalt (0,995) noch viel höher sei als das beste Sycee-Silber.

Dieser sehr hohe Feingehaltsgrad ist deshalb vorgeschlagen worden, weil, wenn einmal auf diesen Punkt besonders Werth zu legen ist, kein stich-

haltiger Grund gegeben ſcheint, hierin nicht ſo weit zu gehen, wie irgend erreichbar, ohne die Prägung ſelbſt zu beeinträchtigen oder die Koſten derſelben zu erhöhen. Nach eingezogenen Erkundigungen findet beides nicht ſtatt, und wird vielmehr die Ausmünzung zu 0,995 fein um ſo leichter ſein, da die im Handel vorkommenden Barren Silber meiſtens ſchon dieſen Feingehalt haben, oder ihn ſelbſt überſteigen. Von den ſächſiſchen und auch den meiſten andern deutſchen Silberhütten wird in neuerer Zeit das Silber faſt durchweg im Gehalte von 0,998 bis 0,999 fein abgegeben. Das Reichskanzler-Amt nimmt von den Affinerien, denen die geringhaltigeren Sorten zur Affinirung übergeben werden, kein Silber unter 0,996.

Bei den unter 2 und 3 angeführten Beſtimmungen trifft übrigens zu, was im Eingange bemerkt wurde, daß eine Modification derſelben, die etwa bei weiterer Prüfung ſich als zweckmäßig herausſtellen möchte, ſich mit dem Plane im Ganzen wohl vertragen würde, ſofern nur die leitenden Geſichtspunkte hierdurch nicht alterirt werden.

Zu 5. Die Gründe für Feſtſetzung einer möglichſt mäßigen Münzgebühr ſind bereits oben erörtert worden. Der Werth eines Kilogramm Silber zu 160 bis 150 Mark angenommen, ergiebt der vorgeſchlagene Anſatz von 80 Pfennig pro Kilogramm fein, ca. ½ Procent des Werths. Wie der hohe Feingehalt der projectirten neuen Piaſter die beſte Sicherheit gegen Münzfälſcherei bietet, ſo findet man in der ſehr mäßigen Münzgebühr eine Garantie gegen Nachmünzung, da ſchwerlich Private oder die Münzanſtalten anderer Länder in der Lage ſein dürften, mit den deutſchen Münzanſtalten hierbei zu konkurriren.

Zu 6. Wenngleich ſelbſtverſtändlich bei jeder Münze der innere Werth und die konſtante genaueſte Beobachtung des geſetzlichen Münzfußes entſchieden immer die Hauptſache ſind, ſo wird doch auch was die äußere künſtleriſche Ausſtattung und die Inſchriften anlangt, namentlich bei neuen Münzen, welche für den Verkehr mit ganz fremden eigenthümlichen Völkern beſtimmt ſein ſollen, eine beſondere Aufmerkſamkeit geboten ſein.

Der amerikaniſche Trade-Dollar zeigt auf der Vorderſeite eine auf einem Baumwoll-Ballen ſitzende weibliche Figur, welche die einen Oelzweig haltende rechte Hand gegen die offene See ausſtreckt. In der linken Hand hält ſie eine Rolle mit der Inſchrift: „Liberty“. Am Fuße des Ballens ſteht das Motto: „In God we trust“. Außerdem ſtehen oben 13 Sterne und unten die Jahreszahl. Auf dem Revers findet ſich der Adler mit der Inſchrift: „United States of America“ und dem Spruch: „E pluribus unum“; ſodann die Angabe des Gewichts und Feingehalts neben der Bezeichnung „Trade-Dollar“.

Eine Nachahmung dieſes Vorbildes möchte ſich nicht empfehlen. Der

Reichsadler und die Worte: Deutſcher Handels-Piaſter, ſowie Angabe des metriſchen Gewichts und des decimalen Feingehalts dürfen natürlich nicht fehlen; im Uebrigen aber könnte, ſtatt fernerer bildlicher Darſtellung und Motto's, in chineſiſcher und arabiſcher Schrift und Sprache die möglichſt deutliche Angabe „Münze aus feinſtem Silber" mit Reduction des Gewichts und Gehalts auf chineſiſche Angaben angebracht werden. Auch der Rand wäre mit geeigneter Umſchrift zu verſehen. Die Jahreszahl 1877 wäre, wie die übrige ganze Ausſtattung, bei allen ſpäteren Ausmünzungen unverändert beizubehalten. Die endgültige Feſtſtellung der Embleme, Aufſchriften und Randumſchrift wäre erſt nach reiflicher Ueberlegung mit Geſchäftsmännern, welche Oſtaſien aus eigener lokaler Erfahrung kennen, vorzunehmen, und erſcheint es daher rathſam, ſolche nach Annahme des Geſetzes dem Bundesrathe zu überlaſſen. —

Schließlich mögen einige der vorauszuſehenden Bedenken und Einwendungen gegen unſern Vorſchlag hier vorweg beſprochen werden.

Vor Allem müſſen wir uns gegen ein nahe liegendes Mißverſtändniß verwahren, daß man uns nämlich die Zuverſicht unterlege, als werde durch dieſe empfohlene Ausprägung unmittelbar eine weſentliche Erleichterung des Silbermarkts zu erreichen ſein. Dies iſt keineswegs unſere Meinung. Der Silberabfluß nach Oſtaſien wird, wie auch bereits oben erwähnt wurde, in der Hauptſache und auf die Dauer nur durch die internationale Zahlungsbilanz der dortigen Länder beſtimmt. Die Schaffung einer den Orientalen möglichſt zuſagenden Handelsmünze wird immerhin etwas dazu beitragen können, dort in einigen Beziehungen die Erwerbung von Silber zu fördern, allein einen entſcheidenden Einfluß im Ganzen und in unmittelbarer Folge will ſie nicht beanſpruchen. Die allgemeine Erleichterung des Verkehrs durch Einführung eines paſſenderen Zahlmittels iſt die Abſicht; es ſoll in zweckmäßigerer Weiſe erreicht werden, was durch die Hongkong Piaſter und die neuen Trade-Dollars erſtrebt worden iſt. Die baaren Rimeſſen nach Oſtaſien ſollen mittelſt theilweiſer Erſetzung der größeren Silberbarren und der mexikaniſchen Piaſter durch vortheilhafter zu verwerthende Deutſche Handels-Piaſter wohlfeiler gemacht werden, insbeſondere dem deutſchen Handel. Die Verbreitung derſelben auch in Indien neben den Rupien wird davon erwartet, daß ſie zum Zwecke der Verarbeitung zu Schmuckſachen und zum Theſauriren, was jetzt große Summen von Rupien abſorbirt, bald ſehr beliebt und bei den jetzt verbeſſerten Kommunikationen der eingebornen ländlichen Bevölkerung leicht zugänglich ſein werden. An und für ſich hätten gewiß England und die Vereinigten Staaten den Be-

ruf eine ſolche für den Orient beſtimmte Handelsmünze zu ſchaffen und zu verbreiten, aber für die Aufnahme eines ſolchen Plans in Deutſchland ſind augenblicklich beachtenswerthe Momente gegeben. Es kommt in Betracht, daß Deutſchland im Laufe der nächſten zwei Jahre wahrſcheinlich noch 300 bis 400 Millionen M. an Silber aus ſeinem bisherigen Geldumlauf zum Verkauf zu bringen hat und daß im nächſten Frühjahre unſeren Münzanſtalten neue Beſchäftigung erwünſcht ſein muß, ſie komme, woher ſie wolle, auch wenn der Gewinn dabei noch ſo gering ſein mag. Wird das vorgeſchlagene Geſetz beliebt, ſo iſt die Reichsregierung ohne beſonderen Riſiko in der Lage, zur erſten Anbahnung des Abſatzes etwa vom nächſten März an ſucceſſive einige Millionen Piaſter aus dem affinirten Silber der einzuziehenden Thaler ausprägen zu laſſen und alsbald nach China und Singapore zur Verwerthung zu ſenden, oder auch dies Geſchäft unter Gewährung geeigneter Erleichterungen ſoliden deutſchen Handelshäuſern, welche mit Oſtaſien in regelmäßigen ausdehnten Geſchäftsverbindungen ſtehen oder dort ſelbſt ihre Etabliſſements haben, zu überlaſſen. Die dortigen deutſchen Conſuln und Handlungsfirmen werden zu inſtruiren ſein, in der ihnen zweckentſprechend erſcheinenden Weiſe richtige Information über die Vorzüge und Zuverläſſigkeit der neuen Münze zu verbreiten und ſie in den Verkehr einzuführen. Wenn für die Handels-Piaſter anfangs auch kein höherer Preis erzielt wird als für einen gleichen Betrag Silber in Barren, ſo beträgt der Verluſt nur ca. ½ Procent an den Münzgebühren. Weiteren Schaden kann ein ſolcher Verſuch, ſelbſt wenn er gänzlich mißlingen ſollte, nicht bringen. Erwieſe ſich hingegen der Plan als zeitgemäß und fände die an und für ſich vollkommenſte Silberhandels-Münze, deren Güte und Gleichmäßigkeit ja gerade wegen ihres äußerſten Feingehalts von den Eingeborenen am leichteſten geprüft werden kann, allmählig Anerkennung, ſo wäre hiermit augenſcheinlich ein dauernder Vortheil geſichert. Als die erſten Maria-Thereſien Thaler im Wege des Handels nach dem öſtlichen Afrika gingen, ſtand nicht zu erwarten daß dieſe Verwendung öſterreichiſcher Münzen dauernd einen größeren Umfang erreichen werde. Könnte nicht den vorgeſchlagenen deutſchen Handels-Piaſtern, die als Münze in jeder Hinſicht den Bedürfniſſen und Neigungen der Orientalen ſich anpaſſen wollen, in Oſtaſien ein ähnlicher Erfolg bevorſtehen, nur daß es ſich hier nicht um Hunderttauſende, ſondern um Millionen handelt? Die anhaltende und ſteigende Beſchäftigung, welche im Falle des Gelingens des Verſuchs den deutſchen Münzanſtalten ſich eröffnen könnte, läßt ſich aus der Erwägung entnehmen, daß die Silberrimeſſen aus Europa nach Oſtaſien im Durchſchnitte der letzten 40 Jahre jährlich an 100 Millionen Mark betragen haben, und daß, wenn eine fernere beträchtliche Entwerthung des

Silbers ausbleiben soll, man vor Allem darauf rechnen muß, es werde die künftige jährliche Silberverschiffung nach Indien und China eine noch bedeutend höhere Summe aufweisen als bisher.

Und nun noch wenige Worte über den Einwand, daß feines Silber sich nicht zur Ausmünzung eigne. Man kann einräumen, daß $\frac{9}{10}$ oder $\frac{11}{12}$ Feingehalt wegen größerer Härte sich vielleicht im Umlauf mechanisch etwas weniger abnutze als Fein-Silber, obschon dies noch keineswegs eine ausgemachte Sache ist; allein man nehme eines der 1814 aus dem geraubten Hamburger Bankſilber geprägten Doppelmarkstücke oder eine aus Fein-Silber geprägte Medaille oder einen alten hannoverschen Gulden aus feinem Harz-Silber [im Feingehalt von 15 Loth 16 Grän oder $0{,}993\frac{1}{3}$]*) in die Hand, und man wird finden, daß es mit der angeblichen Weichheit des feinen Silbers nicht so schlimm ist. Dieses bietet ohnehin den Vorzug, daß es dem Verluste durch chemische Einwirkung des Schweißes der Hände weniger ausgesetzt ist als legirte Silbermünzen. — Wenn auch in der That das Gepräge der Silbermünzen aus ganz feinem Silber im täglichen Umlaufe rascher an der ursprünglichen Schärfe verliert und sich eher verwischt als bei Münzen von 0,900 Feinheit, was keineswegs gleichbedeutend ist mit entsprechendem effectivem Verluste an Gewicht und Silbergehalt, so kann dieser Umstand gerade für die vorgeschlagene Handelsmünze kein erhebliches Bedenken erregen. Denn ein beträchtlicher, vielleicht der größte Theil derselben wird vermuthlich im Orient bald wieder eingeschmolzen werden. Wo Silbermünzen bei herrschender Goldwährung als Scheidemünze umlaufen, da wird die Härte ihrer Metallmischung zur Bewahrung des Gepräges natürlich ein wesentliches Moment abgeben; nicht so für den Zweck unserer Handels-Piaster. Für diese erscheint es maßgebend, daß sie in der Hauptsache gewissermaßen als leicht zu kontrollirende kleine Silberbarren, deren gleichmäßiger hoher Feingehalt durch den Prägestempel angezeigt wird, lediglich durch ihren inneren Werth Geltung haben, nicht durch ihr Gepräge. Die Chinesen besitzen eine staunenswerthe Fertigkeit, den wirklichen Werth der Münzen zu unterscheiden. Ein neuer Handels-Piaster aus feinstem Silber, ausgeprägt mit einer gleichmäßigen Genauigkeit, wie solche bei ähnlichen Münzsorten bisher nicht vorgekommen, wie unsere jetzt

*) Diese feinen Harz-Gulden wurden vorzugsweise von den Silberschmieden gesammelt und eingeschmolzen, und würden künftig die hier vorgeschlagenen Handels-Piaster vermuthlich auch in Europa für Verwendung zu technischen Zwecken im Kleinen vielfach Absatz finden. — Und in Betreff der Hamburger Zweimarkstücke aus feinem Silber wollen wir beiläufig noch zur Bestätigung unserer Ansichten noch den Umstand erwähnen, daß dieselben bald nach 1814 im Belauf von mehreren Millionen nach Rußland exportirt worden sind, von wo sie ihren Weg weiter nach Asien gefunden haben werden. Es ist nicht bekannt, daß andere Hamburgische Silbermünzen eine solche Verwendung je gefunden hätten.

aufs Trefflichſte eingerichteten und eingeübten größeren deutſchen Münzſtätten aber mit Leichtigkeit und Sicherheit leiſten können, — eine ſolche Münze wird höchſtwahrſcheinlich im Orient, nachdem ſie dort vermöge ihrer wirklichen möglichſt vollkommenen Beſchaffenheit die ſchärfſten Prüfungen durchweg mit beſtem Erfolge beſtanden haben wird, bald auf bevorzugte Aufnahme und progreſſive Verbreitung rechnen dürfen. — Würde übrigens von den Münztechnikern Silber von 0,900 Feingehalt als entſchieden rathſamer nachgewieſen und gewünſcht, ſo ließe ſich hiernach der vorgeſchlagene Münzfuß modificiren, ohne daß deshalb das Princip des Vorſchlages und der Charakter der Maßregel irgend erſchüttert würde. — Das Gepräge würde wohl jedenfalls thunlichſt flach zu halten ſein.

Soll aber überhaupt der im vorliegenden Memorandum empfohlene Verſuch von Deutſchland unternommen werden, ſo iſt der gegenwärtige günſtige Zeitpunkt ohne Verzug zu benutzen. Der Plan möge jetzt geprüft und alsbald je nach dem Ausfall ſolcher Prüfung angenommen oder definitiv verworfen werden; die Aufſchiebung eines Beſchluſſes hierüber müßte jedenfalls als unſtatthaft erachtet werden, denn ſo günſtige Umſtände für deſſen Ausführung, wie jetzt gegeben ſind, können niemals wiederkehren.

Fällt die Prüfung zu Gunſten des Vorſchlags aus, ohne daß ſich deshalb ſanguiniſche Erwartungen daran zu knüpfen brauchen — denn in ſolchen Dingen pflegt die Praxis nur allmählig ſich Bahn zu brechen — ſo möge Seitens des Reichskanzlers dem Bundesrathe und dem Reichstage in der bevorſtehenden Seſſion ein „Geſetzentwurf, betreffend die Ausprägung von Handels-Piaſtern aus feinſtem Silber für den Verkehr mit dem Orient“ zeitig vorgelegt werden.

Göttingen den 30. September 1876.

Ad. Soetbeer.

Richard Wagner.

„Sie haben geſehn, was wir können; wenn Sie jetzt wollen, ſo haben wir eine Kunſt.“

Da manchen ſeiner Anhänger das denn doch zu ſtark vorkam, hat der Meiſter ſeinen Spruch nachträglich dahin modificirt: „ſo haben wir eine neue Kunſt.“

An der Sache wird damit wenig geändert. Die neue Kunſt, als deren Erfinder Richard Wagner ſich fühlt, iſt ſeiner Ueberzeugung nach in der That die einzige, welche dieſen Namen verdient. Es liegt aber darin keine Ueberhebung. Wagner will ſich keineswegs als größeren Künſtler aufſpielen gegen Schiller und Mozart, gegen Goethe und Beethoven; er will nur ſagen: wäre jenen Männern meine Erfindung bekannt geweſen, ſo hätten ſie viel Größeres geleiſtet; ſo aber blieben ſie als Künſtler auf halbem Wege ſtehn. Es liegt darin keine größere Ueberhebung, als wenn Leſſing übernahm, jedes Stück des großen Corneille beſſer zu machen: „freilich“, ſetzte er hinzu, „werde ich dann noch lange kein Corneille ſein; jeder könnte es leiſten, der ſo feſt an den Ariſtoteles glaubt als ich“.

Daß ich Wagner dieſe Beſcheidenheit nicht willkürlich unterſchiebe, dafür kann ich einen merkwürdigen Beleg beibringen.

Bekanntlich hat ſich Wagner wiederholt mit größter Verachtung über Meyerbeer ausgeſprochen. „In der Meyerbeer'ſchen Muſik“, heißt es „Oper und Drama“ I. S. 166, „giebt ſich eine ſo erſchreckende Hohlheit, Seichtigkeit und künſtleriſche Nichtigkeit kund, daß wir ſeine ſpecifiſch muſikaliſche Befähigung, namentlich zuſammengehalten mit der bei Weitem größeren Mehrzahl ſeiner componirenden Zeitgenoſſen, vollkommen auf Null zu ſetzen verſucht ſind“.

Unmittelbar darauf beobachtet er aber mit Erſtaunen (S. 167), daß „bei der ausgeſprochenen Unfähigkeit des Componiſten, aus eigenem muſikaliſchen Vermögen das geringſte künſtleriſche Lebenszeichen von ſich zu geben, er nichts deſto weniger an einzelnen Stellen ſeiner Opernmuſik ſich zu der Höhe des allerunbeſtreitbarſten größten künſtleriſchen Vermögens erhebt“.

In dieſen Stellen (S. 168) vermag er mit einem Mal „den reichſten, edelſten und ſeelenergreifendſten muſikaliſchen Ausdruck zu finden". „Nur ſehr Weniges und gewiß nur das Vollendetſte aus Werken der Muſik kann ihm an die Seite geſtellt werden."

Auf den erſten Blick ſcheint das der offenbare Unſinn: wenn ein Componiſt auch nur einige dergleichen Stellen hervorbringt, ſo kann man ſein künſtleriſches Vermögen nicht für Null ſchätzen. In der That hat auch Wagner nach beiden Seiten hin übertrieben. Aber warum hat er das gethan?

Er wollte recht ſtark einſchärfen, daß, wo nur einmal das wahre Geſetz der dramatiſchen Kunſt ſich geltend macht, auch „der allerverdorbenſte Muſikmacher" das Größte leiſten kann. Ueber ſeine eigene dramatiſche Befähigung denkt alſo Wagner beſcheiden; ſtolz aber iſt er darauf, daß er jenes Geſetz, welches früher nur ausnahmsweiſe, nur inſtinctiv beobachtet wurde, zum Gemeingut der Welt gemacht hat.

Er hat es durchgeſetzt und kann ſtolz darauf ſein. Bayreuth iſt ein Factum. Mit ſchweren Opfern an Zeit und Geld iſt das gewählteſte deutſche Publicum nach Bayreuth gepilgert, voran der Kaiſer, vornehme Damen, Künſtler und Gelehrte aller Art; und was das Meiſte ſagen will, die vorzüglichſten Muſiker haben Wochen ja Monate lang ohne alle Entſchädigung für den Meiſter gearbeitet; ſämmtliche Zeitungen erhielten täglich telegraphiſche Berichte, eine unüberſehbare Literatur knüpft ſich an die Aufführung. „Sie haben geſehn, was wir können!" — Das Wort hat einen doppelten Sinn.

Diejenigen Kritiker, welche meinen, das Alles hätte ſich mit weniger Unkoſten herſtellen laſſen, verkennen völlig den Sinn des Ereigniſſes. Freilich hätte Wagner Einfluß genug gehabt, um ſein Stück in München, Berlin oder Wien ganz wie er wollte zur Aufführung zu bringen; manches wäre vielleicht beſſer gerathen, daſſelbe Publicum hätte ſich eingefunden. Aber das wollte Wagner gerade nicht: das Kunſtwerk der Zukunft ſollte nicht in einer Reihe an die früher beliebten Opern ſich anſchließen, es ſollte vielmehr in den ſchärfſten Contraſt dazu treten; die Gläubigen ſollten ſich ſammeln gegen die Ungläubigen, und dadurch ſollte ſich der neue Glaube und mit ihm die neue Kunſt als eine überzeugende Macht darſtellen.

Schwerlich wird ſich Wagner darüber täuſchen, daß die Gläubigen nicht ausſchließlich aus Kunſtverſtändigen beſtehn: der blos äſthetiſche Enthuſiasmus pflegt ſich nicht leicht bis zum Schopenhauer zu ſteigern. Es iſt ihm auch nicht blos um die Kunſtverſtändigen zu thun. Der Glaube wird nur durch das Gefühl hervorgerufen, und auf das Gefühl

wollte er wirken. Um das zu können, mußte er seine Zuhörer isoliren; er mußte sie gewaltsam dem gewöhnlichen Treiben des Tages entziehen.

Als Wagner gegen die mitwirkenden Musiker seinen Dank aussprach, bemerkte er: eigentlich wären sie ihm Dank schuldig, daß er sie einige Zeit aus dem gemeinen Treiben herausgerissen hätte. Das klingt stolz und selbst vermessen, aber es zeichnet den Mann. Eigentlich werden die Gläubigen niemals durch die Sache zusammengerufen, sondern durch die Persönlichkeit, und träte bei Wagner nicht gelegentlich jener Uebermuth, jenes hochfahrende Wesen ein, so wäre er nicht der Mann, an den man glaubte: nur eine starke Vitalität zwingt die Menschen.

Dazu ist er als Künstler ein wirklicher Idealist; er glaubt fest an das Evangelium, das er verkündet. In diesem Sinne ist auch jener anscheinend vermessene Ausdruck zu deuten: Ihr seid, will er den Künstlern sagen, im Grunde des Herzens Idealisten; dafür, daß ich das erkannt und Euch Gelegenheit gegeben habe, Euren Idealismus zu bewähren, seid Ihr mir eigentlich Dank schuldig! — Es ist etwas Vornehmes in dem Mann; auch der Trotz gegen die Menge, der er jede Concession versagt, ist die Eigenschaft, die, freilich nur mit wirklichem Talent verbunden, die Menge zum Dienst zwingt. Man kann sich vorstellen, wie mächtig er auf besonders empfängliche Frauen einwirkt.

Wir können sämmtlich dem Mann nur danken, der durch eine ganz ungewöhnliche Energie des Willens uns gezwungen hat, die Kunst nicht blos als eine Zerstreuung im Lauf der Geschäfte, die man bald wieder vergißt, sondern als etwas höchst Ernsthaftes und Wichtiges zu betrachten, das volle Hingebung fordert.

Bayreuth ist ein Factum. Aber was sagt es uns? Worin besteht die neue Kunst, durch welche Wagner dem geistigen Leben der Zeit einen ungewohnten Schwung zu geben gedenkt? —

Das Buch „Oper und Drama", welches vor 25 Jahren erschien, enthält bereits vollkommen das Programm, das Wagner jetzt ausgeführt: es bietet für das Urtheil wenigstens über das was er gewollt, die beste Handhabe. Wagner begann mit der Kritik, und er ist als Kritiker ebenso beachtenswerth wie als Dichter und Musiker.

2.

Das Kunstwerk der Zukunft verlangt das Zusammenwirken der drei Künste: Poesie, Musik und Orchestik — der Name gilt vorläufig für die Kunst, dem Auge schöne, farbenvolle rhythmisch gegliederte Bilder vorzuführen. Dies Zusammenwirken fand schon bei den Griechen statt; durch die

Trennung der drei Functionen hat die moderne Kunſt ihre eigentliche Kraft eingebüßt.

Das moderne Drama ſpricht direct zum Verſtand, nur indirect zum Gefühl, die abſolute vom Wort gelöſte Muſik ſucht etwas auszudrücken, was ſie aus eignen Mitteln auszudrücken nicht fähig iſt; die Orcheſtik hat ſich zum gemeinen Ballet erniedrigt.

Nun hat man allerdings den Verſuch gemacht, in der Oper die drei Künſte zu combiniren; aber ſie ging in einer Reihe von Irrthümern fort. Wagner ſucht das in einer kurzen Geſchichte der Oper nachzuweiſen.

Freilich iſt die Geſchichte nicht vollſtändig. Ganz links bleibt z. B. die komiſche Oper: es wäre Wagner auch ſchwer geworden, nachzuweiſen, was z. B. in „Figaro's Hochzeit" hätte beſſer ſein können.

Garnicht erwähnt wird ferner eine Gattung die freilich nur durch ein unſterbliches Werk vertreten iſt, Fidelio: eine einfache, völlig durchſichtige rührende Geſchichte, die muſikaliſch den reinſten, höchſten und edelſten Gefühlsausdruck findet. Aber von der Gattung der „bürgerlichen Tragödie" mochte Wagner nichts wiſſen.

Seine Geſchichte führte als Reſultat zu Meyerbeer, den er als Gipfel der künſtleriſchen Unnatur darſtellen wollte, dem er aber auch die Anregung entnahm. Denn auch Meyerbeer hatte die Idee einer Uebertragung der Oper in's wirklich Dramatiſche vorgeſchwebt. Auch Meyerbeer wollte Muſik und Tanz mit dramatiſchem Gehalt zu einem Kunſtwerk verſchmelzen. Aber er führte die Idee gemein aus, indem er die Fetzen aus der einen und der andern Kunſtform bunt durch einander klebte.

In ſeiner Kritik des Propheten beſchreibt Wagner die berühmte Theaterſonne aus electriſchem Licht, und ſucht ſich klar zu machen, was dem Dichter urſprünglich vorſchweben müßte. Was er ſagt iſt völlig überzeugend. Ein edler Held, der Liebling der Götter, ſteht in einer Kriſis ſeines Lebens, er iſt dem Untergang nahe. Da treten die Götter für ihn ein, als Symbol geht die Sonne auf. So etwas mußte dem Dichter vorſchweben. Statt deſſen macht Meyerbeer ſeinen Propheten zu einem armſeligen Gauner, und die Sonne geht nur für's Publikum auf.

Hier iſt Wagner Kritiker und, wie immer, geiſtvoller Kritiker; die Kritik bringt ihn zur Idee, was ein echter Künſtler aus den immerhin werthvollen Kunſtmitteln machen könne? Ich glaube, er hätte auch aus dem Skating-Rink etwas machen können. Im „Propheten" iſt es freilich die größte Abgeſchmacktheit, daß niederländiſche Bauern, um den Inſurgenten Lebensmittel zu bringen, eine halbe Stunde lang Eisballets aufführen. Aber nehme man den Eislauf im Klopſtock'ſchen Sinn, als nordländiſchen

Cultus der Götter, so hätte sich vielleicht auch für den „Ring der Nibelungen" etwas daraus machen lassen.

Wagner bringt Meyerbeer nur in Zusammenhang mit der Geschichte der Oper und der absoluten Musik; in der That gehört er auch in die Geschichte des Schauspiels. Robert der Teufel, die Hugenotten und der Prophet sind freilich in gewissem Sinn die Fortsetzungen von Spontini und Auber, weit inniger aber hängen sie mit „Hernani" und „Marion de Lorme" zusammen. Das historische Genre, welches Wagner äußerst scharfsinnig und mit Recht verhöhnt, hat nicht Meyerbeer sondern V. Hugo zum Erfinder. Früher suchte das historische Drama aus dem historischen Stoff den allgemein menschlichen Inhalt herauszuschälen, Goethe, Schiller, gerade so wie Shakespeare: V. Hugo machte die zufällige historische Curiosität zum Gegenstand. Da aber die Curiosität an sich gemein war, ging, wie Wagner ganz richtig auseinander setzt, die Paradoxie bald in Trivialität über.

Die Oper Meyerbeer's war das, was Wagner vorschwebte, als er an seine Reform ging; sie war die vollendete Unnatur die er zu bekämpfen hatte, sie war aber zugleich sein Ausgangspunkt. Ich spreche hier zunächst von ihm als Dichter. Den „Rienzi" hat er aus Bulwer zurecht gemacht, ungefähr nach der Art der Hugenotten, freilich viel besser, und der „fliegende Holländer" ist nur insofern mythisch, wie man auch „Robert den Teufel" mythisch nennen kann: Sagen, die aber schon durch die zweite und dritte Hand gegangen sind.

Ein wichtiges Kunstmittel war für Meyerbeer die Decoration und das Costüm. Habe ich Unrecht, daneben das sogenannte „dramatische Ballet" zu erwähnen, als eine von den Anregungen, die zu der Idee des Kunstwerks der Zukunft führten?

Es ist das kein Spott. Auch das Schlechte kann durch gewiße Seiten fruchtbare Ideen hervorrufen. Kein Geringerer als Heine hat den Versuch gemacht, dem Ballet einen ernsten Text unterzulegen; der Versuch ist mißlungen, aber er war ganz ernst gemeint.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo für Oper und Ballet verhältnißmäßig ungeheure Summen ausgegeben wurden, verfuhr man ganz naiv: eine glänzende Decoration wechselte mit der andern, ohne daß man daran dachte es zu motiviren; man bediente sich der alten Mythologie, so weit sie damals geläufig war, um einigermaßen die Figuren zu kennzeichnen.

Das geht nun heute nicht, wo man nicht blos äußerliche sondern auch innerliche Motivirung verlangt, wo man nicht blos wissen will, wo kommt diese oder jene Decoration eigentlich her? sondern auch: wie stimmt ihre Farbe zu der Farbentönung des Ganzen?

Heine hat sich wiederholt mit dem Gedanken getragen, ob das Ballet nicht künstlerisch veredelt werden könne. In der „Satanella" klingt immer noch etwas von seinem „Tanzpoëm" durch, und die „Willis" sind ebenso wie der „fliegende Holländer" ganz nach seinem Recept verfertigt.

Im Ganzen steht das Ballet bei Gebildeten in Verachtung, und mit Recht, wegen des albernen Textes, der schlechten Musik und der Richtung auf das gemein Sinnliche. Man kann sich aber sehr wohl einen künstlerischen Eindruck dabei denken: eine schön geleitete rhythmische Bewegung im großen Stil, eine überraschend wechselnde und doch stets angenehme Farbenstimmung, wozu Beleuchtung, Tracht, Decoration u. s. w. wesentlich gehört: man muß nur von dem gegenwärtig überall herrschenden Pariser Ballet absehen, welches nicht die Schönheit der menschlichen Gestalt zur Geltung bringt, sondern eine Reihe von Hampelmännern in den wahnsinnigsten Gliederverrenkungen zeigt. Es ist eine Kunstform, in welcher das Aeußerliche, das Sinnliche, Farbe und rhythmische Bewegung, das im Schauspiel und auch in der Oper in der Art Fidelio's ganz zurücktritt, die Hauptrolle spielt; eine Kunstform in ihrer Art ebenso berechtigt wie die niederländische Malerei.

Der Tanz, ich meine die rhythmische Bewegung im allgemeinen — sieht nicht nur schön aus, er kann auch etwas ausdrücken; freilich nicht viel, aber doch einiges und das sehr energisch: Liebessehnsucht, Suchen und Flucht der Liebe u. s. w. Sollte man nicht auch etwas Seelisches hinein bringen können? — In der Regel zeigen die Tänzerinnen immer dasselbe stereotype Lächeln, sie drücken ihre Gemüthsbewegungen nur mit den Beinen aus; sollte nicht auch ihr Gesicht des Ausdrucks, der Gebärde fähig sein? Manche berühmte Tänzerin z. B. Lucile Grahn hat das wirklich versucht, und man hat für sie sentimentale, ja tragische Stoffe zurecht geschnitten.

Sollte nun nicht durch Vereinigung der verschiedenen Kunstformen, Poesie, Musik und Tanz, eine höhere Form hervor gebracht werden können? Die Frage wurde von nicht geringen Leuten aufgeworfen. Nach dem Vorbild so wohl des Shakespeare'schen als des Racine'schen Theaters war man früher gegen das eigentlich Scenische gleichgültig gewesen — was Wagner entschieden tadelt — die älteren Goethischen Stücke z. B. verlangen gar keine Ausstattung. Goethe selbst aber hatte in späteren Jahren die sehr lebhafte Idee, der Scene eine bedeutende Mitwirkung zu verstatten. Am meisten charakteristisch ist die „Pandora", die an das Theater sehr große Anforderungen stellt, Anforderungen des edelsten Stils. Bei der „Helena" hat ihm offenbar etwas ähnliches vorgeschwebt. Das war also schon zu Anfang des Jahrhunderts, bei Vollendung des „Faust" hat er

ſich gegen Eckermann über die ſceniſche Einrichtung mit großem Intereſſe ausgeſprochen.

Goethe iſt in ſeinen Launen nicht immer zu berechnen. Unter ſeinen verſchiedenen Operverſuchen iſt auch ein zweiter Theil der „Zauberflöte“, der den erſten wo möglich noch überbietet. In jener Zeit war es Mode geworden, den Text der Zauberflöte zu rühmen, mit ſeinem Lindwurm, der den Tamino verſchlingen wollte, mit den drei Damen (Walküren) die den Wurm erlegten, mit der Königin der Nacht, mit den Geheimniſſen des Prieſterordens u. ſ. w. Daß alles Humbug war, galt in jener romantiſchen Zeit für eine Empfehlung.

Wenn Wagner dagegen die Abgeſchmacktheit des Textes als etwas bezeichnet, was den reinen künſtleriſchen Eindruck der Muſik und Orcheſtik aufhebt, ſo kann man ihm nur beipflichten: die würdige Ausſtattung verlangt einen würdigen Gehalt.

Hier aber tritt bei einem denkenden Dichter leicht eine Selbſttäuſchung ein. In der That veranlaſſen ihn die Kunſtmittel, deren Möglichkeit er gewahr wird, nach einem würdigen Gegenſtand zu ſuchen: er meint aber im Gegentheil, der ideale Gegenſtand ſei erſt in ihm aufgegangen, und veranlaſſe ihn, nach würdigen unerhörten Kunſtmitteln zu ſuchen. Dieſer Irrthum geht dann auch in die Praxis über.

3.

Die Decorations- und Ballet-Oper war das Corpus vile, an dem Wagner ſeine Verſuche anſtellte, ein Geſammtbild von ſinnlicher Schönheit zu Stande zu bringen; ſein zweiter wichtigerer Ausgangspunkt war die abſolute Muſik.

Völlig vom Wort gelöſt führt ſie leicht zu Abwegen, die Wagner mit Schaudern in den damaligen Leiſtungen von Berlioz — auch wohl von Liszt — wahrnahm. Den Grund der Verirrung findet Wagner ſchon in Beethoven's ſpäteren Werken: „er ging über das nach unwillkührlicher Convention als faßlich anerkannte abſolut Muſikaliſche hinaus, um in einer Sprache zu reden, die oft als willkührliche Veranlaſſung der Laune erſcheint und, einem rein muſikaliſchen Zuſammenhang unangehörig, nur durch das Band einer dichteriſchen Abſicht verbunden iſt, die mit Deutlichkeit in der Muſik eben nicht ausgeſprochen werden konnte.

In dieſen Werken thut das Ringen nach Auffindung eines neuen muſikaliſchen Sprachvermögens in oft krampfhaften Zügen ſich kund, die dem verſtändnißvoll Hinhorchenden wohl ſonderbar, originell, bizarr, jedenfalls ganz neu vorkommen mußten. Das jäh Abſpringende, ſchnell und

heftig ſich Durchkreuzende, namentlich aber das oft gleichzeitige Ertönen dicht in einander verwobener Töne des Schmerzes und der Freude, des Entzückens und des Entſetzens, wie es der unwillkührlich ſuchende Meiſter in den ſeltſamſten harmoniſchen Melismen und Rhythmen zu neuen Ausdruckslauten miſcht, um durch ſie zum Ausſpruch beſtimmter Empfindungs-Momente zu gelangen". u. ſ. w.

Die ſchwächeren Nachfolger haben das in's Fratzenhafte übertrieben; Beethoven ſelbſt aber fand die Löſung des Räthſels, als er in der neunten Sinfonie in Schiller's „Freude ſchöner Götterfunken" ausbrach: die Muſik, die wirklich etwas ausdrücken will, bedarf des Worts.

Die neunte Sinfonie war der zweite Ausgangspunkt Wagner's: aber ſie wurde ihm näher gerückt durch einen andern künſtleriſchen Verſuch: Weber's „Euryanthe".

Früher hatte ſich der Componiſt mehr oder minder gleichgültig gegen das Wort des Dichters verhalten; Weber verſuchte zuerſt, eine Einheit im Ganzen wie im Detail herzuſtellen. Aber er verſuchte es — und darin lag nach Wagner ſein Irrthum — nach Geſetzen der abſoluten Muſik. „Seine Melodie zur Euryanthe war eher fertig als die Dichtung; um dieſe zu liefern, brauchte er nur Jemand, der ſeine Melodie vollkommen im Ohr und im Herzen hatte und ihr blos nachdichtete. . . Aber das Unmögliche mußte endlich auch Weber unmöglich bleiben. Er konnte durch alle ſeine Andeutungen und Verhaltungsbefehle an den Dichter keine dramatiſche Unterlage zu Stande bekommen, die er vollſtändig in ſeine Melodie hätte auflöſen können, und zwar gerade deswegen, weil er ein wirkliches Drama zu Tage fördern wollte. . . Im Text blieb ſo viel der abſoluten Muſik fremdartige Beigabe übrig, daß Weber es mit ſeiner eigentlichen Melodie nicht zu beherrſchen vermochte. . . Da wo er naturgemäß zurückzutreten gehabt hätte, ſah er für jetzt nur eine doppelt geſteigerte Aufgabe für ſich, die Aufgabe, einem muſikaliſch völlig ſpröden Stoff dennoch ein vollkommen muſikaliſches Gepräge aufzudrücken. Ueberall da, wo ſeine in langen Zügen ſich kundgebende meiſt im Voraus fertige und auf dem Text gleich einem glänzenden Gewand dahin gebreitete Melodie dieſem Text einen zu erkennbaren Zwang hätte anthun müſſen, brach er dieſe Melodie ſelbſt in Stücke, und die einzelnen Theile ſeines melodiſchen Gebäudes fügte er dann je nach dem declamatoriſchen Erforderniß der Textworte zu einem künſtlichen Moſaik zuſammen, das er wieder mit einem feinen melodiſchen Firniß überzog, um ſo dem ganzen Gefüge für den äußern Anblick immer noch den Anſchein der abſoluten möglichſt ſelbſt von den Textworten loszulöſenden Melodie zu bewahren. Die beabſichtigte Täuſchung gelang ihm aber nicht. Gerade die unzeitige Halbmelodie wandte die Aufmerkſamkeit des Zuhörers

vom Worttext ab und der Spannung auf die Bildung einer Melodie zu, die in Wahrheit aber nicht kam, so daß dem Zuhörer das Verlangen nach Darlegung eines dichterischen Gedankens im Voraus erstickt, der Genuß einer Melodie aber im Voraus geschmälert wurde, als das Verlangen nach ihm erweckt, nicht aber erfüllt worden war".

Die Composition zur Euryanthe war Wagner's eigentliche künstlerische Studie: was er sich davon zum Bewußtsein brachte, wirft zugleich ein Licht auf sein eigenes Schaffen.

Weber's Irrthum lag nach Wagner darin, die Productivität des Kunstwerks dem Musiker zu übertragen: das Richtige dagegen — und darin findet Wagner das Aristotelische Gesetz, kraft dessen selbst der „verdorbenste Musikmacher" Großes schafft — ist vielmehr: daß der Componist nur ausdrücken soll, was der Dichter ihm überliefert. Das Kunstwerk ist ein Act der Zeugung in welchem dem Dichter die Function des Mannes, dem Componisten die Function des Weibes zufällt.

Wagner verfolgt die Thätigkeit des Dichters durch seine verschiedenen Stadien, Rhythmus, Vers, Alliteration u. s. w. — sehr beachtenswerthe Bemerkungen, auch da, wo er in die Irre geht. Aber er verfolgt sie bis zu einem Punkt, wo man mit einigem Staunen stehen bleibt, bis zur Melodie. Er scheut sich, es mit nackten Worten auszusprechen, aber es es ist wirklich sein Sinn: auch die Melodie gehört zur Function des Dichters.

Hier nun begegnen sich die Geschlechter, und es erfolgt die Zeugung. Die Melodie ist der Punkt der Berührung.

Ganz aber gegen die Art des Weibes verfällt das Werk des Componisten ganz in die Reflexion. Wagner stellt von der Methode ein Programm auf, welches er im Ring der Nibelungen wörtlich durchgeführt hat.

Im Gegensatz gegen die frühere Oper, welche im Princip dem Orchester nur die Begleitung zugestand, verlegt Wagner den ganzen musikalischen Theil in's Orchester, die Polyphonie der Singstimmen verwirft er durchaus.

Die Singstimmen der Individuen gehören noch der Dichtung an; sie suchen ein harmonisches Verhältniß zum Orchester, sind aber kein integrirender Theil desselben.

Das Orchester nun arbeitet nicht aus dem Vollen, es wird bruchstückartig zusammengesetzt. Für jedes bedeutende Motiv der dramatischen Behandlung, welche der Dichter dem Componisten überliefert, Charaktere, Figuren, Leidenschaften, Situationen, Gegenden u. s. w, erfindet oder findet der Letztere ein melodisches Motiv, welches je nach dem Gewicht der Sache länger oder kürzer ausgeführt ist. Sein Sinn wird dem Zuhörer dadurch kenntlich gemacht, daß es zuerst erklingt, wenn die betreffende Person oder

die betreffende Leidenſchaft u. ſ. w. eintritt; auch wohl durch ein beſtimmtes Wort. Sobald es dann von Neuem erklingt, weiß der Zuhörer, der ſich die Weiſe gemerkt, auch ohne daß auf der Bühne etwas vorgeht, daß in der Seele irgend einer der betheiligten Perſonen eine Erinnerung daran oder eine Ahnung u. ſ. w. auftaucht, und ſo wird der geiſtige Gehalt des Vorgangs gleichſam mit zwei Sinnen wahrgenommen. Um ein Bild mit dem andern wett zu machen: der Zuhörer ſieht oder hört ſtereoſkopiſch. Durch dieſes Vor- und Rückwärtsblicken des Orcheſters wird aber der Vorgang nicht blos verdeutlicht, ſondern auch geadelt.

„Das Orcheſter (III. S. 190), iſt das Sprachorgan, welches da wo der Worttonsſprachausdruck der dramatiſchen Perſonen ſich bis zur Verwandtſchaft mit dem Ausdruck des gewöhnlichen Lebens herabſenkt, durch ſein Vermögen der muſikaliſchen Kundgebung den geſenkten Ausdruck der dramatiſchen Perſon derart ausgleicht, daß das angeregte Gefühl ſtets in ſeiner gehobenen Stimmung bleibt".

„Aber auch jene Momente müſſen nur durch die dichteriſche Abſicht bedingt ſein, wir dürfen ſie nicht anders vernehmen, als daß ſie uns als eine von uns empfundene Ergänzung der Kundgebung der Perſon erſcheinen, die jetzt vor unſern Augen ihre volle Empfindung noch nicht äußern will oder kann. Dieſe melodiſchen Momente werden uns zu Gefühlswegweiſern durch den viel gewundenen Bau des Dramas; an ihnen werden wir zu ſteten Mitwiſſern des tiefſten Geheimniſſes der dichteriſchen Abſicht."

„Die wichtigſten unter dieſen melodiſchen Motiven werden an Zahl denjenigen Motiven entſprechen, die der Dichter als zuſammengedrängte Grundmotive der ebenſo verſtärkten und zuſammengedrängten Handlung zu den Säulen ſeines dramatiſchen Gebäudes beſtimmte".

„Der Muſiker als Verwirklicher der Abſicht des Dichters hat dieſe zu melodiſchen Momenten verdichteten Motive im vollſten Einverſtändniß mit der dichteriſchen Abſicht *leicht* ſo zu ordnen, daß in ihrer wohlbedingten wechſelſeitigen Wiederholung ihm *ganz von ſelbſt* auch die höchſte einheitliche muſikaliſche Form entſteht". —

In dieſem Schlußpaſſus zeigt ſich nun deutlich das Hinkende der ganzen Folgenreihe. Bis dahin ſchien es wirklich, als ob der Muſiker keine andere Aufgabe hätte als das Gedicht deutlich zu machen, nun zeigt ſich aber, daß er als Muſiker das Intereſſe und auch die Pflicht hat, dafür die muſikaliſche Form zu ſuchen. Es handelt ſich hier nicht blos darum, daß die melodiſchen Motive nicht wirkliche Ausdrücke ſondern nur Symbole ſind, daß der Muſiker in ihnen etwas den Abſichten des Dichters Analoges *muſikaliſch* erfindet, ſondern hauptſächlich darum, daß auch die Combination dieſer Motive nach *muſikaliſchen* Geſetzen erfolgen muß.

Auch in den Sinfonien von Beethoven u. ſ. w. treten ſolche melodiſche Motive auf, die thematiſch verarbeitet werden. Einerlei ob der neue Componiſt die ältere Methode der thematiſchen Führung gelten läßt oder nicht, er muß die Motive ſo mit einander verbinden, daß ſie dem gebildeten Ohr wohlthun. Im Kopf des dramatiſchen Helden folgen ſich die Gefühlsbewegungen zuweilen recht raſch, ehe man noch zu Athem kommt; darin darf ihm der Componiſt nicht nachgeben, die Motive müſſen ausklingen, ſonſt wird das Ohr beleidigt und verwirrt. Darum wird der Componiſt den Dichter öfters nöthigen, das nachdenkende Individuum länger als wünſchenswerth auf der Bühne zu laſſen, es muß warten bis das Orcheſter ſeinen Gemüthsbewegungen muſikaliſch gefolgt iſt. Auch die Aufeinanderfolge der Motive (ein aufmerkſamer Beobachter zählt im Ring der Nibelungen deren 28) kann dem Componiſten nicht gleichgültig ſein, das ganze Kunſtwerk ſoll doch, was das Orcheſter betrifft, ungefähr wie eine große Sinfonie ausſehen.

So iſt er denn bei der Form der Euryanthe wieder angelangt. Wenn nun Weber ſich die Sache ſo vorſtellte, als müßten aus der rhythmiſchen Tonbewegung etwa in der Art Chladni'ſcher Klangfiguren die Geſtalten und Situationen des Dramas hervorgehen, die der Dichter nur wahrzunehmen und zu fixiren habe, ſo iſt das gewiß ein Irrthum; aber der umgekehrte iſt noch auffallender, daß aus den Geſtalten und Situationen der Dichtung eine beſtimmte Tonbewegung erregt werden könne; als fände jede Dichtung nur einen echten muſikaliſchen Ausdruck. — Wie iſt das zu erklären? —

Zum Zeugen gehören Zwei. Wagner iſt aber Dichter und Componiſt in einer Perſon; es wird ihm alſo ſchwer, durch unmittelbare Beobachtung zu unterſcheiden, was ſeiner poetiſchen Function, was ſeiner muſikaliſchen angehört. Freilich erfindet er ſeine Melodien, aber nicht als Dichter ſondern als Muſiker, ſie gehen ihm nicht aus dem dichteriſchen Gedanken hervor, ſondern aus der muſikaliſchen Stimmung. Durch dieſe Selbſttäuſchung erſcheint es ihm „leicht", für das nur dichteriſch Gewollte die reine und vollkommene muſikaliſche Form zu finden.

Dieſe Einheit des Dichters und Componiſten iſt leider jetzt nothwendig: kämen zwei zuſammen, ſo müßten ſie ſich ſofort eingeſtehn, daß die Unempfindlichkeit des Publikums das Unternehmen im Keim erſticken würde. „Nur der Einſame vermag die Bitterkeit dieſes Geſtändniſſes in ſich zu einem berauſchenden Genuß umzuwandeln, der ihn mit trunkenem Muth zu dem Unternehmen treibt, das Unmögliche zu ermöglichen, denn er allein iſt von zwei künſtleriſchen Gewalten gedrängt, denen er nicht widerſtehen kann und von denen er ſich willig zum Selbſtopfer treiben läßt."

Ich verſtehe ſehr wohl dieſen trunkenen Muth, und habe hohe Achtung vor ihm; aber er führt leichter zur Selbſttäuſchung als zum Selbſtopfer.

Wenn in jener Kritik der Eurhanthe dem Muſiker nachgewieſen wurde, daß er mit dem Beſtreben, aus der bloßen Muſik heraus ein Drama zu erſchaffen, gerade den muſikaliſchen Theil verkümmert habe, ſo läßt ſich vom Dichter der Nibelungen ſagen, daß er mit dem Unternehmen, aus der bloßen Poeſie heraus ein muſikaliſches Werk zu ſchaffen, am meiſten gerade den poetiſchen Theil verkümmert hat. In der Kunſt iſt mit dem Monismus nicht mehr aufzuſtellen als in der Metaphyſik, und wenn man in dieſer Leibnitz's Idee von der präſtabilirten Harmonie nur als ein Bild gelten läßt, ſo hat es für die Kunſt einen beſtimmteren Sinn. Aus der Muſik wird man ebenſo wenig das Drama herleiten können wie aus der Materie das Denken, aber auch nicht umgekehrt.

In der Miſchgattung der Kunſt iſt diejenige Kunſt das Entſcheidende, die ausführt, nicht diejenige, die entwirft, und wenn man ſich geradezu geſteht, daß im muſikaliſchen Drama die Dichtung nur den Rahmen zu geben habe, ſo kommt die Dichtung dabei beſſer weg, als wenn man ihr eine Aufgabe ſtellt, die ihre Kräfte überſchreitet.

Die wahre präſtabilirte Harmonie der beiden Kunſtgebiete würde darin beſtehen, daß beide in großem Stil arbeiteten; wieweit das Einzelne ſtimmt, iſt Nebenſache. Wagner aber will künſtlich die Uebereinſtimmung jedes Augenblicks finden oder hervorbringen, und da widerfährt ihm daſſelbe, was er der Eurhanthe nachſagt: die Rückſicht auf den Schritt des Mitwirkenden hemmt hier wie dort die Arbeit aus dem Vollen; ſeine ganze Kritik könnte man faſt unverändert auf ſein eigenes Werk anwenden.

Nach Wagner's eigner Erklärung hat Beethoven nur dann in ſeinen Sinfonien Klarheit und Faßlichkeit erreicht, wenn er ſeine Gedanken völlig in die Farben der Tonkunſt zurück verlegte, ſie nach dem muſikaliſchen Ausdrucksvermögen ſtimmte. Wenn die Muſik nur das poetiſch Gedachte ausdrücken will, verliert ſie ihren wahren Gehalt, ebenſo wie die Poeſie, die rein auf Wohlklang ausgeht.

4.

Wie muß nun die Poeſie beſchaffen ſein, welcher im Kunſtwerk der Zukunft das Zeugungsvermögen zukommt?

Das Drama Shakeſpeare's und ſeiner Nachfolger iſt nach Wagner theils aus dem Roman theils aus der Geſchichte hervorgegangen; das Kunſtwerk der Zukunft ſoll wie das der Griechen aus dem Mythus hervorgehen. Im Mythus hat die Volksſeele den rohen empiriſchen Stoff bereits ſo

verdichtet und zurecht gelegt, daß ihm der Dichter nur die angemeſſene Form zu geben braucht.

Im Weſentlichen haben Shakeſpeare's Quellen bereits daſſelbe gethan: ſtatt „Roman und Geſchichte" hätte geſagt werden ſollen „Novelle".

Der Mythus wäre allerdings vorzuziehen, wenn wir nur einen hätten. Die Griechen waren da günſtiger geſtellt; was wir an mythiſchen Ueberlieferungen haben, trägt meiſtens die Farbe einer Zeit, die unſerm Gefühl noch ferner liegt als die Antike. Mythiſche Geſtalten ſind nur dann dem Dichter günſtig, wenn er ſie dem Volk als etwas bereits Bekanntes bieten, alſo leichter motiviren kann; vor Allem, wenn ſie als Symbole die wirklichen Volksgeſinnung vertreten.

Wagners frühere Stoffe, Tannhäuſer, Lohengrin, auch noch Triſtan empfehlen ſich durch leichte ſceniſche Ueberſichtlichkeit; im Tannhäuſer konnte er auch einigermaaßen dem Ausdruck geben, was ihn ſelbſt im Innerſten bewegte. Lohengrin dagegen erregt nur Verwunderung: wir haben mit dieſen Figuren innerlich nichts zu thun, und der Dichter auch nicht.

Die Nibelungen ſind ein echt deutſcher Stoff, aber nur derjenige Theil der epiſch bereits bearbeitet iſt. Man hat das Epos zu wiederholten Malen zu dramatiſiren verſucht, und es ſind auch ganz achtungswerthe Werke daraus hervorgegangen, doch immer ſo, daß man empfinden mußte, der Dichter habe von ſeiner Subjectivität etwas hineingelegt, das zu dem Stoff nicht eigentlich gehört, ja ihm wohl gar widerſpricht.

Wagner's Verſuch, den Mythus der Nibelungen weiter auszudehnen, die Heldenſage nach Anleitung der nordiſchen Literatur bis zur Götterſage zu verfolgen, iſt nicht der erſte der Art; ſchon Fouqué hat im „Held des Nordens" eine Trilogie daraus gemacht. Ich weiß nicht, ob Wagner dieſe ſehr ſchätzbare Arbeit bekannt iſt: einige ſehr auffallende Aehnlichkeiten ließen ſich aus der gemeinſamen Quelle erklären. Ich ziehe dieſen Vergleich heran, um Wagner gegen einen Vorwurf in Schutz zu nehmen, der ihm von vielen Seiten gemacht iſt, der Vorwurf der Unſittlichkeit im Einzelnen. Die Schweſterliebe z. B. iſt ſittlich unerlaubt, aus Gründen, die ſich aus der Sache ſelbſt ſehr leicht erklären, inſofern in der ſittlichen Geſellſchaft der einzelne Fall die nothwendige Regel verletzt; unter Göttern und Urmenſchen findet dieſe Art der Sittlichkeit nicht ſtatt: Adams Kinder heirathen unter einander gerade ſo gut wie Zeus die Here heirathet.

Dabei bleibt dann freilich immer die Frage, warum der Dichter grade dieſe Stoffe wählt? entweder iſt die Sache gleichgültig, dann brauchte ja Siegmund nicht Sieglindens Bruder zu ſein, oder ſie wird unter den ſittlichen Maaßſtab geſtellt, wie doch zum Theil bei Wagner, und dann verwirrt ſich das Urtheil.

Hauptsächlich hat man daran Anstoß genommen, daß Siegfried, als er den Trank der Vergessenheit getrunken, seine Gattin vergißt und sie gar mit Gewalt einem Andern überliefert. Die Einführung physikalischer Motive in geistige ist in der That nicht zu billigen, sie ist immer ein Zeichen, daß man mit den geistigen nicht auskommt. Aber Wagner hat es aus der Ueberlieferung genommen, und das Motiv gerade so behandelt wie Fouqué, der wahrhaftig nicht auf Emancipation des Fleisches ausging. Es erregte bei dem Erscheinen des Gedichts auch keinen Anstoß. Wilhelm Grimm der das Stück anzeigte, wußte dem Motive eine sehr feine Wendung zu geben.

Das Gedicht erschien 1808, in der Zeit des Rheinbunds und des Königreichs Westphalen. „Sehr nachdenklich macht uns das Hauptmotiv, wie Chrimhildis durch ein künstliches Vergessenmachen der Vergangenheit das Glück der Ihren neu begründen möchte, und sie Alle dadurch vernichtet. Denn wie häufig ist nicht der Frevelmuth, der zu ganzen Nationen ausruft: was wir in früheren Verfassungen an Glück besessen und erstrebt, ist alles Nichts; vergeßt Eure alte Liebe und Treue, und ihr könnt ein neues Leben anfangen. Aber die ohnmächtige Täuschung verschwindet, und es möchten in diesen Zeiten gar Manche mit Sigurd ausrufen: wehe mir, ich wache! Verpfändet ist meine Liebe, mein Wort gebrochen! Nun hält mich Treue hier, reißt dort mich hin — jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört!"

Aber auch den Schluß der Kritik möcht ich anführen. „Alles wird uns so wahr, so natürlich, daß wir die Nornen nicht begreifen, die da als einzige Vorstellung von alter Mythologie, wie die Verhänge an manchen Theatern mit Apoll und allen Musen geziert, beim Anfang und Schluß der Aufzüge sich immer wieder zeigen, auf die aber im Stück weiter keine Rücksicht genommen wird."

Dies letztere trifft nun Wagner freilich nicht, bei dem die mythischen Figuren sich über die ganze Tetralogie ausbreiten, wohl aber ein anderer Vorwurf.

„Ein jedes Gedicht drückt sich ab in seine Zeit, und beide gehören zusammen. So steht die alte Sage in der unsrigen ganz anders. Wie sie dort der Mittelpunkt war, um den die Poesie sich bewegte, so steht sie hier einsam, und ist nicht an unser Leben, an unsere Sitten und Natur geknüpft; wir begreifen sie nie durch ihre innere Wahrheit. In solcher aber das Gedicht wieder aufzustellen, hilft nicht, daß wir die Aeußerlichkeiten verfolgen, die ihr die Zeit damals gegeben . . . Wir fühlten durchaus, daß der Stoff noch gebunden und die Poesie, nicht, wie sie sollte, frei geworden. Es fließt nicht aus der Fülle eines begeisterten Gemüths, und wenn es

nicht fehlt an hellen poetiſchen Punkten, ſo ſieht man auch, wie der Verſtand und eingeſammelte Kenntniß, gewandt übrigens, dabei ſind und hilfreiche Hand leiſten. Dieſem ſchreiben wir auch zu, daß die Figuren nicht immer feſt auf den Füßen ſtehn und ſich von einander ablöſen, ſondern in einer gewiſſen Eintönigkeit verbunden ſind." —

Würde Grimm, der große Kenner unſeres Mythus, daſſelbe nicht vom Ring der Nibelungen ſagen? —

Ueberfliegen wir die bunte Reihe von mythologiſchen Figuren, welche der Ring der Nibelungen vor uns aufrollt, dieſe Drachen, Rieſen und Zwerge, Wallkyren und Seejungfern, ſo verſtehen wir zuerſt garnicht, was wir damit ſollen, was der Dichter uns eigentlich ſagen will. Der Dichter ſoll uns doch die Tiefen des menſchlichen Herzens erſchließen, die ſeiner Inſpiration offner ſtehen als unſerm Denken. Aber das ſind ja Alles keine menſchliche Weſen! es ſind Unholde, deren Seele ſich nach einem andern Geſetz bewegt als die unſere.

Zu Grunde liegt eine ſehr complicirte Fabel, von einem geheimnißvollen Ring (einigermaßen erinnert er an den Ring des Gyges bei Hebbel oder an den Zauberring bei Fouqué), deſſen Beſitz die Weltherrſchaft verſchaffen ſoll. Die legitimen Beſitzer deſſelben ſind die Seejungfern: was die aber mit der Weltherrſchaft anfangen wollen, davon hat man keine Ahnung. Auch die andern Bewerber ſind wunderlicher Art: der Drache Faffner, die Zwerge Alberich und Mime u. ſ. w.; vor allen Dingen ſcheint Siegfried, auf den es doch hauptſächlich ankommt, ſich um die Bedeutung gar nicht zu kümmern.

Der einzige, deſſen Gelüſt man begreift, iſt der Götterkönig, der ſeinen Namen doch in der That führen möchte. Leider läßt er ſich um des Beſitzes willen zu einer höchſt verwerflichen Gaunerei verführen, wie denn überhaupt der Ring recht dazu gemacht ſcheint, die ſchlechten Eigenſchaften aller derer, die ſich um ihn bemühen, an den Tag zu bringen: darin erinnert das Stück an Hebbels „Diamant". Das wunderlichſte iſt, daß der Ring ſein Verſprechen gar nicht hält: er ſoll den Weltbeſitz garantiren, und garantirt nicht einmal ſeinen eignen Beſitz, er wird einem wie dem andern theils durch Gewalt theils durch Liſt wieder abgenommen. Zuletzt kommt ein tüchtiger freier Geſell und verſcheucht all dieſen Zauberſpuk: des Götterkönigs Lanze bricht an ſeinem Schwert, die ganze Mythologie geht zu Grunde.

Das Alles iſt ſo ſorgfältig, ſo ausführlich ausgearbeitet, ich möchte ſagen ausgemeiſſelt, daß der Dichter doch irgend einen Zweck gehabt haben muß. Wollte er etwa — auch das hat man behauptet, — die alte Mythologie wieder herſtellen und ein Nationalgedicht liefern? — Dazu

verfährt er zu willkührlich, er hat die Ueberlieferung nach Belieben verändert, er hat die Götterdämmerung aus einem Ereigniß hergeleitet, mit dem sie mythologisch in gar keinem Zusammenhang steht, er hat, was mich am meisten verdrießt, unsern guten alten Hagen, dies tolle aber echte Bild deutscher Gemüthlichkeit, zum Bastard eines Zwerges herab gesetzt.

Wagner hat wirklich etwas sagen wollen, aber ich finde das Räthsel nicht in der Schopenhauerschen Philosophie. „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" klingt zwar in seinem Drama durch, aber das ist ja der Refrain jeder Tragödie.

Ein hiesiges Witzblatt läßt Tölcke Betrachtungen über den Ring der Nibelungen anstellen: Fricka, die Götterkönigin ist das ganz bornirte Philisterthum mit seinen Vorurtheilen über Ehe und Besitz, Wotan der Halbe, der frei sein möchte aber es nicht wagt, Siegfried der wiedergekommene Lasalle. Hätte der Verfasser Wagners Schriften gekannt, so hätte er mit Verwunderung erfahren, daß sein Scherz gar nicht auf falscher Fährte ging.

Bekanntlich hat Wagner seine frühere Laufbahn durch die Betheiligung an den revolutionairen Bewegungen von 1848 unterbrochen; weniger bekannt ist der Sinn, in dem er das that: er war schon damals ein ebenso entschiedener Gegner der Demokratie wie heute.

In „Oper und Drama" II. S. 113 analysirt er die Fabel der Antigone. „Hier sehen wir den Staat, der unmerklich aus der Gesellschaft hervorgewachsen war, aus der Gewohnheit seiner Anschauung sich genährt hatte und zum Vertreter dieser Gewohnheit insofern wurde, daß er eben nur sie, die abstracte Gewohnheit, deren Kern die Furcht und der Widerwille vor dem Ungewohnten ist, vertrat. Mit der Kraft dieser Gewohnheit ausgestattet, wendet der Staat sich nun vernichtend gegen die Gesellschaft selbst zurück, indem er die natürliche Nahrung ihres Daseins in den unwillkührlichsten und heiligsten socialen Gefühlen ihr verwehrt." (Das Begräbniß der Todten.)

Freilich war Kreon der Hauptsünder, aber „jeder Bürger der im Eigenthum Gewährleistung gewohnter Ruhe erkannt, war von selbst der Mitschuldige". „Die spätere Demokratie war die offene Uebernahme des Sündenträger-Amts von allen Bürgern zusammen. Sie gestanden sich hierbei ein, so weit über sich aufgeklärt zu sein, daß sie selbst der Grund fürstlicher Willkühr waren" (S. 117).

„Die sittliche Ansicht vom Wesen der Gesellschaft verlor ihre Kraft in dem Grade, als das bedingende rein Menschliche in Widerstreit mit dem stärksten Interesse der Gesellschaft, der absoluten Gewohnheit, d. h. dem gemeinsamen Eigennutz kam." Mit ihrem reinen Menschengefühl

trat Antigone dem Staat entgegen, „und siehe, ihr Liebesfluch vernichtete den Staat! Heilige Antigone! laß deine Fahne wehen, daß wir unter ihr vernichten und erlösen!“

Was hier ein großer Dichter aus der griechischen Anschauung entnahm, findet doppelt und dreifach seine Anwendung auf den modernen conventionellen Staat und seinen Träger, die bürgerliche Gesellschaft.

„Die bürgerliche Gesellschaft (2, S. 99) ist nur ein Niederschlag der von Oben herab auf sie drückenden Geschichte. . . Die lebendige Energie der geschichtlichen Erscheinungen stumpft sich in dem Grade ab, als die bürgerliche Gesellschaft im Staat ihre Forderungen zur Geltung zu bringen sucht . . . Die Physiognomie der bürgerlichen Gesellschaft ist die abgestumpfte, entstellte, bis zur Ausdruckslosigkeit geschwächte Physiognomie der Geschichte; unter dieser Larve verbirgt sie dem menschensuchenden Blick den Menschen“.

„Seit dem Bestehen des politischen Staats (S. 126) geschieht kein Schritt in der Geschichte, der, möge er selbst mit noch so entschiedener Absicht auf seine Befestigung gerichtet sein, nicht zu seinem Untergang hinleitete. . . Aus der Individualität (S. 129), die wir in tausendjährigen Kämpfen gegen den politischen Staat als das Berechtigte kennen gelernt haben, die Gesellschaft zu organisiren, ist die uns zum Bewußtsein gekommene Aufgabe der Zukunft. . . Der Untergang des Staats (S. 141) ist nichts anders als das sich verwirklichende religiöse Bewußtsein der Gesellschaft von ihrem rein menschlichen Wesen. . . So lange das Reinmenschliche uns in irgend welcher Trübung vorschwebt . . . werden wir auch Staaten und Religionen haben, bis wir nur eine Religion und gar keinen Staat mehr haben... Diese gemeinsame Religion kann nichts anders sein, als die durch das Bewußtsein gerechtfertigte Natur des Menschen, die am stärksten vom Individuum als Lebens- und Liebestrieb empfunden wird“.

Zu diesem Druck des conventionellen Staats auf die freie Seele tritt nun noch der Druck des Christenthums.

„Die griechische Kunst (S. 171) faßte den Menschen nach seiner äußeren Gestalt auf, und bemühte sich, sie auf das Lebendigste nachzubilden. Das Christenthum verfuhr anatomisch: es wollte die Seele des Menschen auffinden, öffnete und zerschnitt den Leib, und deckte all den formlosen innern Organismus auf, der unsern Blick anwiderte, eben weil er nicht für das Auge da sein soll. Im Aufsuchen der Seele hatten wir den Leib getödtet; als wir auf den Quell des Lebens treffen wollten, vernichteten wir die Aeußerung dieses Lebens und gelangten so nur auf todte Innerlichkeiten. Die aufgesuchte Seele ist das Leben; der christlichen Anatomie zu betrachten blieb nur der Tod“.

„Im christlichen Mythus (2, S. 69) war das, worauf der Grieche alle äußern Erscheinungen bezog, der Mensch, das von vorn herein Unbegreifliche, sich selbst Fremde geworden". „Die hinreißende Gewalt des christlichen Mythus auf das Gemüth besteht in der von ihm dargestellten Verklärung durch den Tod". (S. 71.) „Das Leben erhielt für den Christen Weihe und Rechtfertigung nur als Vorbereitung auf den Tod, als Verlangen nach dem Sterben". (S. 73)

Die Aufgabe des echten Dichters ist nun, das Individuum zu befreien vom Druck der Convenienz und der Chimäre, und so die wirkliche Befreiung vorzubereiten. Aber die bisherige Form der Dichtkunst versagte sich dieser hohen Aufgabe.

„Aus der ungeheuren Masse ihrer wirklichen Umgebung, im ersichtlich Maaß, Form und Farbe gebenden Staat und der zum Staat erstarrten Geschichte hat der moderne Dichter die Individualität erst unendlich mühsam heraus zu construiren, um sie dem Gedanken darzustellen (S. 137). . . Von unsern ersten Jugendeindrücken an sehen wir den Menschen nur in der Gestalt und dem Charakter, die ihm der Staat giebt; die durch den Staat ihm anerzogene Individualität gilt unserm unwillkührlichen Gefühl als sein wirkliches Wesen. . . Um die rein menschliche Individualität darzustellen (S. 139), hat der moderne Dichter sich nicht an das Gefühl, sondern an den Verstand zu wenden, wie sie für ihn selbst ja nur eine gedachte ist. Hierzu muß sein Verfahren ein ungeheuer umständliches sein, er muß alles, was das moderne Gefühl als das Begreiflichste faßt, so zu sagen vor den Augen dieses Gefühls langsam und höchst vorsichtig seiner Hülle, seiner Form und Farbe entkleiden, um während dieser Entkleidung nach systematischer Berechnung das Gefühl nach und nach zum Sinken zu bringen, da die von ihm gewollte Individualität nur eine gedachte ist. Das Gefühl ist für den Dichter das Hinderliche; erst wenn er es mit höchster Behutsamkeit überwunden hat, kommt er zu seinem eigentlichen Vorhaben, der Darlegung eines Gedankens an den Verstand".

Das Kunstwerk der Zukunft versucht die Befreiung auf anderem Wege; es analysirt nicht, sondern es abstrahirt vom Druck der Sitte; Es thut ein Wunder, mit Hilfe der unmittelbar zum Gefühl sprechenden Musik führt es uns in eine Welt ein, die noch nicht unter dem Druck der Geschichte leidet; eine wunderbare Welt, in welcher nur die Individuen Sprache gefunden haben. Um so augenscheinlicher tritt auch in diesem kleinen Kreise an's Licht, wie das frevelhafte Gesetz sich in den Kreis der Unsterblichen einschleicht, wie ihm das Schöne und Edle, Siegmund und Sieglinde, Brunhild und Siegfried geopfert wird, wie hinter dem Schein der Ordnung und Sitte der gemeine Egoismus, das Trachten nach eitlem

Tand, nach Rheingold, Weltherrſchaft u. dgl. ſich verſteckt. Wie Antigone's Tod den Untergang des Staates, ſo führt Siegfrieds Tod die Götterdämmerung herbei, d. h. er zeigt die innere Unwahrheit des Götterſtaats.

Von dieſem Standpunkt aus verſtehen wir auch Wagners Abneigung gegen den Chor; er kann ihn als Kunſtmittel nicht brauchen, weil er ihn ſittlich oder politiſch nicht achtet. Der Chor vertritt ihm die Maſſe, das Volk, die Sitte, den Staat, da doch nur freie Individuen zu Worte kommen dürfen. Wagner macht ſich über Meyerbeer luſtig, der nach dem Ausdruck ſeiner Lobredner die Maſſen emancipirt habe, und zeigt ganz richtig, wie durch das maſſenhafte Uniſono-Schreien der Pöbel in die Kunſt eingeführt werde.

Aber Pöbel und Volk iſt nicht daſſelbe. Das Uniſono-Schreien thut's freilich nicht, was Chor heißt, lernen wir aus Sebaſtian Bach: die Uebertragung dieſes Stils mit den nöthigen Modificationen aus dem Oratorium in die Oper iſt der Hebel, mit welchem die Reform anſetzen muß. Schiller's Verſuch mit dem Chor in der „Braut von Meſſina" war eitel, denn gemeinſam declamiren können die Menſchen nicht; die Muſik hat aber die Mittel, auch der Vielheit eine Zunge zu geben und ein articulirtes Wort. Wagner verkennt hier künſtleriſch das Recht des polyphonen Geſangs, wie er ethiſch das Recht des überlieferten ſittlichen Gemeingefühls verkennt. Hier wie dort machen ſich die Individuen im Kampf gegen das Ueberlieferte geltend, aber erſt in dieſem Kampf finden ſie ihr echtes Leben; ohne ihren Gegenſatz ſchwebten ſie in der Luft. Um ein bekanntes Wort zu parodiren: wenn der Dichter die Sittlichkeit nicht vorfände, müßte er ſie aus künſtleriſchen Gründen erfinden.

So haben es ohne Zweifel auch die Griechen gemeint. Wenn es erlaubt wäre, aus den wenigen erhaltenen Stücken auf das Ganze zu ſchließen, ſo möchte ich behaupten, daß der Chor bei Sophokles ſchon ſehr geſunken war: bei Aeſchylus, namentlich in den drei Stücken der Oreſtie, ſpielt er eine wahrhaft königliche Rolle. Wer dieſe Form wiederfindet, wird ein echtes Kunſtwerk der Zukunft ſchaffen.

Das gegenwärtige will das Recht des freien Individuums poetiſch verſinnlichen. Dazu genügt aber noch nicht, daß der Dichter das freie Individuum zeigt; auch nicht, daß er Mitleid erregt: die freien Individuen müßten uns Söhnen der überlieferten Sittlichkeit auch ſympathiſch erſcheinen. Und damit gelingt es ihm nicht. Auch bei begeiſterten Anhängern finde ich doch ſtarke Bedenken gegen Siegmund und Siegfried ſowohl als gegen Triſtan; das Seeliſche, das er zeigt, in der Poeſie wie in der Muſik, hat immer etwas Gewaltſames und grenzt ans Verzerrte. Und das iſt nicht zufällig: der Moment in dem er ſeine Geſtalten zeigt,

iſt zu weit; ſie würden ſich verlieren, wenn ſie ihren Ton nicht künſtlich ſteigerten.

Hier zeigt ſich, wie verhängnißvoll Wagner die Grenze der Gattungen verkennt. Bekannte und allgemeinverſtändliche Gefühle kann das muſikaliſche Drama kräftiger in uns anklingen laſſen als das blos geſprochene; aber uns fremde Gefühle, erſt genetiſch dann in höherm Sinn verſtändlich zu machen und uns dafür ſo zu intereſſiren, daß wir mitgehn, das vermag nur das analytiſche Drama in der Art Shakeſpeare's. Freilich ſpricht das Wort nur zum Verſtand, aber es ſpricht für die ungeheuere Macht und den Adel des Verſtandes. Die Muſik iſt nicht im Stande, ſo feine Schwingungen der Empfindung hervorzurufen, als die Bilderfolge, welche durch das Wort in der Phantaſie erregt wird. Schneller rühren und bezaubern kann die Muſik, aber die Gewalt, mit welcher Shakeſpeare alle Kräfte der Seele gemeinſam, Gemüth, Denken und Wollen, in Bewegung ſetzt und über ſich ſelbſt hinaushebt, darin kann ihm der Ton nicht folgen, und der Verſuch des Wetteiferns iſt ein illuſoriſcher.

Für die Unvollkommenheit der pſychologiſchen Zergliederung ſucht Wagner durch eine prachtvolle Gewandung zu entſchädigen. Ich meine zunächſt die Gewandung des Orcheſters, in der doch auch manches Flitter-Gold ſich zeigt; ich erinnere an den lieblichen Vogelgeſang, der zwar äußerlich motivirt wird, aber doch aus dem Geſammtton fällt. Es iſt aber auch von Gewandung im eigentlichen Sinn die Rede, von Decoration und Coſtüm; die badenden Nixen im Rhein ſind doch wohl um ihrer ſelbſt, d. h. um der Decoration willen da, wie die badenden Hofdamen der Königin Margaretha in den Hugenotten, und ſo vieles andere.

Wagners Abſicht war, der würdigen Handlung und den würdigen Tönen auch ein angemeſſenes Gewand zu leihen; aber er machte es zu raffinirt, er nahm die Dimenſionen der Gewandung größer als es die Größe der Helden ertrug, — und leitete dadurch die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache auf Nebenſachen ab. Alle Bayreuther Kritiker behandeln dieſe Fragen mit großem Ernſt; im Ganzen ſind ſie vom ſinnlichen Eindruck ſehr befriedigt, aber der eine findet doch, daß Wotan ſeinen abwehrenden Speer eigentlich anders halten ſollte, der andere, daß der Fluß in „Flick und Flock" beſſer ausſieht wie im Rheingold; alle ſind darin einig, daß der Drache Faffner ſich ſehr ungeſchickt und lächerlich bewegt, und daß es eine betrübende Nachwirkung hinterläßt, wenn Brunhilde, ſtatt hoch zu Roß auf den Scheiterhaufen zu ſpringen, das Pferd an dem Zügel hinter die Couliſſe führt. In dieſer übertriebenen Aufmerkſamkeit auf den Decorateur und den Maſchiniſten iſt doch Wagner ſchuldig.

Er ſelbſt hat ſich gegen frühere Verſuche der Art ſchonungslos aus-

gesprochen. „Nicht der Dichter", sagt er S. 33, „hat, um etwa vom Appell an die Phantasie sich an die Bestätigung der Sinne zu wenden, den raffinirten Mechanismus zur Verwandlung wirklich dargestellter Scenen erfunden, sondern das Verlangen nach äußerlicher Unterhaltung und deren Wechsel, die bloße Augenbegierde, hat ihn hervorgebracht."

Wagner ist Dichter und Musiker; aber er ist auch Maschinist und Decorateur, und legt auf diese seine Function einen großen Werth. Wie diese Virtuosität nach drei Richtungen auf Abwege leiten kann, hat er sich vollständig klar gemacht.

„Der Musiker (S. 103) war endlich nur noch auf unerhört mannigfaltige Variation in den Farben und Gestalten seiner Gewänder bedacht. Das historische Gewand der Oper ist aber eigentlich doch nur das Werk des Decorationsmalers und Theaterschneiders."

„Auch der Musiker unterließ es nicht, seine Tonfarbenpalette für das historische Costüm einzurichten. . . Wie (S. 104) mußte eine historische Musik sich anhören? — So daß sie von der gegenwärtig gewöhnten so verschieden sei als das Costüm einer frühern Zeit von dem der Gegenwart. Der Musiker (S. 107) hatte nur dafür zu sorgen, daß seine Musik immer ein wenig anders klinge, als man der Gewohnheit nach annehmen mußte, daß sie zu klingen habe, so klang sie jedenfalls fremdartig." Aber auch das Fremde wird durch Gewohnheit zuletzt gewöhnlich: „der Musiker (S. 109) muß daher darauf bedacht sein, selbst den entstelltesten Ausdruck in sich wiederum zu entstellen"; er muß sich hysterisch stellen, um historisch zu scheinen. Das ist „Neuromantik".

Das alles scheint sich nur auf das historische Gemälde zu beziehen; aber setzt man mythologisch statt historisch: was wird eigentlich geändert?

„Heutzutage (I. S. 124) wird das Uebernatürliche, eben weil es das Unnatürliche ist, dem verblüfften Publicum durch die Wunder der Mechanik vorgeführt. Ein solches Wunder ist in der That das Berlioz'sche Orchester. Jede Höhe und Tiefe der Fähigkeit dieses Mechanismus hat Berlioz bis zur Entwickelung einer wahrhaft staunenswerthen Kenntniß ausgeforscht... Er hat den Musikern möglich gemacht, den allerunkünstlerischsten und nichtigsten Inhalt des Musikmachens durch unerhört mannigfaltige Verwendung bloßer mechanischer Mittel zur verwunderlichsten Wirkung zu bringen. . . Und doch lebte in Berlioz wahrhaft künstlerischer Drang . . . noch heute (1851) wird er von künstlerischem Sehnen verzehrt, wo er bereits rettungslos unter dem Wust seiner Maschinen begraben liegt."

„Mozart (S. 129) zerlegte die Melodie wie zum Spiel contrapunktisch in immer kleinern Stücke. . . Berlioz erfreute sich an der krausen Ver-

wirrung, in der er jene Stücke immer bunter durch einander schüttelte, und die ungeheuer complicirte Maschine, das Kaleidoskop, worin er die bunten Steine nach Belieben durcheinander rüttelte, reichte er dem modernen Componisten im Orchester dar." — —

Wagner's Kunst ist durch die Kritik vermittelt, sie ist durchweg von Reflexion zersetzt, und der Reflexion widerfährt es leicht, die Mittel mit dem Zweck zu verwechseln. Anders verfährt das eigentliche Genie.

„Der naive, wirklich begeisterte Künstler", sagt R. Wagner, (S. 52) „stürzt sich mit enthusiastischer Sorglosigkeit in sein Kunstwerk, und erst wenn dies fertig, wenn es in seiner Wirklichkeit sich ihm darstellt, gewinnt er, aus seinen Erfahrungen, die echte Kraft der Reflexion, die ihn allgemein vor Täuschungen bewahrt, im besondern Fall aber, also da, wo er durch Begeisterung sich wieder zum Kunstwerk gedrängt fühlt, ihre Macht über ihn dennoch vollständig wieder verliert. Von Mozart ist nichts charakteristischer als seine Wahllosigkeit".

Das ist gerade das Gegentheil der Weise Wagner's, und er selbst weiß es gar wohl. Vielleicht erinnerte er sich aber hier an den Verfasser der Dramaturgie, der auch nicht verfuhr wie Mozart, aber dennoch mit gerechter Befriedigung auf seine Thätigkeit zurückblicken durfte.

„Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraus pressen. Ich würde ... kurzsichtig sein, wenn ich nicht gelernt hätte, durch die Gläser der Kritik mein Auge zu stärken ... Die Kritik soll das Genie ersticken! und ich schmeichelte mir, etwas von ihr erhalten zu haben, was dem Genie sehr nahe kommt ... Ich glaube, die dramatische Dichtkunst fleißig studirt zu haben..."

„Ich war genöthigt, anstatt der Schritte, welche die Kunst des dramatischen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bei denen zu verweilen, die sie vorläufig thun müßte, um sodann ihre Bahn mit desto schnelleren und größeren zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen, und sein Ziel grade in das Auge zu bekommen."

Mit Lessing, wenn auch nur in einem bestimmten Punkt, verglichen zu werden, kann nichts Beleidigendes haben; auch nicht, wenn man an jener Stelle weiter liest: „man kann studiren, und sich tief in den Irrthum hinein studiren".

Julian Schmidt.

Die Competenz der Geschworenengerichte für Preßvergehen*).

Nachdem von den drei großen Gesetzentwürfen, welche die deutsche Justiz im Reich zu ordnen bestimmt sind, die Civilprozeßordnung längst als legislativ geborgen gelten konnte, scheint durch die letzten Verhandlungen zwischen Bundesrath und Reichstags-Commission auch die Strafprozeßordnung in ihren wesentlichsten Beziehungen der Verständigung unter den betheiligten gesetzgeberischen Faktoren sehr nahe gerückt zu sein. Zwar ist immer noch von den Seitens des Bundesraths gegen die Commissionsbeschlüsse erster Lesung gestellten ein hundert und zwanzig Anträgen ein nicht geringer und nicht unwichtiger Theil auch in der zweiten Lesung in der Minorität geblieben. Indessen handelt es sich doch hier meist um Fragen, die dem eigentlichen Prozeßgebiet angehören, deren principielle und praktische Tragweite verhältnißmäßig eingeschränkt ist, und welche, selbst wenn die verbündeten Regierungen im Plenum des Reichstags mit ihnen nicht mehr Glück haben sollten, als in der ständigen Commission, doch kaum dazu angethan sind, ein so großes Werk zum Scheitern zu bringen. Man hat sich zusammengefunden über eine gute Reihe recht fundamentaler Dinge, über Schwurgerichte und Schöffengerichte und Staatsanwaltschaft und Berufung und dergleichen Capitalsachen mehr: es wäre seltsam, wenn man sich zu guterletzt nicht auch über das Maaß der dem Angeschuldigten und seiner Vertheidigung, einzuräumenden Prozeßbefugnisse, über einige Exemtionen vom Zeugnißzwang, über die Regelung der Untersuchungskosten und ähnliche Controversen zu einigen wüßte!

Freilich können wir uns darüber keinen Täuschungen hingeben, daß wenigstens was die künftige deutsche Strafprozeßordnung angeht, unser nationales Selbstgefühl kaum besondere Ursache haben wird, auf das Werk stolz zu sein. Daß es überhaupt zu Stande kommt post tot discrimina

*) Wir veröffentlichen die obige Kritik unsres verehrten Herrn Mitarbeiters mit dem Bemerken, daß in einer so wichtigen und schwierigen Frage unsre Zeitschrift jeder sachkundigen Feder für und wider gern Raum giebt. A. d. R.

rerum, daß ein so ungeheures Stück deutscher Rechtseinheit sich überhaupt hat vollenden lassen schon im ersten Jahrzehnt seit Constituirung bundesstaatlicher Verfassung, muß uns Entschädigung sein für seine zahllosen Mängel im Zusammenhang und der Harmonie der Formen. Es ist eben nicht und konnte nicht sein ein Werk aus Einem Geist geboren und in Einem Guß ausgeführt. Als die Verkörperung der allerzwiespältigsten Geister deutscher Rechtgeschichte, welche sich verdrossen zu einer Art vorläufiger Ausgleichung bequemt haben, und als das Erzeugniß einer höchst mühsamen Flick- und Stückarbeit in einem halben Dutzend verschiedenartiger Commissions-Werkstätten trägt es die Spuren seines qualvollen Entstehens überall an Haupt und Gliedern. Was einmal für die politische Verfassung gegolten hat, darf uns auch für die Gerichtsverfassung trösten. Ist Deutschland nur erst im Sattel, wird es Kraft genug besitzen, sein Roß steten Laufs den ihm vom Geschick gesteckten Zielen entgegenzutreiben. Die Geschlechter, die nach uns kommen, können immerhin auch ihr Theil gesetzgeberischer Sorgen auf ihre Schultern nehmen.

Wie wenig es uns vorläufig hat gelingen wollen, bei der Neuordnung des deutschen Strafprozesses aus dem Vollen zu schöpfen und die Summe der vorhandenen landläufigen Ideen criminalpolitischen Gehalts in etwas zu bereichern, wie sehr wir uns fast überall mit dem Durchschnittsmaaß der bis jetzt in den Einzelstaaten versuchten Strafprozeßordnungen eklektisch werden begnügen müssen, tritt einem in unmittelbarster Anschaulichkeit bei jedem Blick auf den organischen Aufbau der künftigen Strafgerichte entgegen. Hierüber ist ja zwischen Bundesrath und Reichstagscommission in zweiter Lesung vollkommenes Einverständniß erzielt, und was hier vereinbart worden, wird zweifellos in Gesetzeskraft übergehen. Da sind also als Strafgerichte unterster Ordnung die Schöffengerichte, bestehend aus dem Amtsrichter und zwei Schöffen. Im Wege schriftlichen Strafbefehls und sofortiger Aburtheilung ihm vorgeführter Arrestanten kann sich der Amtsrichter in erheblichem Umfange jeglicher Mitwirkung der Schöffen entziehen. All' diese schöffengerichtlichen und amtsgerichtlichen Straferkenntnisse unterliegen unbeschränkt der Berufung an die aus fünf rechtsgelehrten Richtern zusammengesetzten Kammern der Landgerichte. Gleichmäßig componirte Kammern der Landgerichte handhaben die Jurisdiktion mittlerer Ordnung. Zweidrittelmajorität ist zur Verurtheilung nothwendig. Berufung findet nicht statt. Endlich fungiren als Träger der höchsten strafgerichtlichen Gewalt neben dem Reichsgericht als Staatsgerichtshof die Schwurgerichte. Die Richterbank mit drei Rechtsgelehrten, die Jurybank mit zwölf Geschworenen besetzt, acht Stimmen für das Schuldig, schon sieben Stimmen zur Verneinung der mildernden Umstände erforderlich, die

allbekannte, bisher übliche Art der Beweisaufnahme, Plaidoyers, Resumé, Frageſtellung, Verdikt, alles, wie wir es bisher in Deutſchland zur Genüge kennen gelernt haben, ſo etwa tritt einem das Bild der künftigen deutſchen Jury entgegen. Möglich, daß irgend ein Enthuſiaſt moderner Schwurgerichtsideen dafür hält, im ſiebenten Abſchnitt zweiten Buchs unſerer Strafprozeßordnung ſei das Problem echt germaniſchen Schwurgerichts nunmehr glücklich gelöſt und die ſo reichlich geſchmähte Zwitterbildung deutſch-franzöſiſcher Jury endgültig beſeitigt. Der Praktiker wird keinen Augenblick darüber im Zweifel ſein, daß trotz der hier und da angebrachten, vermuthlich mit großer Feinheit auserſonnenen Schnörkel der künftige deutſche Schwurgerichtsprozeß in ſeiner aktuellen Erſcheinung weſentlich ſo ausſehen wird, wie er bis heut in dem größten Theile Deutſchlands anzuſchauen war. Daß die Hauptverhandlung vor den Geſchworenen, wie vor den übrigen Strafgerichten nicht mit Verleſung der Anklageſchrift beginnen, an die Stelle der letzteren vielmehr der Verweiſungsbeſchluß treten ſoll, möchte ſich noch am meiſten als ein unterſcheidendes Merkmal des neuen äußerlich abheben. Doch wird, da das ſchriftliche Vorverfahren unverändert beſtehen bleibt und die Anklageſchrift mit ihrer Gruppirung des Belaſtungsmaterials trotz ihrer Sekretirung vor den Geſchworenen nach wie vor den Gerichtshof, die Staatsanwaltſchaft, den Angeklagten und die Vertheidigung, den ganzen auf den Akten ruhenden Geiſt der Hauptverhandlung zu beherrſchen beſtimmt iſt, auch dieſer Umſtand in Wirklichkeit von verſchwindender Bedeutung ſein.

Hat ſonach die öffentliche Meinung in Deutſchland die Erhaltung der Schwurgerichte in ihrer hergebrachten Geſtalt gegen die urſprüngliche Abneigung der Regierungen durchzuſetzen vermocht, ſo iſt doch immer noch ein für die populären Anſchauungen beſonders wichtiger Punkt unausgeglichen geblieben. Das iſt die ausſchließliche Zuſtändigkeit der Jury für Preßdelikte. Nachdem ſchon bei der erſten Leſung trotz der damals noch aufrecht erhaltenen großen Schöffengerichte die Reichstagscommiſſion die Preßvergehen nicht den Schöffen, ſondern den Geſchworenen zur Aburtheilung überwieſen, hat ſie in der zweiten Leſung, als das Laienelement in den Strafgerichten mittlerer Ordnung durch die aus reinen Berufsrichtern zuſammengeſetzten Strafkammern der Landgerichte bereits verdrängt worden, natürlich erſt recht keine Neigung gezeigt, dem Antrage der Regierungen auf Beſeitigung jedes eximirten Gerichtsſtandes zu Gunſten der Preſſe nachzugeben. Ein in gleichem Sinne ergangener Vorbeſchluß des Reichstags gewährte dem Widerſtreben einen gewiſſen formellen Rückhalt. So blieb auch für die zweite Leſung der § 59a des Gerichtsverfaſſungsgeſetzes beſtehen, welcher die Geſchworenengerichte als ausſchließlich zuſtändig er-

klärt nicht nur für alle mittels der Preſſe verübten *Verbrechen*, ſondern auch für alle mittels der Preſſe verübten *Vergehen*, die im Wege der *Privatklage* verfolgten *Beleidigungen* allein ausgenommen.

Dieſe ſchwurgerichtliche Competenzfrage läßt ſich ganz dazu an, in der Strafprozeßordnung eine ähnliche Rolle zu ſpielen, wie ſie der Todesſtrafe bei Berathung des Strafgeſetzbuchs im Mai 1870 zugefallen iſt. Sie könnte leicht für das Schickſal der Reichsjuſtizgeſetze verhängnißvoll werden. Will man ernſthaft zu einer loyalen Verſtändigung über die Streitfrage gelangen, dann, glaube ich, iſt die erſte Bedingung, daß man die habituellen Ab- und Zuneigungen für oder gegen die Geſchworenen als ſolche vor der Thür läßt, und ſich ohne Vorbehalt auf den Boden der gegebenen Strafgerichtsordnung ſtellt. Darnach gehört die Jury zu den organiſchen Inſtitutionen unſerer Gerichtsverfaſſung, und hat innerhalb der geordneten Grenzen ihrer legitimen Jurisdiktionsgewalt Reſpekt zu fordern. Da der geſetzlichen Regel nach ihrer Zuſtändigkeit alle als „Verbrechen“ vom Strafgeſetzbuch qualificirten Handlungen unterworfen ſein ſollen, werden ihr die mittels der Preſſe verübten Delikte dieſer Kategorie füglich nicht vorenthalten werden dürfen. Wer ſolche Vorenthaltung beanſpucht, wird die Vermuthung des Uebelwollens und Mißtrauens gegen das Inſtitut gegen ſich haben. Daraus folgt dann aber weiter, daß, da nach gleicher Regel die „Vergehen“ im engeren Sinne des Strafgeſetzbuchs ohne ſonſtige Ausnahme durchgehends theils den Strafkammern, theils den Schöffengerichten überwieſen ſind, diejenigen, welche zu Gunſten der Preſſe eine Exemtion ſtatuiren wollen, das Bedürfniß hiefür voll zu erweiſen haben. Der Beweis ſoll durch ſachliche Gründe erbracht werden. Bloße politiſche Voreingenommenheit für die ſchöne Phraſe von dem „Palladium bürgerlicher Freiheit“ wird dabei ebenſowenig verfangen können, wie die bequeme Methode, den Gegnern, welche die beanſpruchte Ausnahme nicht anerkennen wollen, Feindſeligkeit gegen das Geſchworeneninſtitut zu inſinuiren, die Beweisführung zu erſetzen im Stande iſt.

Und doch wird das Hauptargument für den vorzugsweiſen Beruf der Geſchworenen in Preßſachen auf eine Reihe rein *politiſcher* Geſichtspunkte und *politiſcher* Glaubensſätze hinauslaufen. Man wird darauf hinweiſen, wie in Folge der bundesrathlichen Anträge das Laienelement grade an der Stelle hat weichen müſſen, die den breiten Mittelbau der Strafgerichtsordnung einnimmt, und vermöge der ordentlichen Zuſtändigkeit der Strafkammern die große Mehrzahl derjenigen ſtrafbaren Handlungen umfaßt, welche als eigentlich politiſche Vergehungen am leichteſten und häufigſten von der Preſſe verübt werden. *Preßverbrechen* im engeren Sinne gehören allezeit zu den ſeltenſten Erſcheinungen. Es liegt dann

nahe genug, es als eine Anomalie und einen ſchreienden Widerſpruch gegen alle volksthümliche Juſtizreform zu verketzern, daß die Laien grundſätzlich von dem Gebiet der politiſchen Judikatur fern gehalten werden ſollen. Daß ſie hiefür vorzugsweiſe prädiſtinirt ſind, wird entweder als ſelbſtverſtändlich ſtillſchweigend vorausgeſetzt, oder als zweifelloſes Axiom laut verfochten. Nun kann ohne weiteres zugegeben werden, daß irgend ein rationelles Princip in dieſer Dreigliederung von Schöffengerichten, Strafkammern und Schwurgerichten allerdings unfindbar bleibt. Das iſt nicht viel etwas anderes und beſſeres, als die zuſammengeſchrumpfte Muſterkarte verſchiedenartiger, in der deutſchen Vielſtaaterei hier und da verſuchter Jurisdiktionsformen, von denen man die beliebteſten und verbreitetſten Façons feſtgehalten hat. Die darauf ruhenden Competenzgrenzen müſſen unvermeidlich willkürliche und ſchwankende ſein. Man klammerte ſich an die ziemlich inhaltsleere Nomenclatur des Strafgeſetzbuchs von Verbrechen, Vergehen, Uebertretungen, und benutzte dieſe Claſſifikation als nichtsſagenden Grundſatz für die ſcheinbare Regelung der Zuſtändigkeit, um ſofort theils durch unmittelbare Herausgreifung und Specialiſirung einzelner Delikte, theils auf dem Umwege der Verweiſungsbeſchlüſſe, nach Vorabwägung des concreten Strafmaaßes, anderweitig vollkommen frei über die Competenz der Strafgerichte dieſer und jener Ordnung zu verfügen. Aber, ſo unbeſtreitbar dieſes principloſe Schalten und Walten des Gerichtsverfaſſungsgeſetzes mit ſeinen Zuſtändigkeitsnormen auch iſt, eins darf dabei doch nicht überſehen werden. Das ſchwanke willkürliche Bild dieſer Zuſtändigkeitsnormen hatte man in ſeinen Umriſſen bereits erkennbar vor ſich, als man ſich über die Organiſation der verſchiedenen Strafgerichte ſchlüſſig machte. Mit Rückſicht auf die präſumtive Competenz und Jurisdiktionsgewalt der Strafgerichte mittlerer Ordnung wurden dieſe eben ſo und nicht anders componirt. Sie ſollten ein gutes Theil der Verbrechen zur Aburtheilung mit übernehmen, ein gutes Theil der Vergehen an die Schöffengerichte abgeben, keinesfalls aber ſich ihre Zuſtändigkeit durch die Schwurgerichte auch noch bezüglich der Vergehen einengen laſſen. Und wenn es auch richtig iſt, daß es der Widerſtand des Bundesraths war, welcher die großen Schöffengerichte zu Gunſten der Strafkammern verdrängt hat, ſo iſt es doch nicht weniger Thatſache, daß erſt die Nothwendigkeit, der auf Erhaltung der Schwurgerichte erbitterten Volks- und Juriſtenſtrömung gerecht zu werden, die verbündeten Regierungen, Preußen in erſter Reihe, zur Abwendung von den Schöffen gezwungen hat. Kurz, wo wir uns fortgeſetzt auf einem von ſo zahlloſen verſchlungenen Compromiſſen durchlöcherten Boden bewegen, wo die Syſtemloſigkeit ſelbſt zum Syſtem geworden iſt, da läßt ſich zwar zu Gunſten der einen oder anderen Compe-

tenzbeſtimmung alles mögliche prätendiren; als logiſche Conſequenz aus gewiſſen Vorderſätzen poſtuliren läßt ſich eigentlich Nichts.

Vollends der Vorderſatz von dem vorzugsweiſen Beruf der Geſchworenen für die politiſche Rechtſprechung iſt nach allen Seiten hin eitel Dunſt. Warum grade die Geſchwornen? Weil ſie Laien ſind? Das ſind die Schöffen ja auch! Weshalb bemüht man ſich nicht lieber in Uebereinſtimmung mit dem auch ſonſt befolgten Grundſatz, die leichteren Preßvergehen auf dieſe zu delegiren? Legte man das hiefür ſonſt übliche concrete Strafmaaß von drei Monat Gefängniß zu Grunde, ſo würden im Wege ſolcher Uebertragung und innerhalb dieſer Strafgrenze die Schöffengerichte wohl 90 Procent aller Preßdelikte erledigen. Oder ſoll das Geheimniß beſonderer Qualität bei den Geſchworenen in der myſteriöſen Zwölfzahl oder in ihrer von den Einflüſſen des Juriſtenrechts abgeſonderteren Stellung enthalten ſein? Darüber läßt ſich freilich nicht rechten: entweder man glaubt an das Dogma der vom Geiſt der Gerechtigkeit unmittelbar inſpirirten Jury, oder man glaubt nicht daran. Solange man jedoch in dieſen Dingen einen gewiſſen Rationalismus der Betrachtungsweiſe nicht für ausgeſchloſſen erachtet, wird es erlaubt ſein, auf ein Bedenken Werth zu legen. Wo das Geſchworeneninſtitut in feſter, Jahrhunderte alter Rechtscontinuität die allgemeine organiſche Grundlage der Strafgerichtsverfaſſung darſtellt, mag den Geſchworenen die eminente Begabung für die Beurtheilung politiſcher Reate immerhin vindicirt werden können. Wo aber das Schwurgericht, wie dies bisher in Deutſchland der Fall war und zweifellos auch unter der Herrſchaft der künftigen deutſchen Strafprozeßordnung noch für geraume Zeit ſein Schickſal ſein wird, ohne jeden inneren Zuſammenhang mit den übrigen Jurisdiktionsformen als ein Ausnahmeverfahren äußerlich dem Organismus der Gerichtsverfaſſung angeleimt iſt, da ſpricht die Wahrſcheinlichkeit nicht für die größere, ſondern für die geringere politiſche Qualifikation dieſer Volksrichter. Was den deutſchen Geſchworenen abgeht und nothwendig abgehen muß, das iſt das volle Gefühl richterlicher Verantwortlichkeit, das lebendige Bewußtſein, in der Entſcheidung des Einzelfalls die allgemeine Rechtsnorm, die dauernde in ſich ſelbſt ruhende Souveränetät des Landesgeſetzes zum klaren Ausdruck und zur ungetrübten Anerkennung zu bringen. Solcher Rechtsſinn, wie jeglicher Gemeinſinn und alle bürgerliche Tugend, auf denen in letzter Inſtanz die Kraft und Freiheit der Staaten ruht, läßt ſich weder vorſchreiben, noch durch künſtliche Einrichtungen ſchaffen: ſie wollen dem Geiſte eines Volkes anerzogen, und in ſtetiger Uebung der Generationen langſam herangebildet werden. Wenn für die gemeinen Verbrechen gegen Leib und Leben, Beſitz und Eigenthum, bürgerliche Ordnung

und gemeine Sicherheit das soziale Gefühl der bürgerlichen Mittelklassen meist, nicht immer, einigen Ersatz jenem fehlenden Verantwortlichkeitsgefühl bietet, so ist es Thorheit, von den Geschworenenurtheilen über politische Vergehungen etwas anderes zu erwarten, als durchaus unverantwortliche politische Parteibeschlüsse eines beliebig zusammengewürfelten Parteiconventikels. In kleinen Gemeinwesen, die mehr den Namen als das Wesen wahrhafter Staatsbildung darstellen — ein spannelanges Fahrzeug ist kein Fahrzeug, sagt Aristoteles — können immerhin auch derartige Experimente in der Gerichtsfassung ohne besondere Gefahr versucht werden, und es bedeutet herzlich wenig, ob irgendwo südwärts des Main oder in einer norddeutschen Hansastadt die spezifisch politische Competenz der Geschworenengerichte schon einige Zeit zu Recht besteht. In Hamburg beispielsweise hat diese Competenzbestimmung thatsächlich nur die Bedeutung gehabt, daß in den sieben Jahren seit ihrer Geltung gar keine politische Anklage an die Geschworenen verwiesen, das heißt überhaupt keine politische Anklage von der Staatsanwaltschaft erhoben worden ist. Vielleicht erscheint grade diese Wirkung manchem freisinnigen Gemüth als die erwünschteste. Das Ueberwuchern politischer Criminalprozesse, die wachsende Zahl von Preßverfolgungen sind keinem Patrioten ein erfreulicher Anblick. Schade nur, daß unser heutiges Deutschland, wie es ist, mitten im Ringen um die Durchführung der Reichsverfassung, zerklüftet von zahllosen Parteiungen politischer, kirchlicher, sozialer Interessen, thatsächlich von dem inneren Frieden viel zu weit entfernt ist, um dem Wunsch auf thunlichste Einschränkung der politischen Strafproceduren für die Gegenwart viel Aussicht auf Verwirklichung zu lassen. Ob schädlich oder heilsam, überflüssig oder unvermeidlich: diese Specialität von Criminalunterſuchungen wird noch geraume Zeit in unserem Vaterlande die Gerichtssäle geräuschvoll anfüllen. Solange dies aber der Fall, solange das Reich noch von so losem Gefüge, der Staatsgedanke, das Staatsbewußtsein in unserem Volke noch so fragwürdige Gestalt zeigt, bleibt es ein Wagniß von allerbedenklichster Tragweite, den Schutz der Obrigkeit und ihrer Organe, den Schutz der Minderheit gegen die Mehrheit, die Aufrechthaltung des öffentlichen Friedens gegen die Leidenschaften einer undisciplinirten Tagespresse schrankenlos den unberechenbaren Strömungen politischer Geschworenenconventikel preis zu geben.

Im Uebrigen ist es klar, daß diejenigen, welche für die von der Reichscommission beschlossene Erweiterung der Jurysuständigkeit plaidiren, sich nicht damit begnügen dürfen, im Allgemeinen die politische Reife der Geschwornen in's Licht zu setzen. Es handelt sich darum, ihr besseres Recht, ihren vorzüglicheren Beruf gegenüber dem ständigen Richteramt dar-

zuthun. Will man ſich die Aufgabe dieſes Beweiſes leicht machen, ſo wird man aus nicht weit zurückliegender Vergangenheit preußiſcher Verfaſſungsconflikte ein langes Sündenregiſter politiſcher Judikatur der preußiſchen Gerichtshöfe vorbringen. Man braucht nur den Schatten Twesten's heraufzubeſchwören, und man hat des Rüſtzeugs gegen die ordentlichen Gerichte in Fülle. — Was hier geſündigt worden iſt, beſtreiten oder beſchönigen zu wollen, mag anderen überlaſſen bleiben. Wenn man aber ſo thut, als habe der Grund jener häßlichen Krankheitserſcheinungen in der fehlerhaften Charakteranlage der Dikaſterien, oder in dem freiheitsfeindlichen Naturell der Rechtsgelehrtheit gelegen, ſo iſt das offenbar verkehrt, und wenn man ſich einbilden wollte, irgend eine andere Compoſition der Gerichte, eine beſondere Competenz der Jury hätte jene Uebelſtände verhindern können, ſo iſt das erſt recht ein Irrthum. Daſſelbe Regiment, welches Macht und Einfluß beſaß, um die politiſche Unabhängigkeit des Richterſtandes zu brechen, und die Unparteilichkeit der ſtändigen Gerichtshöfe durch Octroyirung politiſcher Geſinnungselemente zu verfälſchen, würde jederzeit auch im Stande geweſen ſein, ſich in entſprechenden Geſchworenen gefügige Werkzeuge für ſeine Zwecke zu ſchaffen. Die Mittel und Wege hätten etwas complicirtere ſein müſſen, der Erfolg würde manchmal fehlgeſchlagen haben, aber ausführbar wäre auch dies ohne Zauberkünſte geweſen. Hier alſo, in der Machtvollkommenheit und dem Einfluß der conſtitutionellen Regierungsgewalt auf das Perſonal der Juſtiz, auf die Zuſammenſetzung der Collegien, die Beförderung und Begünſtigung gouvernementaler Richterdienſte liegt der Sitz des Uebels, nicht in dem Staatsamt an ſich, noch weniger in der rechtsgelehrten Bildung. Alles hängt davon ab, ob man gewillt und im Stande iſt, jede Einwirkung des Miniſterialismus auf die materielle Rechtſprechung abzuſchneiden. Die Aufgabe, ſchwierig an ſich, geſtaltet ſich immer noch leichter gegenüber der feſten Organiſation ſtändiger Gerichtshöfe, als gegenüber dem Liſten- und Looſungsweſen moderner Jury. So groß auch die Verwüſtungen der conſtitutionellen Zeit geweſen: in den Reſten der Collegialverfaſſung und des korporativen Geiſtes der Gerichte, wie in der Unabſetzbarkeit des Amts ſind reichliche Anknüpfungspunkte vorhanden, welche eine Kräftigung der autonomen Organiſation der Gerichtscollegien ermöglichen. Die Reichstagscommiſſion hat im Gerichtsverfaſſungsgeſetz Erhebliches geleiſtet zur Beſeitigung des Unfugs der Gerichtsdeputationen ad hoc, der Hülfsrichter ad hoc und der in den letzten Jahrzehnten ungewöhnlich in die Höhe gekommenen bureaukratiſchen Prärogativen der Gerichtsdirigenten und Präſidenten. Gelingt es hier, die erforderlichen Schutzwehren feſt und klar aufzurichten, dann ſcheint es mir nicht zweifelhaft, daß die Gewähr

unparteiiſcher politiſcher Rechtſprechung auf Seiten unabhängiger ſtändiger Gerichtshöfe unendlich größer iſt, als auf Seiten der tauſend Einſchüchterungen und Einflüſſen zugänglichen Geſchworenenbänke. Ich beſchränke mich abſichtlich auf dieſe relative Behauptung. Denn auf dem Gebiet der politiſchen Strafverfolgungen irgendwo abſolute Unpartheilichkeit ſuchen wollen, heißt Unerreichbarem nachſtreben. Dazu iſt einmal der geſetzliche Thatbeſtand der meiſten politiſchen Reate in ſeiner begrifflichen Formulirung viel zu unbeſtimmt umriſſen, um ihn ohne Einmiſchung der das nationale Leben augenblicklich beherrſchenden Vorſtellungen, Leidenſchaften, Gegenſätze in irgend welcher abſtrakten Reinheit erfaſſen zu können, und wenn es blos auf dieſe politiſch-juriſtiſche Capacität ankäme, würden diejenigen, welche für die Einführung der Geſchworenen eintreten, keinen unhaltbaren Standpunkt einnehmen. Zum Zweiten darf man ſich auch darüber keinen Illuſionen hingeben, daß das einmal verlorene politiſche Unſchuldsalter niemals wieder zurückkehrt, weder dem einzelnen, noch einer Klaſſe oder einem Stande. Auch der deutſche Richterſtand iſt viel zu lange, viel zu tief handelnd und leidend in die politiſchen Parteikämpfe hineingezogen worden, als daß er je wieder unberührt von Liebe und Leid der Factionen, unentwegt von Vorurtheil und Stimmung des Tages mitten im Gemenge der ſtaatlichen Conflikte abſolut parteiloſe politiſche Sentenzen abgeben könnte. So wahr dies alles auch iſt, für ſo gewiß halte ich es trotzdem, daß, will man das Strafrecht nicht zu einer Waffe werden laſſen, die zügellos von der herrſchenden Partei gehandhabt wird gegen ihre politiſchen Widerſacher, die politiſche Strafrechtspflege in den Händen der durch Amtsſtellung, Gewöhnung und Schulung auf ein möglichſt unparteiiſches Walten angewieſenen Staatsrichter beſſer aufgehoben iſt, als in den Händen der Geſchworenen.

Um den Streitſtand nicht von vornherein ohne Noth zu compliciren, iſt bisher vorausgeſetzt, Preßvergehen ſeien ihrer praktiſchen Bedeutung nach eine Hauptkategorie der politiſchen Vergehen, und darin liege die Rechtfertigung für ihre ausnahmsweiſe Behandlung. Fällt dieſe Vorausſetzung, dann bleibt es vollends unfindbar, wie man den eximirten Gerichtsſtand noch zu motiviren gedenkt. Nun zeigt aber ſchon die oberflächlichſte Prüfung, daß jene Identificirung von Preß- und politiſchen Vergehen praktiſch wie theoretiſch unhaltbar iſt. Indem man die Form des gedruckten Worts — „mittels der Preſſe“ — zum unterſcheidenden Merkmal einer privilegirten Klaſſe von Delikten ſtempelte, hat man ein Kriterium aufgeſtellt, das innerlich mit dem Begriff eines politiſchen Vergehens in gar keinem Zuſammenhange ſteht. Sein Daſein beweiſt nichts für, ſein Fehlen nichts gegen den politiſchen Thatbeſtand. Die große

Mehrzahl der Vergehen wider die Staatsgewalt und die öffentliche Ordnung (Abschnitt VI u. VII des deutschen Strafgesetzbuchs) ist zweifellos eminent politischen Charakters, und schließt die Verübung „mittels der Presse" grade zu aus. In der anscheinend unerheblichsten mit einer Mark Geldbuße zu sühnenden Widerstandshandlung gegen einen staatlichen Vollstreckungsbeamten (§ 113 St.-G.-B.) wird nicht selten ein tausendfach vitaleres Princip der Staatsordnung und ein unendlich wichtigeres Grundrecht bürgerlicher Freiheit zum Austrage gebracht, als in einem Dutzend Verfolgungen unliebsamer Leitartikel. Und wie viele Preßvergehen lassen sich nicht denken, in denen auch der Schatten eines politischen Gedankens fehlt! Abgesehen von den rein formalen Vergehen gegen § 18 des Preßgesetzes — falsche Angabe des Redakteurs, verfrühter Abdruck eines Criminalaktenstückes —, abgesehen von strafbarem Nachdruck: wieviel politischer Gehalt steckt in einer wissentlich falschen Anschuldigung, in der Aufforderung zur Begehung gemeiner Verbrechen oder Vergehen, in dem Annonciren verbotener Lotterien, in unzüchtigen Ausdrücken und derartigen für das gedruckte Wort außerordentlich qualificirten Strafthaten mehr? Und endlich das unabsehbare Gebiet der „Beleidigungen" im Sinne des Abschn. XIV unseres Strafgesetzbuchs! Selbst die Reichstagscommission scheute davor zurück, alle mittels der Presse verübten Injurien unter den besonderen Schutz der schwurgerichtlichen Competenz zu stellen. So wurden die im Wege der Privatklage verfolgten Preßinjurien wieder der gemeinen Zuständigkeit unterstellt und nur die von der Staatsanwaltschaft verfolgten dem Ausnahmegerichtsstand vorbehalten. Eine neue befremdliche Unterscheidung! Anscheinend beruhigte man sich für diese Distinktion bei der Erwägung, daß ja die Staatsanwaltschaft nach § 357 der Strafprozeßordnung wegen Verletzung der Privat- wie der Amtsehre nur dann einzuschreiten verpflichtet ist, „wenn dies im öffentlichen Interesse liegt". Aber es liegt auf der Hand, daß dasjenige öffentliche Interesse, von welchem sich die Staatsbehörde bei ihrer Verfolgung strafbarer Handlungen leiten läßt, ein wesentlich anderes ist, als dasjenige, was man als ein politisches Interesse zu bezeichnen gewohnt ist. Die Staatsanwaltschaft wird sehr leicht den unerheblichsten, auf den schnödesten Privatmotiven ruhenden Angriff gegen die Ehre eines Beamten oder einer Behörde als durch das öffentliche Interesse geboten unter Anklage stellen, während sie eine durch die stärksten Beweggründe politischer Gehässigkeit provocirte Ehrenkränkung eines Privatmannes als für das öffentliche Interesse indifferent erachtet. Ob sie das eine oder das andere thut, steht ganz in ihrem discretionären Ermessen, hängt ausschließlich von der subjektiven Beurtheilung ihrer Berufspflichten ab. Und in dieses ganz un-

definirbare Belieben der Staatsanwaltschaft soll es nun gestellt sein, ob eine durch den Inhalt einer Druckschrift verübte Beleidigung mit allem Pomp und aller Weitläufigkeit des Schwurgerichtsverfahrens, oder ob sie summarisch vor Schöffengericht oder Strafkammer zur Verhandlung gelangt? Da ist der letzte Rest eines objectiven Maaßstaabes, die letzte Möglichkeit objektiv erkennbarer Unterscheidungen abhanden gekommen. Weder die Person des Beleidigten, noch sein legitimes Interesse an den Prozeßformen, in denen er zu seinem Rechte gelangt, noch Motiv, Zusammenhang, Verbreitung des schmähenden Preßerzeugnisses finden in dieser Willkür ihre Anerkennung. Im Ganzen erwartet man, die meisten mittels der Presse verübten Amtsehrenbeleidigungen würden vor die Jury, die meisten Privatehrenkränkungen vor die ordentlichen Gerichte verwiesen werden. Sollte aber die Staatsanwaltschaft hie und da in deutschen Landen, vielleicht mit Rücksicht auf die vorherrschende Gesinnung der Gerichtseingesessenen und Geschworenen, die umgekehrte Regel zur praktischen Geltung bringen und Preßprozesse wegen Beleidigungen von Beamten und Behörden vor den Geschworenen als nicht im öffentlichen Interesse liegend erachten, diese vielmehr der Privatverfolgung und dem ordentlichen Gerichtsstande überlassen, so werden wir uns auch dieses unvorhergesehenen Ergebnisses unserer Competenzbestimmungen getrösten müssen.

Was bedeutet dies alles in Wirklichkeit, als die gute Absicht, zu Gunsten einiger von der politischen Tagespresse am häufigsten begangenen Delikte dieser Tagespresse ein ganz willkürlich bemessenes Vorrecht einzuräumen? Denn ein Privileg ist in dem Rahmen der vorliegenden Strafprozeßordnung thatsächlich der auf die schwersten Strafthaten berechnete Gerichtsstand vor dem Schwurgericht. Er ist es durch die Nothwendigkeit der Voruntersuchung, durch die Nothwendigkeit der von Amtswegen zu bestellenden, von Staatswegen zu bezahlenden Vertheidigung, durch die ganze Weitläufigkeit des Prozeßganges und zahlreiche andere die Gerechtsame des Angeklagten vorzugsweise schützende Prozeßformen. Dasselbe Wort, dieselbe Redensart, ausgesprochen in einer politischen Versammlung oder handschriftlich verbreitet und affichirt sollen plötzlich ein völlig neues Wesen annehmen, sobald sie mit der schwarzen Kunst der Druckerpresse in Berührung gekommen sind, irgend Jemand die mechanische Vervielfältigung durch Lithographie oder Metallographie der mündlichen oder handschriftlichen Aeußerung vorgezogen hat! Verleumdet mich Jemand wörtlich oder brieflich in meiner privaten oder amtlichen Eigenschaft, oder wird durch ein Preßerzeugniß meine Privatehre angegriffen, so finde ich mein Recht durch öffentliche oder Privatklage auf kürzestem Wege durch das gewöhnliche Ver-

fahren vor den ordentlichen Gerichten des Landes. Iſt aber dieſelbe Verleumdung irgendwo durch den Letternſatz veröffentlicht und die Staatsanwaltſchaft findet ſich gemüſſigt, ſich meiner anzunehmen, dann muß ich mich gedulden auf die nächſte Quartalſeſſion der Geſchworenen, um endlich nach Monaten durch das Räthſelwort „Schuldig" oder „Nichtſchuldig" eines Geſchworenenwahrſpruchs ſei es eine Art von Sühne zu erhalten, ſei es auch in einem dunkelen Orakelwort zu hören, daß mir aus irgend welchen Gründen keine Sühne zu Theil werden könne. Vielleicht, weil an ſich Nichts Verleumderiſches gefunden, vielleicht, weil die Wahrheit der verleumderiſchen Thatſachen erwieſen iſt, vielleicht, weil mein Verleumder zur Zeit der That geiſteskrank war, vielleicht auch, weil nicht die richtige Perſon angeklagt worden iſt, — das eine, wie das andere, wie alles dies zuſammen kann das „Nichtſchuldig" der Geſchworenen herbeigeführt haben. Wenn ich durch ein ſo unmotivirtes Verdikt nach bewirkter größter Publicität des Verfahrens trotz der mir widerfahrenen zweifelloſen Unbill nur noch empfindlicher in meiner Ehre geſchädigt den Gerichtsſaal verlaſſe, ſoll mein gekränktes Rechtsgefühl darin den Troſt finden, die Geſetzgebung halte es in hypothesi für wichtiger, daß der heiligen Preſſe kein Haar zuviel gekrümmt werde, als daß einige Injurien und Calumnien ſtraflos verbreitet werden! Heißt das aber nicht den Beleidiger privilegiren gegenüber dem Beleidigten? —

Wenn hier nebenbei auch die größere Weitläufigkeit des ſchwurgerichtlichen Verfahrens als eine Bevorzugung des Beſchuldigten gegenüber dem Ankläger erwähnt iſt, ſo zielt die Bemerkung ebenſo auf die Schwerfälligkeit der Procedur, wie auf die zeitlich verſpätete Herbeiführung der Hauptverhandlung, des Schlußerkenntniſſes. Ich verkenne nicht, daß ſich das Zutreffende dieſes Geſichtspunkts beſtreiten läßt. Man kann mit Grund einwenden, die Verlängerung der Unterſuchung ſei ſelbſt für den nicht verhafteten Angeſchuldigten ein Nachtheil, der die mit dem Verſchleif eines Prozeſſes regelmäßig verbundene Erſchwerung des Ueberführungsbeweiſes mehr als genügend aufwiege. Je nachdem der Criminalpolitiker ſich ſtärker von dem Bilde verfolgter Unſchuld, als von der Vorſtellung eines zu überführenden Schuldigen und dem Bedürfniß prompter Strafjuſtiz leiten läßt, wird er für die eine oder die andere Alternative empfindlicher ſein. Für die Preßprozeſſe kommt jedoch ein beſonderes Moment hinzu, das, ganz unabhängig von der Frage einer Bevorzugung oder Benachtheiligung der von ihnen Betroffenen, jede Verzögerung des Verfahrens an ſich zu einer Rechtsgefährdung macht. Man mag die vielen Preßprozeſſe noch ſo ſehr verabſcheuen, — und ich gehöre nicht zu ihren Freunden — ſo lange ſie einmal als ein nothwendiges Uebel dieſer unholden Gegenwart beſtehen,

muß von jedem Standpunkte aus die möglichst beschleunigte Abwickelung derselben als ein dringendes Bedürfniß der Rechtsordnung anerkannt werden. Grade das politische Preßdelikt ruht in seinem subjektiven, wie objektiven Thatbestande so voll in der Stimmung und Strömung des Tages, den Interessen und Leidenschaften, welche die Stunde beherrschen, daß es nur aus der Zeit seiner Entstehung heraus richtig beurtheilt werden kann. Hastig, wie wir leben, rastlos, wie das politische Leben seinen Inhalt, seine Richtung, seine Zu- und Abneigungen wechselt, verlieren wir manchmal schon nach Tagen, meist nach kurzen Monden das Verständniß für den ephemeren Ausdruck unserer eigenen politischen Meinungen. Die Schlagworte und Invektiven eines Leitartikels der Tagespresse, die heute mit unwiderstehlicher Gewalt die Gemüther entzünden und das Blut in Wallung bringen: wieviel Zeit gehört dazu und sie erscheinen abgestanden, schal, ein hohles unschädliches Pathos krankhaften Affekts! Grade derartige Ausschreitungen und Uebertreibungen in der Form und dem Ausdruck der politischen Tagespresse werden aber am häufigsten inkriminirt und zum Gegenstande öffentlicher Strafverfolgung erhoben. Diese Dinge nach Monaten mit aller Breite und Feierlichkeit eines Haupt- und Staatsprozesses vor den Geschworenen verhandelt zu sehen erbringt eine ganz unleidlich widerwärtige Vorstellung. Vergessen wir es doch nicht, daß unsere deutsche Jury in ihrem ganzen Zuschnitt thatsächlich nun einmal die Gestalt eines Ausnahmegerichtshofes an sich trägt, durchaus nicht auf die normale Strafrechtspflege, sondern auf eine geringe Zahl der schwersten Criminalfälle berechnet. Was heute die Regel bildet, dabei wird es auch in Zukunft verbleiben. Von Berlin abgesehen werden die deutschen Landgerichte alle Quartale einmal das Schauspiel einer Schwurgerichtssitzung von 8 bis 14tägiger Dauer aufführen, ausgefüllt durch einige Capitalsachen, einige Anklagen wegen Brandstiftung, Meineids, Sittenverbrechen und was derartiger sich im Laufe eines Vierteljahrs ansammelnder schwerer Criminalstoff mehr ist. Glaubt man wirklich, daß diese Quartalsassisen der geeignete Ort sind, an welchem unvorsichtige Zeitungsredakteure für ihr Thun und Lassen während der letztverflossenen Monate peinliche Rechenschaft zu geben haben? Sollten in solcher Gesellschaft zu solcher Frist wirklich die Preßinjurien ihre sachgemäßeste Erledigung finden?

Doch vielleicht liegt grade darin die List der Idee, welche den § 59a des Gerichtsverfassungsgesetzes gezeitigt hat, daß, weil man die Preßprozesse überhaupt verabscheut, man sie an der unmöglichen Schwurgerichtscompetenz zu Schanden machen will. Vom Standpunkt ultramontaner Parteitaktik und fortschrittlicher Schuldoktrin wäre solche Rechnung nicht

grade unklug zu nennen. Ein gesunder gesetzgeberischer Gedanke ist darin schwerlich zu finden. Damit erreicht man wohl, die deutschen Preßprozesse mit den deutschen Geschworenengerichten dem Gespött der Welt auszusetzen. Aber man erreicht nicht, was das Uebel bessert, und was wahrhaft patriotischer Reformarbeit werth ist. Zweierlei möchte uns Noth thun. Zum ersten leiden wir in Deutschland entschieden noch an einem Maaße politischer Empfindlichkeit, wie sie einem mannhaften Volke nicht geziemt. Das gilt von Privaten, wie von Beamten und Behörden. Unser nationales Leben bewegt sich noch zu kurze Zeit in der frischen Luft der Oeffentlichkeit. In Folge dessen ist unsere Epidermis über Gebühr verzärtelt, und unsere Nerven sind gegen die nicht immer anmuthigen Töne, Stöße, Püffe, welche das Markttreiben mit sich bringt, von ganz entsetzlicher Reizbarkeit. Eine gedruckte Unhöflichkeit wird als ein schweres Attentat gegen unseren Haus- und Gemüthsfrieden empfunden. Daher die vorherrschende deutsche Neigung für Injurienprozesse allerlei Art, und die erstaunliche Zahl auf Instanz beleidigter Behörden eingeleiteter Preßprozesse. Hier kann nur Wandel erfolgen durch die allgemeine Stärkung des nationalen Lebens, zunehmende Gewöhnung und Abhärtung in der rauhen Luft der öffentlichen Dinge, freilich auch nur durch endliche Befestigung des inneren Friedens und ruhigere Zeitläufe. So lange dieses kaum constituirte Reich an einer einflußreichen Presse leidet, gegen welche der Vorwurf staatsfeindlicher Umtriebe, revolutionärer Ziele auf kirchlichem und sozialem Gebiet und einer geflissentlichen Untergrabung des Ansehens der Obrigkeit in ihren persönlichen Trägern erhoben werden kann, ist es nutzlos, gegen persönliche Empfindlichkeit zu reden. Das Staatsinteresse, nicht das der Personen drängt sich in den Vordergrund. — Handelt es sich hier theils um Entwickelungskrankheiten, theils um organischen Krankheitsstoff unseres gesammten Volksgeistes und Volkskörpers, die nur allmälig verwunden und langsam ausgestoßen werden können, so liegt das Zweite, was ich als frommen Wunsch gegen die Preßprozesse aussprechen möchte, auf dem Gebiet der Strafgerichtsverfassung selbst. Die jetzige Ordnung der Strafgerichte ist keine gesunde Ordnung, und es kann einer von allen liberalen Postulaten getragenen Partei nicht verdacht werden, wenn sie sich gegen die zwischen Schöffen- und Schwurgerichte eingeschachtelten Fünfmännercollegien besonders mißtrauisch verhält. Nachdem der Versuch, auf dem Boden des Schöffenamts die Strafgerichtsbarkeit gleichmäßig durchzuführen, gescheitert ist, muß es versucht werden auf dem Wege der Beschränkung des Personals und der Vereinfachung des Verfahrens die deutsche Jury zu einer lebenskräftigen und für den ordentlichen Straf-

prozeß überhaupt tauglichen Institution umzugestalten. Gelingt dies, dann erst fallen der Jury alle Prozesse wegen politischer, wie wegen Preßvergehen im ordentlichen Verfahren ipso jure zu, und es wird Niemandem beikommen, ihre Zuständigkeit für die eine, ihre Unzuständigkeit für die andere Materie besonders vertheidigen oder anfechten zu wollen. Gelingt dies nicht, dann werden wir mit wie ohne den § 59a des Gerichtsverfassungsgesetzes die leidigen Streitigkeiten um die Competenz verschiedenartiger, nach Ursprung und Gattung einander widerstrebender Strafgerichte nimmer los.

O. Mittelstädt.

Politiſche Correſpondenz.

Berlin, den 15. October 1876.

Wir befinden uns zur Zeit in einer doppelten Spannung — wir warten auf die Entſcheidung im Orient und auf den Ausfall der Wahlen. In letzterer Beziehung wird unſere Neugier bald genug befriedigt ſein; ob wir aber über den Orient nach ein paar Wochen klüger ſind als heute, iſt nicht ſo ſicher. Trotz der außerordentlichen Zurückhaltung, welche die deutſche Politik bis heute dieſer Verwicklung gegenüber beobachtet hat, giebt es doch überfeine Leute, welche meinen, der Reichskanzler habe auch hier alle Fäden wie bei einem Marionettenſpiel in der Hand. Wir glauben das nicht, denn ſonſt wäre bei dem Spiel wohl ſchon mehr herausgekommen, es ließe ſich ein feſter Plan bemerken, nach dem die Dinge ſich geſtalteten. Einen ſolchen zu ſehen, ſind wir außer Stande. Die ruſſiſche Politik lebt von der Hand in den Mund, und ſie ſcheint von den Strömungen und Parteien mehr geſchoben zu werden, als ſie zu ſchieben und zu beherrſchen. Thatſache iſt, daß die orientaliſche Kriſis im Juni vorigen Jahres mit dem Aufſtand von einigen Inſurgentenbanden anfing, und daß während dieſer nahezu anderthalb Jahre alle Berathungen von Geſandten und Miniſtern, alle Reformprojecte, alle oſtmächtlichen oder geſammteuropäiſchen Verſtändigungen nur den Erfolg gehabt haben, daß die kranke Stelle immer größer und die Heilung immer ſchwieriger wurde. Man kann ſagen — das war es eben, was Rußland wollte, darin beſtand die berechnende Weisheit des Fürſten Gortſchakoff, die Dinge bis zu dem Punkt zu treiben, wo die Losreißung der Nordprovinzen von der Türkei, die Bildung eines großſerbiſchen, eines bulgariſchen u. ſ. w. Staates zur Nothwendigkeit würde. Aber wenn dies ſein Zweck war, und Serbien nicht ohne Zuſtimmung Rußlands zum Krieg ſich entſchloß, warum hat man dann ſo ſchlecht die Mittel für den Zweck berechnet, warum kam die Hülfe an ruſſiſchen Officieren und ſogenannten „Freiwilligen“, an Waffen und Geld ſo ſpät, daß die Serben, weit entfernt nach Sofia vorzudringen, nur mit Mühe dem Untergang entriſſen werden konnten? Man hat es zur Zeit nur dahin gebracht, daß die Türkei, trotz der unendlichen Elendigkeit ihrer Zuſtände,

trotz des völligen Bankerotts und eines dreimaligen Thronwechſels als Sieger auf dem Schlachtfeld daſteht, daß ihre Offerte des status quo ante und eines längeren Waffenſtillſtandes wie ein großmüthiges Erbieten erſcheint, und daß alle Träume von neuen ſüdſlaviſchen Königreichen verflogen ſind. Allerdings, ſie können ſich noch immer erfüllen, aber nicht mit Hülfe deſſen, was bisher geſchehen iſt, ſondern nur durch eine ganz neue Action, durch den Entſchluß Rußlands der Pforte nicht unter der Maske der nach Serbien ſtrömenden Freiwilligen, ſondern direct den Krieg zu erklären. Ueber dieſen Entſchluß ſcheinen ſich zwei Strömungen in Rußland ſeit Monaten zu bekämpfen. Welche von beiden ſiegt, — insbeſondere falls Oeſterreich ſich zurückhält, — darüber zu entſcheiden, ſind in dieſem Augenblick nur die Perſonen im Stande, die ſich in voller Kenntniß der bisherigen diplomatiſchen Vorgänge befinden.

Welches iſt das nächſte Ziel der ruſſiſchen Politik? Will ſie wirklich keine eigenen Eroberungen an der Donau machen, will ſie die Balkanhalbinſel nur, im Norden durch die Neubildung ſelbſtſtändiger ſlaviſcher Staaten, im Süden vielleicht durch Erweiterung des helleniſchen Königreichs aufzehren laſſen — in der Hoffnung, daß dieſe Kleinſtaaten von ihr abhängig bleiben? Wenn dies ihre Abſicht wäre, ſo würden wir ihr alles Gedeihen wünſchen, denn an eine Regeneration des türkiſchen Staates, an ein friedliches Zuſammenleben der Raja und der Osmanli unter gemeinſamen Geſetzen iſt ſchwerlich mehr zu denken. Aber dann iſt der Fehler doppelt groß, daß man die Serben losließ, ehe ſie Offiziere und disciplinirte Mannſchaften hatten, daß man die Bulgaren zum Aufſtand trieb, ehe eine Ausſicht war, ſie vor den Verheerungen der Circaſſier und der Baſchi-Bozuks zu ſchützen.

Oder wollte Rußland die Serben ihre Schwäche fühlen laſſen? Will es direkt in den Krieg eintreten und ſelbſt erobern? Will es, was die nothwendige Folge wäre, den rumäniſchen Staat wieder umſtoßen, ihn ſich einverleiben? ſüdwärts weitere Erwerbungen machen? Ein ſolches Ziel iſt unmöglich ohne einen großen europäiſchen Krieg, und wir glauben nicht, daß Rußlands Kräfte demſelben gewachſen ſind. Im Unterſchied von vielen deutſchen Blättern haben wir alſo leider kein Verſtändniß für die Tiefſinnigkeit der Petersburger Diplomatie. Womit wir nicht ſagen wollen, daß die Antipoden Rußlands ſich etwa mehr Lorbeeren erworben hätten. Es war ein klägliches Schauſpiel — das Hin- und Herſchwanken der öffentlichen Meinung in England zu beobachten. Die Gräuel in Bulgarien waren ja entſetzlich, aber nicht entſetzlicher, als die, welche Conſul Shuyler als Augenzeuge von der Armee des General Kaufmann in Chiva berichtete. Ein großer Staat kann wegen ſolcher Exceſſe doch nicht ſeine traditionelle, auf den eigenſten Machtintereſſen beruhende Politik auf den Kopf ſtellen.

Daß ein früherer leitender Miniſter Englands dies verlangte, daß die Whigs eine ſo weibiſch-ſentimentale Auffaſſung eine Zeit lang als Partei vertraten und die öffentliche Meinung ſie darin unterſtützte, das iſt ein ſehr bedenkliches Zeichen politiſcher Haltloſigkeit, ein Beweis, daß England ſich zu einer männlichen und kriegeriſchen Rolle gegenwärtig wenig befähigt fühlt.

Ein ungariſcher Miniſter äußerte kürzlich, Ungarn werde ſein Erſtgeburtrecht nicht für ein Linſengericht preisgeben. Herr Giskra ſoll nach Zeitungsberichten Bosnien für eine armſelige Acquiſition erklärt, aber von Macedonien, von Salonichi und von der Ausdehnung bis zum ägäiſchen Meere geſprochen haben. Sollten wirklich ſolche Phantaſien hier und da in Oeſterreich auftauchen? Sollte es dort Leute geben, welche an eine Theilung der Balkanhalbinſel denken? Wir würden einer ſolchen Vergrößerung ja neidlos zuſchauen, noch mehr wir würden uns freuen, wenn in ſo einfacher Weiſe das orientaliſche Problem ſich löſen ließe. Aber hat denn der Organismus von Cis- und Transleithanien Magenſaft genug, um auch nur die Bosniaken, geſchweige denn die Macedonier zu verdauen? Welches Bindemittel hätte denn Oeſterreich, um ein ſolches Völkergemiſch von Tyrol bis nach den Grenzen von Epirus und Theſſalien zuſammenzuhalten? Bis nach Türkiſch-Croatien hin reicht allenfalls noch der Katholicismus, dann beginnt der griechiſch-orthodoxe Glaube und beide Kirchen befehden ſich als Todfeinde. Wenn ſich Staaten gründen ließen, wie ſchwindelhafte Aktiengeſellſchaften, ſo wäre der Gedanke des Herrn Giskra nicht ſo uneben. Es hat auch ſchon Staatengründer der Art gegeben, nur war der Bankerott die Folge ihrer Sünden gegen die Natur der Dinge. Es giebt aber nichts was wir Deutſche mehr zu fürchten haben, als den politiſchen Bankerott Oeſterreichs, nichts was wir dringender wünſchen müſſen als den Zuſammenhalt und die intenſive Culturentwicklung Oeſterreichs. Dieſe iſt nur möglich, wenn es ſich auf ſeinen heutigen Beſitz beſchränkt und denſelben allmählich wenigſtens mit deutſcher Bildung zu durchdringen ſucht. Eine Eroberungspolitik welche den barbariſchen Volkselementen noch mehr, als es heute ſchon der Fall iſt, das Uebergewicht über die Deutſchen gäbe, würde die Gefahr in ſich ſchließen, daß dieſe ſich loszulöſen und nach uns hin zu gravitiren ſuchten. Und vor einer ſolchen Entwicklung bewahre uns der Himmel noch lange Zeit. Sie würde das Reich der Habsburger aus allen Fugen reißen, dem Panſlavismus den Sieg in dem öſtlichen Europa verſchaffen, uns aber eine Vergrößerung aufdrängen, welche ſtatt uns zu ſtärken, die Wurzeln unſerer geiſtigen Kraft und Selbſtſtändigkeit untergraben müßte.

So arme Laien, wie wir, die nicht einmal wiſſen, was General Sumaroloff nach Wien gebracht und was er von dort mitgenommen hat,

können ſich nicht auf Prophezeihungen für die Zukunft einlaſſen. Nur einigen Eindruck von der Vergangenheit können wir allenfalls haben, und der geht dahin, daß das wirklich civiliſirte Europa, dasjenige Europa, welches wirthſchaftliche, geiſtige, Culturintereſſen hat, ſich recht ſchlecht bei dieſer unendlich ſchleppenden Behandlung der orientaliſchen Dinge ſteht. Will Fürſt Gortſchakoff wirklich nichts weiter, als ſich durch die Gründung eines bosniſchen oder großſerbiſchen und bulgariſchen Halbſtaates unſterblich machen, ſo ſcheint uns, daß der Werth dieſer Neubildungen ſchon heute den Verluſt nicht mehr aufwiegt, den das civiliſirte Europa ſeit anderthalb Jahren in ſeiner produktiven Thätigkeit durch die unſicheren Vorbereitungen zu jenem Ziel erlitten hat. Gegen ein halbſouveränes Bosnien und Bulgarien iſt ja, außer den Ungarn, in Europa kein Menſch. Die Meinung daß unter osmaniſcher Verwaltung die Slaven an der Donau nicht länger exiſtiren können, daß die Fortdauer der heutigen Türkenherrſchaft ſtets neue Aufſtände und Beunruhigungen zur Folge haben werde, iſt in Europa ganz überwiegend. Aber durchaus nicht klar iſt man in Europa darüber, ob Rußland wirklich nichts weiter will, als Bulgarien und Bosnien nach Art der Rumänen und der Serben ſelbſtſtändig konſtituiren. Die Einen meinen, es wolle die 1856 verlorenen Donaumündungen wieder erobern und dadurch feſten Fuß zu künftigen Eroberungen faſſen. Die Andern ſchätzen ſeinen Ehrgeiz noch höher, und fürchten daß es ſich der Küſten des ſchwarzen Meeres, Conſtantinopels und des Bosporus bemächtigen wolle. Wenn heute in England auf die Gladſtoneſche Bewegung eine Gegenſtrömung folgt, die an die Zeiten des Krimkrieges erinnert, ſo liegt der Grund in der Sorge vor ſolchen Eroberungsplänen. Wenn Rußland dieſelben thatſächlich nicht verfolgt, warum haben ſeine heutigen Geſchäftsführer nicht mehr Geſchick, die Grenze ihrer Abſichten vor der Welt klarzuſtellen? Wir hegen die freundſchaftlichſten Gefühle gegen unſern mächtigen Nachbarſtaat, wir haben ſein loyales Verhalten gegen uns im Jahre 1870 in voller Erinnerung, aber wir ſind der Meinung, daß die deutſche Preſſe ihm heute mehr Dienſte leiſten kann, wenn ſie auf die Unverſtändlichkeit ſeiner Politik aufmerkſam macht, als wenn ſie einen Ton anſtimmt, als ob das deutſche Reich im ſelbſtverſtändlichen Heeresgefolge Rußlands ſtünde, und als ob alles meiſterhaft wäre, was von Petersburg kommt.

Wenn Rußland zum Krieg heute ſchon entſchloſſen wäre, ſo müßte es den ſechsmonatlichen Waffenſtillſtand der Pforte mit Dank acceptiren. Denn einen Winterfeldzug kann es doch Angeſichts der türkiſchen Donau- und Balkanfeſtungen unmöglich unternehmen. Seine Heere könnten früheſtens im März mit einiger Ausſicht auf Waffenthaten durch Rumänien

ziehen. Verwirft es den Waffenſtillſtand, ſo will es die Entſcheidung über den directen Krieg ſich vorbehalten und den maskirten Krieg fortſetzen, den es durch Verſtärkung der ſerbiſchen Armee ſeit einigen Monaten führt; denn die Serben ſind im Winter vor den Türken im Vortheil. Dann haben wir zu erwarten, daß die orientaliſche Frage ſich noch ein Halbjahr hindurch entſcheidungslos fortſchleppt. Wir werden in der Zwiſchenzeit unzählige Telegramme von Schlachten und Siegen bekommen, aber die kriegführenden Parteien werden im Ganzen in der Stellung bleiben, die ſie heute einnehmen.

Da dieſer Ausgang der wahrſcheinliche iſt, ſo wollen wir die orientaliſche Frage ihrem Schickſal für heute überlaſſen. —

Die Kriſis in unſerm Innern wird in wenigen Tagen entſchieden ſein. Wir dürfen wohl von einer Kriſis reden, denn ſeit einem Jahrzehnt war der Wahlkampf nicht ſo heiß, wie diesmal. Die großen Anſtrengungen der conſervativen Partei, die agrariſchen und anderen Bewegungen, hinter denen ſie ſich verſteckte, wurden durch die Noth der Zeit außerordentlich unterſtützt. Alle Verhältniſſe lagen günſtig zur Verwirrung der Geiſter und zu einem großen wirthſchaftlich-politiſchen Umſchwung. Die Fehler der Gegner haben dieſe Gefahr abgewandt. Die conſervative Partei im Lande kam zu keiner Vereinigung und Regeneration, weil die Kreuzzeitungselemente ſich nicht regeneriren ließen, und weil es dem Reſt an Führern fehlte, welche das auszuprägen verſtanden, was heute allein noch conſervativ heißen kann. Die Freiconſervativen hielten ſich von vorn herein aus der ſehr gemiſchten Geſellſchaft heraus, und damit war der „großen Rechten“ der Stab gebrochen. Denn ein Conſervatismus, dem die Graf Bethuſy, Naſſe u. ſ. w. zu links ſtehen, hat im Reich keinen Boden, und würde, wenn er in Preußen zur Herrſchaft gelangte, die führende Stellung dieſes Staats innerhalb des Reichs ſchwächen. Weil die „große Rechte“ keine wirklich conſervativen Ideen hatte, darum flickte ſie ſich als Programm allerhand zuſammen, was auf Gewinnung einzelner Intereſſengruppen und Berufsklaſſen berechnet war. Dem Landmann wurde Aufhebung der Grundſteuer verheißen, dem kleinen Handwerker zu Gefallen auf die Gewerbefreiheit geſcholten, vor der Geiſtlichkeit der Culturkampf als ein Unglück verurtheilt u. ſ. w. — Dieſe angeblich conſervativen Verſprechungen enthielten in ſich eine ſo ſtarke Portion von Radicalismus und Demagogenthum, und auf der andern Seite ein ſo ſinnloſes Aufgeben ſchwer errungener Güter und einen ſo unmöglichen Rückſchritt, daß der geſunde Menſchenverſtand der ruhigſten Volksklaſſen dagegen ſich auflehnen mußte. Es war gefälſchte und unſolide Waare, welche der preußiſchen Bevölkerung unter conſervativer Marke dargeboten wurde; daher haben ſich,

trotz der im Volk thatsächlich vorhandenen conservativen Neigungen, wenig Liebhaber gefunden.

Die Interessen, welche im Wahlkampf eine Rolle spielten, werden theilweise auch in der letzten Session des Reichstags hervortreten. Der Reichstag wird einen neuen Sturm gegen die Bestimmungen des Gesetzes vom 7. Juli 1873 abschlagen müssen. Er wird noch einmal den Nachweis zu liefern haben, den die Verhandlung vom 5. December 1875 freilich schon geliefert hat, daß durch die Verlängerung der Eisenzölle die aus Ueberproduction hervorgegangenen Mißstände unsrer Industrie nicht geheilt werden können, und daß der deutsche Landmann und Handwerker, der Werkzeuge und Geräthe von Eisen gebraucht, nicht reich genug ist, um zu Gunsten der großen Industriellen und obenein ohne wirksamen Nutzen für sie, einige Millionen Mark Steuern auf sich zu nehmen. An der einfachen Statistik des Eisen-Exports und Imports bis in das Jahr 1876 hinein werden hoffentlich alle Gegenargumente scheitern.

Zwei andere Punkte müssen wenigstens angeregt werden. Die Frage nämlich, was zur Ausführung des Abschnitts der Reichsverfassung über das Eisenbahnwesen angebahnt ist, und die weitere Frage, ob der Reichskanzler den Wünschen der bisherigen Majorität gemäß geneigt ist, die Stempelsteuergesetzgebung an das Reich zu ziehen, die Reichsfinanzen dadurch zu kräftigen und bei dieser Gelegenheit durch Ausgleichung und Herabsetzung der Immobiliensteuer, deren Ausfall durch die Börsensteuer zu decken sein würde, den gerechten Klagen unserer Grundbesitzer abzuhelfen. Die Gewißheit mindestens muß der Reichstag gewinnen, daß man in den Vorarbeiten zu dem schwierigen Werk begriffen ist, und zugleich durch sein Votum die Kraft der Reichsregierung gegenüber dem etwaigen Widerstand der Particularstaaten stärken. In Betreff des Eisenbahnwesens scheint es, daß Fürst Bismarck zur Zeit von der, in der letzten Landtagssession ihm ertheilten Ermächtigung zu Verhandlungen mit dem Reich über den Ankauf der preußischen Staatsbahnen noch keinen Gebrauch machen will. Bis jetzt ist im Bundesrath nichts geschehen, um dessen Zustimmung zu einem parallelen, dem Reichstag vorzulegenden Gesetzentwurf zu erwirken, wodurch nunmehr das Reich seinerseits die Ermächtigung zu Ankaufsverhandlungen mit Preußen ertheilte. Wahrscheinlich, daß der Reichskanzler erst die Neuwahlen abwarten will, ehe er auf dem von ihm einschlagenen Wege weiter vorschreitet. Der Reichstag aber hat ganz abgesehen von dem Urtheil über die Nothwendigkeit dieses Weges, seinerseits auf Ausführung des Abschnitts VII. der Verfassung zu dringen. Er muß fordern, daß die Aufsichtsrechte, welche dem Reich über Betrieb und Verwaltung der Bahnen und über das Tarifwesen verfassungsmäßig zu-

stehen, durch Specialgesetz ins Leben geführt werden. Er muß ein Reichseisenbahngesetz fordern oder selbst gestalten, und die Particularregierungen in die Lage bringen, Stellung dazu zu nehmen. Nur auf diese Weise kann die Nation erfahren, wie weit die Einzelstaaten den ernsten Willen haben, sich den Forderungen der Reichsverfassung praktisch zu fügen. Je nachdem diese Erfahrung ausfällt, wird der in diesem Winter angebahnte Weg vielleicht vermieden oder aber es wird auf ihn mit verdoppelter und dann einmüthiger Anstrengung aller nationalgesinnten Parteien wieder eingelenkt werden müssen.

Der neue Landtag liegt noch in der Ferne. Wie viele und welche Arbeit seiner ersten Session geboten wird, läßt sich noch nicht bestimmen, wenn auch selbstverständlich die Fäden wieder aufgenommen werden müssen, die im vorigen Frühjahr abgerissen wurden. Nur einen Gedanken, der nicht den weiteren Ausbau der Selbstverwaltung, auch nicht das Unterrichtsgesetz, sondern die scheinbar ferner liegende Steuerfrage betrifft, möchten wir heute noch flüchtig anregen. Man hat einen Kommunalsteuergesetzentwurf veröffentlicht, der von dem französischen Grundgedanken ausgeht, daß die Gemeindesteuern nur durch Zuschläge zu den Staatssteuern aufgebracht werden sollen. Sehr wesentliche Einnahmequellen des städtischen Haushalts, z. B. die Miethssteuer werden dadurch abgeschnitten, oder doch von der widerruflichen Zustimmung der Behörden abhängig gemacht. Zur Ausfüllung der Lücke müßte z. B. in Berlin die städtische Einkommensteuer sofort verdoppelt werden; d. h. die Tausende, welche ihr Einkommen noch lange nicht zur Hälfte angeben, erhielten doppelte Gelegenheit, ihre Schultern zu Ungunsten der Anderen zu erleichtern. Die Grund- und Gebäudesteuer soll in gewissen nach unten und oben fixirten Grenzen neben der Klassen- und Einkommensteuer herangezogen werden. Der Besitzer von 10 oder 20 Morgen Land trägt demnach z. B. zur Gemeindeschullast doppelt bei, als Klassensteuerpflichtiger und als Grundbesitzer. Sein Nachbar, der gleiches Einkommen und gleiches Interesse an der Schule aber kein Land hat, bezahlt nur einfach. Es wird nicht geschieden zwischen solchen Gemeindeausgaben, von denen der Grund- und Hausbesitzer besonderen Vortheil hat, und solchen, welche allen Gemeinde-Mitgliedern gleichmäßig zu Gute kommen. Auch im letztern Fall wird die Grund- und Gebäudesteuer mit herangezogen, im ersteren wird noch eine besonders hohe Heranziehung vorbehalten. Das ist ein System, welches nur berechtigt sein würde, wenn die Grundlage, auf der man es errichten will, selbst fest stünde und nicht der Aufbesserung bedürfte. Aber unser Staatssteuersystem hat große Lücken und Fehler und wer darauf, wie es hier geschieht, die Communalsteuern

aufbauen will, der bewirkt nur, daß es um ſo nothwendiger wird, die Schwächen des Fundaments zu unterſuchen. Die Grund- und Gebäudeſteuer *neben* der Einkommenſteuer läßt ſich rechtfertigen dadurch, daß das *fundirte* Einkommen ſtärker beſteuert werden muß, als das *unfundirte*. Die reale Baſis, die im gewiſſen Sinne unabhängig von der perſönlichen Thätigkeit des Eigenthümers, Ertrag ſichert, wird beſonders in Anſpruch genommen und mit Recht. Aber dieſer Anſpruch erſtreckt ſich auf *alle* Arten des fundirten Einkommens, auf Werthpapiere nicht minder als auf Grundbeſitz und Häuſer. In jeder Bewegung größerer Bevölkerungsklaſſen, mag ſie auch noch ſo einſeitig zugeſpitzt oder politiſch mißbraucht werden, ſteckt doch ein Kern, eine Wahrheit, die ernſte Beachtung verdient. So verhält es ſich auch mit der *agrariſchen* Bewegung. Unſere Steuergeſetzgebung belaſtet den Grundbeſitz, aber ſie hat bisher noch die Mittel nicht gefunden, um das Vermögen, welches nicht in Haus oder Land, aber in zinstragenden Papieren angelegt iſt, in irgend entſprechender Weiſe zu treffen. Unſere Klaſſen- und Einkommenſteuergeſetzgebung iſt der Art, daß ſie theils überhaupt keinen Unterſchied zwiſchen Einkommen aus dauernden Vermögensquellen und Einkommen aus perſönlicher Arbeit macht, theils dem Beſitzer mobiler Vermögensobjecte die Verbergung derſelben unendlich erleichtert. Beides ſind Unvollkommenheiten und Ungerechtigkeiten unſerer Beſteuerung, welche in dem Maße, in welchem ſie heute beſtehen, weder durch rationelle Gründe, noch durch die unvermeidliche Irrationalität aller menſchlichen Einrichtungen entſchuldigt werden. Der geſunde Menſchenverſtand wird es nie für recht halten, daß ein Grundbeſitzer mit 2000 Thlr. Einkommen außer ſeiner Grundſteuer noch 60 Thlr. Einkommenſteuer, ein Rentier mit 2000 Thlr. geſicherter Zinſen *nur* dieſe 60 Thlr. Einkommenſteuer — vorausgeſetzt daß er ſein Vermögen überhaupt deklarirt — und ein Beamter mit 2000 Thlr. offen liegenden, nach ſeinem Hinſcheiden ſchwindenden Gehalts, ebenfalls 60 Thlr. bezahlen ſoll. Wir können uns der Aufgabe nicht mehr entziehen, unſer Einkommenſteuerweſen zu reformiren, und durch Einführung anderer Grundſätze der Einſchätzung, durch Unterſcheidung der Quellen des Einkommens, durch eine ſtrengere Controle in Betreff der Vermögensangabe dieſe in ihrer heutigen Geſtalt unvollkommenſte aller Steuern der Gerechtigkeit etwas näher zu bringen.

Die amtlichen Inſtructionen in Betreff der Veranlagung der Klaſſenſteuer haben heute die Wirkung, daß der Steuerpflichtige, der ſein Vermögen in ſichtbaren und greifbaren Dingen angelegt hat — eine kleine Ackerwirthſchaft, einige Kühe u. ſ. w. — weit ſchärfer herangezogen wird, als der ihm an Einkommen gleichſtehende Mann aus andern Berufsklaſſen. Indem die Inſtructionen geboten, dem Erſteren die einzelnen

Theile seines offen liegenden Besitzes nachzurechnen, kommt man nothwendig zu einem relativ zu hohen Ergebniß. Das sind nur aphoristische Andeutungen, die später ausführlicher begründet werden sollen. Wo in irgend einer großen Bevölkerungsklasse die Ansicht sich festsetzt, daß sie überbürdet sei, daß sie einseitig die Kosten des Staats tragen müsse, da ziemt es am meisten der liberalen Partei, diese Klage auf das sorgsamste zu untersuchen. Denn ihr ganzes Wesen und der Grund ihrer Existenz besteht nur darin, gleiches Recht für Alle zu erstreiten. Wo sich nachweisen läßt, daß wirklich das mobile Vermögen vor dem immobilen bevorzugt wird, da muß dieser Vorzug schlechterdings beseitigt werden. Es genügt nicht, den Agrariern zu entgegnen, daß auf den Kopf der städtischen Bevölkerung erheblich mehr an directen Steuern fällt, als auf den Kopf des platten Landes. Denn sie können immer noch bestreiten, daß dieses Mehr im richtigen Verhältniß zu dem noch größeren Mehr an Wohlhabenheit der städtischen Bevölkerung stehe. Aber auch in den Städten tritt die Frage auf, ob der Staat das rechte Verhältniß in der Belastung des immobilen und des mobilen Besitzes gefunden habe. Im Angesicht der rapid steigenden Bedürfnisse der städtischen Communen ist der Zweifel gerechtfertigt, ob es auf die Dauer erträglich sei, daß der Staat 4 % der Gebäudesteuer für seine Bedürfnisse vorweg nimmt, und daß er diese Steuer nicht einmal, wie die Grundsteuer, gesetzlich fixirt, sondern sich in bestimmten Perioden ihre Erhöhung nach den inzwischen gesteigerten durchschnittlichen Miethen ausbedungen hat. Nach diesen gesetzlichen Vorschriften wird die Gebäudesteuer im Jahre 1880 wahrscheinlich von 16 Millionen auf 32 Millionen steigen, wird sie nach Durchschnittserträgen der Jahre 1871—1874 steigen, die dann vielleicht durch die Miethen längst nicht erreicht werden. Der Staat wird reicher, die Commune wird ärmer werden. Das geht nicht an. Die Aufmerksamkeit der Volksvertretung wird sich in den nächsten Jahren auf diese Punkte hauptsächlich zu richten haben. Die Zerreißung unserer Gesammtsteuerquellen zwischen dem Reich und Preußen erschwert ja leider jede Reform. Wir haben indirecte, durchaus nicht zu den Lebensbedürfnissen gehörige Verbrauchsartikel, deren höhere Besteuerung die große Mehrzahl unseres Volkes mit Freuden begrüßen würde, wenn dafür ein Theil unserer Grund- und Gebäudesteuer an die Commune abgetreten und unsere Gewerbesteuer erleichtert werden könnte. Aber der Mangel an Zusammenhang zwischen den Steuern des Reichs und der Einzelstaaten steht solchen Reformen im Wege. Man hat keine rechtlich feststehende Sicherheit, daß eine Bewilligung am Reich bestimmte Erleichterungen in Preußen zur Folge haben werde. Gleichwohl müssen wir die nächste Legislaturperiode zur Anbahnung einer weit durchgreifen-

deren Steuerreform benutzen, als wir sie 1873 erzielten. Dieses heutige System, welches die täglich an Bedeutung steigenden mobilen Werthe unberücksichtigt läßt, die Kräfte des immobilen Besitzes für den Staat vorweg verzehrt, und unbekümmert darum die Kosten der Kommune Jahr für Jahr wachsen läßt, kann nicht noch einmal eine Legislaturperiode hindurch, ohne ernsthafte kritische Prüfung der Volksvertretung, aufrecht erhalten werden.

Die schärfere Berücksichtigung der realen Interessen ist überhaupt die Wendung, in welche wir eingetreten sind. Daß die nationalliberale Partei mit idealem Schwung zu den großen Aufgaben der Vergangenheit, zu dem Aufbau des Reichs, zu der Umwandlung der preußischen Verwaltung u. s. w. mitgewirkt hat, bestreiten ihr selbst die Gegner nicht, so weit sie überhaupt Verstand besitzen. Je mehr diese großen Grundlinien sich vollenden, desto concreter, realistischer werden die Probleme. Der Fonds an Arbeitskraft, an selbstloser Gesinnung, an Fähigkeit, die Gesammtheit aller Volksinteressen gleichmäßig zu würdigen, den die Partei besitzt, wird sie in den Stand setzen, auch die eigenthümlichen Fragen zu lösen, welche in der jüngsten Wahlbewegung für den unbefangenen Beobachter aufgetreten sind.

W.

Notizen.

Karl Braun-Wiesbaden. Eine türkische Reise. 2 Bände (Stuttgart, Auerbach, 1876).

Der bekannte und verdienstvolle Publizist ist in den letzten Jahren unter die Touristen gegangen und pflegt besonders mit unseren südöstlichen Nachbaren in und um Ungarn freundliche internationale Beziehungen, zu gegenseitiger Verständigung, zu seinem eignen und seiner Leser Vergnügen. Seitdem er Cis- und Transleithanien mehr oder weniger gründlich durchschmarutzt, an Land und Leuten, Sitten und Anschauungen, Traditionen und Sprachformen, Küche und Keller — letzterem nicht zum wenigsten — dieser verehrten Nachbarländer meist wohlwollende, oft scharfe Beobachtungen angestellt hat, trieb es ihn weiter gen Südosten, und er beschenkt jetzt das deutsche Publikum mit einer Reisebeschreibung, in welcher sich der Verfasser von Neuem ebensowohl als ein in Geschichte, Ethnographie und Politik geschulter Welt- und Lebemann, wie als ein liebenswürdiger Erzähler bewährt. Braun hat von der eigentlichen Türkei nicht Alles

geſehen, aber was er ſah, gründlich genug, um ſich ein Urtheil zu bilden und ſeine Leſer mitten in die Dinge hinein zu führen. Die Hälfte ſeiner Arbeit, nehmlich der ganze erſte Band, iſt den ſogenannten Vaſallenſtaaten, Serbien und Rumänien, gewidmet. Da er im Jahre 1875 reiſte, ſo konnte er die neueſten Evolutionen ſelbſtverſtändlich nicht in den Kreis ſeiner Betrachtung ziehen; indeſſen war es ihm ſchon nahe genug gelegt, den Beſtand und die Lebensfähigkeit der Türkei in Erörterung zu ſtellen. Dies geſchieht im zweiten Bande ſogar in einer längeren doktrinellen Auseinanderſetzung unter dem Titel: „Bei einem zerbrochenen Wagen"; — weil nämlich, nach einem türkiſchen Sprichworte, bei einem zerbrochenen Wagen viele Rathgeber ſtehen.

Braun glaubt eigentlich nicht an die Reformfähigkeit des türkiſchen Staatsweſens oder an die Entwickelungsfähigkeit der türkiſchen Raſſe; die Windbeutelei aller jener abgepreßten oder vorgeſchobenen Reform-Iraden durchſchaut er ſo gut, wie Einer. Es geht ihm nur, wie vor ihm ſchon manchem Orientreiſenden, daß die Erſcheinung der herrſchenden Raſſe ſein äſthetiſches und moraliſches Gefühl angenehmer berührt und weniger abſtößt, als der Anblick der ſlawiſchen und gemiſchten Völkerſtämme, deren niedriges Bildungs-Niveau ohnedieß nach den jedem Europäer geläufigen Maßſtäben leichter eine ſtrengere Verurtheilung erfährt, als die unter fremdartigem Aufputz verſteckte Barbarei der moslemitiſchen Tartaren. Wie dem auch ſei, jedenfalls haben die eingeborenen und ſeit unvordenklicher Zeit anſäſſigen Bewohner der Balkanhalbinſel ein tauſendfach höheres Recht auf den Grund und Boden, den ſie bebauen, als die Tribut erhebenden, ſtets fremd gebliebenen Eroberer. Die Weltgeſchichte vertheilt ihre Preiſe nicht nach äſthetiſchen oder moraliſchen Probearbeiten, und in einer geſunden Rohheit oder Vorkultur liegen mehr Zukunftskeime, als in den eleganten Formen einer dahin ſiechenden, in ſich überlebten, auf fremden Vorausſetzungen beruhenden, exotiſch gebliebenen Civiliſation. Was keiner fortſchreitenden Entwickelung fähig, das iſt auch nicht mehr lebensfähig; das Intereſſe der Diplomaten an der Erhaltung und dem Beſtande desjenigen politiſchen Faktors, der Konſtantinopel und die Dardanellen neutraliſirt, muß vor der ethiſchen und politiſchen Unmöglichkeit, dieſem Zwecke die lebensfähigeren Völkerſchaften zu opfern, weit zurücktreten. Die wirkliche Staatskunſt rechnet nur mit dem Möglichen, dem Lebensfähigen, und bereitet ſich auf den unausbleiblichen Untergang deſſen vor, was nicht auf eigener Kraft ruht. —

Was unſer Verfaſſer mit ſeiner Beobachtung von den ſerbiſchen und rumäniſchen Zuſtänden berichtet, trägt das Gepräge der Wahrheit an ſich; nur ziehen wir aus der konſtatirten Fäulniß des moldowallachiſchen Bojarenthums, das ſehr an das polniſche Junkerthum erinnert, und aus den Mißſtänden der ſerbiſchen Volks- und Finanzwirthſchaft nicht die Folgerung, daß dieſe und die ihnen mehr oder weniger verwandten und benachbarten Volksſtämme, welche noch von Paſchahs — weniger regiert, als geplündert werden, nicht in der unvollkommenſten autochthonen Selbſtverwaltung viel beſſer daran ſind, bezw. wären, und eher zu menſchenwürdigen Zuſtänden gelangen könnten, als unter der

türkiſchen Ausbeutung. Ueber die Serben ſpricht ſich Braun ziemlich günſtig aus, und warum ſollte er, der ſo viel zu einer freundlichen Beurtheilung des Magyarenthums beigetragen, nicht auch für einen der beſten ſlawiſchen Volksſtämme ein wohlwollendes Verſtändniß hegen? — Sehr intereſſant iſt die Schilderung des ſerbiſchen Agrar-Kommunismus, ſchon durch die ſich ungeſucht darbietende Vergleichung mit der koſackiſchen Ruralgemeinde. Recht ſchlagend iſt Brauns Charakteriſtik des ſerbiſchen Konſtitutionalismus, jenes naturaliſtiſchen Verfaſſungſpielens mit fortwährenden Miniſterwechſeln und der aus dem Abſolutismus in das Parlamentariſche übertragenen Korruption, die wir leider nicht blos in den Donaufürſtenthümern zu beobachten Gelegenheit finden.

Auf Eines möchten wir noch beſonders aufmerkſam machen, auf Braun's Anknüpfung an Moltke's Orientreiſe. Mit neidloſer Bewunderung citirt unſer Verfaſſer dieſes klaſſiſche Werk, das vor vierzig Jahren erſchienen iſt: Moltke's Schilderungen türkiſcher Sitten und Einrichtungen, der Verwaltungsmißbräuche im Heer- und Steuerweſen paſſen, trotz aller Reform-Anläufe, Verſuche und Verheißungen, wörtlich heute noch und beweiſen unwiderleglich die Unfähigkeit der Hohen Pforte, auf europäiſchem Boden ein leiſtungsfähiges und erhaltungswerthes Staatsweſen zu ſchaffen. Braun ſelbſt moquirt ſich, wie ſchon erwähnt, über die türkiſchen Reformverſuche und geſteht, daß er von der großen türkiſchen Reform-Irade von 1875 gerade ſo viel erwarte, wie von dem Hatti-Humajum von 1856, den ſich das ganze Concert Européen gleichſam als Wechſelſchuld unter den bindendſten Bürgſchaften ausſtellen ließ. Dagegen beſtätigt er, daß Moltke's Hinweiſung auf die zukünftige Beſſerung der rumäniſchen Zuſtände ſchon jetzt theilweiſe zur Wahrheit geworden ſei. Was im Uebrigen Braun's Rezepte betrifft: „Internationale Gerichte, wie in Aegypten, Abſchaffung des Zehnten, Einführung des Grundſteuer-Kataſters und die Koloniſation unter internationalem Rechtsſchutz", ſo würde ich mich gerne anheiſchig machen, am geeigneten Orte die Undurchführbarkeit dieſer Poſtulate, deren letztes, wenigſtens für Deutſchland, auch nicht einmal wünſchenswerth wäre, nachzuweiſen.

Dies ſind meine Vorbehalte gegen die Tendenz des Buches, an deſſen lebendigen Darſtellungen, z. B. des Lebens und Treibens in Salonichi, man ſich nichtsdeſtoweniger rückhaltlos erfreuen kann. Auch ſind, nach Art des Verfaſſers, einige werthvolle Exkurſe in das hiſtoriſche Gebiet, z. B. über die ſpaniſchen Juden im Orient, eingeſtreut. H. B. O.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von G. Reimer in Berlin.

Aus der ruſſiſchen Literatur.

Der Dichter Krylow und ſeine Fabeln.

Wie das ruſſiſche Volk überhaupt eigenthümliche Schickſale erlebt hat, verſchieden von denen die über die Nationen im Weſten Europa's verhängt waren, hat auch ſeine Bildung und Literatur ihren geſonderten Gang — auf und ab — wenn nicht immer in eigenthümlicher, doch ſtets in anderer Weiſe genommen, als dort im Weſten.

Zu Anfang ſchien der Umſtand, daß das Chriſtenthum den Slaven in Rußland aus Conſtantinopel gebracht wurde, daß die geſammte lateiniſche Bildung Weſt-Europa's ihnen fremd blieb und fern gehalten wurde, günſtig auf die Entwickelung der Landesſprache wirken zu ſollen. Nicht nur der Gottesdienſt wurde von Anfang an in der Allen verſtändlichen, eigenen Sprache des Volks gehalten, wir ſehen, daß auch die Geſchichte des Landes nie anders als in derſelben Sprache aufgezeichnet worden iſt, ſchon zu einer Zeit, zu der wir im ganzen übrigen Europa, mit einer einzigen Ausnahme, nur lateiniſche Chroniken finden. Nur das eine der germaniſchen Völker, das unter allen beſtimmt ſchien, ſich am raſcheſten zu höherer Bildung zu entfalten, nur das Volk der Angelſachſen hat Chroniken in ſeiner eigenen Sprache aufzuweiſen, die älter ſind als die ruſſiſchen.

Freilich hatten die deutſchen Stämme ſchon aus einer weit früheren Zeit her die gothiſche Evangelien-Ueberſetzung des Ulphilas und Karl der Große ließ bekanntlich die Heldenlieder ſammeln und niederſchreiben, die das Volk im inneren Deutſchland ſang — deutſche Proſa aber verſuchte damals außerhalb Englands niemand zu ſchreiben. Das Lateiniſche wurde die Sprache der Schule und der gelehrten Bildung überhaupt. Selbſt in England, nachdem normänniſche Ritter das Land erobert hatten.

So iſt denn die ruſſiſche Sprache früher geſchrieben worden als faſt alle anderen Volks-Idiome der neueren Zeit, der heutigen Cultur-Völker, und namentlich hatte ſich früh ſchon auch eine ruſſiſche Proſa als Schriftſprache gebildet.

Auch an Volksliedern und Geſängen ſcheint das alte Rußland in jener fernen Zeit reich geweſen zu ſein. Auch größerer Dichtungen mag es mehrere gegeben haben.

Aber es war dem ruſſiſchen Volk nicht beſchieden, ſich ununterbrochen weiter und weiter zu entwickeln, gleich den Völkern des weſtlichen und mittleren Europa's. Das Reich, in ſich getheilt, und in endloſem innerem Hader befangen, unterlag im dreizehnten Jahrhundert dem Angriff der Tataren, und blieb länger als zwei Jahrhunderte unter ihrem drückenden und demüthigenden Joch. Schon vor dieſer Zeit hatten die Ruſſen nicht gleichen Schritt zu halten vermocht mit den Völkern des Weſtens —: unter der Herrſchaft der Tataren konnten ſie nur immer weiter zurückbleiben, immer tiefer ſinken. Von den früheren Volksgeſängen iſt nur in Klein-Rußland ein ſchwacher Widerhall auf unſere Zeit gekommen; von größeren Dichtungen nur eine —: das Lied vom Heereszug Igor's, in einer Sprache die ſchwer verſtändlich geworden iſt. Während der Tataren-Zeit ſelbſt zeigt ſich nichts als eine mitunter dürftige, zuweilen auch in das Einzelne gehende Aufzeichnung der geſchichtlichen Begebenheiten, die durchgehends für eine ſehr geringe Bildung Zeugniß ablegt und zum Theil auch ein ſehr tief geſunkenes ſittliches Bewußtſein verräth. Außerdem nur einige wenige kirchliche Schriften Geiſtlicher, die man nicht eigentlich theologiſche nennen kann.

Nachdem zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Herrſchaft der Tataren endlich abgeſchüttelt war, zeigte ſich allmählich eine ſteigende Bewegung der Geiſter, die aber doch weder raſche Fortſchritte machte, noch irgend etwas wirklich Bedeutendes hervorzubringen vermochte. Rußland war der europäiſchen Cultur entfremdet, und vermochte eine eigene nicht zu ſchaffen. Eine wirkliche Literatur konnte hier überhaupt erſt entſtehen, nachdem Peter der Große ſein Reich mit gewaltiger Hand umgeſtaltet und der weſt-europäiſchen Civiliſation zugänglich gemacht hatte. Selbſt dann aber entſtand ſie in eigenthümlicher Weiſe, die ihr zunächſt nicht ein wirklich erſprießliches, fruchtbringendes Gedeihen verhieß. Sie ging nicht aus einem wirklichen Bedürfniß hervor, und entſprach auch zur Zeit keinem wirklich empfundenen Bedürfniß. Sie wurde, namentlich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und von der Zeit an, abſichtlich geſchaffen als ein unerläßliches Zubehör der Civiliſation, das nicht fehlen durfte.

Es ſollte eine Literatur geben, auf die man ſich berufen konnte, die ſich anführen ließ als Zeichen der Bildung, die in Rußland herrſche. So ergab ſich das ſeltſame Schauſpiel, daß ruſſiſche Schriftſteller in jeder Weiſe ermuthigt, belohnt und geehrt wurden wo ſie ſich zeigten, daß aber eigentlich niemand ihre Werke las. Die Hofkreiſe lebten und webten in

franzöſiſchen Anſchauungen und franzöſiſcher Literatur, die übrigen Stände waren aller Bildung ſo fremd, daß ſie weder einer Literatur bedurften, noch mit einer ſolchen irgend etwas anzufangen wußten. So waren denn die Werke der ruſſiſchen Schriftſteller dieſer Zeit, bis auf das Ende der Regierung Katharina's II., und wohl ſelbſt noch etwas weiter herab, eigentlich nur um ihrer ſelbſt willen da. Irgend einen Einfluß auf die Weiter-Entwickelung konnten ſie nicht üben und haben ſie nicht geübt. Denn daß die Wenigen, die ſich ſelbſt zu literariſcher Thätigkeit berufen fühlten oder glaubten, die Werke ihrer Vorgänger laſen und ſich zum Theil nach ihnen zu bilden ſuchten, das wollte ſehr wenig ſagen. Es hatte eigentlich nur zur Folge, daß dieſe neu auftretenden Schriftſteller immer wieder dieſelben unerſprießlichen Wege einſchlugen; daß die Werke der Schüler wirkungslos blieben, wie die der älteren Meiſter.

Engliſche Sprache und Literatur waren den Ruſſen wenig oder vielmehr gar nicht bekannt; franzöſiſche Bildung galt ihnen, wie ſchon geſagt, für maßgebend, beſonders ſeitdem der Graf Iwan Schuwalow am Hofe der Kaiſerin Eliſabeth den Ton angegeben und franzöſiſche Sitte und Sprache zur herrſchenden in der Petersburger Geſellſchaft gemacht hatte. Auch die ruſſiſche Literatur wurde demnach im Allgemeinen der franzöſiſchen nachgebildet und nach den Regeln Boileau's zugeſchnitten, ſo gut es bei mäßigem Talent und gänzlichem Mangel an wirklicher Inſpiration eben gelingen wollte. Doch fehlte es dabei auch nicht an einiger Roheit, die gelegentlich neben der claſſiſchen Correctheit zum Vorſchein kam, und namentlich der Bühne — ſobald es eine ſolche überhaupt in Rußland gab — neben den regelrechten Tragödien eines Ozerow und Sumarokow, nicht an einem derb poſſenhaften Element, das geeignet war das unverfälſchte Ruſſenthum anzuziehen. — Ein Element der eigentlichen Literatur ſind dieſe Poſſen jedoch nicht geworden; es hat ſich nichts weiter daraus ergeben und ſie ſind noch vollſtändiger verſchollen als jene regelrechten Trauerſpiele und die gleichzeitigen anſpruchsvollen Oden, die wenigſtens in den Bibliotheken, man möchte ſagen, als eine Art von literariſchen Verſteinerungen aufbewahrt werden.

Eine in gewiſſer Beziehung bleibende Bedeutung haben aus dieſer Periode wohl nur die erſten Verſuche ruſſiſcher Geſchichtſchreibung gewonnen; die Werke Tatiſchtſchews und des Fürſten Stſcherbatow.

Wenn man erwägt, wie zur Zeit die Materialien zur ruſſiſchen Geſchichte noch gar nicht wiſſenſchaftlich bearbeitet, die vor allen wichtigen einheimiſchen nur in Handſchriften vorhanden und hier und dort zerſtreut im weiten Lande, nicht einmal auch nur annähernd vollſtändig bekannt, und in der That eigentlich gar nicht zu überſehen waren, muß man ge-

stehen, daß sehr viel Muth dazu gehörte, sich an eine wissenschaftliche, kunstgerechte Darstellung der Schicksale des Volks und Reichs zu wagen. Vielleicht hat gerade der Umstand, daß ihm selbst die gelehrte Bildung fehlte, dem ersteren der beiden genannten Schriftsteller, Tatischtschew nämlich, den Muth zu dem kühnen Unternehmen gegeben, dessen Schwierigkeiten er schwerlich zu ermessen wußte.

Den Umständen nach hat er sehr viel geleistet, wenn er auch namentlich in Beziehung auf Quellen-Kritik sehr viel zu wünschen läßt und nicht selten seltsam irre geht.

Einen sehr merklichen Abschnitt in der Geschichte der russischen Literatur, ja der russischen Bildung überhaupt, macht dann Karamsin, der gegen das Ende der Regierungszeit Katharina's zuerst auftrat, und zwar macht er nicht sowohl durch seine Geschichte Rußlands, die er erst später schrieb, als durch seine Reise-Skizzen und kleineren Erzählungen Epoche.

Denn diese wurden wirklich gelesen; sie kamen wirklich in die Häuser des Landadels selbst in den entfernteren Provinzen, ja sogar in die Häuser der bärtigen russischen Kaufleute in den Provinzstädten. An sich waren diese kleinen Romane Karamsins nicht eigentlich von großer Bedeutung, aber sie waren den Russen der genannten gesellschaftlichen Kreise verständlich und zugänglich, und brachten den großen Gewinn, daß sie den Landadel, die Kaufleute, die Offiziere der Feldregimenter daran gewöhnten überhaupt, wenn auch nur gelegentlich, etwas zu lesen, anstatt wie bis dahin Tag für Tag mit dem Popen im Dorf das National-Kartenspiel Duratschky zu spielen. Sie machten auf diese Weise die mittleren Schichten der Bevölkerung Rußlands erst überhaupt empfänglich für eine Literatur.

Diesem neu entstandenen Lesebedürfniß wurde dann im weiteren Verlauf der Zeiten mehr und mehr Genüge gethan, großentheils durch periodisch erscheinende Zeitschriften, die kleine Romane, Erzählungen, Gedichte, Aufsätze und Berichte von mancherlei Art, meist ziemlich dürftigen Inhalts brachten. Das Alles stand im Ganzen bedeutend tiefer als Karamsins verwandte Schöpfungen und ist in der That, gleich diesen, vielleicht sogar noch entschiedener verschollen. Indessen hatten diese Erscheinungen einer kurzlebigen Literatur auch nicht, gleich den Werken des bahnbrechenden Meisters, Epoche gemacht in der Geschichte russischer Bildung, so kann man doch auch nicht sagen, daß sie irgend etwas verdorben hätten, wie mittelmäßig sie auch sein mochten. Sie waren auch dazu weder bedeutend noch schlecht genug, und gewährten ihrem Publikum eine müheloſe Unterhaltung ohne weiteren Einfluß zu üben, als daß sie eben die Gewohnheit sich hin und wieder mit sogenannter Lectüre zu beschäftigen mäßig im Gang erhielten.

Eine entſcheidende Epoche in dem Cultur-Leben Rußlands machen dann aber die letzten gewaltigen Kämpfe mit Napoleon, der Brand von Moskau, der Krieg in Deutſchland und die Einnahme von Paris. Im Laufe dieſer Feldzüge waren Hunderttauſende von Ruſſen zu gleicher Zeit in die civiliſirten Länder der Fremde gekommen. Der Anblick dieſer Länder und die großen Ereigniſſe der Zeit wirkten anregend, mehr als man glauben ſollte, und weckten einen ſtrebenden Geiſt, der ſich, wie einerſeits in politiſchen Verbindungen, ſo andererſeits in einer regeren literariſchen Thätigkeit äußerte.

Die Zahl der periodiſch erſcheinenden Sammelſchriften hat ſich ſeitdem fortwährend vermehrt; ſchon an ſich ein Zeichen, daß das Bedürfniß zu leſen ſich immer weiter verbreitete. Die bloße Unterhaltungs-Lectüre blieb freilich bei mäßigem Talent und meiſt auch jetzt noch beſchränktem Horizont der Schriftſteller unter der Scheere einer ängſtlichen Cenſur, auch in dieſer neueren Zeit ziemlich harmlos und unbedeutend. Sie drehte ſich meiſt um Darſtellungen ruſſiſchen Alltags-Lebens, die eben nur einen genügſamen Sinn mäßig unterhalten konnten. Indeſſen zeichnen ſie ſich doch in einer Beziehung zu ihrem Vortheil vor verwandten Schöpfungen anderer ſlawiſcher Völker, namentlich der Polen aus.

Die Polen nämlich ſind immerdar, gleich den Franzoſen und mehr noch als dieſe, in einer wahren Vergötterung ihrer ſelbſt befangen; die Ruſſen dagegen ſind ſich der eigenen Schwächen wohl bewußt, und ſchonen ſie nicht; ein großer Theil ihrer Tages-Literatur iſt ſatyriſchen Inhalts. Vielleicht auch einer der Umſtände, die ihnen eine Zukunft verheißen, während die ſelbſtgefällige Blindheit der Polen über die Mängel und Gebrechen ihres National-Weſens wohl nicht am wenigſten zu ihrem Untergang beigetragen hat.

Ein ſehr merkwürdiger Zweig der neueren ruſſiſchen Literatur bewegt ſich dann auch in einer eigenthümlichen geiſtigen Verwandtſchaft mit den politiſchen Tendenzen, die zum Vorſchein kamen, als der Tod Alexanders des Erſten den Thron erledigt ließ. Es zeigt ſich, wie in den politiſchen Beſtrebungen jener Zeit, ſo in dieſer Literatur ein leidenſchaftlicher Haß gegen alles Fremde, namentlich gegen alles Deutſche, und ein ſeltſames Verlangen, den Einfluß jedes fremden Elements abzuwehren, um auf ein reines, urſprüngliches Slawenthum zurückzugehen. Dieſes Slawenthum, ſo wie es, vollkommen willkürlich, gedacht oder geträumt wird, hat es in Wahrheit nie gegeben, aber man täuſcht ſich ſogar etwas abſichtlich über die Geſchichte, über die Vergangenheit Rußlands, und bemüht ſich eine eigenthümliche ſlawiſche Herrlichkeit darin zu ſehen, ſo daß Peter der Große am Ende nicht als ein mächtiger Reformator erſcheint, ſondern als ein

verblendeter Despot, der in Rußland Alles verdorben, und die gesammte russische Cultur thörichter Weise in falsche Bahnen geleitet hat.

Die frühesten und bekanntesten Schriftsteller dieser Schule gehörten zu den Verschworenen vom „vierzehnten Dezember" (1825), zu den sogenannten Dekabristen. So Bestushew-Riumin, der unter dem Namen Marlinski schrieb, so Rylèjew und Andere. Theils der Anklang, den die politischen Ansichten dieser jungen Männer, wenn auch in mancher Beziehung unverdienter Weise fanden, theils das tragische Schicksal das sie erlebten, hatten zur Folge, daß ihr Talent sehr bedeutend überschätzt wurde. Rylèjew starb auf dem Blutgerüst; Marlinsky, erst nach Sibirien verbannt, fand später als gemeiner Soldat einen vorzeitigen Tod im Kaukasus, im Gefecht mit den Tscherkessen.

Ein ganzes jüngeres Geschlecht hat sich an den Werken dieser gefeierten Männer gebildet, und zu gemeinsamem Streben zu der Schule der sogenannten Slawänophilen vereinigt. Der Fremdenhaß, die Verherrlichung einer geträumten Vergangenheit des Slawenthums, üben in den Werken dieser Schule dann auch einen sehr eigenthümlichen Einfluß auf die Beurtheilung der Gegenwart. Denn die Slawänophilen wissen zwar allerdings das gegenwärtige Slawenthum in allen seinen Schwächen sehr gut aufzufassen und sathrisch zu geißeln, aber sie gefallen sich darin alle Mängel der Gegenwart dem Einfluß der Fremden, namentlich der Deutschen, zuzuschreiben und als etwas dem slawischen Geist und Wesen fremdes, ja widerstrebendes darzustellen. Alle Gebrechen der altrussischen gesellschaftlichen Zustände, mit denen Peter der Große zu kämpfen hatte, werden auf diese Weise — sofern man nicht Ein und Anderes davon denn doch dem Einfluß der Tataren-Herrschaft beimessen will — gerade umgekehrt als durch die Reformen des großen Kaisers erst herbeigeführt aufgefaßt. Die Gesammtheit dieser Träume und Bestrebungen ist wesentlich als eine idealisirende Verjüngung des Alt-Russenthums zu bezeichnen.

Bis zu welchen Abenteuerlichkeiten diese Täuschung in Beziehung auf Gegenwart und Vergangenheit und ihren inneren Zusammenhang, die Slawänophilen, bei einer lebhaften Phantasie und einem ziemlich vollständigen Mangel an streng wissenschaftlicher Bildung in die Irre führen kann — wie z. B. in den geschichtlichen Arbeiten eines Chomäkow — davon kann nur die unmittelbare Anschauung einen Begriff geben. Es kommen da Monstrositäten zu Tage, die außerhalb der slawischen Länder geradezu undenkbar wären.

Die Talente aber, die sich in dieser Weise kund gegeben haben, gehen, genau genommen, auch wieder nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus, und

was bei einer ſo eigenthümlichen Grundanſicht beinahe auffallend genannt werden könnte, ſie ermangeln durchaus der Originalität.

Im Weſentlichen nämlich bewegt ſich auch dieſe neueſte ruſſiſche Literatur, gleich der früheren, in Nachahmungen, nur nicht mit derſelben Einſeitigkeit. Es iſt nicht mehr ausſchließlich die franzöſiſche Literatur, die man nachzubilden ſtrebt, der Horizont iſt ein weiterer geworden, und mehr oder weniger hat ſo ziemlich Alles was im Lauf der letzten Jahrzehnte nach einander in der Literatur das Intereſſe der europäiſchen Menſchheit in Anſpruch genommen hat, hier ſeinen Widerhall gefunden, wenn auch ohne ſonderliche Tiefe und innere Wahrheit. So hat man ſich wohl in Walter Scott's, und nicht minder auch in Balzac's und Eugene Sue's Weiſe verſucht. Vor Allem aber ſpielt Lord Byron's Weltſchmerz eine große Rolle in den Werken der jüngeren ruſſiſchen Dichter, Puſchkins, Ryléyew's, Lermontows und Anderer.

Sie verfielen natürlich genug in dieſe Weiſe, da ſie ſämmtlich zu den politiſch Unzufriedenen gehörten. Ryléyew ſtand zu ſeinem Verderben an der Spitze der Dekabriſten, die Anderen waren ohne Ausnahme mehr oder weniger Geſinnungs-Genoſſen der Verſchworenen. Puſchkin insbeſondere ſcheint nur deshalb dem Bunde der zu politiſcher That Vereinigten nicht angehört zu haben, weil man da ſeinem Charakter nicht traute und ihn nicht zum Genoſſen haben wollte.

Daß keiner dieſer Nachahmer auch nur entfernt an das Talent des Meiſters der Schule, des Engländers, reicht, braucht wohl kaum geſagt zu werden. Dagegen finden wir bei ihnen, was ſelbſt an Lord Byron als Manier verurtheilt werden muß, im Allgemeinen übertrieben, nicht ſelten ſogar bis zur Caricatur verzerrt.

Im Allgemeinen ſind die Werke dieſer Schule beachtenswerth als Zeichen ihrer Zeit, als charakteriſtiſch für eine beſtimmte Periode der ruſſiſchen Cultur-Geſchichte, aber es fehlt ihnen, was wir den Stempel des Claſſiſchen nennen möchten. Sie ſind nicht der Ausdruck einer namhaften geiſtigen Größe, oder bedeutender geiſtiger Erlebniſſe.

So werden ſie denn auch wieder veralten, gleich denen der früheren Periode, aber doch mit dem ſehr weſentlichen Unterſchied, daß ſie wirklich geleſen worden ſind, gewirkt haben im fortſchreitenden Leben der ruſſiſchen Nation, und wenigſtens in einer Beziehung bleibende Spuren zurücklaſſen.

In ihrer Geſammtheit haben nämlich dieſe neueren Schriftſteller, Slawänophilen und Andere, von Karamſins Epoche an, die ruſſiſche Sprache ſehr weſentlich gefördert in grammatiſcher Präciſion, Eleganz und Geſchmeidigkeit. Namentlich die Proſa. Der in dieſer Beziehung bewirkte Fortſchritt iſt von der Art, daß man, was vor Karamſins Zeit geſchrieben

iſt, jetzt nicht ohne eine Art von Verwunderung über die Unſicherheit und Ungelenkigkeit der Sprache überleſen kann.

Aber auch für die Sprache der Dichtung und den Versbau ergab ſich ein ſehr bedeutender Gewinn. Schon zu der Zeit als die ruſſiſche Literatur ſich im Allgemeinen auf die Nachahmung franzöſiſcher Vorbilder beſchränkte, war man doch darauf aufmerkſam geworden, daß die Sprache Quantitäten habe gleich der deutſchen, und daß es möglich ſei in ihr, eben wie in der deutſchen, antike Versmaſſe nachzubilden. Schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte Trediakowsky, Secretair der Akademie der Wiſſenſchaften und „Profeſſor der Eloquenz" dieſe Möglichkeit in einer Theorie der ruſſiſchen Metrik hervorgehoben und ſogar die Behauptung aufgeſtellt, daß die ruſſiſche Sprache ihrem Charakter und Weſen nach auf ſolchen Versbau angewieſen ſei, daß gereimte Zeilen nach franzöſiſchem Vorbild ihrem Weſen widerſtrebten. Seine eigenen Verſuche Hexameter zu ſchreiben waren freilich nicht glücklich ausgefallen, und ſeine Lehren konnten nicht ſo ganz leicht Eingang finden, weil die ruſſiſchen Dichter, mit ſehr vereinzelten Ausnahmen, die Werke der Alten doch eigentlich nur von Hörenſagen kannten, und keine recht präciſe Vorſtellung von ihnen hatten. Doch hatte die ruſſiſche Literatur bald, neben den Tragödien in gereimten Alexandrinern, auch eine Anzahl etwas ſteifer Oden, zunächſt in jambiſchen Verſen aufzuweiſen. Lomonoſſow, der zu Marburg ſtudirt hatte, dem die deutſchen Dichter ſeiner Zeit Vorbild waren, vor Allen Günther, hatte in dieſer Beziehung den Weg gewieſen. Man könnte dieſe Dichtungen aber wohl kaum den Oden Klopſtocks gleichſtellen; der deutſche Leſer könnte wohl eher an Ramler erinnert werden. Indeſſen, ſo wenig ſie auch an ſich bedeuten mochten, lag doch ein Element in ihnen, das aus der Nachahmung der Franzoſen in neue Bahnen wies. In neueſter Zeit iſt dann die ruſſiſche Sprache auch in dieſem Sinn mit Glück weiter ausgearbeitet worden. Auch die neuere deutſche Literatur, Mehreren zugänglich, ſcheint hier anregend Einfluß geübt zu haben und mehrfach Vorbild geworden zu ſein.

Ein Dichter beſonders hat in dieſer Beziehung ſeinem Lande und Volk einen großen und wichtigen Dienſt geleiſtet, obgleich man ihm ſelbſt eigentlich nicht ein hervorragendes, beſonders nicht ein originelles Talent zuerkennen kann.

Das iſt Shukowsky, deſſen Werke ſchon deshalb einen erfreulichen Eindruck machen, weil in ihnen die würdige, edel geartete Perſönlichkeit des Verfaſſers hervortritt. Er hatte bereits vielfach deutſche Gedichte, beſonders Schillers Balladen mit Glück in das Ruſſiſche überſetzt und die Sprache ſeines Landes mit wirklichem Verſtändniß für antike Versmaſſe

auszubilden geſucht. Obgleich er kein Griechiſch wußte, die Alten daher nur aus deutſchen Ueberſetzungen kannte, war es ihm doch gelungen, den Geiſt des griechiſchen Alterthums lebendig aufzufaſſen. So vorbereitet wagte er ſich an die Aufgabe, mit Hülfe eines Helleniſten, der ihm Wort für Wort überſetzen mußte, und auch wohl mit Hülfe der Voſſiſchen deutſchen Ueberſetzung, den Homer in das Ruſſiſche zu übertragen. Zuerſt die Odyſſee.

So kühn dieſes Unternehmen in mehr als einer Beziehung auch zu nennen war, hat er es doch mit überraſchendem Erfolg durchzuführen gewußt, obgleich hier auch nicht unbedeutende formelle Schwierigkeiten zu überwinden waren, da die ruſſiſche Sprache ihrem ganzen Bau nach zwar ſehr leicht Anapäſten und Jamben an die Hand giebt, aber nicht mit derſelben Leichtigkeit auch Daktylen und Trochäen. Es iſt dem Dichter aber nicht nur gelungen dieſe Schwierigkeit zu überwinden, ſondern auch die ſchlichte und naive Größe Homers im Ruſſiſchen treu wieder zu geben. So iſt denn Shukowsky's Werk wohl geeignet einen bedeutenden, Epoche machenden Einfluß auf den Gang ruſſiſcher Bildung überhaupt zu üben, und man muß hoffen, daß es geſchehen wird, wenn ſich auch bis jetzt nur wenig davon zeigt.

Im Uebrigen aber ſind in der ganzen Reihe der ruſſiſchen Schriftſteller und Dichter bis jetzt eigentlich nur zwei auszuzeichnen, als ſolche die ein bedeutendes und zugleich originelles Talent zur Geltung gebracht haben — Gribojedow nämlich und Krylow; ſehr von einander verſchieden; der Eine, ſeinem ganzen Weſen wie ſeiner äußeren Lebensſtellung nach der Ariſtokratie, der eleganten Welt angehörig; der Andere durch ſeine äußeren Verhältniſſe auf durchaus bürgerliche Kreiſe beſchränkt, denen auch ſein Ton, ſeine Bildung, ſein Talent ſelbſt und der Ausdruck, den er dafür findet, durchaus entſpricht, ſo daß er in ſeinen Dichtungen dem Marktplatz näher ſteht als dem Salon.

Gribojedow, Diplomat, mehrfach verwandt mit den vornehmſten Häuſern Rußlands und zur Zeit einflußreichen Leuten, Schwager des Feldmarſchalls Paskiewitſch, wählte auch in der Literatur ſein Feld mit dem ſicheren Takt des geiſtreichen, erfahrenen Weltmanns, der im Leben durchaus Beſcheid weiß. Er ſchilderte die Welt, in der er lebte, und mit um ſo größerem Glück und freierem Geiſt, weil er ſelbſt höher ſtand als dieſe Geſellſchaft und nicht in ihren Anſchauungen und Vorurtheilen, nicht in der Beſchränktheit befangen war, die der eleganten Welt in ihrer Weiſe eigen iſt, wie jedem anderen geſellſchaftlichen Kreiſe in der ſeinigen. Derſelbe glückliche Takt beſtimmte dann auch dieſen Dichter die höheren Stände Rußlands nicht wie ſie in Petersburg, ſondern wie ſie in der alten Haupt-

ſtadt des Reichs, in Moskau, leben und weben, vor uns erſcheinen zu laſſen. Dort, in Moskau, wo die Ruſſen ganz unter ſich ſind, hatte das Leben auch der Vornehmen, zu Gribojedows Zeit ſogar mehr noch als gegenwärtig, einen ſcharf ausgeprägten nationalen Charakter bewahrt, der in Petersburg durch den Einfluß des in allen Dingen maßgebenden Hofs, und durch den beſtändigen Verkehr mit einem zahlreichen diplomatiſchen Corps, überhaupt mit Auswärtigen, großentheils verwiſcht war.

Die Darſtellung des alltäglichen Kleinlebens der Geſellſchaft wird ſtets, wenigſtens theilweiſe zur Satyre neigen, wenn ſie eine wirkliche Bedeutung haben und nicht empfindſam ſein will, wie in den Dramen Diderots und ſeiner deutſchen Nachahmer. Gribojedows Luſtſpiel iſt ſehr entſchieden ſatyriſchen Gehalts; ſeine Satyre iſt ſcharf und treffend und verletzt doch nicht, weil ſie zugleich liebenswürdig iſt. Gribojedow kennt wirklich die Welt, die er ſchildert; die Schwächen und Thorheiten die er in ſeinem Bilde in überwältigend komiſcher Weiſe hervortreten läßt, ſind ihr nicht angedichtet, wie das ſo oft der Fall iſt, wo die Satyre von Unberufenen geübt wird; ſie ſind aus dem Leben gegriffen; ſie ſind auch nicht übertrieben, und kaum weiter geſteigert als daß die einzelnen Züge in denen ſie ihren Ausdruck finden, die in der Wirklichkeit einzeln und zerſtreut zum Vorſchein kommen, hier nahe um einen gemeinſamen Mittelpunkt gruppirt ſind. Endlich fehlt auch der Dichtung Gribojedows jener Zug heiterer Gutmüthigkeit nicht, ohne den die Satyre leicht auch für den Unbetheiligten verletzend und ſelbſt unleidlich wird. So hat denn Gribojedow in ſeinem „Unheil durch Bildung" ein Werk geſchaffen, das wir, da es auch in ſeiner Anlage, in dem Gang der Handlung und ihrem Abſchluß, durchaus originell iſt, wohl das bedeutendſte Luſtſpiel der geſammten europäiſchen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts nennen dürften.

Das Lebensbild iſt ſo vollſtändig und in ſich abgeſchloſſen, daß ſich die Frage aufwerfen ließe, ob wohl der Verfaſſer vermocht hätte ſich in einer zweiten Schöpfung verwandter Art auf derſelben Höhe geiſtreicher Eigenthümlichkeit zu erhalten. Der Verſuch iſt nicht gemacht worden. Gribojedow fand bekanntlich als ruſſiſcher Geſandter zu Teheran, in einem Volksaufſtand, den er ſelbſt etwas unvorſichtig gegen ſich heraufbeſchworen hatte, noch jung an Jahren, ein tragiſches Ende.

Krylow, bei ſeinem Eintritt in das Leben in jeder Beziehung ungünſtig geſtellt, wußte auch nicht mit demſelben ſicheren Takt ſofort die Bahn zu finden, die ſeinem Talent angemeſſen war. Wir ſehen ihn lange unſicher umhertaſten, und bei mangelhafter Bildung, mit ſchwankendem Urtheil mehr als einmal fehlgreifen.

Seine Jugend war mühevoll und dürftig. Er war 1768 zu Moskau

geboren, der Sohn eines armen „Armee-Offiziers“. — Der „Armee-Offizier“, das heißt der Offizier aller Regimenter, die nicht zur Garde gehörten, wurde damals als ein entſchiedener Gegenſatz zu dem Garde-Offizier aufgefaßt; während dieſer ſelbſtverſtändlich elegant und vornehm war, wurde jener, namentlich der Infanterie-Offizier, ziemlich unbedingt untergeordneten geſellſchaftlichen Kreiſen zugezählt, und es wurde, im Allgemeinen nicht mit Unrecht, ein ſehr geringer Grad von Bildung bei ihm vorausgeſetzt. In einer ſolchen dürftigen Häuslichkeit, in einem Familienleben dem der geiſtige Horizont ſehr eng gezogen war, bewegten ſich Krylows früheſte Erinnerungen. Auch das Wanderleben eines Armee-Offiziers mußte er als Kind mitmachen. Sein Vater wurde, mit ſeinem Regiment — einem der wenigen, die nicht in dem damals eben ausgebrochenen Türkenkrieg verwendet wurden — aus Moskau an den Ural verſetzt, und ſah ſich dort mit ſeiner Familie in alle Gefahren verwickelt, die der Koſaken-Aufſtand Pugatſchews in jenen entfernten Provinzen des ruſſiſchen Reichs hervorrief. Während die Familie des Capitaines Krylow in Orenburg weilte, fiel ihm ſelbſt der Befehl in einem verſchanzten Poſten, der „Jaitzkiſchen Redoute“ zu, und er vertheidigte ihn mit Glück gegen die Anfälle der Koſaken. Ob dem ſpäteren Dichter lebendige Erinnerungen an dieſe früheſten Erlebniſſe geblieben waren, iſt nicht bekannt geworden.

Wenig ſpäter verließ der Vater Krylow den Militair-Dienſt, um, wie das in Rußland auch heute noch ſehr häufig geſchieht, in den Civil-Dienſt überzutreten. Er wurde Präſident einer, ſeitdem aufgehobenen, Land-Polizei-Behörde zu Twer, und in dieſer ruſſiſchen Stadt zweiten Ranges, die wenig Anregendes zu bieten hatte, in der aber auch kein fremdes Element in den herkömmlichen Gang eines rein ruſſiſchen Lebens ſtörend eingriff, verbrachte der Sohn Krylow ſeine Knabenjahre.

Wir wiſſen nicht, ob es damals zu Twer ſchon ein Gymnaſium gab; — es ſcheint nicht; doch machte das, wie die Gymnaſien in den Provinz-Städten Rußlands damals ſo ziemlich ohne Ausnahme beſchaffen waren, in der That kaum einen Unterſchied. Der Bildungsmittel, die eine ſolche Stadt zu der Zeit bot, waren überhaupt ſehr wenige. Für den jungen Krylow blieben Erziehung und Unterricht, mit einer einzigen Ausnahme, auf das elterliche Haus beſchränkt. Seine Mutter wurde ſeine Lehrerin, aber ſelbſt, gleich dem Vater, nur ſehr dürftig gebildet, konnte ſie ihm, außer dem Katechismus ohne Gloſſen, nicht viel mehr lehren als leſen und ſchreiben, und etwa noch in national-ruſſiſcher Weiſe mit dem Rechenbrett rechnen. Zugleich aber ſuchte die verſtändige Mutter den Sohn an ſorgfältige Sparſamkeit zu gewöhnen und ſeine Aufmerkſamkeit auf den Erwerb zu lenken, indem ſie ſeinen Schulfleiß in Geld belohnte — bei

geringen Mitteln in einer Weise, die eigentlich nichts kostete, das heißt keine besonderen Ausgaben veranlaßte. Sie gab ihm nämlich für jede Lection, die er gut bestand, eine bestimmte kleine Geldsumme, veranlaßte ihn dann aber dieses Geld zusammen zu sparen und sich zu seiner Zeit nothwendige Dinge zu kaufen, die er ohnehin hätte haben müssen. So erwarb sich der junge Krylow in seinen Schulstunden auch was er an Kleidungsstücken bedurfte; sie waren natürlich der anspruchlosesten Art.

In einem Zuge, der unter anderen Lebensbedingungen keine eigenthümliche Bedeutung gehabt hätte, zeigt sich dann, daß die Mutter sich etwas von dem Sohn versprach und darauf bedacht war, ihm Zutritt in jene höhere Region der Bildung und des Lebens zu verschaffen, die ihr selbst unzugänglich geblieben war. Was damals dem Mann nach der in Rußland allgemein herrschenden Ansicht, den Stempel der Bildung aufdrückte, ihm die Rücksichten sichern konnte, die durch Bildung bedingt sind, war Geläufigkeit in der französischen Sprache, und glücklicher Weise zeigte sich auch in Twer eine Gelegenheit französisch zu lernen. Der Gouverneur der Provinz ließ seinen Söhnen „eine ausgezeichnete Erziehung" zu Theil werden, das heißt, er ließ sie von einem geborenen Franzosen unterrichten, und als ein humaner Herr gestattete er auch einigen Knaben aus der Stadt Antheil an den Stunden zu nehmen, in denen der Franzose seine Muttersprache lehrte. Krylows Mutter wußte es dahin zu bringen, daß auch ihr Sohn zu den Auserwählten gehörte. Doch machte der Knabe nur mäßige Fortschritte im Französischen; er hat es auch in späteren Jahren nie dahin gebracht, dieses fremde Idiom auch nur mit der nothdürftigsten Geläufigkeit sprechen zu können, aber er las und verstand französisch und damit war für ihn viel gewonnen. Auch scheint er im Lauf dieser Stunden wohl noch von Ein und Anderem gehört zu haben, das ihm sonst unbekannt geblieben wäre.

Eine anderweitige Anregung ergab sich dann aber für den jungen Krylow daraus, daß der sterbende Vater dem Sohn, wenn auch sonst eigentlich nichts, doch, wie rühmend angeführt wird, „einen ganzen Koffer voll Bücher" hinterließ. Für einen Mann in den Lebens-Verhältnissen des Capitaines Krylow war das damals in Rußland allerdings sehr viel; es konnten sich gewiß nur wenige seiner Standesgenossen des Besitzes einer solchen Bibliothek rühmen. Da es ausschließlich Bücher in russischer Sprache waren, konnte der Gehalt, wie es damals um die nationale Literatur des Landes bestellt war, kaum ein sehr bedeutender sein. Krylows russische Biographen sagen uns zwar, daß er aus diesem fleißig benützten Koffer voll Bücher mancherlei neue Anschauungen geschöpft, daß seine Phantasie sich vielfach mit den Helden des Alterthums, Griechenlands und

Roms beſchäftigt habe, und danach könnte man vermuthen, daß ihm etwa ein in das Ruſſiſche überſetzter Plutarch in die Hände gefallen ſei, aber einen ſolchen gab es damals nicht. Ueberhaupt war, ſoviel wir aus Handbüchern der ruſſiſchen Literatur-Geſchichte entnehmen können, noch kein einziger Schriftſteller des Alterthums, und außer Pufendorf, auch kein einziges namhaftes neueres Geſchichtswerk in die ruſſiſche Sprache überſetzt. Hatte etwa der franzöſiſche Erzieher den Knaben im Hauſe des Gouverneurs von Griechenland und Rom erzählt? Wie dem ſei, bei Krylow gingen dieſe Anregungen jedenfalls nicht ſehr tief und ließen keine bleibenden Spuren zurück. Er war von der Natur nicht für heroiſche und republikaniſche Begeiſterung geſchaffen.

Was ihn zunächſt zu eigener, ſchaffender Thätigkeit aufforderte, waren ganz andere, in dem verhängnißvollen Koffer gefundene Schätze: man vermuthet, daß es irgend ein vergeſſener ruſſiſcher Opern-Text geweſen ſein könnte, wie ihn die damalige Muſe Rußlands hervorzubringen vermochte. Krylow ſchrieb im fünfzehnten Jahr ſeines Alters den Text zu einer ruſſiſchen Oper: „Koſeinitza“ genannt; das heißt etwa: „Die Kaffee-Schweſter“ oder beſtimmter: eine weiſe Frau die aus dem Kaffeeſatz wahrſagt. Eine ſolche Perſon alſo hatte Krylow zur Heldin ſeines Erſtlings-Verſuchs gewählt. Man ſieht, der Gegenſtand war nicht ſehr hoch gegriffen; er lag nicht in der Region des Heroiſchen oder des Märchenhaft-Wunderbaren, zu der begabte deutſche Knaben ſich in ſolchem Fall wohl zu erheben ſuchen. Das Manuſcript dieſer wahrſcheinlich etwas ohnmächtig poſſenhaften Dichtung ſoll noch exiſtiren. Der Dichter Gniéditſch, in ſpäteren Jahren mit Krylow befreundet, hatte es ſich ausgebeten, und vermachte es bei ſeinem Tode der Bibliothek des Gymnaſiums zu Poltawa.

Doch hatte der Knabe Krylow wohl nur einzelne Mußeſtunden auf ſolche dichteriſche Verſuche verwenden können. Er hatte nämlich inzwiſchen, als er kaum elf Jahre alt war, den Vater verloren, und ſeine Mutter war nun als Wittwe ſammt dem Sohn darauf angewieſen, ſich ſelbſt weiter zu helfen in der Welt, wie es eben gehen wollte. Da griff ſie zu dem Mittel, das einer Frau ihres Standes und in ihrer Lage damals in Rußland unter allen am nächſten lag: ſie ſuchte ihren Knaben in einer Regierungs Kanzlei unterzubringen, und das gelang ihr auch, wenn auch nicht in jeder Beziehung ganz nach Wunſch. Da in Twer ſelbſt für den Augenblick keine Stelle frei war, ließ die Mutter ihren Sohn zunächſt als „Unter Kanzeliſten“ bei dem Kreisgericht in einem Städtchen des Bezirks einſchreiben, von wo er dann, nicht ganz nach Jahresfriſt glücklich als „Kanzliſt“ zu der Behörde in Twer verſetzt wurde, der ſein Vater vorgeſtanden hatte.

Ein zwölfjähriger Kanzlei-Schreiber, der eigentlich nichts gelernt hatte als leſen und ſchreiben, dem dann eben die Beſchäftigung in der Kanzlei Zeit und Mittel nahm, ſich weiter zu bilden —: welche Zukunft konnte es für den geben? — iſt man verſucht zu fragen. Sie war allerdings nicht glänzend, aber doch nicht ganz ſo ſchlimm, als es ſcheinen könnte. Einerſeits war die ruſſiſche Landes-Verwaltung, wie ſie das zum Theil auch jetzt noch iſt, unendlich ſchreibſelig; es wurde in allen Behörden des weiten Reichs unüberſehbar viel geſchrieben, und dieſe Sündfluth von Schreibereien zu bewältigen war eine ſehr große Anzahl von Schreibern erforderlich. Andererſeits lag es für den beſitzloſen Dienſt- und Beamten-Adel damals ſo gut wie ganz außer aller Möglichkeit ſeinen Söhnen eine irgend weiter reichende Bildung zu verſchaffen. Die jungen Leute wurden ſo früh wie möglich zu den Feldregimentern oder in die Kanzeleien geſchickt, wenn ſie eben nur leſen und ſchreiben gelernt hatten, und da beſſere Leute in der erforderlichen Anzahl nicht zu haben waren, mußte die Regierung ſie annehmen, wie ſie ſich eben boten. Solche junge Leute erlangten dann im Lauf der Jahre eine gewiſſe Geläufigkeit in den ſehr verwickelten Formen, in denen die Geſchäfte betrieben wurden, und bildeten ſich zu einer gewiſſen Brauchbarkeit, namentlich inſofern es eben auf die Formen, nicht auf das Weſen der Dinge ankam. — „A force de forger on devient forgeron“, wie einſt ein ruſſiſcher Staatsmann die Brauchbarkeit ſolcher Leute erklärend und rühmend ſagte. Viele, ſehr viele von ihnen gelangten nach und nach zu den mittleren Stellungen im Dienſt, und von Zeit zu Zeit gelang es auch dem Einen und dem Anderen aus der Zahl ſich im Lauf langer Jahre zu einer der höheren Stellungen hinauf zu arbeiten. Noch jetzt giebt es in den Kanzeleien Rußlands ſolcher Beamten die Menge, zu der Zeit, von der hier die Rede iſt, waren ſie die Regel.

Sehr unglücklich aber war es für die Wittwe Krylow und ihren Sohn, daß bei dieſer Art von Anſtellung eine wirkliche Beſoldung nur in ziemlich entfernter Ausſicht ſtand. Es gab nämlich in Rußland bis auf die neueſte Zeit herab eine Menge Behörden zweiter und dritter Ordnung, die keinen wirklichen feſtſtehenden „Etat“ hatten. Der dirigirende Beamte einer ſolchen Behörde erhielt nur am Schluß eines jeden Monats eine gewiſſe Summe, deren Betrag auch nicht einmal unwandelbar feſtgeſtellt war, bald mehr bald weniger für die Kanzelei-Unkoſten; er verrechnete davon ſo viel er wollte für anderweitige Ausgaben, und vertheilte das Uebrige nach eigenem Ermeſſen unter ſeine Beamten und Schreiber; ob ein jeder von dieſen jedesmal etwas bekam, oder nur hin und wieder einmal, wie viel oder wie wenig, das hing lediglich von dem Wohlgefallen

jenes, das Ganze leitenden Vorgeſetzten ab. Der Noth der Wittwe war nicht abgeholfen. Sie entſchloß ſich mit ihrem Sohn nach Petersburg zu wandern, weil ſie dort als Wittwe eines Offiziers eine Penſion zu erhalten hoffte. Das ſcheint nicht gelungen zu ſein; dagegen erhielt der Sohn hier, am Sitz der Regierung, eine Schreiberſtelle in dem ſogenannten Cameral-Hof (der Provinzial-Steuerbehörde) — mit einem jährlichen Gehalt von fünfundzwanzig Rubeln. Wie man davon leben konnte, iſt ſchwer zu begreifen, wie wohlfeil die erſten Lebens-Bedürfniſſe damals in der nordiſchen Hauptſtadt auch geweſen ſein mögen. Doch ſcheinen Mutter und Sohn nichts weiter gehabt zu haben; aus einem eigenthümlichen Zug aber ließe ſich folgern, daß ſie ihre Lage bei alledem nicht all' zu drückend empfanden.

Krylow, früh darauf bedacht, ſein Dichter-Talent zu verwerthen, verfiel nämlich (1784) auf den kühnen Gedanken, einen Verleger für ſeine Koſeinitza zu ſuchen, und wendete ſich mit dieſem Anliegen an einen deutſchen Buchhändler in Petersburg, deſſen Name, Breitkopf, einen Verwandten eines damals wohlbekannten leipziger Hauſes in ihm erkennen läßt. Auch hatte dieſer Schritt des kaum erwachſenen Knaben, wenn auch nicht den Erfolg den er hoffte, doch einen beſſeren als er erwarten durfte. Breitkopf kaufte ihm nämlich ſein Opern-Libretto für 60 Rubel ab —: offenbar blos aus Theilnahme, die ihm der junge Mann einflößte, denn er hat nie einen Gebrauch davon gemacht; es iſt nie gedruckt worden. Der junge Krylow aber fühlte ſich merkwürdiger Weiſe ſo wenig bedürftig, daß er dieſe für ſeine Verhältniſſe bedeutende Summe nicht in barem Gelde nahm. Er wählte für den Betrag Bücher in Breitkopf's Magazin, darunter, wie durch die herrſchende Anſicht des Tages angezeigt war, einen Racine, einen Molière, und einen Boileau. Voltaire und Crébillon zogen ihn nicht an.

In dieſe Bücher las ſich nun der junge Mann mit Leidenſchaft hinein; er las ſie immer von neuem, wir ſehen aber, daß ihr Inhalt dennoch eigentlich gar keinen Einfluß auf ſeine wirkliche Bildung geübt hat. Er hat nichts daraus entnommen, als den für maßgebend gehaltenen Schematismus der franzöſiſchen Literatur; das Muſter gleichſam, nach dem Tragödien und Luſtſpiele zugeſchnitten werden mußten. Von dem eigentlichen Gehalt machte er ſich nichts zu eigen; ſeine von Grund aus ruſſiſche Natur blieb davon ganz unberührt.

Doch fühlte er ſich durch dieſe Beſchäftigung mit den als maßgebend geachteten Werken fremder Dichtung bald von neuem und mächtiger als früher aufgefordert — oder begeiſtert — nun auch wirklich zuzuſchneiden, oder wenn man das ſo nennen will, zu ſchaffen nach den vorliegenden

Mustern, und ganz im Sinn der französischen Aesthetik jener Tage glaubte er die Helden Griechenlands oder Roms in Bewegung setzen zu müssen, wenn es ein ernstes Drama geben sollte. Er schrieb zunächst eine, wie es scheint, etwas ungeheuerliche Tragödie „Kleopatra", die sich gleich den französischen in aneinander gereihten pomphaften Reden abspinnt — „en beaux colloques", wie die französische Kritik der Zeit rühmend zu sagen liebte.

Er machte aber damit in gewissem Sinn weniger Glück als mit seinem Operntext, obgleich ihm auch hier wieder eine wünschenswerthe Theilnahme entgegen kam. Krylow hatte sich nämlich, wir wissen nicht in welcher Weise, dem Dichter Knäshnin zu nähern gewußt, der damals eines bedeutenden Ansehens genoß, das sogar gerade in dem Augenblick seinen Höhenpunkt erreicht hatte. Schon eine Reihe von Jahren früher nämlich hatte Knäshnin, durch ein Trauerspiel „Dido" einen gewissen einheimischen Ruf erworben, der ihm zufiel, weil sich auf dem Gebiet der russischen Literatur eben nichts bedeutenderes zeigen wollte, und eben jetzt waren sein Ruhm und sein Ansehen gesteigert durch eine nun schon seit lange wieder vergessene Tragödie „Roslaw", die allgemein großen Beifall fand.

Obgleich sechsundzwanzig Jahre älter als Krylow, und in reifem Mannesalter durch seine gesellschaftliche Stellung hoch über ihn erhaben, nahm doch Knäshnin den unreifen und nebenher auch sehr unscheinbaren Knaben oder Jüngling mit einem Wohlwollen auf, für das wir uns eigentlich keinen bestimmten Grund anzuführen wissen, da sich in allem was dieser Knabe bis dahin aufzuweisen hatte, ein wirkliches Talent in der That nicht zeigte. Der Dichter machte seinen neuen Schützling mit dem Schauspieler Dmitriewsky bekannt, der im Roslaw die Haupt- und Titel-Rolle mit großem Beifall spielte, und obgleich dieser Bühnenkünstler auch um drei Jahrzehnte älter war als Krylow, entspann sich doch zwischen beiden eine intime Freundschaft, die sich bis an das Ende bewährte. Sie beruhte auf einer entschiedenen Gleichheit der Gesinnung und einer ebenso entschiedenen Vorliebe beider für die nationalen Lebens-Gewohnheiten.

Uebrigens hatte Dmitriewsky auch eine Laufbahn durchmessen, wie sie nur in dem damaligen Rußland möglich war. Seine Schicksale waren auf das engste mit denen der entstehenden russischen Schaubühne verflochten.

Zur Zeit Peters des Großen dachte niemand in Rußland an ein Theater. Dergleichen lag dem Reformator fern, und man hatte im Krieg und im Frieden andere Dinge zu thun. Erst unter der Kaiserin Anna wurde als eleganter, ja beinahe unentbehrlich geachteter Luxus eines glänzenden Hofs, eine italienische Oper eingerichtet. Das geschah fast unmittelbar nachdem die Kaiserin den Thron bestiegen hatte, noch im Jahre

1730; es gehörte zu den erſten Maßregeln die getroffen wurden, ſowie die Schranken die ein Theil des Adels unter der Führung der Fürſten Dolgoruky und Galizyn der kaiſerlichen Machtvollkommenheit ſetzen wollte, glücklich beſeitigt waren. Als Zubehör des Hofs folgte dieſe Oper wenig ſpäter der Kaiſerin von Moskau nach Petersburg. Gegen das Ende dieſer Regierung, während der unter des Herzogs von Kurland (Birons) Einfluß die deutſche Sprache herrſchend war am ruſſiſchen Hof (1738), kam ein deutſches Theater hinzu. Beide Truppen aber, die deutſche wie die italieniſche, ſpielten nur für den Hof, und nur die bei Hof vorgeſtellten Perſonen hatten Zutritt — dieſe aber natürlich freien Zutritt zu ihren Vorſtellungen. Wo hätte das Schauſpiel auch außerhalb dieſes Kreiſes in Rußland damals ein Publikum finden können? — Selbſt die Theilnahme des Hofs an dieſen Dingen war eine ſehr getheilte und mag nicht immer eine ſachverſtändige geweſen ſein. Von der Kaiſerin Anna ſelbſt wiſſen wir nur, daß die Poſſen ihrer drei Hofnarren, die ſich gelegentlich unter ihren Augen in Fauſtkämpfe verwickelten und bei den Haaren zauſten, einen ihrer Lieblings-Zeitvertreibe bildeten. Freilich dürfen wir dabei nicht vergeſſen, daß zu der Zeit auch noch hin und wieder an einem anderen Hofe der Hofnarr neben der italieniſchen Oper figurirte.

Der erſte Verſuch ein ruſſiſches Theater zu gründen, wurde erſt unter der zunächſt folgenden Regierung Eliſabeth's, ganz ohne alle Betheiligung des Hofs, in einer entfernten Provinzſtadt gewagt, die nicht zu den bedeutendſten zählte, nämlich in Jaroslawl. Nicht in Moskau, wie man wohl hätte erwarten können. Dort in Jaroslawl verfiel Feodor Wolkow, der Sohn eines Kaufmanns aus Koſtroma, zu Anfang der vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts darauf, aus Kaufmanns-Söhnen, Kanzelei-Dienern und dergleichen Leuten eine Schauſpielertruppe zuſammen zu werben, und in den Räumen ſeiner Wohnung dramatiſche Vorſtellungen zu veranſtalten. Schauſpielerinnen gab es bei dieſer Truppe nicht. Die Frauen-Rollen wurden, wie zu Shakeſpeare's Zeit, von der die Leute nichts wußten, von jungen Männern geſpielt. Wolkow ſelbſt hatte zu Moskau Deutſch gelernt, ſich auch mit Muſik und Malerei beſchäftigt — ein Theater hatte er nie geſehen. Eigens um zu erfahren wie die Baulichkeiten beſchaffen ſind, die man dramatiſchen Vorſtellungen widmet, und was ſonſt für Veranſtaltungen getroffen werden, kam Wolkow (1746) nach Petersburg, wo er ſich die Einrichtungen der Oper auf das genaueſte anſah — und zurückgekehrt, baute er in Jaroslawl ein Theater, in dem für etwa tauſend Zuſchauer Raum geweſen ſein ſoll. Dergleichen wäre wohl nicht möglich geweſen, wenn ſein Beginnen nicht das Intereſſe der Bevölkerung in Anſpruch genommen und Beifall gefunden hätte.

Und was ſpielte nun dieſe früheſte ruſſiſche Schauſpieler-Geſellſchaft? — Je nun! — ſie ſpielte das Einzige was es in ihrem Bereich gab: die Dramen die ein Heiliger der ruſſiſchen Kirche, der Heilige Dmitry von Roſtow verfaßt hatte.

Zwar, für einen Heiligen galt dieſer Dmitry, der 1651 in der Nähe von Kiew geborene Sohn eines Koſacken-Hauptmanns, Sawa Tuptalo, damals noch nicht. Er hatte zu den gelehrteſten ruſſiſchen Geiſtlichen gehört, Peter der Große hatte ihn vorgezogen und zum Metropoliten von Roſtow ernannt; dort war er ſchon 1709 geſtorben. Faſt ein halbes Jahrhundert nachher (1752) wollte ein Nachfolger auf dem erzbiſchöflichen Stuhl zu Roſtow, Arſeniy Matzéhewitſch, Wunder gewahren die ſich an ſeinem Grabe ergaben, und beſchloß ſofort ihn in ſeinem Sprengel als Heiligen verehren zu laſſen; erſt unter der Kaiſerin Katherina aber wurde ſeine Canoniſation durch einen Spruch des Synods für gültig erklärt, und ſelbſt dann nur mit der tadelnden Bemerkung, daß es bei der Heiligſprechung etwas übereilt zugegangen ſei.

Neben vielerlei Beiträgen zur Geſchichte der Heiligen, hat dieſer Dmitry von Roſtow — angeregt wahrſcheinlich durch das Beiſpiel und die Werke eines Byzantiners von großer Autorität in der Kirche, des Kirchenvaters Gregor von Nazianz, namentlich durch deſſen „leidenden Chriſtus“ — auch eine Anzahl Dramen in gereimten Verſen verfaßt, die nie gedruckt worden ſind, und ſich nur handſchriftlich in einigen Bibliotheken Rußlands vorfinden. — „Die Geburt Chriſti“; — „der reuige Sünder“; — „Eſther und Ahasverus“; — „die Auferſtehung Chriſti“ werden unter Anderen genannt; ſie mochten an die im Mittelalter im weſtlichen Europa üblichen Myſterien erinnern. Der Verfaſſer ſelbſt ſcheint, wie das ja auch von dieſen Myſterien galt, ihre Aufführung als etwas angeſehen zu haben das in einer gewiſſen Beziehung zu dem Gottesdienſt ſtehe. So glaubte er denn ſelbſt die Faſtenzeit nicht dadurch zu entweihen, daß er ſie in den Räumen ſeiner erzbiſchöflichen Wohnung zu Roſtow aufführen ließ. Später hat wohl, außer eben der Schauſpieler-Geſellſchaft Wolkow's, niemand wieder die Darſtellung verſucht.

Der erſte Verſuch das ruſſiſche Schauſpiel auch am Hof einzuführen, ging von Beweggründen aus, die mit Kunſt und Bildungszwecken nichts gemein hatten, und ebenſo entſchieden aller Heiligkeit fern lagen. Der Kanzler Beſtuſhew-Riumin hatte nämlich ſtets mit dem Gemahl der Kaiſerin (dem Grafen Raſumowsky) und desgleichen mit ihren ſonſtigen Günſtlingen, die nicht nach politiſchem Einfluß ſtrebten, auf dem beſten Fuß geſtanden. Nun aber erſchien in der Perſon des Kammerpagen Iwan Schuwalow ein neuer Günſtling, den eine ehrgeizige Verwandten-Schaar

umgab; Beſtuſhew glaubte ſich durch ihn in ſeiner ſtaatsmänniſchen Stellung gefährdet und ſuchte ihn dadurch zu verdrängen, daß er die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin auf einen anderen hübſchen jungen Mann lenkte, der dann als ſein Geſchöpf ſtets mit ihm in Verbindung und ihm dienſtbar bliebe. Ein Cadet Namens Beketow ſchien ſich zu der Rolle zu eignen. Die Kaiſerin wurde veranlaßt einer von Cadetten ausgeführten dramatiſchen Vorſtellung im Cadetten-Corps beizuwohnen, und da wurde ihr der junge Beketow in einem Schauſpiel in ruſſiſcher Sprache unter den günſtigſten Bedingungen vorgeführt. Im Anfang ſchien der Plan zu gelingen; Beketow gefiel wirklich; es wurde ihm eine Wohnung im kaiſerlichen Palaſt angewieſen — doch dauerte ſeine Herrlichkeit nicht lange; Iwan Schuwalow wußte ſchließlich das Feld zu behaupten, und Beketow verſchwand wieder aus dem Hofkreiſe.

Das in ſo eigenthümlicher Weiſe geweckte Intereſſe für ein ruſſiſches Schauſpiel aber blieb, und wurde ſogar durch Schuwalow, der ſeinen Lebensgenuß in eleganter Belletriſtik ſuchte, geſteigert, während doch zu gleicher Zeit die trennende Kluft zwiſchen dem ruſſiſchen Volk und den höheren Ständen dadurch erweitert wurde, daß derſelbe Schuwalow franzöſiſche Sprache und Sitte zu der durchaus herrſchenden am Hof und in der vornehmen Welt machte.

Ein gewiegter Mann in Amt und Würden, der Staatsrath Sumarokow, ſchrieb eine Anzahl Trauerſpiele in ruſſiſchen gereimten Alexandrinern; er ſchrieb nicht minder auch Luſtſpiele und Opern-Texte, und ſeine Tragödien und Luſtſpiele wurden von Herren und Damen des Hofs in den kaiſerlichen Gemächern aufgeführt. Ein ſolcher Anfang führte weiter. Man ſagte ſich, daß auch ein ruſſiſches Theater zu dem vollſtändigen Apparat eines ruſſiſchen Hofs gehöre, und da das Daſein der Schauſpieler-Geſellſchaft Wolkows zu Jaroſlawl auch in Petersburg bekannt geworden war, wurden dieſe Künſtler nach der Hauptſtadt beſchieden. Ob das blos aus Neugierde geſchah, oder ob man ſich etwas weitergehendes dabei dachte, wiſſen wir nicht zu ſagen. Wolkows Leute ſpielten in ihrer Weiſe vor der Kaiſerin und dem verſammelten Hof, Dmitry's „Reuigen Sünder" — in Folge eines ſeltſamen Zuſammentreffens in demſelben Jahr (1752), ja faſt zu derſelben Zeit, in der der damalige Biſchof von Roſtow den Verfaſſer dieſes Dramas für einen Heiligen erklärte. Die Jaroſlawlſchen Schauſpieler fanden Beifall; man ließ, um ſie weiter zu prüfen, die Eine und die Andere der Tragödien Sumarokows von ihnen einſtudiren und aufführen, und da auch dieſer Verſuch zu gelingen ſchien, glaubte man etwas aus ihnen machen zu können —: nichts geringeres als eine ruſſiſche Hof-Schauſpieler-Geſellſchaft. Doch hatten ſie aus der entfernten Provinz-

ſtadt einige Eigenthümlichkeiten mitgebracht, die abgelegt werden mußten. Ton und Bildung der Künſtler ließ nach dem Urtheile des Hofs noch Manches zu wünſchen — da mußte nachgeholfen werden, und als man ſich davon überzeugt hatte, wurden die Mitglieder der Truppe, unter ihnen auch Dmitriewsky, der Sohn eines Krämers, der damals ſechzehn Jahre alt, wahrſcheinlich Frauen-Rollen ſpielte, — in das Land-Cadetten-Corps „abgegeben". Da ſollten ſie ſich, unter die Cadetten eingereiht, die literariſchen Kenntniſſe, die Bildung aneignen, die ihr Beruf zu fordern ſchien. Eine andere Bildungsſchule war nicht zur Hand. Und dann! — ſtellten doch auch die Cadetten von Zeit zu Zeit unter Sumarokows eigener Leitung das Eine oder das Andere ſeiner Trauerſpiele dar; wahrſcheinlich galt das Cadetten-Corps deshalb für beſonders geeignet Pflanzſchule eines National-Theaters zu werden.

Nach vier Jahren (1756) hielt man die in ſolcher Weiſe „abgegebenen" Schauſpieler für hinreichend gebildet; durch kaiſerlichen Ukas (v. 30. Aug.) wurde ein zum Hof und Hofſtaat gehöriges ruſſiſches Theater gegründet, Sumarokow zu deſſen Director, Wolkow zu dem (im Rang) erſten Schauſpieler ernannt; beide konnten, jeder in ſeiner Art, als die Schöpfer dieſer neuen Bühne angeſehen werden. Hier wurden nun die Frauen-Rollen nicht mehr von jungen Männern geſpielt: aber wo die Schauſpielerinnen herkamen, wo ſie ſich gebildet hatten, oder wohin man ſie zur Bildung „abgegeben" hatte, das iſt aus allen bekannt gewordenen Angaben nicht zu erſehen. Doch auch dieſes Theater ſpielte ausſchließlich nur für den Hof, und den bei Hof Vorgeſtellten wurde ihr Platz im Schauſpiel nach ihrem Rang angewieſen. Selbſt Katherina II., von der man doch erwarten durfte, daß ſie auch im Theater ein Mittel ſehen würde anregend auf weitere Kreiſe zu wirken, öffnete dem Publikum erſt volle zwanzig Jahre nach ihrem Regierungs-Antritt — im Jahr 1782 — die Thüren des Schauſpielhauſes. Erſt von dieſer Zeit an war der Eintritt für Geld gewährt. Wahrſcheinlich glaubte die Kaiſerin bis dahin, daß es außerhalb des Hofs und ſeiner allernächſten Umgebung in Rußland kein Publikum für ein künſtleriſch geleitetes Theater, oder überhaupt für etwas Anderes als Jahrmarkts-Poſſen gebe.

Unter den ſeiner Zeit im Land-Cadetten-Corps gebildeten Schauſpielern galt Dmitriewsky für den begabteſten. Der Hof hatte ihn zu Katherina's Zeit (1765) nach Frankreich reiſen laſſen, um ſich dort in ſeiner Kunſt zu vervollkommenen. Ein zweites Mal wurde Dmitriewsky drei Jahre ſpäter eben dorthin geſendet, um nach eigenem Urtheil und Ermeſſen Schauſpieler für das franzöſiſche Hoftheater in Petersburg anzuwerben. Danach läßt ſich beurtheilen in welchem Anſehen er ſtand, und in der

That blieb er Jahrzehnte über der am meiſten geachtete und gefeierte Schauſpieler Rußlands.

Dmitriewsky's Urtheil mußte demnach als ein gewichtiges anerkannt werden; er unternahm dem jungen Krylow darzuthun, daß es am beſten ſein werde, ſeine Kleopatra ſtillſchweigend der Vergeſſenheit zu übergeben, ging zu dem Ende das Stück im Einzelnen mit dem Verfaſſer durch, wies alle Schwächen nach — und that das in ſolcher Weiſe, daß er den jüngern Freund überzeugte ohne ihn zu verletzen. Dieſe Kleopatra muß übrigens wohl in der That ein ſehr wunderliches Product geweſen ſein, da ſie zu einer Zeit, in der die ruſſiſche Bühne gar nichts aufzuweiſen hatte, dem die Kritik irgend einen wirklichen Werth beimeſſen könnte, in der ſie ſich nicht ſelten mit Schöpfungen von kaum glaublicher Dürftigkeit behelfen mußte, weder der Aufführung noch des Drucks werth geachtet wurde.

Wenig ſpäter (1788) verlor Krylow, kaum zwanzig Jahre alt, auch ſeine Mutter, und blieb nun, ohne Vermögen und Mittel, ohne Erziehung und Kenntniſſe, ſich ſelbſt und ſeinem Schickſal überlaſſen.

Obgleich inzwiſchen zu einer Behörde verſetzt, in der die Ausſichten ein wenig beſſer ſein mochten (zu der Kanzlei des kaiſerlichen Cabinets) gab Krylow nun den elenden Schreiberdienſt auf, der ihn nicht weiter zu führen verhieß und wendete ſich einem Gewerbe zu, das ſeinen Anlagen entſprach, und in dem er die Möglichkeit zu finden hoffte ſich weiter zu bilden und ſeinen Liebhabereien zu leben. Bis dahin hatte es in Rußland nur Druckereien der Krone, des Synod's und der öffentlichen Behörden gegeben; die Kaiſerin Katherina gab das Gewerbe frei — und Krylow wurde Buchdrucker. Das heißt er gründete mit einem verabſchiedeten Garde-Hauptmann Rachmanow und vielleicht noch einigen Anderen zuſammen, eine Druckerei. Krylow übernahm deren Leitung, Rachmanow und die ſonſtigen Genoſſen werden wohl die nöthigen Geldmittel beigetragen haben, die Krylow natürlich nicht hatte. Uebrigens waren bei dieſer gewerblichen Anlage von Anfang an auch literariſche Unternehmungen beabſichtigt, die eben durch den Beſitz einer eigenen Druckerei erleichtert werden ſollten. Zunächſt und gleich zu Anfang des Betriebs wurde hier eine zweite Tragödie, „Philomele" gedruckt, die Krylow inzwiſchen gedichtet hatte. Sie liefert den Beweis, daß auch Dmitriewsky's Kritik und Rath nicht vermocht hatte Krylows Talente zur Reife zu bringen, oder auch nur zu fördern, denn es iſt kaum anzunehmen, daß die unbekannt gebliebene Kleopatra ein noch ſchwächeres Product geweſen ſein könnte als dieſe Philomele. Auch dieſes Trauerſpiel hätte ſchwerlich je das Licht der Oeffentlichkeit geſehen, wenn nicht dem Verfaſſer die eigene Druckerei zu Gebote ſtand. Jedenfalls erwies ſich die darauf verwendete Arbeit des

Druckers als eine verlorene. Wenig bemerkt wurde das unglückliche Werk ſehr bald wieder vollſtändig vergeſſen.

Im Uebrigen erfüllte das Gewerbe ſeinen Zweck; es ernährte den bis zur Zeit verunglückten Dichter, und ſogar etwas reichlicher als er gewohnt geweſen war. Er hatte jetzt ſogar die Mittel das Theater, das ihm bis dahin unzugänglich geblieben war, häufig zu beſuchen. Doch war das vielleicht für ihn keine Ausgabe. Möglicher Weiſe hatte ihm ſein Freund, der Schauſpieler, freien Eintritt verſchafft. Wie dem aber auch ſei, das Schauſpiel wurde jetzt ſeine Leidenſchaft und ſeine Bildungsſchule, wie wenig die damalige ruſſiſche Bühne auch dazu geeignet ſein mochte. Auch Dmitriewsky war, ſeiner Erfahrung und ſeines Anſehens ungeachtet, nicht der Führer der ihm mit Sicherheit die rechten Wege weiſen konnte, und ſo mußte denn wohl Krylow, in keinem Zweig des Wiſſens irgend begründet, in ſeinen literariſchen Verſuchen, in ſeinem rathloſen Streben nach Bildung überhaupt, vielfach irre gehen. Auch ſoll er ſeine Zeit großentheils mit unnützen Dingen verbracht haben, die nicht weiter führten, und dafür zeugen auch ſeine nächſten Werke, in denen ſich eine rathloſe Unreife verräth.

Wie der Jugend, ſofern ſie nicht auf ſchwärmende Ueberſchwenglichkeit angelegt iſt, und oft auch in Verbindung mit einer ſolchen Ueberſchwenglichkeit, immerdar die Satyre nahe liegt, verfiel auch Krylow in ſeinem einundzwanzigſten Jahr darauf, im Verein mit einigen Freunden, die nicht mehr vom Leben wußten als er ſelber, ein ſatyriſches Journal herauszugeben.

Zwanzig Jahre früher hatte ein Pole, Namens Feodor Emin, ein Mann der längere Zeit als Mahomedaner und Janitſchar in der Türkei gelebt, dann von dort entflohen, zu London, in der Kapelle der ruſſiſchen Geſandtſchaft wieder zur chriſtlichen Kirche aber diesmal zu dem griechiſchen Glaubens-Bekenntniß übergetreten war, zu Petersburg als Ueberſetzer im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt, nebenher unter dem vielverſprechenden Titel „die Höllenpoſt", eine ähnliche Zeitſchrift herausgegeben. Der Titel gefiel den jungen Leuten die ſich um Krylow vereinigten. Sie nannten ihr Journal „die Geiſter-Poſt". — Perſönlich lieferte Krylow dazu vor Allem Geſpräche hölliſcher Geiſter untereinander die, wenn ſie authentiſch wären, beweiſen würden, daß mitunter auch hölliſche Geiſter ſehr wenig von Welt und Leben begriffen haben, und ſich in wunderlichen Vorſtellungen ergehen.

Die ſchwache Zeitſchrift konnte ſich nur ein Jahr über halten, und mit einer anderen, mit der er es drei Jahre ſpäter (1792) verſuchte, wollte es nicht beſſer gehen. Auch „der Zuſchauer", ſo hieß dieſes zweite

Journal, war, wenn nicht ganz doch weit überwiegend ſatyriſchen Inhalts, und da es ſeit Montesquieu's „lettres persannes“ Mode geworden war die Satyre in das Gewand orientaliſcher Erzählungen zu kleiden, verſuchte ſich auch Krylow in einer ſolchen, Kaib genannt, die in der neuen Zeitſchrift eine anſehnliche Zahl Seiten füllt. Die ruſſiſchen Kritiker, die gern ihre Autoren, einigermaßen wie Shakeſpeare's Prinz Heinrich ſeine Freunde „in Ermangelung beſſerer“, nach Möglichkeit loben, wollen dieſe Erzählung auch heute noch maleriſch finden, witzig und in ihren Sarkasmen treffend. Dazu gehört viel guter Wille. Dem Unbefangenen erſcheint der Witz ziemlich banal und meiſt etwas lahm. So wenn ein Dichter, der redend eingeführt wird, auseinanderſetzt wie man einen und denſelben Menſchen, je nach den Umſtänden, in einer Satyre bloßſtellen oder in einer pomphaften Ode verherrlichen könne; in der Satyre erkenne ſich Niemand, in der lobpreiſenden Ode ein jeder; die Ode ſei wie ein ſeidener Strumpf, den ein jeder nach ſeinem Fuß zurecht ziehe u. ſ. w. Trotz aller gerühmten Vorzüge vermochte denn auch Kaïb nicht den Zuſchauer zu halten, und dieſer überlebte das erſte Jahr ſeines Daſeins nicht. —

Ungeachtet dieſes zweimaligen Mißlingens wollte es Krylow noch mit einem dritten Journal, dem „Petersburger Merkur“ verſuchen. Ein Mitbeſitzer der Druckerei, ein Hofrath Alexander Kluſchin, der ſich um dieſe Zeit auf das engſte mit Krylow befreundete, nahm diesmal beſonders thätigen Antheil an der Sache, wie er ſich denn auch ſchon bei dem Zuſchauer betheiligt hatte. Da die neue Zeitſchrift wieder vorzugsweiſe eine ſatyriſche wurde, lieferte Krylow, außer einigen lyriſchen Dichtungen die wenig ſagten und noch weniger bedeuteten, beſonders eine ausführliche „Lobrede auf die Kunſt die Zeit zu tödten.“

Zu gleicher Zeit (1793) verſuchte Krylow auch wieder, gleich ſeinem Freunde Kluſchin, für das Theater zu ſchreiben. Er ſchrieb den Text einer komiſchen Oper „die wahnſinnige Familie“ und ein Luſtſpiel „die Muthwilligen“. Beide wurden in Petersburg aufgeführt, und in einer Sammlung welche die Ruſſiſche Akademie unter dem Titel „Ruſſiſches Theater“ herausgab, auch gedruckt. Aber ſelbſt die wohlwollendſte Kritik muß zugeben, daß beide ſehr ſchwache Produkte von dürftiger Erfindung ſind, und daß ihr unbedeutender Inhalt nicht einmal das Verdienſt hat an die alltägliche Wirklichkeit, an das Leben zu erinnern. Krylow's neueſter Lobredner Pletnew meint: „es iſt gegenwärtig ſchwer zu erklären warum Krylow's Luſtſpiele, beſonders die zuerſt geſchriebenen, ſo wenig poetiſches Talent verrathen. Man erkennt in ihnen weder die ruſſiſche Geſellſchaft, noch unſere Sitten, noch den Charakter der Stände die der Verfaſſer darſtellen will, und ſelbſt nicht jene allgemeine Wahrheit der Handlung die der Geiſt

auffaßt, auch wenn er um ſich her keine guten Vorbilder findet, die ihn in der Behandlung ſeines Gegenſtandes leiten könnten." In den „Muthwilligen" ſei Alles plumpe Karikatur, meint derſelbe Kritiker oder Lobredner.

Ein Luſtſpiel Krylow's in Proſa, „der Dichter im Vorzimmer", das ein Jahr ſpäter (1794) erſchien, iſt um nichts beſſer. Der Dichter ſelbſt namentlich, Rifmochwat (d. h. etwa Reimhaſcher) genannt, iſt die denkbar plumpſte und dabei geiſtloſeſte aller Karikaturen. Pletnew meint, man begreife gar nicht von woher die wunderlichen Weſen, die Perſonen des Stücks, auf die Bühne kommen, und man behalte den Eindruck als ob das ganze Stück nicht in unſerer Welt ſpiele, ſondern auf irgend einem anderen, noch unbekannten Planeten.

Nach dieſen mißglückten Verſuchen hätte es wohl eigentlich für erwieſen gelten können, daß Krylow einer größeren dichteriſchen Aufgabe nicht gewachſen ſei. Seine ruſſiſchen Zeitgenoſſen waren das freilich keineswegs gewahr geworden, aber ſeiner ſelbſt ſcheint ſich ein mehr oder weniger ſchwankendes Bewußtſein bemächtigt zu haben, daß dem wohl ſo ſein könnte. Wenigſtens folgt nun in ſeinem einfachen Lebenslauf eine längere Reihe von Jahren, während der ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit vollkommen ruhte.

Das Gewerbe, die Buchdruckerei, ſcheint ihm jetzt wie früher die nöthigen Mittel verſchafft zu haben, im Uebrigen übte er nun ſelbſt mit einer gewiſſen Virtuoſität die Kunſt die Zeit zu tödten, der er eine ſarkaſtiſche Lobrede gehalten hatte. Er lebte meiſt dem geſelligen Vergnügen, und man darf aus ſeinen Lebens-Verhältniſſen, wie ſie bis dahin geweſen waren, keineswegs folgern daß er ſich etwa durchaus in untergeordneten oder in unbedeutenden geſellſchaftlichen Kreiſen bewegte. So ſchwach und aller wirklichen Bedeutung baar die Erzeugniſſe ſeiner Muſe auch waren, hatten ſie doch genügt ihm einen Namen und ein gewiſſes Anſehen zu verſchaffen. Schon der Umſtand, daß die ruſſiſche Akademie ſeine Luſtſpiele der Aufnahme in ihre Sammlung werth geachtet hatte, bürgt dafür. Der damalige Zuſtand des ruſſiſchen Parnaſſes brachte das ſo mit ſich. Was in Rußland zur Zeit geſchrieben und gedruckt wurde, war weit überwiegend von der Art, daß Krylow's Werke daneben ganz gut beſtehen konnten. Waren die von ihm herausgegebenen Zeitſchriften, auch der Petersburger Merkur, immer ſehr ſchnell wieder eingegangen, ſo hatte das nicht ſowohl in ihrer Schwäche ſeinen Grund, als darin, daß es ein leſendes Publikum, und namentlich ein ruſſiſch leſendes Publikum in irgend genügender Ausdehnung überhaupt noch nicht gab, und am wenigſten in Petersburg. Selbſt in Moskau wollten ſolche Zeitſchriften zunächſt noch kein dauerndes Glück machen, obgleich Karamſin der es damit verſuchte, eine umfaſſendere Bildung und mehr Kenntniß der Welt als Krylow mitbrachte zu dem Unternehmen.

Krylow lebte demnach, hauptſächlich von Knäſchnin eingeführt, als angeſehener Mann, als Ihresgleichen mit den damaligen literariſchen Größen der ruſſiſchen Hauptſtadt, und da auch die vornehme Welt nach dem Beiſpiel der Kaiſerin Katherina ſehr bereit war alle Leiſtungen auf dem Gebiet ruſſiſcher Kunſt und Literatur anzuerkennen und auszuzeichnen — wenn ſie ſich nur nicht wirklich damit zu beſchäftigen brauchte — fand auch Krylow gleich Anderen in ihren Kreiſen dieſe Art von herablaſſender Anerkennung, die bis zu gelegentlichen Einladungen an die eine und die andere gaſtliche Tafel hinaufreicht. Seltſamer Weiſe ſuchten ſelbſt die Jünger der bildenden Kunſt, die Maler und Bildhauer die es damals in der nordiſchen Hauptſtadt gab, nicht nur Krylow's Geſellſchaft, ſondern zu Zeiten auch ſein Gutachten und ſeinen Rath: ein Beweis daß ſie, in Ermangelung eines kunſtverſtändigen Publikums um guten Rath gar ſehr in Verlegenheit waren, denn Krylow wußte ſelbſt in der Gemälde-Galerie der Eremitage eigentlich nicht Beſcheid und ſonſt hatte der junge Mann in ſeinem Leben kein namhaftes Kunſtwerk geſehen.

Eine hervorragende Wichtigkeit behielt aber unter Krylow's geſellſchaftlichen Beziehungen, ſein Verkehr mit dem Freund ſeiner Erſtlings-Zeit, dem Schauſpieler Dmitriewsky. Beide, der Dichter und der Schauſpieler, hatten Sinn für die Freuden der Tafel. Sie ſpeiſten oft zuſammen, beide behaglich in Schlafrock und Pantoffeln. Nur ruſſiſche National-Speiſen, von beiden allen Meiſterwerken der franzöſiſchen Küche wenigſtens gleichgeſtellt, durften dann auf ihrer Tafel erſcheinen, und recht von Grund aus geſättigt, begaben ſich die Freunde nach dem Mahle zur Ruhe, um nach der Sitte der Väter eine gründliche Nachmittags-Ruhe von mehreren Stunden rechtſchaffen durch zu ſchlafen.

Bei der vollkommen ungezwungenen Vertraulichkeit dieſes Verkehrs führte dann zerſtreutes Weſen hin und wieder eigenthümliche kleine Scenen herbei. So hatte Dmitriewsky einſt den Freund zum Mahle geladen, und ihm dabei gar manches lockende Gericht mit der Umſtändlichkeit verſprochen, mit der man bei einem Lieblings-Gegenſtand verweilt: Stſchy, d. h. eine Sauerkohl-Suppe mit Bratwürſten, — ein Spahnferkel, kalt, mit Meerrettich und Sahne — einen Kolübäk, d. h. einen Fiſch in gewöhnlichen Semmelteig eingewickelt, und darin gebacken — ſchwarze Grütze und dergleichen Herrlichkeiten mehr — zum Nachtiſch aber rohe Gurken mit Honig. Krylow war nicht der Mann dergleichen zu verſäumen. Er machte ſich zur gehörigen Zeit auf den Weg. Dmitriewsky hatte aber unmittelbar vorher ſeine Wohnung gewechſelt, das wußte Krylow nicht oder er hatte es wieder vergeſſen; er begab ſich nach der früheren Wohnung des Schauſpielers, in der nunmehr ein ehrbarer Familien-Vater hauſte. Da

auffaßt, auch wenn er um ſich her keine guten Vorbilder findet, die ihn in der Behandlung ſeines Gegenſtandes leiten könnten." In den „Muthwilligen" ſei Alles plumpe Karikatur, meint derſelbe Kritiker oder Lobredner.

Ein Luſtſpiel Krylow's in Proſa, „der Dichter im Vorzimmer", das ein Jahr ſpäter (1794) erſchien, iſt um nichts beſſer. Der Dichter ſelbſt namentlich, Rifmochwat (d. h. etwa Reimhaſcher) genannt, iſt die denkbar plumpſte und dabei geiſtloſeſte aller Karikaturen. Pletnew meint, man begreife gar nicht von woher die wunderlichen Weſen, die Perſonen des Stücks, auf die Bühne kommen, und man behalte den Eindruck als ob das ganze Stück nicht in unſerer Welt ſpiele, ſondern auf irgend einem anderen, noch unbekannten Planeten.

Nach dieſen mißglückten Verſuchen hätte es wohl eigentlich für erwieſen gelten können, daß Krylow einer größeren dichteriſchen Aufgabe nicht gewachſen ſei. Seine ruſſiſchen Zeitgenoſſen waren das freilich keineswegs gewahr geworden, aber ſeiner ſelbſt ſcheint ſich ein mehr oder weniger ſchwankendes Bewußtſein bemächtigt zu haben, daß dem wohl ſo ſein könnte. Wenigſtens folgt nun in ſeinem einfachen Lebenslauf eine längere Reihe von Jahren, während der ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit vollkommen ruhte.

Das Gewerbe, die Buchdruckerei, ſcheint ihm jetzt wie früher die nöthigen Mittel verſchafft zu haben, im Uebrigen übte er nun ſelbſt mit einer gewiſſen Virtuoſität die Kunſt die Zeit zu tödten, der er eine ſarkaſtiſche Lobrede gehalten hatte. Er lebte meiſt dem geſelligen Vergnügen, und man darf aus ſeinen Lebens-Verhältniſſen, wie ſie bis dahin geweſen waren, keineswegs folgern daß er ſich etwa durchaus in untergeordneten oder in unbedeutenden geſellſchaftlichen Kreiſen bewegte. So ſchwach und aller wirklichen Bedeutung baar die Erzeugniſſe ſeiner Muſe auch waren, hatten ſie doch genügt ihm einen Namen und ein gewiſſes Anſehen zu verſchaffen. Schon der Umſtand, daß die ruſſiſche Akademie ſeine Luſtſpiele der Aufnahme in ihre Sammlung werth geachtet hatte, bürgt dafür. Der damalige Zuſtand des ruſſiſchen Parnaſſes brachte das ſo mit ſich. Was in Rußland zur Zeit geſchrieben und gedruckt wurde, war weit überwiegend von der Art, daß Krylow's Werke daneben ganz gut beſtehen konnten. Waren die von ihm herausgegebenen Zeitſchriften, auch der Petersburger Merkur, immer ſehr ſchnell wieder eingegangen, ſo hatte das nicht ſowohl in ihrer Schwäche ſeinen Grund, als darin, daß es ein leſendes Publikum, und namentlich ein ruſſiſch leſendes Publikum in irgend genügender Ausdehnung überhaupt noch nicht gab, und am wenigſten in Petersburg. Selbſt in Moskau wollten ſolche Zeitſchriften zunächſt noch kein dauerndes Glück machen, obgleich Karamſin der es damit verſuchte, eine umfaſſendere Bildung und mehr Kenntniß der Welt als Krylow mitbrachte zu dem Unternehmen.

Krylow lebte demnach, hauptſächlich von Knäſhnin eingeführt, als angeſehener Mann, als Ihresgleichen mit den damaligen literariſchen Größen der ruſſiſchen Hauptſtadt, und da auch die vornehme Welt nach dem Beiſpiel der Kaiſerin Katherina ſehr bereit war alle Leiſtungen auf dem Gebiet ruſſiſcher Kunſt und Literatur anzuerkennen und auszuzeichnen — wenn ſie ſich nur nicht wirklich damit zu beſchäftigen brauchte — fand auch Krylow gleich Anderen in ihren Kreiſen dieſe Art von herablaſſender Anerkennung, die bis zu gelegentlichen Einladungen an die eine und die andere gaſtliche Tafel hinaufreicht. Seltſamer Weiſe ſuchten ſelbſt die Jünger der bildenden Kunſt, die Maler und Bildhauer die es damals in der nordiſchen Hauptſtadt gab, nicht nur Krylow's Geſellſchaft, ſondern zu Zeiten auch ſein Gutachten und ſeinen Rath: ein Beweis daß ſie, in Ermangelung eines kunſtverſtändigen Publikums um guten Rath gar ſehr in Verlegenheit waren, denn Krylow wußte ſelbſt in der Gemälde-Galerie der Eremitage eigentlich nicht Beſcheid und ſonſt hatte der junge Mann in ſeinem Leben kein namhaftes Kunſtwerk geſehen.

Eine hervorragende Wichtigkeit behielt aber unter Krylow's geſellſchaftlichen Beziehungen, ſein Verkehr mit dem Freund ſeiner Erſtlings-Zeit, dem Schauſpieler Dmitriewsky. Beide, der Dichter und der Schauſpieler, hatten Sinn für die Freuden der Tafel. Sie ſpeiſten oft zuſammen, beide behaglich in Schlafrock und Pantoffeln. Nur ruſſiſche National-Speiſen, von beiden allen Meiſterwerken der franzöſiſchen Küche wenigſtens gleichgeſtellt, durften dann auf ihrer Tafel erſcheinen, und recht von Grund aus geſättigt, begaben ſich die Freunde nach dem Mahle zur Ruhe, um nach der Sitte der Väter eine gründliche Nachmittags-Ruhe von mehreren Stunden rechtſchaffen durch zu ſchlafen.

Bei der vollkommen ungezwungenen Vertraulichkeit dieſes Verkehrs führte dann zerſtreutes Weſen hin und wieder eigenthümliche kleine Scenen herbei. So hatte Dmitriewsky einſt den Freund zum Mahle geladen, und ihm dabei gar manches lockende Gericht mit der Umſtändlichkeit verſprochen, mit der man bei einem Lieblings-Gegenſtand verweilt: Stſchy, d. h. eine Sauerkohl-Suppe mit Bratwürſten, — ein Spahnferkel, kalt, mit Meerrettich und Sahne — einen Kolübäk, d. h. einen Fiſch in gewöhnlichen Semmelteig eingewickelt, und darin gebacken — ſchwarze Grütze und dergleichen Herrlichkeiten mehr — zum Nachtiſch aber rohe Gurken mit Honig. Krylow war nicht der Mann dergleichen zu verſäumen. Er machte ſich zur gehörigen Zeit auf den Weg. Dmitriewsky hatte aber unmittelbar vorher ſeine Wohnung gewechſelt, das wußte Krylow nicht oder er hatte es wieder vergeſſen; er begab ſich nach der früheren Wohnung des Schauſpielers, in der nunmehr ein ehrbarer Familien-Vater hauſte. Da

man ihm an der Thüre ſagte: es ſei niemand zu Hauſe, erwiderte er als geladener Gaſt, er werde den Haus-Herrn erwarten, wanderte ohne Weiteres nach dem wohlbekannten Schlafzimmer, und legte ſich dort halb entkleidet auf das Bett, um dem Freunde und dem erſehnten Mahl angenehm entgegen zu ſchlummern. Die Frau des neuen Bewohners war nicht wenig und nicht auf das angenehmſte überraſcht als ſie heimkehrte, und den fremden Mann vorfand, der in ihrem Bett ſchnarchte.

Von Krylow's Beſchäftigungen während dieſer Jahre wiſſen ſeine Biographen nur zu ſagen, daß er ſich im Franzöſiſchen und im Deutſchen geübt haben ſoll; auch Italieniſch ſoll er getrieben haben und der Sprache ſo weit mächtig geworden ſein, daß er ſie geläufig leſen konnte. Beſonders aber legte er ſich mit dem Eifer der Leidenſchaft auf Violinſpielen, und ſo ſpät er auch angefangen hatte ſich dieſer Kunſt zu befleißigen, brachte er es doch ſo weit darin, daß er neben namhaften Virtuoſen ſeine Stelle im Streich-Quartett einnehmen konnte. Was uns von der Zeit erzählt wird, die er huldigend im Dienſt der Schönen verwendet habe, von Liebe und Leidenſchaft, das dürfen wir wohl mit Stillſchweigen übergehen, da es keine Spuren in ſeinem weiteren Leben zurück gelaſſen hat. Es hält etwas ſchwer ſich den kleinen, unſcheinbaren und in ſeinem Aeußern nicht immer ſaubereu Krylow, als Helden eines Romans, als Eroberer zu denken. Eine ſolche Vorſtellung verliert ſich ſogar leicht in das Komiſche.

Nebenher aber huldigte Krylow auch noch einer anderen, weniger poetiſchen Leidenſchaft, nämlich der Leidenſchaft des Spiels. Gar manche Nacht verlebte er am Kartentiſch, und man wußte, daß er es nicht ablehnte auch eine Fahrt über Land nach einem Provinzial-Städtchen zu unternehmen, wenn ihm da eine nachhaltige Spielpartie von ein Paar Tagen verſprochen war. Der Kaiſer Alexander, der davon hörte, äußerte, es ſei nicht ſchade um die Summen, wohl aber um die Zeit, die Krylow auf dieſe Weiſe verliere — Worte aus denen hervorgeht, in wie weit der junge Mann bereits wichtig genommen wurde. Wenn man erwägt was denn eigentlich Krylow bis dahin geleiſtet hatte, kann es nur ein Gegenſtand der Verwunderung ſein daß ihm dieſer Grad von Bedeutung beigelegt wurde. Die einzige Erklärung die es dafür geben kann, liegt auch wieder nur in der damaligen Beſchränktheit und Armuth der ruſſiſchen Literatur.

Inzwiſchen hatte Krylow, wir wiſſen nicht wie und wodurch, das Wohlwollen und den Schutz der Kaiſerin Mutter, Maria Feodorowna, gewonnen, und dieſer Umſtand führte ihn auf kurze Zeit in den öffentlichen Dienſt zurück. Die ruſſiſchen Biographen Krylows ſagen, es ſei für ihn zur Zeit ein Leichtes geweſen wieder angeſtellt zu werden, es hätte ge-

nügt, daß er den Wunſch ausſprach, denn ſchon habe er in ſolchem Anſehen geſtanden, daß die bedeutendſten und einflußreichſten Männer Rußlands bereit geweſen ſeien ſich für ihn zu verwenden. Das mag ſein; jedenfalls that es die Kaiſerin Mutter. Sie empfahl ihn (1801) dem Fürſten Sergey Fedrowitſch Galitzyn, der zum Kriegs- und General-Gouverneur der Oſtſee-Provinzen ernannt, einer ſolchen Fürſprache natürlich nichts abzuſchlagen hatte. Der Fürſt nahm den damals zweiundbreißig-jährigen Dichter mit ſich nach Riga, und ſcheint ihn eigentlich als ſeinen Privat-Secretair verwendet zu haben, obgleich Krylow im Staatsdienſt gezählt und im folgenden Jahr zum Gouvernements-Secretair befördert wurde.

In der deutſchen Stadt, in Riga, fühlte ſich Krylow durchaus in der Fremde, ja in einem fremden Element, das ihm keineswegs ſympathiſch war. Es ſcheint ihm zu Muth geweſen zu ſein, als ſei er auf einen anderen Planeten verſetzt. Die Pflichten ſeines Dienſtes erfüllte er nicht gerade mit großem Eifer, mit ſteigender Leidenſchaft dagegen ergab er ſich dem Spiel. Er ſoll bedeutende Summen gewonnen, ſchließlich aber wieder verloren haben, wie das zu gehen pflegt, und eben die Erlebniſſe am Spieltiſch und gelegentliche, immer ſehr oberflächliche Berührungen mit den Eingeborenen der Provinz, begeiſterten ihn nebenher zu einer neuen Dichtung — zu einer Parodie — einer komiſchen „Tragödie" „Trumpf" betitelt, die nie gedruckt und nur handſchriftlich bekannt geworden iſt. Das ohne vielen Witz poſſenhafte Drama bemüht ſich die mangelhafte Ausſprache des Ruſſiſchen lächerlich zu machen, die ſich die Deutſchen zu Riga zu Schulden kommen laſſen, und dieſer etwas dürftige Scherz bildet ſogar ſo ziemlich den ganzen Inhalt deſſelben — ein ſprechendes Zeugniß dafür wie viel oder wie wenig Krylow während eines zweijährigen Aufenthalts von deutſchem Weſen und Leben begriffen hatte, inwiefern überhaupt Erfahrungen und Erlebniſſe in anderen als den gewohnten Lebenskreiſen ſeinen Horizont zu erweitern vermochten.

Als dann zwei Jahre ſpäter (1803) Galitzyn ſeinen Abſchied nahm, um ſich auf das Land, auf ſeine Güter weit im Innern des Reichs, im Saratowſchen Gouvernement zurückzuziehen, forderte er Krylow auf ihn dorthin zu begleiten. Er hatte ihn lieb gewonnen, oder doch ſich an ihn gewöhnt. Krylow zögerte nicht einen Augenblick auf dieſen Vorſchlag einzugehen. Was ſollte er auch in Riga, in einer fremden Welt, die ihm ewig fremd bleiben mußte, auf ſich ſelbſt angewieſen, ohne den Rückhalt eines vornehmen und mächtigen ruſſiſchen Hauſes?

So lebte denn Krylow mehrere Jahre auf dem Lande, als Hausgenoſſe der Familie Galitzyn, einheimiſch in einer Welt, die er bis dahin nur

ausnahmsweiſe hin und wieder geſehen hatte, und zwar als ein Untergeordneter, dem es als eine Auszeichnung angerechnet wird, daß er da erſcheinen darf. Er hatte während dieſer Zeit kein anderes Geſchäft als gelegentlich die Stelle des Hofmeiſters bei den Söhnen des Hauſes zu vertreten. Worin er eigentlich die jungen Herren unterrichtet haben könnte, iſt ſchwer zu errathen, aber man ſagt uns, daß er während dieſer Zeit ſeine eigene Erziehung vollendet habe. In einer Beziehung gewiß. Seine Stellung hatte nämlich ihre Schwierigkeiten. Er war zwar ein Freund des Hauſes, aber doch ein untergeordneter und abhängiger. Der Fürſt Galitzyn ſoll nicht in allen Stimmungen bequem geweſen ſein, und auch ſonſt ließ wohl einer oder der andere der zahlreichen Hausgenoſſen den Hausfreund gelegentlich fühlen, daß er eigentlich als ein ziemlich entbehrlicher Paraſit angeſehen werde. Hier entfaltete nun Krylow, nach dem Bericht des Einen ſeiner damaligen Zöglinge, eine mit einer gewiſſen Virtuoſität geübte Eigenſchaft, die unter den Slawen nicht ganz ſelten vorkömmt: eine große Feinheit des Geiſtes nämlich, und in Verbindung mit ihr eine Schmiegſamkeit des Charakters und des Benehmens, die ſich auch den unbequemſten Launen eines Höhergeſtellten mit einer gewißen Grazie anzubequemen weiß; jene milde und friedliche Lebensweisheit die nicht leicht etwas übel nimmt. Er lieferte den Beweis, daß er alle die kleinen Künſte die in ſo zarten Verhältniſſen unerläßlich ſind, nicht nur ſatyriſch zu geißeln, ſondern vorkommenden Falls und wenn es nöthig wurde, auch zu üben wußte.

Doch läßt ſich eine ſolche Stellung nicht in alle Ewigkeit behaupten, und Krylow konnte das eigentlich in dieſem Fall auch nicht einmal wünſchen, da eine ſolche Gegenwart ihm gar keine Zukunft verbürgte. Er verließ das Haus Galitzyn's nach drei Jahren (1806) um nach Petersburg, wie man ſagt „zu ſeinen alten Freunden und zu ſeinen alten Beſchäftigungen" zurückzukehren. Der Fürſt und er ſchieden als gute Freunde. Welche Ausſichten er in der Hauptſtadt eigentlich hatte, wovon er nach ſechsjähriger Abweſenheit, da ſein literariſcher Ruf doch eigentlich einigermaßen in Vergeſſenheit gerathen ſein konnte, dort zu leben gedachte, das wußte er vielleicht ſelber nicht recht genau.

Unverhofft aber und zufällig, fand er jetzt endlich, nachdem er bereits das achtunddreißigſte Jahr ſeines Alters erreicht hatte, den Weg auf dem er zu wirklicher Bedeutung gelangen ſollte. Er traf nämlich in Moskau, wo er auf der Durchreiſe einige Zeit verweilt zu haben ſcheint, mit dem Dichter Dmitriew zuſammen, deſſen Fabeln damals in der ruſſiſchen Welt ſehr hoch geachtet, d. h. bedeutend überſchätzt wurden. Angeregt durch den Verkehr mit ihm und durch ſein Beiſpiel, verſuchte ſich auch Krylow in

dieſer Dichtungs-Art, indem er zunächſt zwei Fabeln Lafontaine's, „die Eiche und das Rohr" — und „die wähleriſche Braut" nicht ſowohl aus dem Franzöſiſchen in das Ruſſiſche überſetzte, als vielmehr in ruſſiſcher Sprache bearbeitete. Dmitriew fand ſeine Bearbeitung vortrefflich; er glaubte darin ein entſchiedenes Talent gerade für dieſen Zweig der Dichtkunſt zu entdecken, und ohne Neid und ohne Eiferſucht forderte er den möglichen Nebenbuhler dringend auf, weiter zu gehen auf der ſo glücklich angetretenen Bahn. Auch ließ ſich Krylow bewegen den beiden erſten Verſuchen noch einen dritten hinzuzufügen, und Lafontaine's Fabel: „der Greis und die drei Jünglinge" zu überſetzen. Durch Dmitriew's Vermittelung wurden alle drei in einer zu Moskau erſcheinenden Zeitſchrift gedruckt, und fanden den entſchiedenſten Beifall.

Aber, dieſes Beifalls ungeachtet, obgleich durch freundſchaftlichen Rath in die Wege gewieſen die ſeinem wirklichen Talent angemeſſen waren, wollte doch Krylow auch jetzt nicht erkennen, daß er auf das Gebiet der Fabel angewieſen ſei. Dergleichen mochte allenfalls nebenher gehen, eigentlich aber glaubte er ſich auch jetzt noch zu größeren Werken berufen. Und warum auch nicht? — Keine Kritik hatte ihn darüber belehrt wie ſchwach und verkehrt ſeine früheren Dichtungen waren; im Gegentheil; er hatte damit Beifall geerntet, und ein nicht unbedeutendes Anſehen unter ſeinen Landsleuten und Stammgenoſſen gewonnen.

So ſchrieb er denn (1807) zu Petersburg zwei kleine Luſtſpiele in Proſa „das Moden-Magazin" und „Lehre den Töchtern". Beide verſpotten die Herrſchaft fremder Sprache und Sitte in Rußland, und es ſpricht ſich darin, wenn auch ſonſt wenig oder nichts, doch eine etwas giftige Abneigung gegen alles Fremdländiſche aus. Sie wurden gedruckt und aufgeführt; wahrſcheinlich aus Rückſicht für den Dichter und ſeinen wachſenden Ruhm erhielten ſie ſich längere Zeit auf dem Repertoire, ja ſie wurden, ſo lange Krylow lebte, von Zeit zu Zeit gegeben. Die ruſſiſche Kritik bemüht ſich ſogar heute noch, wenigſtens Ein und Anderes darin geiſtreich zu finden, in Wahrheit aber iſt der Inhalt ein ſehr geringfügiger.

Mit einer ſatyriſchen Feen-Oper „Ilia Bogatyr" (Elias der Held) wollte es noch weniger gelingen. Sie hat niemals Beifall gefunden, und ſelbſt die wohlwollende Nachwelt, die für Krylow bereits begonnen hat, muß einräumen, daß es vergeblich wäre einen leitenden Gedanken darin finden zu wollen.

Zum Glück für ſeinen Ruhm unternahm Krylow von dieſer Zeit an nicht mehr ein größeres, umfangreicheres Werk der Dichtung zu ſchaffen. Er beſchränkte ſich auf die Bearbeitung der Fabel. Ob ihn dabei eine richtige Erkenntniß des eigenen Talents, ſeiner Natur und Tragweite ge-

leitet hat, bleibt zweifelhaft. Es ſcheint ſich bei ihm ſelbſt nach und nach eine entſchiedene Liebhaberei für die Fabel entwickelt zu haben. Auch mußten Aufgaben an denen ſich gleichſam fragmentariſch, je nach Stimmung und Laune, hin und wieder einmal faſt ſpielend arbeiten ließ, die keine nachhaltige und folgerichtige Spannung des Geiſtes forderten, wohl ſeiner orientaliſch bequemen Natur ganz beſonders zuſagen.

Einmal auf dieſem Wege kam Krylow ſehr bald dahin nicht blos fremde Vorbilder nachzuahmen, ſondern auch Dichtungen dieſer Art eigener Erfindung und zwar in weit überwiegender Anzahl zu ſchaffen. Diejenigen Fabeln die ihm in ſolcher Weiſe ganz angehören, ſind ſogar die beſten, und in jeder Beziehung die werthvollſten. Man iſt durch ſie niemals zu der Vergleichung mit einem Vorbild aufgefordert, deſſen Grazie und Feinheit der ruſſiſche Dichter vielleicht nicht ganz erreicht hat; es wird hier nirgends fühlbar, daß der ruſſiſche Gehalt doch nicht ganz in den Rahmen der Handlung paſſen will; beſonders aber tritt in ihnen das national-ruſſiſche intellectuelle und Gemüths-Leben am ungetrübteſten hervor.

Da in dieſer Dichtungsart ein Zuviel ziemlich nahe liegt, war es vielleicht auch glücklich, daß ſich Krylow auf dieſem für ihn neuen Felde der Thätigkeit, was die Menge ſeiner Werke betrifft, nicht all' zu fruchtbar erwies. Beherrſcht von einem Hang ſich in träger Bequemlichkeit gehen zu laſſen — einem Hang der unter den Slawen wohl vorzukommen pflegt, und der ſich bei ihm mit den Jahren entwickelt haben mochte, arbeitete Krylow in eigenthümlicher Weiſe läſſig und bequem, gleichſam nur wenn er eben nichts Anderes mit ſich ſelbſt anzufangen wußte. Wenn ihm irgend eine kleine Begebenheit die Idee zu einer Fabel zuführte, ſchrieb er ſie wohl auf ein fliegendes Blättchen Papier; ſo blieb ſie dann vielleicht Monate lang liegen, bis er ſie einmal wieder anſah und ihn die Laune anwandelte ſie zu überarbeiten. Daſſelbe geſchah dann, vielleicht wieder nach Monaten, ein zweites und ein drittes Mal.

Doch erſchienen bald nach ſeiner Rückkehr nach Petersburg einzelne von ihm bearbeitete Fabeln, in einer Zeitſchrift, dem „Theater-Boten" — und im Jahre 1808 gab der Verfaſſer ſie in einem kleinen Bändchen geſammelt heraus, ſoviel er deren zur Zeit in Bereitſchaft hatte. Es waren ihrer nur dreiundzwanzig, der Mehrzahl nach von Lafontaine entlehnt; doch waren auch ſchon einige darunter, die Krylow ganz ſein eigen nennen durfte.

So klein dieſes Heft aber auch war, wurde es doch ſofort, in gewiſſem Sinn eine der allerwichtigſten Erſcheinungen der ruſſiſchen Literatur.

Wir dürfen wohl ſagen, daß nichts von allem was bis dahin in ruſſiſcher Sprache erſchienen war, ſo vollſtändig dem ruſſiſchen Sinn, der

ruſſiſchen Anſchauungs- und Gefühlsweiſe entſprach. Das ruſſiſch-nationale Element tritt ſelbſt in den, franzöſiſchen Vorbildern nachgedichteten Fabeln kaum weniger maßgebend hervor als in denen die von ſeiner eigenen Erfindung waren. Er hatte eben Lafontaine's kleine Meiſterwerke nicht nur in ruſſiſcher Sprache bearbeitet — er hatte auch einen ruſſiſchen Gehalt hinein gelegt. Vergleicht man Krylow's Bearbeitung mit der naiven Grazie und Eleganz Lafontaine's, ſo kann freilich nicht geleugnet werden, daß in der ruſſiſchen Fabel Auffaſſung und Ausdruck wohl einer gewiſſen Trivialität verfallen. Aber wir müſſen dieſe Trivialität, der doch auch ihre eigenthümliche Grazie nicht fehlt, die nie über eine gewiſſe Gränze des Erlaubten hinausgeht, eine glückliche nennen; ſie iſt in gleich hohem Grade volksthümlich und treffend in der Weiſe wie ſie das Charakteriſtiſche hervorzuheben weiß. Gerade dieſe mit richtig wählendem Takt, mit Glück unmittelbar dem Volksleben, dem Wohnzimmer des ruſſiſchen Kaufmanns und Bürgers, dem Hauſe des Land-Edelmanns, dem Markt, der Hütte des Bauern und der Dorf-Schenke entnommenen Wendungen, haben Krylow zum populärſten und vielleicht einflußreichſten Schriftſteller Rußlands gemacht.

Die geſammte ruſſiſche Nation erkannte ſich ſelbſt, ihre Art die Erſcheinungen des Lebens aufzufaſſen und ſich darüber auszuſprechen, wieder in Krylow's Verſen, und dieſe Verſe ſind Gemeingut aller Stände geworden, bis weit hinab in die unteren Schichten der Bevölkerung viele zu ſprichwörtlichen Redensarten, alle in dem Grade bekannt, daß jede Anſpielung auf eine Fabel Krylow's allgemein und überall verſtanden wird.

Auch das iſt dann wohl der Beachtung werth, daß wenigſtens in den höheren geſellſchaftlichen Kreiſen diejenigen ſeiner Fabeln, die zu ſeiner Zeit nicht gedruckt werden konnten, und nur handſchriftlich von Hand zu Hand gingen, kaum weniger allgemein bekannt und namentlich auch beliebt wurden als die gedruckten. Freilich ſind auch dieſe ungedruckten ſatyriſchen Inhalts, gegen Maßregeln der Regierung, gegen die öffentlichen Zuſtände in Rußland überhaupt gerichtet, zu den allerbeſten zu zählen, die Rußland dieſem Dichter verdankt.

Krylow's kleines Heft wurde übrigens auch für ſeine äußeren Lebens-Verhältniſſe entſcheidend. Zwei ausgezeichnete Männer, die bedeutenden Einfluß übten, nämlich der Graf Alexander Sergéyéwitſch Stroganow und der als ruſſiſcher Mäcen rühmlichſt bekannte Olenin wurden aufmerkſam auf ihn und nahmen ſich ſeiner an. Beide ſahen ihn oft im eigenen gaſtfreien Hauſe, und ſuchten ihn auch weiter bekannt zu machen, in Kreiſen die ihm nützlich ſein konnten.

Unter ſolchem Schutz wurde dann Krylow auch in die erſte literäriſche Geſellſchaft aufgenommen die ſich in Petersburg bildete, in die Geſellſchaft

der „Freunde des ruſſiſchen Worts“. Das war in gewiſſem Sinn ſeltſam genug, denn dieſe Geſellſchaft beſtand eigentlich aus Verehrern des Alten, Hergebrachten, die ſich zuſammenthaten um ſich allen den Neuerungen zu widerſetzen, die wirkliches Leben in die ruſſiſche Literatur zu bringen ſuchten: der fließenden, leicht verſtändlichen Proſa Karamſins, wie den anmuthigen Verſen Shukowskys. Die Proſa ſollte, nach dem Willen der leitenden Geiſter dieſer Verſammlung, möglichſt ſo gehandhabt werden wie in den geiſtlichen Seminarien herkömmlich war, nach den Muſtern die von der Kanzel herab in Predigten erſchallten, und was die Poeſie betrifft ſollte man Tragödien in gereimten Alexandrinern ſchreiben und ſteife Oden wie deren Lomonoſſow und Derſhawin, Günther und Ramler nachahmend, zu Wege gebracht hatten. Den Vorſitz in dieſer Geſellſchaft führte der Admiral Schiſchkow, eigentlich ein harmloſer Mann, der ſehr viel betete und beinahe noch mehr faſtete, ſehr beleſen in der kirchlichen Literatur Rußlands. Er war in ſeiner Weiſe mit der Erforſchung der ruſſiſchen Sprache beſchäftigt, glaubte zu entdecken, daß namentlich ſehr viele Wörter der deutſchen Sprache eigentlich ſlawiſche, ja ruſſiſche ſeien, und verfiel dabei auf Etymologieen die in ihrer Unſchuld und Kindlichkeit gar ſehr geeignet waren einer harmloſen Erheiterung zu dienen. Nicht minder eiferte er gegen Fremdwörter, und ſein Scharfſinn gefiel ſich darin die allerabenteuerlichſten Zuſammenfügungen ſlawiſcher Silben zu erdenken, die jene Wörter entbehrlich machen ſollten. So gutmüthig der Mann aber auch war, ging er doch in ſeinem, dem Fanatismus nahe verwandten Eifer, mit den Gegnern, den neuernden Genies, weder ſchonend noch rückſichtsvoll um. Er bemühte ſich in ihren Werken einen gänzlichen Mangel an Vaterlandsliebe nachzuweiſen; Unglaube und Gottloſigkeit, eine frevelnde Mißachtung alles Heiligen, und eine gänzliche Entſittlichung. — Daß Krylow hier eingeführt wurde, könnte eben deshalb, wie geſagt, ſeltſam genannt werden, denn er gehörte eigentlich ſelbſt zu der neuernden Schule, wenn auch nicht durch ſeine verunglückten Satyren und vergeſſenen Trauerſpiele, ſo doch durch Alles was ihm eine wirkliche Bedeutung geben konnte. Er hatte in ſeinen Fabeln die Sprache des Volks und des tagtäglichen Lebens in die Dichtung eingeführt, eine Neuerung für welche die „Freunde des ruſſiſchen Worts“, des veralteten ruſſiſchen Worts, wie ſie ſich wohl eigentlich hätten nennen ſollen, trotz aller leidenſchaftlichen Vorliebe für Ruſſenthum und alles Frembenhaſſes, gar keinen Sinn hatten. Krylow mag demnach ſeine Aufnahme in dieſen Kreis wohl nur der Fürſprache Stroganows und Olenin's verdankt haben.

Die Geſellſchaft ſtand in hohem Anſehen, wenigſtens dem Anſchein nach. Es war ein anerkanntes Anſehen ohne eigentliches Weſen, das

keinen wirklichen Einfluß auf das Leben vorausſetzte, und das ein jeder gelten ließ, ohne ſich weiter etwas dabei zu denken; ein Anſehen das nur in Aeußerlichkeiten und Formen zur Geltung kam, wie es ja auch lediglich auf Aeußerlichkeiten beruhte.

Es ging in den monatlichen Sitzungen dieſer Geſellſchaft ſehr feierlich zu. Der Ramler Rußlands, der Odendichter Derſhawin, Staats-Secretair, Senator, Juſtiz-Miniſter, folglich ein ſehr vornehmer Mann, auch mehr als wohlhabend, hatte einen weiten Saal in ſeinem geräumigen Hauſe mit Aufwand und Luxus dazu einrichten laſſen. Die ganze vornehme Welt der Hauptſtadt, einige hohe Würdenträger der griechiſch-rechtgläubigen Kirche nicht ausgenommen, pflegte ſich in dem glänzend erleuchteten Raum zu verſammeln, die Herren in Gala, mit Stern und Ordensband, die zahlreichen Damen in reicher Toilette wie bei Hof. Neben ſo vielem Glanz herrſchte aber in dieſem Saal auch eine unermeßliche Langeweile, und wie hätte dem auch anders ſein können! Bewegte man ſich doch hier recht in Mitten jener todt, ja verſteinert zur Welt gekommenen Literatur, die der Nation im Ganzen ewig fremd bleiben mußte, und der auch die höheren Stände mit dem beſten Willen kein wirkliches Intereſſe abzugewinnen wußten.

Krylow war natürlich nicht berufen und ſeinem ganzen Weſen nach auch nicht dazu geſchaffen hier eine hervorragende Rolle zu ſpielen — fand aber auch ſonſt kein Behagen in dieſem Kreiſe und ſoll nur ſelten darin erſchienen ſein. Später (1815) bildete ſich in Petersburg um Karamſin und Shukowsky eine frondirende literariſche Geſellſchaft, die ſich an ihren ſteifen Gegnern durch vielfache Epigramme zu rächen ſuchte. Sie nahm, man weiß nicht ganz beſtimmt warum, den Namen „Arſamaß“ an. Das Städtchen dieſes Namens war in Rußland für zweierlei bekannt: für eine ſehr ausgedehnte Gänſezucht und für die Anfertigung von Heiligenbildern, deren das Land eine unermeßliche Menge bedarf, da jeder bewohnte Raum ſeinen „Gott“, das heißt wenigſtens Ein Heiligenbild aufzuweiſen haben muß. Dieſe Kunſtwerke wurden von Bartruſſen angefertigt, von volksthümlichen Malern die man als „Bogomaſy“ bezeichnet, was nicht ganz leicht zu überſetzen iſt. (Bog, Bogy heißt Gott, Götter, maſat mit einer fettigen Subſtanz ſalben, überziehen, beſtreichen oder einſchmieren). Die Bilder wurden nach herkömmlichen, urſprünglich-byzantiniſchen Muſtern durch Patronen auf Tafeln aus Linden-Rinde gezeichnet, und die Umriſſe dann von einer kräftigen Fauſt und einem derben Pinſel mit den Oelfarben ausgefüllt, die dem Geſicht, dem Bart, der Kleidung des Heiligen entſprachen. Irgend ein einflußreicher Mann dem die allſeitige Bildung des ruſſiſchen Volks am Herzen lag, war nun darauf verfallen, daß man

unter Anderem auch für eine verbeſſerte Fabrikation der Heiligenbilder ſorgen müſſe; ein Maler Namens Stupin — ein Zögling der petersburger Akademie der ſchönen Künſte — wurde nach Arſamaß „kommandirt" um dort eine Maler-Schule zu gründen, und die Bogomaſy zu einem beſſeren Styl heranzubilden. Einige der jüngeren Mitglieder jener neuen literäriſchen Geſellſchaft, und unter ihnen namentlich der ſpätere Miniſter Graf Bludow, ſollen nun auf den Gedanken gekommen ſein, daß dem Städtchen Arſamaß, dem eine Akademie der ſchönen Künſte zugedacht ſei, auch eine gelehrte Geſellſchaft nicht fehlen dürfe. Das iſt Eine der überlieferten Erklärungen des gewählten Namens. — Krylow aber war nicht Mitglied des Arſamaß. Er hätte ſich auch da wohl ſchwerlich einheimiſch fühlen können, unter Leuten von vielſeitiger Bildung.

Dagegen wurde er (zu gleicher Zeit mit Karamſin) Mitglied der ruſſiſchen Akademie. Krylow, Mitglied einer gelehrten Geſellſchaft, könnte auch ſehr eigenthümlich ſcheinen, in der That aber war er in dieſer ganz an ſeiner Stelle. Die Aufgabe der ruſſiſchen Akademie beſchränkte ſich darauf, ruſſiſche Sprache und Literatur zu fördern, und neun Zehntheile der Akademiker waren um nichts gelehrter als er ſelber.

Von beſonderer, ja von entſcheidender Wichtigkeit für Krylow war dann aber, daß ſeine hochgeſtellten Beſchützer nicht nur die Aufmerkſamkeit gelehrter Geſellſchaften, ſondern auch die der kaiſerlichen Familie auf ihn zu lenken wußten. Es ergaben ſich daraus auch perſönliche Beziehungen, die ihren Werth hatten, denn wenn auch der Kaiſer Alexander ſich darauf beſchränkte den Dichter und ſein Talent gleichſam aus einer gewiſſen Entfernung anzuerkennen, glaubte doch die Kaiſerin Mutter Maria Feodorowna, ihm ſchon von früher her gewogen, auch jetzt wieder ſich unmittelbar theilnehmend erweiſen zu müſſen. Sie wußte zwar eigentlich nur ſehr wenig Ruſſiſch, und ſelbſt das Wenige nur in ziemlich unſicherer Weiſe, aber ſtets bemüht Bildung und intellectuelle Eleganz nach allen Seiten hin zu beſchützen und zu fördern, verſäumte ſie dennoch nicht den nunmehr gefeierten Dichter von Zeit zu Zeit zu ſich zu beſcheiden, ſich ſeine neueſten Dichtungen vortragen zu laſſen und ſie huldvoll anzuhören.

Krylow zeigte auch bei dieſer Gelegenheit wieder, daß er jetzt wie früher, gar wohl gewiſſe kleine Rückſichten zu beobachten verſtand, wo es der Mühe verlohnte, und daß er in dieſer Beziehung auch ſtets mit angeborenem Takt das richtige zu treffen wußte. Die Kaiſerin Maria Feodorowna hatte nämlich, unter Anderem, eine große Vorliebe für gepudertes Haar. Dieſer Schmuck des Hauptes erinnerte ſie an die gute alte Zeit ungetrübter Etiquette, an den glänzenden Hof der Kaiſerin Katherina und die eigene, unvergeßliche Jugend! — War es doch die böſe franzöſiſche Re-

volution die den Puder aus der eleganten Welt verbannt hatte! Waren doch Zopf und Puder erſt zur Zeit der Freundſchaft ihres Sohnes Alexander mit dem verhaßten „Buonaparte“ in der ruſſiſchen Armee abgeſchafft worden! — Auch die Schauſpieler des franzöſiſchen Theaters, mußten, ſo oft ſie auf dem Theater im kaiſerlichen Palaſt, in der ſogenannten Eremitage, vor dem verſammelten Hof ſpielten, in gepudertem Haar auftreten, wenn es die Rolle nur irgend geſtattete.

Das war ein Zwang deſſen die Herren zum Theil gern ledig geweſen wären. Ein Schauſpieler zweiten Rangs und mittelmäßigen Talents hielt eines Tages mit naiver Unbefangenheit den Kaiſer, der allein am engliſchen Quai luſtwandelte, in der Straße an, um ihn zu fragen, ob er wohl in ſeiner Rolle in der Eremitage ohne Puder erſcheinen könne? — Der überraſchte Kaiſer antwortete lächelnd, das könne er halten wie er wolle. Der Schauſpieler aber hielt die Sache damit noch nicht für erledigt, und meinte noch in vertraulich leutſeliger Weiſe: „Oh! je sais bien que vous êtes bon enfant — mais la maman?“

Krylow empörte ſich nicht gegen die Hausordnung ſeiner erhabenen Beſchützerin. Er, der im gewöhnlichen Leben ſelbſt einen Kamm eigentlich wohl für entbehrlich hielt und nur mäßig benützte, erſchien vor der Kaiſerin nie anders als ſorgfältig gepudert. Es wurde gnädig bemerkt. „Sie kommen vielleicht nicht blos meinethalben zu mir“ ſagte ihm eines Tages wohlwollend die Kaiſerin: „das aber“, indem ſie auf ſein gepudertes Haar wies: „das nehme ich als ein an mich perſönlich gerichtetes Compliment“.

Die Aufmerkſamkeit deren Gegenſtand der Dichter in ſolcher Weiſe geworden war, führte denn bald auch dahin, daß ſeine äußere Exiſtenz in der erwünſchteſten Weiſe ſicher geſtellt wurde. Krylow hatte gleich bei ſeiner Rückkehr nach Petersburg eine Anſtellung bei der Münze erhalten, die ihn wohl nur wenig beſchäftigte, mit der aber auch nur eine unbedeutende Beſoldung verbunden geweſen ſein kann. Dann aber, bei der Eröffnung der kaiſerlichen Bibliothek (1812) wurde er zu einem der Bibliothekare ernannt. Wie ſeinen Collegen wurde auch ihm eine ſchöne und geräumige Amtswohnung in dem Gebäude der Bibliothek ſelbſt angewieſen, und der Kaiſer vermehrte die Beſoldung die ihm vorſchriftsmäßig zukam, durch eine beſondere jährliche Zulage von 1,500 Rubeln.

Dieſe Anſtellung konnte in gewiſſem Sinn eben ſo gut ein Gegenſtand der Verwunderung werden als Krylow's Aufnahme in eine gelehrte Geſellſchaft, denn zum Bibliothekar fehlte ihm nicht mehr als Alles. Er hatte nicht entfernt die Kenntniſſe die ſein neues Amt erforderte, aber das machte ihm wenig Sorgen. Er faßte dieſes Amt vorzugsweiſe als eine Verſorgung auf die man ihm gewährt habe, und im Grunde war es auch

unter Anderem auch für eine verbesserte Fabrikation der Heiligenbilder sorgen müsse; ein Maler Namens Stupin — ein Zögling der petersburger Akademie der schönen Künste — wurde nach Arsamaß „kommandirt" um dort eine Maler-Schule zu gründen, und die Bogomasy zu einem besseren Styl heranzubilden. Einige der jüngeren Mitglieder jener neuen literärischen Gesellschaft, und unter ihnen namentlich der spätere Minister Graf Bludow, sollen nun auf den Gedanken gekommen sein, daß dem Städtchen Arsamaß, dem eine Akademie der schönen Künste zugedacht sei, auch eine gelehrte Gesellschaft nicht fehlen dürfe. Das ist Eine der überlieferten Erklärungen des gewählten Namens. — Krylow aber war nicht Mitglied des Arsamaß. Er hätte sich auch da wohl schwerlich einheimisch fühlen können, unter Leuten von vielseitiger Bildung.

Dagegen wurde er (zu gleicher Zeit mit Karamsin) Mitglied der russischen Akademie. Krylow, Mitglied einer gelehrten Gesellschaft, könnte auch sehr eigenthümlich scheinen, in der That aber war er in dieser ganz an seiner Stelle. Die Aufgabe der russischen Akademie beschränkte sich darauf, russische Sprache und Literatur zu fördern, und neun Zehntheile der Akademiker waren um nichts gelehrter als er selber.

Von besonderer, ja von entscheidender Wichtigkeit für Krylow war dann aber, daß seine hochgestellten Beschützer nicht nur die Aufmerksamkeit gelehrter Gesellschaften, sondern auch die der kaiserlichen Familie auf ihn zu lenken wußten. Es ergaben sich daraus auch persönliche Beziehungen, die ihren Werth hatten, denn wenn auch der Kaiser Alexander sich darauf beschränkte den Dichter und sein Talent gleichsam aus einer gewissen Entfernung anzuerkennen, glaubte doch die Kaiserin Mutter Maria Feodorowna, ihm schon von früher her gewogen, auch jetzt wieder sich unmittelbar theilnehmend erweisen zu müssen. Sie wußte zwar eigentlich nur sehr wenig Russisch, und selbst das Wenige nur in ziemlich unsicherer Weise, aber stets bemüht Bildung und intellectuelle Eleganz nach allen Seiten hin zu beschützen und zu fördern, versäumte sie dennoch nicht den nunmehr gefeierten Dichter von Zeit zu Zeit zu sich zu bescheiden, sich seine neuesten Dichtungen vortragen zu lassen und sie huldvoll anzuhören.

Krylow zeigte auch bei dieser Gelegenheit wieder, daß er jetzt wie früher, gar wohl gewisse kleine Rücksichten zu beobachten verstand, wo es der Mühe verlohnte, und daß er in dieser Beziehung auch stets mit angeborenem Takt das richtige zu treffen wußte. Die Kaiserin Maria Feodorowna hatte nämlich, unter Anderem, eine große Vorliebe für gepudertes Haar. Dieser Schmuck des Hauptes erinnerte sie an die gute alte Zeit ungetrübter Etiquette, an den glänzenden Hof der Kaiserin Katherina und die eigene, unvergeßliche Jugend! — War es doch die böse französische Re-

volution die den Puder aus der eleganten Welt verbannt hatte! Waren doch Zopf und Puder erſt zur Zeit der Freundſchaft ihres Sohnes Alexander mit dem verhaßten „Buonaparte“ in der ruſſiſchen Armee abgeſchafft worden! — Auch die Schauſpieler des franzöſiſchen Theaters, mußten, ſo oft ſie auf dem Theater im kaiſerlichen Palaſt, in der ſogenannten Eremitage, vor dem verſammelten Hof ſpielten, in gepudertem Haar auftreten, wenn es die Rolle nur irgend geſtattete.

Das war ein Zwang deſſen die Herren zum Theil gern ledig geweſen wären. Ein Schauſpieler zweiten Rangs und mittelmäßigen Talents hielt eines Tages mit naiver Unbefangenheit den Kaiſer, der allein am engliſchen Quai luſtwandelte, in der Straße an, um ihn zu fragen, ob er wohl in ſeiner Rolle in der Eremitage ohne Puder erſcheinen könne? — Der überraſchte Kaiſer antwortete lächelnd, das könne er halten wie er wolle. Der Schauſpieler aber hielt die Sache damit noch nicht für erledigt, und meinte noch in vertraulich leutſeliger Weiſe: „Oh! je sais bien que vous êtes bon enfant — mais la maman?“

Krylow empörte ſich nicht gegen die Hausordnung ſeiner erhabenen Beſchützerin. Er, der im gewöhnlichen Leben ſelbſt einen Kamm eigentlich wohl für entbehrlich hielt und nur mäßig benützte, erſchien vor der Kaiſerin nie anders als ſorgfältig gepudert. Es wurde gnädig bemerkt. „Sie kommen vielleicht nicht blos meinethalben zu mir“ ſagte ihm eines Tages wohlwollend die Kaiſerin: „das aber“, indem ſie auf ſein gepudertes Haar wies: „das nehme ich als ein an mich perſönlich gerichtetes Compliment“.

Die Aufmerkſamkeit deren Gegenſtand der Dichter in ſolcher Weiſe geworden war, führte denn bald auch dahin, daß ſeine äußere Exiſtenz in der erwünſchteſten Weiſe ſicher geſtellt wurde. Krylow hatte gleich bei ſeiner Rückkehr nach Petersburg eine Anſtellung bei der Münze erhalten, die ihn wohl nur wenig beſchäftigte, mit der aber auch nur eine unbedeutende Beſoldung verbunden geweſen ſein kann. Dann aber, bei der Eröffnung der kaiſerlichen Bibliothek (1812) wurde er zu einem der Bibliothekare ernannt. Wie ſeinen Collegen wurde auch ihm eine ſchöne und geräumige Amtswohnung in dem Gebäude der Bibliothek ſelbſt angewieſen, und der Kaiſer vermehrte die Beſoldung die ihm vorſchriftsmäßig zukam, durch eine beſondere jährliche Zulage von 1,500 Rubeln.

Dieſe Anſtellung konnte in gewiſſem Sinn eben ſo gut ein Gegenſtand der Verwunderung werden als Krylow's Aufnahme in eine gelehrte Geſellſchaft, denn zum Bibliothekar fehlte ihm nicht mehr als Alles. Er hatte nicht entfernt die Kenntniſſe die ſein neues Amt erforderte, aber das machte ihm wenig Sorgen. Er faßte dieſes Amt vorzugsweiſe als eine Verſorgung auf die man ihm gewährt habe, und im Grunde war es auch

ziemlich einerlei, wer Bibliothekar war und in welcher Weiſe er ſeines Amtes waltete, denn die Bibliothek wurde damals ſehr wenig benützt. Es war ein ſeltener Fall, daß irgend jemand die feierliche Ruhe der weiten Säle und der Bücher ſtörte. Beinahe niemand bedurfte dieſer Schätze. Wagte ſich aber jemand an das Abenteuer dort ein Buch zu verlangen, ſo wurde er von dem dienenden Perſonal mit großer Verwunderung angeſtaunt, und ſofern er nicht durch ſeinen Rang imponirte und durch ſeine Orden — die man zu ſolchem Behuf ſo ſichtbar wie möglich anlegen mußte — wurde er auch meiſt ziemlich verdrießlich empfangen. Man hieß ihn nach acht Tagen wiederkommen, inzwiſchen werde man das verlangte Werk ſuchen. Kehrte er dann an dem beſtimmten Tage wieder, ſo erhielt er gewöhnlich den Beſcheid, das Buch ſei nicht da. Viele der ſubalternen Beamten waren wirklich zu unwiſſend, um in einer Bibliothek ſuchen und finden zu können. Was wußten ſie von den Byzantinern? Was wußten ſie, in welcher Sammlung Gregor von Tours oder Luitprand enthalten ſind, wenn jemand nach denen fragte! Dergleichen wußte auch ein Bibliothekar wie Krylow nicht! — Beſonders aber hatten dieſe Subalternen natürlich ſehr bald ausfindig gemacht, daß ein ſolcher abweiſender Beſcheid das kürzeſte und durchſchlagendſte Mittel ſei, ſich allem verdrießlichen und mühſeligen Suchen nach alten Scharteken zu entziehen.

(Schluß folgt.)

Th. v. Bernhardi.

Zur Frage der Promotionsreform.

Von

E. Hueter,

Profeſſor der Chirurgie.

Bevor das neue deutſche Reich geſchaffen wurde, gab es ſchon „deutſche“ Univerſitäten; heute, nachdem das deutſche Reich während eines ganzen Luſtrums ſeine Inſtitutionen nach vielen Seiten hin ausgebaut hat, hat man faſt mehr Recht, die im deutſchen Reich befindlichen Univerſitäten preußiſche, bairiſche, ſächſiſche, badiſche u. ſ. w. zu nennen, als ihnen ihr altes Prädicat als deutſche zu belaſſen. Bekanntlich ſorgt ja jeder einzelne von den Staaten des deutſchen Reichs nach eigenem Ermeſſen für den Univerſitätsunterricht, ſoweit nicht die kleinſten Staaten ſich zur Aufrechterhaltung einer gemeinſamen Univerſität verbunden haben oder auch die Sorge für den Univerſitätsunterricht ihren Nachbarſtaaten überlaſſen. Wenige werden aber aufrichtig bedauern, daß die Pflege des Unterrichts und der Wiſſenſchaft den einzelnen Staaten im deutſchen Reich verblieben iſt; zu ihnen möchte auch ich nicht gerechnet werden. Mag immerhin ein edler Wetteifer die deutſchen Staaten zu einer geſteigerten Thätigkeit auf dem Gebiet des niederen und höheren Unterrichts anſpornen! Nur wird man ſich nicht der Ueberzeugung verſchließen dürfen, daß die Geſetzgebung des deutſchen Reichs eine Einigung in den weſentlichen Grundlagen des Unterrichts und der Prüfungen nach manchen Richtungen nothwendig, nach anderen Richtungen ſehr wünſchenswerth macht. Es ſei mir geſtattet, an dieſer Stelle einige hierher gehörige Fragen zu erörtern, welche weſentlich die mediciniſchen Prüfungen und die mediciniſche Promotion berühren; darf ich ja doch hoffen, daß die Leſer dieſer Zeitſchrift, welche ſich durch die Veröffentlichung von Mommſen's Aufſatz „die Promotionsreform“ (37. Bd. 4. H. S. 335—352) ein großes Verdienſt um die endliche Ordnung dieſer Angelegenheiten erworben hat, auch einer etwas mehr ſpecialiſtiſchen Erörterung der ſchwebenden Frage ihr Intereſſe nicht verſagen werden.

Schon die Gesetzgebung des norddeutschen Bundes hatte 1869 für das ärztliche Gewerbe die Freiheit desselben, die Freizügigkeit der geprüften praktischen Aerzte im Gebiet des norddeutschen Bundes festgestellt; im deutschen Reich erweiterte sich sofort das Gebiet für diese Freizügigkeit bis zu den deutschen Grenzen. Gleichzeitig mit der Bestimmung der Freizügigkeit erfolgte auch die andere, in die Verhältnisse der medicinischen Prüfungen einschneidende Bestimmung, daß die Erwerbung des Titels eines Dr. med. nicht mehr obligatorisch für die Zulassung zur medicinischen Staatsprüfung sein solle. Selbstverständlich wurde für die Staatsprüfung in allen Staaten dasselbe Reglement eingeführt und der junge deutsche Mediciner kann nun auf jeder im deutschen Reich gelegenen Universität vor einer Prüfungscommission, welche von dem zuständigen Unterrichtsministerium ernannt wird, die Prüfung leisten und erhält auf Grund der bestandenen Prüfung die Berechtigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis im ganzen deutschen Reich und den Titel eines prakt. Arztes. Ob er diesem Titel noch den von einer medicinischen Facultät zu gewährenden Titel des Dr. med. hinzufügen will, bleibt dem Ermessen des Einzelnen überlassen. So weit scheint Alles auf dem Gebiet der ärztlichen Staatsprüfung wohl geordnet — aber doch sind im Lauf der letzten Jahre mancherlei Uebelstände erkennbar geworden, welche auf eine noch festere Ordnung dieser Angelegenheit in einheitlicher Richtung hindrängen. Nur beiläufig will ich erwähnen, daß das norddeutsche Prüfungsreglement, welches aus dem preußischen hervorging und dann auf das gesammte deutsche Reich übertragen wurde, vielen süddeutschen Collegen nicht behagte und ihnen in einzelnen Bestimmungen als ein Rückschritt gegenüber den bis 1871 gehandhabten Prüfungsordnungen erschien. Hierüber sind vor einiger Zeit Verhandlungen angeknüpft worden, welche wahrscheinlich bald in der Festsetzung einer neuen, verbesserten Prüfungsordnung ihren Abschluß finden werden.

Ein anderer Uebelstand giebt sich in dem verschiedenen Verhalten der verschiedenen Unterrichtsministerien gegenüber den — übrigens gar nicht seltenen — Ausnahmefällen kund, in welchen einzelne Candidaten um Dispensation von einzelnen Bestimmungen für die Zulassung zur medicinischen Staatsprüfung bitten. Der eine Candidat hat z. B. erst einige Semester Naturwissenschaften studirt, bevor er sich in das Album der medicinischen Facultät eintragen ließ und will schon am Schluß seines 7. medicinischen Semesters die medicinische Staatsprüfung beginnen, während die Prüfungsordnung acht Semester medicinischer Studien als Minimum vorschreibt. Eine Petition dieser Art kann schon in Berlin eine ganz andere Antwort finden, als in Schwerin oder in München, in

Dresden eine andere als in Carlsruhe. Noch häufiger geschieht es, daß ein Cand. med. etwas spät die naturwissenschaftliche Vorprüfung, Tentamen physicum benannt, leistet oder doch durch Nachprüfung in einzelnen Fächern erst spät in den Besitz seines Zeugnisses gelangt. Nun bestimmt die Prüfungsordnung, daß die Zulassung zur medicinischen Staatsprüfung frühestens ein Jahr nach bestandenem Tentamen physicum erfolgen soll, und die Meldung zur Zulassung soll frühestens im October jeden Jahres, spätestens bis zum 31. December desselben erfolgen, während die Prüfungen selbst von Anfang November bis Ende Juni stattfinden. Würde ein Cand. med., vielleicht schon im 8. Semester, am 1. Januar 1876 das Zeugniß des bestandenen Tentamen physicum erhalten, so könnte er sich erst im October 1878 zur Prüfung melden und dieselbe im November 1878, also in seinem 12. Semester beginnen. Nun petitionirt unter diesen oder ähnlichen Verhältnissen ein solcher Spätling des Tentamen physicum um Erlaß von der strengen Bestimmung der Prüfungsordnung. Geht beispielsweise sein Gesuch von Greifswald nach Berlin, so hat er alle Aussicht, eine abschlägige Antwort zu erhalten. Er weiß aber dann auch schon, was er zu thun hat; er packt seine Reisetasche — oder falls es die angesammelte Last gedruckter und geschriebener Weisheit erfordern sollte, seinen Koffer — und fährt z. B. nach Gießen oder Würzburg, von wo er dieselbe Petition nach Darmstadt oder München entsenden läßt, und dieses Mal mit der besten Hoffnung, seine Bitte erfüllt zu sehen. Wie sehr die Medicin Erfahrungswissenschaft ist, geht auch daraus hervor, daß jetzt schon die Spätlinge des Tentamen physicum gar nicht mehr ihre Petition nach Berlin schicken, sondern das noch nach dem Tentamen physicum fehlende Semester als dringendes Motiv zu der Reise nach dem Süden betrachten.

Hieraus folgt die Nothwendigkeit, daß entweder nur eine Behörde, vielleicht das Reichskanzleramt, die Zulassung zur ärztlichen Staatsprüfung verfügt, resp. Dispensationen von den einzelnen Vorbedingungen zur Zulassung ertheilt — oder daß die gegenwärtig hierüber verfügenden Behörden wenigstens in den Grundzügen ihres Verfahrens gegenüber den Dispensationsgesuchen eine Vereinbarung treffen. Andere Wünsche in Bezug einer einheitlich strafferen Organisation in den Bestimmungen, welche die medicinische Staatsprüfung betreffen, will ich hier unterdrücken; denn diese Angelegenheiten sind doch von zu fachgemäßer Bedeutung, und wenn ihnen ein Nichtarzt irgend eine Beachtung schenken will, so kann es nur von dem einen Gesichtspunkt aus geschehen, daß der Mangel eines Reichs-Unterrichtsministeriums nicht allein durch Lichtstreifen glänzt, daß vielmehr im schillernden Farbenspectrum der wetteifernden Unterrichtsministerien der

deutschen Staaten auch einige Schattenstreifen sichtbar sind. Das gehört nun einmal zu den Ergebnissen einer erfolgreichen Spectralanalyse, daß man in dem farben- und lichtreichen Spectrum einige dunkele Linien entdeckt.

Will man das gleiche Bild auf die Leistungen der deutschen Universitäten übertragen, so ist es ja bekannt genug, daß auch hier die dunkelen Linien nicht fehlen, und die breiteste unter ihnen ist das jetzt bestehende Promotionswesen. Mommsen hat ein gewisses Recht gehabt, die medicinische Promotion mit recht schwarzem Pinsel zu malen; ich glaube jedoch, daß man die Farben zu diesem trüben Bild nur dann richtig mischen kann, wenn man in einem Bild die medicinische Promotionsprüfung mit der Staatsprüfung vereinigt. Das ist von Mommsen nicht geschehen und ich will nach dieser Richtung seine Zeichnung ergänzen.

Seit langer Zeit war an den preußischen Universitäten die Prüfung, welche der medicinischen Doctorpromotion vorausging, das sogenannte Examen rigorosum, nur eine Vorprüfung für die schwerere Staatsprüfung gewesen; denn die Zulassung zu der Staatsprüfung war bis 1869 von der vorgängigen Erwerbung des Doctortitels abhängig. Ohne Zweifel war dieses Verhältniß, auch wenn wir die guten Seiten der Einrichtung anerkennen wollen, eine Degradation des Examen rigorosum und des Doctortitels überhaupt; wie Mommsen sagt, eine unnatürliche Verbindung zwischen beiden Prüfungen. In dieser Beziehung war die Bestimmung des Gewerbegesetzes von 1869, welche die Verpflichtung zur Erlangung des medicinischen Doctortitels vor der Zulassung zur medicinischen Staatsprüfung aufhob, eine befreiende That; es wurde — so schien es — den medicinischen Facultäten die Freiheit gegeben, dem Examen rigorosum eine andere Richtung und Bedeutung, dem medicinischen Doctortitel eine höhere Würde zu geben. Mit dieser Freiheit ist es aber wie mit vielen anderen Freiheiten; in ihrer nacktesten Form führt sie zu einem Schaden für das Gemeinwesen, und in dem Versuch einer vernünftigen Ausnutzung der gegebenen Freiheit stößt man an allen Seiten auf so viele Hinderniſſe, daß die Freiheit fast wie eine Unfreiheit erscheint. Man denke sich, daß jede der zwanzig medicinischen Facultäten in Deutschland nach ihrem Sinne, resp. nach dem Sinn der Majorität ihrer Mitglieder von jener Freiheit Gebrauch gemacht hätte; wir besäßen dann 20 Arten von Examen rigorosum und 20 Sorten von Doctoren der Medicin in Deutschland. Ein Blinder hätte sehen, ein Unverständiger hätte begreifen müssen, daß die Reform des Examen rigorosum und der medicinischen Doctorpromotion den gleichen Weg einschlagen, sogar denselben Schritt gehen mußte.

So brach ſich ohne Schwierigkeit in den mediciniſchen Facultäten Deutſchlands die Ueberzeugung Bahn, daß etwas zur Regulirung des Examen rigorosum, welches ohnehin durch die erwähnte Beſtimmung der neuen Gewerbeordnung gewiſſermaaßen in die Luft geſtellt worden war, geſchehen müſſe, und mit der Regulirung ſollte die Reform Hand in Hand gehen. Die mediciniſchen Gelehrten ſind auch nicht ſo unpraktiſche Leute, als daß ſie nicht ſofort Hand an das nothwendige Werk gelegt hätten; ſie griffen zu dem nächſtliegenden Mittel, zum Verſuch der Selbſthülfe durch freie Vereinbarung ohne Mitwirkung der ſtaatlichen Behörden. Man konnte freilich von vornherein dieſem Verſuch kein günſtiges Prognoſtikon ſtellen; zwanzig gelehrte Körperſchaften, welche ſich über eine ſehr praktiſche Prüfungsordnung einigen ſollen und noch dazu in Betreff einer Prüfung, an welcher die verſchiedenſten Intereſſen hängen, werden auch dem begeiſtertſten Anhänger der Selbſthülfe in ſocialen Nothſtänden kein großes Vertrauen auf den Erfolg einflößen. Indeſſen iſt es, wie ich glaube, nicht überflüſſig geweſen, daß ein Verſuch der Selbſthülfe gemacht wurde; denn nach ſeinem Mißlingen wiſſen wir doch wenigſtens, daß ein anderer Weg eingeſchlagen werden muß, und wir wiſſen jetzt um ſo beſſer, welcher Weg verſpricht, zum Ziel zu führen. Eine kurze Schilderung der mißlungenen Verſuche mag deshalb nicht überflüſſig ſein.

Nach der Einleitung eines Schriftwechſels zwiſchen den Facultäten, welcher ſchon 1869 begann, traten zweimal Delegirte derſelben zuſammen, um Vorſchläge über eine neue, allgemein von den mediciniſchen Facultäten anzunehmende Ordnung des Examen rigorosum zu discutiren, einmal bei Gelegenheit der Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte in Roſtock (September 1871), das zweite Mal bei Gelegenheit derſelben Verſammlung, welche (September 1873) in Wiesbaden tagte. Eine Facultät, die Würzburger, wurde dazu beſtimmt, die weiteren Verhandlungen zu leiten; eine andere Facultät, die Roſtocker, übernahm die Herausgabe eines Correſpondenzblattes für die mediciniſchen Facultäten in Deutſchland. Dieſes Blatt ſollte den gegenſeitigen Mittheilungen über die Fragen der mediciniſchen Prüfungen dienen und hierdurch eine Verſtändigung anbahnen helfen. Seine erſte Nummer erſchien am 24. Juni 1873. Vor einigen Monaten hat dieſes literariſche Unternehmen, von welchem außerhalb der betheiligten mediciniſchen Facultäten kaum irgend Jemand Kenntniß erhalten haben wird, in der fünften Nummer ſeinen Abſchluß gefunden; denn der Wunſch der mediciniſchen Facultät zu Roſtock, daß eine andere Facultät die Redaction des Blattes übernehmen möge, wird ſich ſchwerlich erfüllen. Bei allen mündlichen und ſchriftlichen Verhandlungen ſind die Anſichten der einzelnen Facultäten in manchen wichtigen Punkten weit

auseinander gegangen. Von einer Einigung ist noch nichts erzielt. Im Gegentheil ist nach sechsjährigen Bemühungen, durch Selbsthülfe zu einer Einigung zu kommen, die Angelegenheit noch verwirrter geworden, als zuvor. Einzelne Facultäten sind schließlich mit Aenderungen und Versuchen zur Reform des Examen rigorosum vorgegangen, natürlich fast jede in einer etwas anderen Richtung und mit dem Wunsch, durch dieses Vorgehen einen Nachdruck auf die Schwesterfacultäten auszuüben, gegen welchen sich diese wieder möglichst sträuben. Kurz — wenn es so weiter ginge, so würden wir dem merkwürdigen Ziel zustreben, daß wirklich in Zukunft ungefähr zwanzig verschiedene Sorten von Doctoren der Medicin, oder wenn die verschiedenen überwachenden Staatsbehörden wenigstens in jedem Staat auf eine Gleichheit der Rigorosenordnung bringen, doch wenigstens neun Sorten des Dr. med. in Deutschland existiren würden (Preußen, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Mecklenburg, thüringische Herzogthümer und Elsaß-Lothringen).

Hätte Mommsen von der Geschichte dieser Bestrebungen Kenntniß gehabt, so würde er dieselben nicht unerwähnt gelassen haben; denn die Vorschläge Boehlau's, wonach von Berlin oder Leipzig aus eine Delegirtenversammlung deutscher Facultäten zur Berathung der Rigorosenordnung berufen werden sollten, können nicht schlagender zurückgewiesen werden, als durch die Erfahrungen mangelnden Erfolgs, welche bei den Delegirtenversammlungen der medicinischen Facultäten gewonnen wurden. Der thatsächliche Mißerfolg wiegt in dieser Beziehung noch etwas schwerer, als das abweisende Urtheil Mommsen's, welcher gegen die Vorschläge Boehlau's sich ausspricht. Ein solches deutsches Professorenparlament, wie Boehlau es sich vorstellt, würde gewiß mancherlei interessante Ergebnisse aufzuweisen haben, schwerlich aber das Ergebniß eines durchschlagenden Erfolgs. Sobald man nun bis zu diesem Schluß gelangt ist, so gelangt man wohl unmittelbar auf die Bahn der Vorschläge, welche Mommsen nun in der Oeffentlichkeit betreten hat. Es wird nicht zu Ungunsten seiner Vorschläge sprechen, daß ich bereits vor zwei Jahren denselben Gedankengang verfolgte und daß die medicinische Facultät zu Greifswald auf Grund meiner Vorschläge an ihre vorgesetzte Behörde, das Unterrichtsministerium in Berlin, im vorigen Jahr eine Denkschrift absandte. Die Denkschrift weist die Nothwendigkeit nach, daß eine einheitliche Ordnung für das medicinische Examen rigorosum auf deutschen Universitäten geschaffen werde und erklärt es für dringend erwünscht, daß bei dieser Gelegenheit die einheitliche Ordnung mit einer gründlichen Reform verknüpft werde, welche den medicinischen Doctortitel auf den Standpunkt einer wissenschaftlichen Würde führen soll. Zu diesem Zweck wird vorgeschlagen: der preußische Unterrichtsminister möge

eine Commiſſion berufen, welche aus Vertretern der Regierungen, reſp. der Unterrichtsminiſterien — natürlich ſoweit ſich Univerſitäten in ihrem Reſſort befinden — und aus Delegirten der med. Facultäten beſtehen müßte. Dieſe Commiſſion ſoll eine einheitliche Ordnung der med. Doctorprüfung in ihren Grundzügen entwerfen. Auch Vorſchläge über die weſentlichſten Punkte dieſer Ordnung wurden der Denkſchrift beigefügt und würden den Verhandlungen der Commiſſion zur Grundlage dienen können. Auf eine Erfüllung unſerer Wünſche glauben wir um ſo mehr rechnen zu dürfen, weil ihnen in Mommſen ein Fürſprecher in ebenſo unerwarteter als ſchneidiger Weiſe zur Seite getreten iſt.

Die Vorſchläge der erwähnten Denkſchrift weichen freilich darin von denen Mommſen's ab, daß die erſteren nur die med. Doctorprüfung, die letzteren aber die Doctorprüfungen aller Facultäten berückſichtigen. Man möge es mir nicht als wiſſenſchaftlichen Particularismus deuten, wenn ich meine, daß die Frage der Promotionsreform von allen Facultäten den theologiſchen, juriſtiſchen, mediciniſchen und philoſophiſchen zuſammen und ausſchließlich nach gemeinſamer Verhandlung und gemeinſamen Beſchlüſſen nicht in genügender Weiſe gelöſt werden kann. Einige allgemeine Beſtimmungen ſind gewiß unerläßlich und hierfür ſind die Vorſchläge Mommſen's ſehr beachtungswerth; aber außerdem muß für das mediciniſche Examen rigorosum und für die Ertheilung der mediciniſchen Doctorwürde — denn eine Würde wird es ja hoffentlich wieder werden — eine Summe von Einzelbeſtimmungen feſtgeſetzt werden, über welche das Urtheil unſerer philoſophiſchen oder unſerer juriſtiſchen Collegen nicht maaßgebend ſein kann. Es wird nicht allzu ſchwer ſein, zu ermitteln, welche allgemeine Beſtimmungen überhaupt für das geſammte Promotionsweſen und welche beſondere Beſtimmungen für die fachmäßigen Prüfungen und für die Diſſertationen für jede einzelne der vier Facultäten und unter ausſchließlicher Mitwirkung der Delegirten nur dieſer Facultäten zu entwerfen ſind. Wie nothwendig es aber geworden iſt, mit ſolchen Beſtimmungen nicht länger zu zögern, geht, wie uns ſcheint, aus den Bemerkungen Mommſen's noch nicht mit der abſoluten Zweifelloſigkeit hervor, welche ſich aus einer mehr detaillirten Betrachtung des jetzigen Promotionsweſens an einem einzelnen Punkt ergiebt. So mag es berechtigt ſein, daß ich dem Leſer zumuthe, mir auf das Gebiet der jetzt gültigen Beſtimmungen der mediciniſchen Doctorprüfung zu folgen, obgleich ich weiß, daß den wenigſten von den Leſern gerade die mediciniſche Seite der Promotionsreformfrage von hervorragendem Intereſſe ſein wird. Geſchichte und Politik werden am beſten durch Einzelſtudien gefördert, ſo lange dem Arbeiter auf dieſem Gebiete die großen leitenden Geſichtspunkte fehlen. Auch

in der Promotionsfrage handelt es sich um ein Stück wissenschaftlicher Geschichte und wissenschaftlicher Politik. Was die großen leitenden Gesichtspunkte betrifft, so kann ich mich in dieser Beziehung mit Mommsen nicht messen; nur in der Detailgeschichte des medicinischen Examen rigorosum und der medicinischen Doctorpromotion glaube ich auch für meine Stimme neben der Stimme Mommsen's Gehör fordern zu dürfen.

Nicht Schönfärberei, aber auch nicht Schwarzseherei ist hier meine Aufgabe. Was augenblicklich der Doctor medicinae ist, dafür sind wir, die jetzt lebende und seit ein oder zwei Decennien wirkende Generation der medicinischen Professoren nur im geringsten Maaß verantwortlich. Die überkommene Einrichtung wurde ohne unser Zuthun durch das Gewerbegesetz über den Haufen geworfen; aus den Trümmern des Alten etwas tüchtiges Neues zu schaffen, haben wir uns redlich bemüht, bis jetzt ohne großen und sichtbaren Erfolg. Was der einzelne, was die einzelne Facultät für sich in der Frage der Promotionsreform gutes gethan hat, entzieht sich der öffentlichen Kenntnißnahme und doch könnte auch in dieser Beziehung manches gerühmt, manches freilich auch getadelt werden. Ganz so schlimm wie Mommsen sich den medicinischen Doctor vorstellt ist er nicht überall und bei weitem nicht in allen Fällen. Nicht jeder medicinische Doctor kommt wie Mommsen sich ausdrückt, mit einem Bogen medicinischer Makulatur auf die Welt, und der Druck der medicinischen Dissertationen hat doch oft auch eine andere Bedeutung, als die einer Unterstützung für die deutschen Setzerburschen.

Aber trotzdem muß ich zugeben, daß noch immer in den medicinischen Dissertationen genug Makulatur gedruckt wird und daß ich die scharfen Bemerkungen Mommsen's in dieser Beziehung nicht als gänzlich unbegründet bezeichnen kann. Dafür wird mir Mommsen zugeben, daß von einem schmutzigen Fleck des Promotionswesens, nämlich der promotio in absentia, die medicinischen Facultäten Deutschlands sich früher rein gewaschen haben, als die philosophischen. Für die medicinischen Facultäten war der wohlberechtigte Mahnruf, welchen Mommsen gegen die Promotionen in absentia ertönen ließ, nicht bestimmt; für sie wäre er überflüssig gewesen.

Aus dem vorhergehenden erhellt auch schon, daß ein weiterer Satz Mommsen's über die medicinischen Dissertationen nicht zutrifft, in welchem er sagt: „nach der Natur der medicinischen Disciplinen solle es nicht möglich sein, von einem die Universität mit Auszeichnung verlassenden Mediciner eine der Wissenschaft förderliche und also den Druck verdienende Abhandlung zu fordern". Die besten unserer medicinischen Doctoranden

liefern auch immer die beſten Diſſertationen, und es iſt längſt Sitte geworden, durch Aufnahme des Originaltextes oder von Bearbeitungen, Auszügen und Referaten der guten Diſſertationen in unſere beſten Fachzeitſchriften der geſammten wiſſenſchaftlichen Welt Kunde von dieſen Leiſtungen zu geben. Gerade bei der heutigen Richtung mediciniſch-wiſſenſchaftlicher Forſchung, beſonders bei der experimentalen Richtung, welche die Forſchung im Gebiet der Phyſiologie und Pathologie erhalten hat, iſt es gar nicht ſo ſchwierig, einem auch nur mäßig begabten jungen Mediciner eine Aufgabe zuzuweiſen, deren Löſung auf der einen Seite ſeine Kräfte nicht überſteigt und auf der anderen Seite unſere Wiſſenſchaft fördert.

Das iſt das wenige Gute, welches ich zur Vertheidigung des jetzt gültigen mediciniſchen Promotionsweſens gegen Mommſen hervorheben muß. Von manchen ſchlimmen Seiten deſſelben hat aber offenbar Mommſen keine Kenntniß und viele von denen, welche außerhalb der mediciniſchen Facultäten ſtehen, werden von den Mißſtänden, welche ich jetzt erörtern muß, vielleicht nicht die geringſte Ahnung haben.

Hier berühre ich zuerſt das äußerlichſte Verhältniß, die verſchiedene Höhe der Promotionsgebühren. Zur Beurtheilung dieſes Punktes hat die Arbeit für das oben erwähnte Correſpondenzblatt den nöthigen Stoff geliefert und ich entnehme der Nr. 3 deſſelben (15. September 1874) die nachfolgenden Zahlenangaben, deren abſolute Richtigkeit freilich nicht gewährleiſtet werden kann, beſonders nicht für die Gegenwart. Eine annähernde Richtigkeit kommt aber wohl auch für heute noch den folgenden Zahlen zu. Unter und bis 300 Mark betragen die Promotionsgebühren in Tübingen (295 Mark), Leipzig, München, Erlangen (300 Mark); zwiſchen 300 und 400 Mark betragen die Gebühren in Würzburg, Marburg, Bonn, Freiburg, Roſtock, Kiel, Breslau; zwiſchen 400 und 500 Mark Jena, Königsberg, Greifswald, Gieſſen, Göttingen, Berlin, Heidelberg und Halle (494 Mark). Von Straßburg fehlt am genannten Ort die Angabe. Darnach beträgt der Unterſchied zwiſchen Maximum und Minimum faſt 200 Mark. Da man nun den Doctortitel nicht meſſen und nicht wägen kann, ſo kann man dieſe Unterſchiede nur auf Grund der geſchichtlichen Entwickelung jeder einzelnen Univerſität begreifen. Noch vor dreißig Jahren mochte es angehen, daß jede mediciniſche Facultät in Deutſchland die Höhe der Promotionsgebühren in Anbetracht der Beiträge, welche aus denſelben für Wittwenkaſſe, Bibliothek u. ſ. w. entnommen wurden, und in Anbetracht der Höhe der Profeſſorenbeſoldung nach eigenem Gutdünken feſt ſetzte; damals hätte es keinem Candidaten einfallen können, für Erſparung der Promotionskoſten etwa von Halle nach Tübingen zum Examen rigorosum überzuſiedeln. Heute ſind die Verhältniſſe andere

geworden; würde heute z. B. ein Cand. med. von Halle nach Leipzig, d. h. eine halbe Stunde Eisenbahn fahren, so könnte er, statt in Halle 494 Mark zahlen zu müssen, sich in Leipzig gegen Erlegung von 300 Mark Gebühren dem Examen rigorosum unterziehen. Zwischen Marburg und Gießen, welche ebenfalls nur durch eine halbe Stunde Eisenbahnfahrt von einander getrennt sind, hat der Candidat des Examen rigorosum die Wahl, ob er dort 330 oder hier 430 Mark Gebühren zahlen will. Fast ist es erstaunlich und spricht jedenfalls sehr zu Gunsten des Characters unserer jungen Doctoranden, daß sie bis jetzt trotz alledem fast ausnahmslos sich an der Universität, an welcher sie ihre letzten Studiensemester zugebracht haben — also unbekümmert um jene Gebührendifferenzen — dem Examen rigorosum unterziehen. Aber darf man in dieser Beziehung auch der Zukunft blind vertrauen? Und ist es nicht die Pflicht der verschiedenen Facultäten, daß sie auch nur den geringsten Schein, als ob hier ein Ueberbieten vorläge oder vorliegen könne, vermeiden? In der That kann es sich bis heute nur um den Schein eines solchen Verdachtes handeln; denn wer mit den Verhältnissen vertraut ist, weiß auch, daß in diesen Dingen bis jetzt nie im geringsten eine niedrige und erniedrigende Concurrenz statt gefunden hat. Aber trotzdem ist auf schleunige Beseitigung der berührten Unterschiede zu dringen; denn schon heute können wir nicht läugnen, daß ein böswilliger Kritiker unserer Verhältnisse einen Verdacht auf uns werfen könnte, und zwar in einer Frage, wo schon der unbegründete Verdacht peinlich ist und schädlich wirkt.

Der Candidat des med. Examen rigorosum zahlt nicht nur an den verschiedenen Universitäten verschieden; er wird auch an denselben in ganz verschiedenem Maaßstab, sowohl sachlich als zeitlich, geprüft. Bei der einen Facultät prüfen im mündlichen Examen vier, bei der anderen acht Professoren, so daß gewöhnlich im letzteren Fall vier Fächer mehr geprüft werden, als im ersteren. Jeder Examinator hat bald eine Viertel- bald eine halbe Stunde zu prüfen. Bald werden zwei oder vier Candidaten in einer Prüfungssitzung vereinigt, bald wird jeder einzeln geprüft. Bald wird dem mündlichen Examen ein leichteres oder schwereres schriftliches vorausgeschickt, bald gar keines. Bald ist die Prüfung öffentlich, bald ist sie geheim.

Den schlimmsten Punkt habe ich noch nicht erwähnt, die Beziehung der med. Doctorprüfung zur med. Staatsprüfung. Nur das deutete ich an, daß die neue Gewerbeordnung, indem sie die med. Doctorprüfung aus der Reihe der gesetzlich nothwendigen Prüfungen strich, diese Doctorprüfung schwebend in die Luft gestellt hat. Der Candidat der Medicin hat jetzt die Wahl: ob er entweder vor der medicinischen Staatsprüfung der Doctorprü-

fung nach altem, bis 1869 gesetzlich gewesenen Modus sich unterziehen will; dann aber ist das vorgehende Examen, ob es auch rigorosum heißt, doch nur ein leichteres Vorexamen vor der schwierigeren Staatsprüfung und es kann geschehen, daß der neugebackene Dr. med. in der Staatsprüfung durchfällt — oder ob er nach bestandener schwerer Staatsprüfung als ein unbedeutendes Nachspiel das Examen rigorosum und die Promotion folgen läßt — oder ob er endlich ganz auf Examen rigorosum und Promotion verzichtet. Der letztere Fall vermeidet freilich jeden Conflict zwischen beiden Prüfungen und doch wird er nur von einer kleinen Minorität vorgezogen*), weil der Dr. med. doch einen Reiz ausübt und übrigens auch in vielen ärztlichen Stellungen mehr oder weniger nothwendig ist. Der zweite Fall — erst Staatsprüfung, dann Doctorprüfung — wird allmählig häufiger. Dann kommen die meisten Mitglieder der Facultät in die sonderbare Lage, daß sie einige Wochen nachdem sie denselben Candidaten schon als Mitglieder der Staatsprüfungscommission bis in die tiefsten Tiefen seines Wissens geprüft haben, nun den schwer geprüften noch einer leichten und kurzen Prüfung unterziehen müssen. Man kann sich die Empfindung dieser Examinatoren denken, welche nun wie examinirende Statisten bei der Wiederholung des Stückes, aber ohne dankbares Publicum, mitspielen müssen. Es ist sogar vorgekommen, daß ein unglücklicher Candidat der medicinischen Staatsprüfung die unfreiwillige Pause, welche ihm wegen Durchfallens in einer Station dictirt wurde, nun zur Ableistung des Examen rigorosum benutzte, ein vorzügliches Mittel, um die gesunkenen Lebensgeister wieder zu erfrischen und für die Fortsetzung der Staatsprüfung eine genügende feste moralische Haltung zu gewinnen. Daß die Facultät dem letzterwähnten Mißbrauch einen Riegel vorschieben kann und hier, wie wohl auch an anderen Orten, vorgeschoben hat, bedarf kaum der Erwähnung.

Wie soll man nun das unglückliche in der Luft schwebende Examen rigorosum wieder auf festen Boden stellen? Hier giebt es zwei Wege: entweder muß man die medicinische Staatsprüfung für sich als genügend erachten, um nach dem Bestehen derselben dem jungen praktischen Arzt ohne weitere Prüfung auf Grund einer eingelieferten und genehmigten Dissertation den Doctortitel zu verleihen — oder man muß jede Beziehung zwischen der Doctorprüfung und der Staatsprüfung fallen lassen und der Doctorprüfung im directen und ausgesprochenen Gegensatz zu der medicinischen Staatsprüfung, welche ebenso direct und ausgesprochen die praktische Befähigung der Candidaten feststellt, einen streng-wissenschaftlichen

*) In Baden doch recht häufig. A. d. R.

Charakter geben. Der erste Weg ist der einfachste; die Möglichkeit, ihn einzuschlagen, beruht jedoch auf einer Voraussetzung, welche für die preußischen Universitäten thatsächlich nicht zutrifft.

Die Examinationscommissionen werden für die medicinische Staatsprüfung alljährlich von dem Unterrichtsministerium auf's neue zusammengesetzt, und es liegt kein Grund vor, weder in der Wahl der geeigneten Persönlichkeiten sich auf die Mitglieder der medicinischen Facultäten zu beschränken, noch auch für die Aufnahme aller Mitglieder der Facultät in die Commission Sorge zu tragen. In der That wird sich an keiner der neun preußischen Universitäten eine Examinationscommission finden, welche zu gleicher Zeit nur aus Mitgliedern der Facultät, d. h. aus ordentlichen Professoren derselben besteht und auch alle diese Mitglieder in sich enthält. Nun kann man doch unmöglich den medicinischen Facultäten zumuthen, daß sie auf Grund einer Prüfung, an welcher nur ein Theil ihrer Mitglieder Theil nimmt und welche zum Theil von anderen Examinatoren abgehalten wird, ferner auf Grund einer Prüfung, welche nur die praktische, nicht die wissenschaftliche Qualification des Candidaten feststellt, diesem Candidaten den Doctortitel verleihen soll.

Diese Erwägungen, welche vor dem Betreten des ersterwähnten reformatorischen Wegs warnen müssen, sind für die medicinische Facultät in Rostock nicht durchschlagend gewesen. Ich weiß nicht, ob dieser Facultät von der zuständigen Behörde in Schwerin eine permanente und ausschließliche Theilnahme ihrer Mitglieder an der Examinationscommission für die medicinische Staatsprüfung gewährleistet wurde. Sollte dies geschehen sein, so bliebe noch der Einwand, daß die medicinische Staatsprüfung ausschließlich die praktische Qualification, nicht die wissenschaftliche ausmittelt; und dieser Einwurf könnte nur durch eine gründliche Veränderung der Regulative für die Staatsprüfung beseitigt werden. Erst dann, nachdem dies geschehen, würde man der Maaßregel der Rostocker Facultät beistimmen können. Sie aber ertheilt, unbekümmert um das, was für ihre preußischen Nachbaruniversitäten noch gültige Ordnung ist, schon heute gegen Vorzeigung einer, von irgend einer deutschen Examinationscommission in der medicinischen Staatsprüfung erlangten Approbation als praktischer Arzt dem Candidaten nach Einzahlung der Promotionsgebühren und Einreichung einer genügenden Dissertation — also ohne Examen rigorosum — den Doctortitel (vgl. Nr. 4 des Correspondenzblatts für die medicinischen Facultäten, 5. April 1875). Ich halte diese Bestimmungen an sich nicht für richtig, und in jedem Fall mindestens für verfrüht. Das letztere ist leicht zu erweisen; denn es ist hier schon vorgekommen, daß ein junger praktischer Arzt mit seiner Approbation von hier nach Rostock reiste, weil

er dort — ohne Prüfung — in recht kurzer Zeit den Doctortitel erhalten konnte. Daß in Roſtock die Promotionsgebühren um 75 Mark niedriger ſind, als hier, genügte zur Deckung der Reiſekoſten.

Es bleibt nur ein Weg übrig. Die mediciniſche Doctorprüfung muß — in bewußtem und beſtimmtem Gegenſatz zu der mediciniſchen Staatsprüfung — eine ſtrengwiſſenſchaftliche Prüfung werden; ſie muß die Fähigkeit des Candidaten zur Ausführung ſelbſtſtändiger wiſſenſchaftlicher Arbeit nachweiſen. Die Maaßregeln, welche uns dieſem erſtrebenswerthen Ziel entgegen führen ſollen, ſind nicht ſchwer zu finden und doch können ſie einem nicht mediciniſchen Leſer nicht ſo leicht geſchildert werden. Selbſtverſtändlich muß auf den wiſſenſchaftlichen Werth der einzureichenden Diſſertation ein Hauptgewicht gelegt werden; es muß aus derſelben, nachdem ſie in möglichſt ſelbſtſtändiger Weiſe von dem Candidaten bearbeitet worden iſt, mit Beſtimmtheit erſichtlich ſein, daß der betreffende befähigt iſt, auch in der Zukunft für ſich wiſſenſchaftlich-fördernde Arbeiten auszuführen. In Betreff der mündlichen Prüfung erinnere ich daran, daß es nicht nur eine beſchreibende Anatomie, ſondern auch eine allgemeine und vergleichende Anatomie giebt, daß neben der gewöhnlichen praktiſchen Phyſiologie eine phyſiologiſche Phyſik, eine phyſiologiſche Chemie und eine vergleichende Phyſiologie exiſtiren. Ich erinnere ferner daran, daß nicht nur die ſpecielle pathologiſche Anatomie, die Arzneimittellehre, die ſpecielle Pathologie, Ophthalmologie und Chirurgie Gegenſtand des mediciniſchen Studiums ſind, ſondern daß außer dieſen praktiſchen Fächern auch eine allgemeine pathologiſche Anatomie, eine allgemeine Pathologie, eine phyſiologiſche Optik, eine allgemeine Chirurgie an unſeren Univerſitäten gelehrt werden. Es giebt keine Disciplin der praktiſchen Medicin, welche nicht mit einer analogen Disciplin der wiſſenſchaftlichen Medicin eng verbunden iſt. In der mediciniſchen Doctorprüfung brauchen die Candidaten nicht zu zeigen, daß ſie am Krankenbett eine Diagnoſe ſtellen, daß ſie ein Recept verſchreiben, daß ſie einen Verband anlegen oder eine Operation ausführen können. Das alles gehört in die mediciniſche Staatsprüfung. Wohl aber werden ſie in der mediciniſchen Doctorprüfung zeigen müſſen, daß ſie die feinſten Gewebsvorgänge in den entzündeten Geweben, die phyſikaliſch-chemiſchen Störungen des fiebernden Körpers, die chemiſchen Wirkungen der wichtigſten Gifte auf die Lebensproceſſe der Verſuchsthiere genau kennen und mit den hierhin gehörigen Verſuchs- und Unterſuchungsmethoden vertraut ſind. An Fächern für das wirklich rigorös gewordene Doctorexamen würde es nicht fehlen und es wäre nicht nöthig, auch nur ein einziges Fach aus dem Schema der mediciniſchen Staatsprüfung für das Schema des Examen

rigorosum zu entnehmen. Das nähere hierüber zu beſprechen, würde nur in einem mediciniſchen Fachjournal möglich ſein.

Mommſen hat Recht: es iſt nicht nur hohe, es iſt die höchſte Zeit, daß in der Frage der Promotionsreform vom Seufzen zum Handeln, vom Tadeln zum Beſſermachen fortgeſchritten werde. Die vorſtehenden Mittheilungen werden ihm und allen denen, bei welchen ſein Wort auf fruchtbaren Boden fiel, zeigen, daß ſeine Ueberzeugung nicht nur von einzelnen, ſondern von vielen getheilt wird und ſchon getheilt wurde, bevor er ſie in der Oeffentlichkeit ausſprach. Welche allgemeine Maaßregeln für Beſſerung und Förderung des heute noch gültigen Promotionsweſens ergriffen werden könnten, hat Mommſen gezeigt; es würde an dieſem Ort unerheblich ſein, wenn ich ausführen wollte, welchen ſeiner Vorſchläge ich meine Zuſtimmung verſagen muß, welche unter ihnen ich modificiren möchte. Allgemeine Maaßregeln können aber nach meiner Ueberzeugung in der Frage der mediciniſchen Doctorprüfung für ſich nicht mehr ausreichend nützen; das Uebel ſitzt zu tief und bedarf einer eingreifenden Behandlung. Wie die Dinge jetzt liegen, ſo iſt es bei den mediciniſchen Doctorprüfungen und Promotionen eine Thatſache: Ungleiche Leiſtungen verleihen gleiche Rechte. Denn der mediciniſche Doctortitel — mag er am Ufer der Oſtſee oder am Rand der Alpen erworben worden ſein — findet heute innerhalb der Grenzen des deutſchen Reiches gleichmäßig ſeine Anerkennung, und wir alle wünſchen doch von Herzen, daß die gefallenen Grenzen, welche ehemals zwiſchen den deutſchen Staaten beſtanden, nicht wieder zu dem Zweck aufgerichtet werden, um den Doctortitel des einen Staates von dem Import in einen anderen Staat fern zu halten. Unmöglich aber iſt es, daß der Grundſatz „gleiches Recht, gleiche Pflicht“ im Deutſchen Reich in irgend einer öffentlichen Angelegenheit Mißachtung fände. Die Selbſthülfe, welche die mediciniſchen Facultäten ohne Mitwirkung der Staatsbehörden verſuchten, um das Promotionsweſen im Sinne der einheitlichen und reformirten Ordnung zu regeln, war ohne Erfolg. Die Pflicht der Staatsbehörden iſt es nun, die reformatoriſchen Beſtrebungen der Facultäten in die richtige Bahn zu lenken und ihnen ein feſtes Ziel zu ſetzen. Daß auf dieſem Weg zugleich Einheit und Reform für das Promotionsweſen erreicht werden kann, iſt meine beſtimmte Ueberzeugung, und daß es mir vergönnt geweſen ſein mag, durch dieſe Zeilen mein Scherflein zu einem erfolgreichen Reformwerk beigetragen zu haben, iſt mein innigſter Wunſch.

Greifswald, im Mai 1876.

Der Materialismus in der Geſchichtsſchreibung.

Von

Ernſt Zitelmann.

II.*)

Für die idealiſtiſche Geſchichtsauffaſſung, deren Grundzüge wir in dem erſten Theile dieſer Arbeit dargelegt haben, hat Niemand mehr gethan als Hegel. Man mag über ſein Syſtem und ſeine Methode denken, wie man will: es bleibt immerhin ſein unſterbliches Verdienſt, dem Gedanken der vernünftigen Entwicklung auf allen Gebieten des Geſchehens Bahn gebrochen zu haben. Man begegnet vielfach der Anſicht, daß ſeine Philoſophie längſt zu den Todten geworfen ſei — als Syſtem mag ſie es auch ſein, ihre werthvollſten Reſultate aber ſind in das wiſſenſchaftliche Allgemeinbewußtſein der Zeit übergegangen. Ohne es zu wiſſen und zu wollen, denken wir fortwährend in Hegel'ſchen Gedanken; und dieſem Einfluß haben ſich ſelbſt Diejenigen, welche der Hegel'ſchen Richtung auf das Schroffſte gegenüberſtehen, durchaus nicht zu entziehen gewußt. Zwar nehmen wir vielfach ſeine Philoſophie nicht mehr als compacte Nahrung zu uns, aber wir athmen ſie mit der Luft ein; und auch hier bewahrheitet ſich der Satz, daß das Vernünftige wirklich iſt: das Vernünftige in der Hegel'ſchen Philoſophie hat ſich ſeine Wirklichkeit zu geben und zu erhalten gewußt. Unſere Zeit läßt ſich jedoch an philoſophiſchen Beweiſen nicht genügen; ſie verlangt, wenn man ſo ſagen darf, naturwiſſenſchaftliche. Die Herrſchaft der Hegel'ſchen Methode wurde geſtürzt, und man begann zu glauben, auch die auf dem Wege der dialektiſchen Methode gefundenen Reſultate ſeien irrige; insbeſondere ſei ſeine Darſtellung der Geſchichte als der ſich verwirklichenden Idee eine reine Phantaſie und dem thatſäch-

*) Siehe Nr. I. in dem Februar- und Märzheft des 37. Bandes dieſer Zeitſchrift. Die ganze Arbeit wurde bereits Ende vorigen Jahres der Redaction druckfertig eingeſandt, und nur aus Mangel an Raum iſt das Erſcheinen dieſer Fortſetzung bis jetzt verzögert worden. Anm. der Red.

lichen Gange der Dinge nicht entsprechend. Und wie Schlagwörter immer epidemisch sind, so konnte man sehr bald auf allen Straßen hören, Hegel „construire die Geschichte willkürlich." Man zuckte mitleidig die Achseln über den, der sich noch Zeit und Mühe nahm, Hegel zu studiren. Was er aber mit dem Seherblick des echten Gelehrten in dem Gange der Dinge geschaut und als Wahrheit der Welt verkündet, was diese — so geht es so mancher großen wissenschaftlichen Erkenntniß — zuerst begeistert nachgesprochen und dann verspottet hatte: dasselbe, ganz dasselbe kam jetzt die Naturwissenschaft zu beweisen. Darwin stellte seine Theorie auf, er bewies sie nicht durch dialektische Kreuz- und Quersprünge, sondern durch Verwerthung eines ungeheuren Beobachtungsmaterials; es war eine der glänzendsten Thaten, welche die Geschichte der Wissenschaft zu verzeichnen gehabt hat, und zugleich eine der folgenreichsten auf allen Gebieten der Erkenntniß. Entwicklung, das war der Wahlspruch und Grundgedanke der Darwin'schen Theorie, wie es der der Hegel'schen Philosophie gewesen war, und mit Recht kann man daher Hegel als den Darwin auf dem Gebiete der Philosophie bezeichnen. Die Darwin'sche Lehre, auf das Gebiet der Geschichte übertragen, ergibt die teleologische Auffassung, welche in Hegel ihren höchsten speculativen Ausdruck gefunden hat. Ob Darwin selbst die idealistischen Consequenzen seiner Lehre gezogen oder auch nur um sie gewußt hat, bleibt dabei vollkommen gleichgiltig. Ebenso kann es uns nicht irre machen, daß eine große Zahl von Anhängern seiner Lehre sich noch gegen die teleologische Geschichtsauffassung sträubt. Wir halten das eben für eine Inconsequenz. Wer aber nach einer Bestätigung für die Richtigkeit der Darwin'schen Theorie sucht, mag in der Uebereinstimmung derselben mit den Resultaten der idealistischen Geschichtsauffassung eine solche finden.

Die Darwin'sche Theorie, unter welchem Namen wir die ganze naturwissenschaftliche Entwicklungslehre zusammenfassen, stellt Gesetze der Entwicklung auf, sie erklärt das Entstehen der Arten aus der im Kampf um's Dasein erfolgenden, durch die Eigenschaften der Vererbungs- und Anpassungsfähigkeit ermöglichten natürlichen Züchtung. Sie gibt uns also wie die gesammte Naturwissenschaft Auskunft über die causale Verknüpfung von Erscheinungen. Schon hieraus folgt, daß sie der teleologischen Theorie, welche eine Richtung in den causal zusammenhängenden Erscheinungen aufzufinden sucht, wenigstens nicht widersprechen kann, da Causalität und Teleologie, wie oben dargestellt ist, durchaus nicht im Gegensatz gegeneinander stehen; sie enthält indes sogar eine directe Bestätigung.

Die Teleologie behauptet, daß Zwecke in der Welt realisirt werden. Schon der Begriff der Züchtung aber läßt darüber gar keinen Zweifel,

daß dieſe ſelbe Behauptung auch von der Darwin'ſchen Theorie aufgeſtellt werden muß. Damit iſt, wie ſchon in dem erſten Theile dieſer Arbeit bemerkt wurde, keineswegs geſagt, daß dieſe Zwecke als bewußt vorgeſtellte und gewollte in einem Subjecte exiſtiren. Ob man die Realiſation bewußter oder unbewußter Zwecke in der Welt annimmt, — wenn man überhaupt Zwecke, mithin eine Richtung in der Bewegung des Werdens behauptet, iſt man Teleolog. Bei der künſtlichen Züchtung werden von dem Züchter bewußte Zwecke realiſirt, bei der natürlichen Züchtung werden ebenfalls Zwecke realiſirt, ob bewußte, ob unbewußte, laſſen wir dahingeſtellt ſein.

Durch den Kampf ums Daſein werden unter den Individuen diejenigen ausgeleſen, welche den Kampf ums Daſein am beſten zu beſtehen wiſſen: „das Paſſendſte überlebt.“ Es findet demnach unzweifelhaft eine beſtändige Vervollkommnung ſtatt, wenn ich als Maßſtab — ohne einen ſolchen kann ich ja nicht von Vervollkommnung ſprechen — die Fähigkeit, den Kampf ums Daſein zu beſtehen, anlege. Dieſe Vervollkommnung aber iſt ihrem Inhalte nach ganz daſſelbe wie die Vervollkommnung im idealiſtiſchen Sinne. Die Entwicklung des ethiſchen und intellectuellen Bewußtſeins iſt, ſoviel wir ſehen können, die höchſte Stufe der in der Natur ſich darſtellenden Entwicklungsreihe; der Menſch gilt darum als das höchſte Naturproduct. Innerhalb der Menſchenwelt muß nun aber offenbar das ſittliche und geiſtige Bewußtſein in den verſchiedenſten Abſtufungen vorhanden ſein und als ein deſto höheres Naturproduct gelten, je höher es entwickelt iſt. Dem entſprechend lehrt uns denn auch die Geſchichte in unwiderleglicher Weiſe, daß das geiſtig und ſittlich höher entwickelte Volk im Kampf ums Daſein ſtets Sieger bleibt. Da nun der Kampf ums Daſein eine beſtändige Vervollkommnung aller Waffen, mit denen er geführt wird, bewirkt, ſo folgt offenbar, daß die ſittlichen Begriffe ebenſo wie die Erkenntniß in ſteter Vervollkommnung begriffen ſind, daß die Menſchen und Völker alſo ſich ſittlich und geiſtig vervollkommnen.

Die ſich ſittlich und geiſtig vervollkommnende Menſchheit aber — das iſt ja das, was alle teleologiſchen Denker zu conſtruiren ſuchen. Von hier bis zu der ſpeculativen Auffaſſung eines Hegel iſt nur ein Schritt, und zwar ein ganz kleiner. Daß in der Geſchichte die Menſchheit als eine ſich ſittlich vervollkommnende erſcheint, iſt ein Reſultat der Naturwiſſenſchaft; mache ich dieß Reſultat zum aprioriſchen Princip, ſo habe ich Hegel's Satz, daß die Weltgeſchichte der Proceß der ſittlichen Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts iſt. Jene rein naturwiſſenſchaftliche und dieſe rein ſpeculative Auffaſſungsweiſe fußen beide genau auf denſelben Thatſachen; ſie haben ein vollſtändig identiſches Material und ein

vollständig identisches Resultat, sie unterscheiden sich in der That nicht mehr von einander als die Linien ab und ba. Wir Idealisten also, die wir die sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts behaupten, befinden uns nicht im Widerspruch, sondern vielmehr in vollster Uebereinstimmung mit Darwin.

Es ist unnöthig, Autoritäten für diese Meinung anzuführen. Nur auf einen Mann möchte ich mich berufen, den wir in Deutschland als den leidenschaftlichsten und radicalsten Vorkämpfer des Darwinismus zu sehen gewöhnt sind, und dem das Hellwald'sche Buch gewidmet ist: Ernst Häckel. Er erklärt, „die tröstliche Gewißheit" zu haben, „daß auch in Zukunft das Menschengeschlecht im Großen und Ganzen die ruhmvolle Bahn fortschreitender Entwicklung verfolgen und eine immer höhere Stufe geistiger Vollkommenheit erklimmen wird" (Natürliche Schöpfungsgeschichte S. 656). „Die höchste Leistung des menschlichen Geistes ist die vollkommene Erkenntniß, das entwickelte Menschenbewußtsein und die daraus entspringende sittliche Thatkraft" (ebenda S. 568), und er schließt, daß „die fortschreitende Selbsterkenntniß für jeden einzelnen Menschen der mächtigste Hebel zur sittlichen Vervollkommnung wird" (ebenda S. 658).

Wir können die Uebereinstimmung dieser Sätze mit den unsrigen nach zwei Seiten hin constatiren: Häckel erkennt an, daß die Menschheit sich fort und fort sittlich wie intellectuell vervollkommnet, und daß der Intellect die Sittlichkeit bedingt. Beide Sätze vertheidigen auch wir. Wenn Häckel trotzdem den Gedanken einer sittlichen Weltordnung verwirft — worauf sich Hellwald (Culturgeschichte S. 22) beruft — so kann es wol keinem Zweifel unterliegen, daß dieß nichts anderes als eine Inconsequenz ist; denn die sittliche Ordnung der Welt besteht eben in dem beständigen sittlichen Fortschritt. —

Schon aus den obigen nur aphoristischen Bemerkungen erhellt, welchen außerordentlichen Werth die Anwendung des Darwin'schen Princips auf die Culturgeschichte haben muß. Diese Anwendung nun hat Hellwald in seiner Culturgeschichte zu machen unternommen. Indem wir im Folgenden sein Buch von dem Standpunkte des Darwinismus aus beurtheilen, stellen wir uns auf den Standpunkt, welchen er selbst als den seinigen bezeichnet und messen ihn mit seinem eignen Maße.

Als ich in der Vorrede zu Hellwald's Buch las, daß er eine Culturgeschichte vom Standpunkte des Darwinismus aus schreiben wolle, war ich auf das Freudigste überrascht, vor allen Dingen, weil ich der Ueberzeugung war, daß eine solche Darstellung gar nicht anders als idealistisch sein könne.

Sehr bald sah ich indes, daß Hellwald den oben dargelegten Zu-

sammenhang zwischen Teleologie und Darwinismus vollständig übersehen hatte. Dieß ist um so unverzeihlicher, als er selbst durch das von ihm so ausgibig benutzte Buch v. Lilienfeld's auf jenen Gedanken hingewiesen und demselben ganz nahe gekommen war. (Ausland 1873 S. 726 und „der Mensch das höchste Naturproduct" Culturgeschichte S. 8.) Es entgeht ihm hiernach der Hauptvortheil, welchen die Verwendung des Darwinismus auf dem Gebiete der Geschichte darbietet. Das ist nun zwar in meinen Augen ein großer, ja ein radicaler Mangel einer historischen Arbeit. Indes ich wollte diesen Mangel mit in den Kauf nehmen, weil ich mir, auch wenn der Hellwald'schen Darstellung der Gesichtspunkt der Vervollkommnung fehlte, wirkliche Belehrung schon davon versprach, die Existenz der Darwin'schen Gesetze in der ursächlichen Verknüpfung der historischen Erscheinungen nachgewiesen zu sehen. Es müßte, so dachte ich, überaus werthvoll sein, einmal mit voller Einseitigkeit zu zeigen, in welcher Weise die von Darwin aufgestellten Entwicklungsgesetze auch im Gebiet des Menschen- und Völkerlebens und auf allen einzelnen Feldern menschlicher Thätigkeit, kurz in der Cultur, zur Anwendung kämen, und wie sich die Culturgeschichte, von diesem Standpunkt aus betrachtet, darstellen würde. Hatte doch schon Häckel diese Aufgabe formulirt und als lösbar hingestellt (Natürliche Schöpfungsgeschichte S. 152).

Freilich erschien es mir etwas keck, schon jetzt, da die Darwin'sche Theorie noch selber den härtesten Kampf für ihr Dasein ficht, die Anwendung derselben auf andere Gebiete zu versuchen. Indes trotzdem! ich meinte, eine Arbeit, wie sie Hellwald beabsichtigte, würde trotz aller ihr nothwendig anhaftenden Mängel höchst lehrreich sein. Denn jede große Entdeckung im Gebiete des Wissens zeichnet sich dadurch aus, daß sie den Schlüssel zum Verständniß der verschiedenartigsten und auf den divergentesten Gebieten liegenden Thatsachen darbietet. Und so meinte und meine ich noch zur Stunde, daß die Darwin'sche Theorie auf jedem Felde menschlichen Wissens befruchtend wirken kann und wird. Freilich bin ich zugleich der Ansicht, daß die von Darwin aufgestellten großen Gesetze nicht die einzigen sind, welche das geistige Werden beherrschen, und daß deshalb jede nur von Darwin's Theorie aus construirte Geschichte nothwendig sehr einseitig sein werde. Indes muß ein jedes Princip, um sich durchzusetzen, einseitig auftreten, und der Widerstand, den die zu überwindenden älteren Principien leisten, bietet ein gutes Correctiv gegen diese Einseitigkeit, welche in Folge dessen nicht schädlich zu sein pflegt. Die richtige Mitte findet sich bald von selbst.

Hellwald hätte also insbesondere die Aufgabe gehabt, nachzuweisen, wie aus den Eigenschaften der ersten Menschen durch Vererbung und An-

passung im Kampf ums Dasein die verschiedenen Culturen sich entwickelt hätten, und zu erklären, warum sich aus jener Urcultur, wenn das Wort erlaubt ist, unter verschiedenen äußeren Bedingungen die einzelnen Culturen nothwendig so und nicht anders entwickelt haben. Man würde dann gleichsam eine Morphologie der Cultur erhalten.

Auch würde eine solche Darstellung in gewisser Weise einen Ersatz für die fehlende teleologische Entwicklung bieten. Denn, wie wir oben gesehen haben, kommt eine Entwicklung nach den Principien Darwin's im Resultate auf dasselbe hinaus, wie eine Entwicklung nach den Principien des Idealismus, und auch ein Darsteller, der, wie Hellwald, nicht an diese Principien glaubt, würde doch, er möchte wollen oder nicht, implicite zugleich eine teleologische Entwicklung geben, wenn er nur eine wirklich richtige Darwin'sche Entwicklung liefert. Dieß hoffte ich von Hellwald und darum begrüßte ich seine Ausführungen mit Freuden.

Was aber fand ich anstatt der gesuchten Belehrung?

Hellwald begnügt sich damit, den Kampf ums Dasein wieder und wieder als geschichtsbildnerisches Princip zu behaupten, ohne dabei irgendwie in naturwissenschaftlicher Weise die Factoren der Vererbung und Anpassung zu verwerthen. Während Darwin den Kampf ums Dasein als ein Princip aufstellt, durch welches er die Thatsache der natürlichen Züchtung (der Formenbildung) erklären will, tritt bei Hellwald das Princip des struggle for life um seiner selbst willen auf. Damit verliert es aber sofort seine Originalität. Das ungemein Geistreiche in Darwin's Theorie ist eben, daß er den seit Beginn der Wissenschaft unzählige Mal proclamirten Satz von dem den Menschen von Natur innewohnenden Egoismus, der sich im Kampf ums Dasein äußert, in Verbindung mit der Artenbildung brachte und diese aus jenem erklärte. Sowenig die einfache Thatsache, daß es verschiedene Arten gibt, von Darwin zuerst entdeckt, vielmehr von Beginn der Wissenschaft an bekannt gewesen ist: ebenso wenig hat er zuerst die Thatsache entdeckt, daß jedes Lebewesen die Tendenz hat, sein Dasein zu bewahren, sein Selbstgefühl möglichst zu steigern, d. h. daß es um sein Dasein kämpft, oder m. a. W. daß der Egoismus ein Naturtrieb ist. Das aber war seine große Entdeckung, daß er das Bestehen verschiedener Arten aus dem Vorhandensein des Egoismus erklärte, und einzig hierin, in dieser Verbindung, liegt die hohe Eigenthümlichkeit seiner Lehre.

Diese Verbindung nun, auf die es gerade ankommt, löst Hellwald wieder auf. Ihm ist der Gedanke, daß jedes Wesen von Natur Egoist ist, eine Entdeckung Darwin's, und da er ja die Darwin'schen Gesetze in der Culturgeschichte nachweisen will, so macht er diesen Gedanken zum Princip der Entwicklung im Menschen- und Völkerleben. In Folge dessen

iſt denn auch von wahrem Darwinismus in dem ganzen Buch nicht das geringſte zu ſpüren. Sein Darwinismus beſchränkt ſich darauf, daß er für das uralte Princip des Egoismus einen Darwinſchen Ausdruck braucht, und nachweiſt, wie dieſes Princip in der Geſchichte das einzig beſtimmende, die idealen Mächte aber — Sittlichkeit, Recht u. ſ. f. — völlig wirkungslos ſind. Hätte Hellwald mehr Kenntniſſe in der Philoſophie, ſo würde er wiſſen, daß er mit dieſen Trivialitäten nichts Neues ſagt, daß das Dinge ſind, über welche die Wiſſenſchaft längſt zu Gericht geſeſſen hat.

Indem Hellwald wie geſagt aus dem naturwiſſenſchaftlichen Princip des Kampfes ums Daſein als des formenbildenden Factors in der Welt das gewöhnliche Princip des Egoismus macht, begibt er ſich auf ein rein philoſophiſches Gebiet, und es wird ſich im Weiteren lediglich darum handeln, die Rolle, welche der Egoismus in der Welt ſpielt, feſtzuſtellen.

Wir ſuchen bei Hellwald vergebens eine zuſammenhängende Unterſuchung über Begriff und Werth des Egoismus. Er bewegt ſich durchaus nur in Gemeinplätzen, welche wieder und wieder auf das Prätenſiöſeſte in die geſchichtliche Darſtellung eingeſtreut ſind — eine begriffliche Erklärung gibt er nirgends. Ihm iſt Daſein nichts anderes als die phyſiſche Exiſtenz, Kampf ums Daſein nichts anderes als der mit jedem, auch dem niederträchtigſten Mittel geführte Kampf um die Befriedigung des Hungers, des Durſtes, des Geſchlechtstriebes und, wie er meiſt hinzuſetzt, um Beherrſchung Anderer, um Macht; kurz er kennt nur den allerblödeſten Egoismus. Freilich ſpricht er einmal von einem Kampf um Ideen, aber nur vorübergehend. Im Ganzen kommt er über „Hunger und Liebe“ nicht hinaus. Nun ſoll ja nicht geläugnet werden, daß noch bis auf dieſen Augenblick auf das Härteſte auch für jene primitivſten Exiſtenzwerthe gekämpft wird. Aber damit iſt das Princip des Egoismus noch nicht erſchöpft.

Zuerſt iſt es keineswegs richtig, den Egoismus ganz allgemein in Gegenſatz gegen die Sittlichkeit zu ſtellen. Wir haben ſchon oben die ethiſche Berechtigung des Egoismus kurz angedeutet und ſeine Begründung darin gefunden, daß jedes Weſen ſich Selbſtzweck iſt. Bis zu einem gewiſſen Grade wird demnach der Egoismus von der Vernunft gefordert. Denn wenn nicht jedes Weſen für ſeine eigne Erhaltung ſorgte, ſo würde ja ſein Beſtand ebenſo gefährdet ſein, wie er es im Kriege aller gegen alle wäre. Der Egoismus muß vorhanden ſein, weil ſonſt die ganze belebte Welt aus den Fugen gehen würde. Es kommt nur darauf an, daß der Egoismus nicht eine gewiſſe Grenze überſchreite, daß er ſich insbeſondere mit dem Egoismus der anderen in Harmonie halte. Soweit jedes Weſen ſich Selbſtzweck iſt, ſoweit iſt ſein Egoismus berechtigt; ſoweit es zugleich Glied einer höheren Einheit und als ſolches ein Mittel für dieſe

ist, hat sein Egoismus keine Berechtigung mehr. Die Sittlichkeit besteht in der harmonischen Vereinigung beider Stellungen, und begreift daher den Egoismus als integrirenden Factor in sich.

Wenn es sich im Weiteren um die Bedeutung handelt, welche der im Kampfe ums Dasein sich bethätigende Egoismus im Menschen- und Völkerleben hat, so kommt es wesentlich darauf an, zu bestimmen, auf welcher Kulturstufe man Mensch und Volk denkt. Je geringer die Kultur, desto intensiver die Herrschaft der auch für Pflanzen und Thiere geltenden Naturgesetze: daher man passend im Gegensatz gegen die Cultur von Naturzustand, Naturmenschen, Naturvölkern spricht. Für die Naturmenschen gilt in der That der Kampf um's Dasein noch in seiner vollen Härte, d. h. in der Form, in welcher er für das Thier gilt: er ist lediglich eine Mitbewerbung um die nothwendigen Existenzbedürfnisse, welche auch das Thier hat.

Indem nun aber der ganze Fortschritt der Cultur in nichts anderem als in einer Vermehrung der Bedürfnisse besteht, so ergiebt sich, daß der Kampf ums Dasein seinen Inhalt durchaus mit der Cultur ändert, d. h. die nothwendigen Existenzbedürfnisse, um welche gekämpft wird, ändern sich — nicht in der Weise, daß einzelne Existenzbedürfnisse mit der steigenden Cultur aufhörten solche zu sein — keineswegs, sondern so, daß neue Existenzbedürfnisse hinzutreten. Es ist aber ersichtlich, daß durch dieses Hinzutreten neuer Bedürfnisse die Stellung der alten geändert wird. Während der Mensch zuerst in seinem ganzen Streben nur durch jene ursprünglichen Bedürfnisse beherrscht war, hat sein Streben jetzt mehrere Objecte: es hört mithin die Alleinherrschaft jener ersten Bedürfnisse auf. Je mehr die Zahl der Bedürfnisse also steigt, desto mehr muß die Bedeutung der ursprünglichen Bedürfnisse sinken. Es kommt noch hinzu, daß sich auch mit der zunehmenden Cultur das Werthverhältniß der einzelnen Existenzbedürfnisse zu einander in dem Bewußtsein der Menschen ändert, und die Erfahrung zeigt, daß die primitiven Existenzbedürfnisse mit zunehmender Cultur geringer geschätzt werden.

In der That sind dies so einfache Sätze, und das Leben lehrt sie uns so deutlich, wohin wir das Auge wenden, daß es vollständig unbegreiflich erscheint, wie man das außer Acht lassen kann. Die ganze Entwicklung der Güter, um welche der Kampf ums Dasein geführt wird, spricht sich in dem tiefsinnigen Dichterwort aus:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Das ursprünglichste Gut, um welches gekämpft wird, ist gewiß das physische Leben, seine Erhaltung und Fortpflanzung der ursprüng

Zweck. Wie aber die einfache Thatsache des Selbstmordes beweist, wird heut zu Tage das Leben nicht mehr als der Güter höchstes empfunden. Wir athmen und nähren uns nicht nur physisch, sondern auch geistig. So viel höher aber im Allgemeinbewußtsein der Menschen der Geist steht als der Körper, so viel höher schätzen wir auch die geistigen Bedürfnisse als die physischen; und es ist ganz selbstverständlich, daß wir ein kleineres Gut für ein größeres dahin geben. Freiheit, Ehre, Kunst, Wissenschaft, Freundschaft, Familie, Staat, innere Befriedigung und Gewissensruhe — das sind die Existenzbedingungen, ohne welche uns das Dasein schal und nichtig erscheint, an deren Erhaltung und Vervollkommnung uns viel mehr gelegen ist, als an Essen und Trinken, ja als an äußerer Stellung und Reichthum. Wäre uns die Ehre vor uns selbst und die Gewissensruhe nicht mehr werth als jenes — warum stehlen und betrügen wir denn nicht überall da, wo wir es ungestraft können? Der arme Student, der sich den Bissen vom Munde spart, um ein Buch erwerben zu können, aus dem er Erkenntniß zu schöpfen hofft — er kämpft auch um ein nothwendiges Existenzbedürfniß. Es ist vollkommen unnütz, hier Beispiele zu häufen — das tägliche Leben bietet uns ebenso wie die Geschichte überall und überall die Beweise dafür, daß der Einzelne Hunger und Durst erträgt, seine Liebe hingiebt, ja sein Leben opfert für ideale Güter.

Wenn man das Dasein in diesem Sinne faßt als die Summe der Existenzbedingungen, als die Summe der Güter, dann ist kein Princip wahrer als das des Kampfes ums Dasein; und wenn man die Willensrichtung, welche auf Befriedigung dieser Bedürfnisse, also auf Erreichung und Erhaltung der Güter hinzielt, Egoismus nennt, so ist kein Satz wahrer als der, daß jeder Mensch Egoist ist. Der edle Mensch handelt edel, weil ihm das Bewußtsein edel gehandelt zu haben, ein größeres Gut ist als die etwaigen Güter, welche er durch eine nicht edle Handlung würde erreichen können. Man nenne auch dies Egoismus, dagegen ist nichts zu sagen: nur soll man sich klar darüber sein, daß der Egoismus in diesem Sinne etwas ganz anderes ist als der Egoismus, wie er [illegible] Schlagwort der rohen naturalistischen Richtung erscheint. [illegible] dieser höchstverfeinerten Form ist subjectiv genau dasselbe [illegible] lichkeit ist, und wir werden demnach den Egoismus [illegible] nennen je nach Beschaffenheit der Güter, [illegible] spricht. Auf diesem Wege ergibt sich [illegible] Dasein das Princip der Sittlichkeit und [illegible] lichkeit.

Zu dieser Gleichung zwischen Egoismus und [illegible] auch noch auf einem anderen Wege. Es ändert

ist, hat sein Egoismus keine Berechtigung mehr. Die Sittlichkeit besteht in der harmonischen Vereinigung beider Stellungen, und begreift daher den Egoismus als integrirenden Factor in sich.

Wenn es sich im Weiteren um die Bedeutung handelt, welche der im Kampfe ums Dasein sich bethätigende Egoismus im Menschen- und Völkerleben hat, so kommt es wesentlich darauf an, zu bestimmen, auf welcher Kulturstufe man Mensch und Volk denkt. Je geringer die Kultur, desto intensiver die Herrschaft der auch für Pflanzen und Thiere geltenden Naturgesetze: daher man passend im Gegensatz gegen die Cultur von Naturzustand, Naturmenschen, Naturvölkern spricht. Für die Naturmenschen gilt in der That der Kampf um's Dasein noch in seiner vollen Härte, d. h. in der Form, in welcher er für das Thier gilt: er ist lediglich eine Mitbewerbung um die nothwendigen Existenzbedürfnisse, welche auch das Thier hat.

Indem nun aber der ganze Fortschritt der Cultur in nichts anderem als in einer Vermehrung der Bedürfnisse besteht, so ergiebt sich, daß der Kampf ums Dasein seinen Inhalt durchaus mit der Cultur ändert, d. h. die nothwendigen Existenzbedürfnisse, um welche gekämpft wird, ändern sich — nicht in der Weise, daß einzelne Existenzbedürfnisse mit der steigenden Cultur aufhörten solche zu sein — keineswegs, sondern so, daß neue Existenzbedürfnisse hinzutreten. Es ist aber ersichtlich, daß durch dieses Hinzutreten neuer Bedürfnisse die Stellung der alten geändert wird. Während der Mensch zuerst in seinem ganzen Streben nur durch jene ursprünglichen Bedürfnisse beherrscht war, hat sein Streben jetzt mehrere Objecte: es hört mithin die Alleinherrschaft jener ersten Bedürfnisse auf. Je mehr die Zahl der Bedürfnisse also steigt, desto mehr muß die Bedeutung der ursprünglichen Bedürfnisse sinken. Es kommt noch hinzu, daß sich auch mit der zunehmenden Cultur das Werthverhältniß der einzelnen Existenzbedürfnisse zu einander in dem Bewußtsein der Menschen ändert, und die Erfahrung zeigt, daß die primitiven Existenzbedürfnisse mit zunehmender Cultur geringer geschätzt werden.

In der That sind dies so einfache Sätze, und das Leben lehrt sie uns so deutlich, wohin wir das Auge wenden, daß es vollständig unbegreiflich erscheint, wie man das außer Acht lassen kann. Die ganze Entwicklung der Güter, um welche der Kampf ums Dasein geführt wird, spricht sich in dem tiefsinnigen Dichterwort aus:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Das ursprünglichste Gut, um welches gekämpft wird, ist gewiß das physische Leben, seine Erhaltung und Fortpflanzung der ursprünglichste

Zweck. Wie aber die einfache Thatsache des Selbstmordes beweist, wird heut zu Tage das Leben nicht mehr als der Güter höchstes empfunden. Wir athmen und nähren uns nicht nur physisch, sondern auch geistig. So viel höher aber im Allgemeinbewußtsein der Menschen der Geist steht als der Körper, so viel höher schätzen wir auch die geistigen Bedürfnisse als die physischen; und es ist ganz selbstverständlich, daß wir ein kleineres Gut für ein größeres dahin geben. Freiheit, Ehre, Kunst, Wissenschaft, Freundschaft, Familie, Staat, innere Befriedigung und Gewissensruhe — das sind die Existenzbedingungen, ohne welche uns das Dasein schal und nichtig erscheint, an deren Erhaltung und Vervollkommnung uns viel mehr gelegen ist, als an Essen und Trinken, ja als an äußerer Stellung und Reichthum. Wäre uns die Ehre vor uns selbst und die Gewissensruhe nicht mehr werth als jenes — warum stehlen und betrügen wir denn nicht überall da, wo wir es ungestraft können? Der arme Student, der sich den Bissen vom Munde spart, um ein Buch erwerben zu können, aus dem er Erkenntniß zu schöpfen hofft — er kämpft auch um ein nothwendiges Existenzbedürfniß. Es ist vollkommen unnütz, hier Beispiele zu häufen — das tägliche Leben bietet uns ebenso wie die Geschichte überall und überall die Beweise dafür, daß der Einzelne Hunger und Durst erträgt, seine Liebe hingiebt, ja sein Leben opfert für ideale Güter.

Wenn man das Dasein in diesem Sinne faßt als die Summe der Existenzbedingungen, als die Summe der Güter, dann ist kein Princip wahrer als das des Kampfes ums Dasein; und wenn man die Willensrichtung, welche auf Befriedigung dieser Bedürfnisse, also auf Erreichung und Erhaltung der Güter hinzielt, Egoismus nennt, so ist kein Satz wahrer als der, daß jeder Mensch Egoist ist. Der edle Mensch handelt edel, weil ihm das Bewußtsein edel gehandelt zu haben, ein größeres Gut ist als die etwaigen Güter, welche er durch eine nicht edle Handlung würde erreichen können. Man nenne auch dies Egoismus, dagegen ist nichts zu sagen: nur soll man sich klar darüber sein, daß der Egoismus in diesem Sinne etwas ganz anderes ist als der Egoismus, wie er als das Schlagwort der rohen naturalistischen Richtung erscheint. Der Egoismus in dieser höchstverfeinerten Form ist subjectiv genau dasselbe, was die Sittlichkeit ist, und wir werden demnach den Egoismus sittlich oder unsittlich nennen je nach Beschaffenheit der Güter, denen er den höchsten Werth zuspricht. Auf diesem Wege ergibt sich unmittelbar aus dem Kampfe ums Dasein das Princip der Sittlichkeit und zwar der *subjectiven* Sittlichkeit.

Zu dieser Gleichung zwischen Egoismus und Sittlichkeit gelangen wir auch noch auf einem anderen Wege. Es ändert sich nämlich mit zu-

nehmender Cultur nicht nur der Inhalt der Güter, um welche er geführt wird, das „Dasein", sondern auch die Form desselben, der „Kampf". Der Kampf als Mittel der Befriedigung des Egoismus ist ein sich selbst aufhebendes Princip. Diese Beobachtung ist eine sehr alte; daß der vernünftige Eigennutz zur Aufhebung des bellum omnium contra omnes führt, haben Hobbes und die Franzosen längst als Fundament ihrer Naturrechtssysteme verwerthet. Es ist indes nöthig, an diese alten Gedanken hier wieder zu erinnern, weil sie von Männern wie Hellwald durchaus vergessen oder vielleicht nie gekannt zu sein scheinen.

Bei Hobbes insbesondere ist die Aehnlichkeit mit dem Darwin'schen Princip des Kampfes ums Dasein auf das höchste interessant. Hobbes spricht als eine der Haupturſachen der Feindschaft zwischen den Menschen die Mitbewerbung um die Macht, d. h. die Quelle und den Inbegriff aller Güter aus; denn wenn Mehrere ein Gut erstreben, welches nur einer besitzen kann, so werden sie einander nothwendig feind. Nun ist aber offenbar der Krieg aller gegen alle kein Gut, im Gegentheil, ein Uebel. Die Menschen erstreben aber ein Gut, und folglich hebt sich der Zustand des beständigen Kampfes selbst auf, weil er das Gegentheil von dem herbeiführt, was er bezweckt, nämlich das Verderben jedes Einzelnen. Die Vernunft gebietet also, aus dem Kriegs- in den Friedenszustand überzugehen, oder m. a. W. der wolverstandene Egoismus, d. h. das richtig geleitete Streben nach Befriedigung der Existenzbedürfnisse wird den allgemeinen Friedenszustand vortheilhafter finden als den Krieg aller gegen alle. Da man nun aber unter dem Kampf ums Dasein nichts anderes versteht, als die Bethätigung des Strebens nach Befriedigung der Existenzbedürfnisse, so ist die paradoxe Formulirung erlaubt, daß der Kampf ums Dasein in der Form des Friedens geführt wird. Höchst interessant ist hierbei, daß auch Hobbes das Steigen des Intellects als die Ursache annimmt, welche den Krieg aller gegen alle beendigt.

Es kann gewiß keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß alle Menschen am glücklichsten leben, ihren Egoismus also am meisten befriedigen würden, wenn sie am sittlichsten lebten. Die Forderungen des höchsten, des weisesten Egoismus würden sich also objectiv ganz genau mit den Forderungen der höchsten Sittlichkeit decken, oder: die vollkommenste Art und Weise, den Kampf ums Dasein zu führen, würde die allgemeine Verwirklichung der Sittlichkeit sein. Da wir nun nach Darwins Grundsätzen den Kampf ums Dasein immer richtiger und besser führen, also die wahren Forderungen des Egoismus verstehen lernen werden, so ergibt sich, daß durch den Kampf ums Dasein ein objectiv immer sittlicheres Handeln der Menschen bewirkt wird: es ergibt sich also wie oben aus dem Kampfe ums

Dasein das Princip der Sittlichkeit. Freilich hier nur der objectiven Sittlichkeit. Oben hatten wir jedoch auch die subjective Sittlichkeit aus dem Kampfe ums Dasein abgeleitet: sowol subjectiv wie objectiv sind demnach der höchste Egoismus und die höchste Sittlichkeit dasselbe.

Egoismus und Sittlichkeit, ursprünglich, auf der ersten Stufe ihrer Entwicklung, als die schroffsten Gegensätze erscheinend, werden durch die Entwicklung der in ihnen enthaltenen Bestimmungen einander immer mehr genähert und gehen schließlich in einander über: wir haben hier eines der unzähligen Beispiele, daß zwei Begriffe, auf die Spitze getrieben, in einander umschlagen, die ewige Wahrheit, welche in Hegels dialektischer Selbstbewegung liegt. In dem „summum jus summa injuria", in dem „les extrêmes se touchent", in dem „allzuscharf macht schartig" liegt überall dieselbe Wahrnehmung ausgesprochen.

Die Thatsache aber, daß die aprioriſch von uns construirten Sätze der Ethik und die empirisch von uns erkannten Forderungen des Egoismus inhaltlich dasselbe sind, ist höchst interessant; in dieser wunderbaren Harmonie thut sich eine Gedankenreihe auf, die uns den großen Räthseln der Philosophie einen Schritt näher zu führen geeignet ist. Diesen Gedanken hat aber Hellwald nicht von ferne geahnt. Nicht dieser sich läuternde und sich in die höchste Sittlichkeit verwandelnde, sondern der gewöhnliche „nackte" kurzsichtige Egoismus: das ganz Gemeine ist's, das ewig Gestrige, was er als das bewegende Princip der menschlichen Entwicklung ansieht. Zwar gibt er eine Aenderung in der Form des Kampfes ums Dasein zu, aber eine ganz unwesentliche. „Man tödtet", so sagt er S. 668, „heutzutage seine Gegner, wenn auch nicht mit Gift und Dolch, so doch durch die Concurrenz, verläumdet sie, macht sie lächerlich, gibt sie dem allgemeinen Hohne und der Verachtung Preis, kurz tödtet sie moralisch, und hiezu erscheint auch heute noch kein Mittel verwerflich genug." Indes Hellwald kann das nicht so ernstlich meinen, er wird seinen Satz einschränken müssen, sonst spräche er sich ja selbst das Gericht. Der Zustand, den er schildert, wäre in der That der Krieg Aller gegen Alle, nur mit anderen Waffen geführt. Es ist aber dargestellt worden, wie der steigende Intellect nicht nur die Waffen, sondern auch den Kampf selbst zu einem anderen macht, im Interesse des Kampfes ums Dasein selbst. Nach Hellwald stehen wir in der That noch auf einem völlig thierischen Standpunkt.

Ebenso oberflächlich und kurzsichtig wie Hellwald den Kampf ums Dasein selbst auffaßt, sind nun auch die einzelnen Folgerungen, welche er aus diesem Princip zieht, oder besser die einzelnen Gesetze, welche bei ihm als Anwendungen desselben erscheinen. Dieselben sollen im Folgenden beleuchtet werden.

Zuerst stellt sich ihm in der ganzen anorganischen wie organischen Natur, in dem Leben der Thiere wie in der Geschichte der Menschen *das Recht des Stärkeren* als das einzig wirksame Recht dar.

Nun ist gewiß in der ganzen Welt kein Satz so unwiderleglich wie der, daß dasjenige, was in der weitesten Bedeutung des Wortes stärker ist, über das Schwächere im Fall eines Kampfes siegt; dieser Satz enthält indes, richtig aufgefaßt, nichts anderes als eine Tautologie, denn „stärker" in diesem weitesten Sinne nennen wir eben das, was erfahrungsmäßig im Fall eines Kampfes zu siegen pflegt.

Wenn Hellwald diese Tautologie in seiner meisterhaften Art als Gesetz dahin formulirt: „der Stärkere hat stets den Schwächeren erobert, manchmal gänzlich unterjocht, manchmal nur beherrscht" (S. 317), so läßt sich dagegen nichts sagen. Nur muß man diesen Satz, was Hellwald durchaus nicht thut, richtig verstehen und zwar nach zwei Seiten hin. Einmal darf man nicht vergessen, daß der Stärkere nur dann siegt, wenn er wirklich kämpfen und siegen *will*. So selbstverständlich diese Beschränkung erscheint, so sehr lohnt es sich doch, sie zu betonen; denn sie wird, wie z. B. von Hellwald, nur zu oft übersehen. Wenn er das Gesetz der Schwere mit seinem Rechte des Stärkeren analogisirt, so thut er das mit Unrecht. Denn die Schwere wirkt immer, blos durch ihr Dasein, die Stärke aber ist an sich latent und wirkt nur da, wo sie wirken will. Die Löwin ist auch stärker als ihr Junges, und doch läßt sie diesem ohne Kampf die Nahrung, während sie selbst hungert. Sie siegt nicht, weil sie nicht siegen will. Bei uns Culturmenschen aber gibt es so unendlich viel Motive, die uns den Schwächeren schonen und achten heißen, daß man in der That bodenlos irrig urtheilt, wenn man das Recht des Stärkeren bei uns als ausnahmslos und stets geltend hinstellt.

Sodann kommt es wesentlich darauf an, den Begriff der Stärke richtig aufzufassen. Ebenso oberflächlich, wie Hellwald als die Existenzwerthe, für welche der Kampf ums Dasein geführt wird, die Befriedigung von Hunger, Durst und Liebe bezeichnete, begreift er auch unter der Stärke nur körperliche Stärke, Wissen und Reichthum. Als ob nicht noch ganz andere Factoren wirksam wären, die selbst in dem Kampf ums Dasein in seiner rohesten Form den Ausschlag gäben! Wodurch bändigt der Mensch das wilde Thier? durch den Blick seines Auges, obgleich er waffenlos ihm gegenüber steht. Der Feldherr wagt sich allein und unbeschützt unter die tobende Rotte aufrührerischer Soldaten, und führt sie wirklich zum Gehorsam zurück — wodurch? Sind denn nicht Geistesgegenwart, Muth, Aufopferungsfähigkeit und psychische Ausdauer die allerwirksamsten Waffen im Kampfe, und verhelfen sie nicht sogar dem sonst viel Schwächeren zum

Siege über den Stärkeren? Man spricht in allen solchen Fällen von dem moralischen Uebergewicht. Das ist ein sehr treffender Ausdruck. Es wird selbst Herrn von Hellwald nicht unbekannt sein, daß die gemeinen Verbrecher durchschnittlich feige sind. Wie geht das zu? Und woher, so fragen wir weiter, kommt es, daß jenes räthselhafte Etwas in der menschlichen Brust, das Gewissen im Augenblicke der That die verbrecherische Hand lähmt? Ist das denn wissenschaftliche Methode, alle diese Instincte und Gefühle, die schon im Thierreich als die mächtigsten Beschützer der Schwachen auftreten, zu ignoriren?

Hellwald macht sich das Rechenexempel wirklich sehr leicht, statt die verwickelte Rechnung mit allen jenen verschiedenartigen Factoren auszuführen, greift er sich ein paar beliebige von diesen Factoren heraus und rechnet diese zusammen. Das Resultat ist natürlich falsch.

Würde man aber treu und redlich die „Stärke" aus allen ihren Factoren berechnen, dann würde man wiederum zu dem überraschenden und wunderbaren Resultat kommen, daß, je entwickelter die Cultur ist, desto mehr auch die Stärke dasjenige ist, was wir das Gute, Schöne und Wahre nennen, daß insbesondere die sittliche Kraft im Kampfe um's Dasein zum Siege zu verhelfen pflegt.

Dieß leugnet Hellwald. Er legt vielmehr das Hauptgewicht auf die Klugheit, welche sich in der Wahl der passendsten Mittel bethätigt. Ob diese sittlich oder unsittlich sind, hält er für völlig gleichgiltig. Denn — und das ist eine zweite Anwendung, welche er von seinem Princip des Egoismus in der Geschichte macht — kein Satz ist ihm so wahr als der, daß der Zweck die Mittel heilige. Mit geflissentlichem Hohn deckt er wieder und wieder auf, wie dieser Satz und allein dieser die Welt beherrsche, daß in Folge dessen denn auch nicht der Gute sondern der Kluge in dem Kampf um's Dasein siege (S. 694), ja daß das Böse mächtiger sei als das Gute (S. 696. vgl. S. 336). Und trotzdem sagt er selbst, daß der Glaube im Kampf um's Dasein die allerstärkste Waffe sei, und daß der Glaube gleich dem Idealismus, also gleich dem Vertrauen auf eine sittliche Weltordnung sei. Damit sagt Hellwald ja aber ganz das, was er bekämpft. Merkt er das denn nicht? Im Kampf um's Dasein wird doch derjenige siegen, der die stärkste Waffe hat, also derjenige, welcher an eine sittliche Weltordnung glaubt. Nun, wer fest an eine solche glaubt, wird auch sittlich handeln. Es siegt also im Kampf um's Dasein derjenige, welcher sittlich handelt, also nicht der Böse sondern der Gute, und das ist gerade das Gegentheil von dem, was Hellwald zuerst gesagt hat. Unser Volk in seiner primitiven ehrwürdigen Weisheit hat unseren Satz längst durch die Erfahrung bewährt gefunden und in einem Sprüchwort fixirt:

„Ehrlich währt am Längsten". Die Wissenschaft aber findet ihn auch in der Weltgeschichte, wohin sie blickt, bethätigt. Nur Blindheit oder böser Wille kann das leugnen. Sittlich degenerirte Nationen nehmen zugleich körperlich ab und werden mit Leichtigkeit bei dem Anprall jüngerer uncivilisirterer Horden geschlagen. Der Beispiele sind Legion. Hellwald selbst führt genug an. Ich nenne nur einige der bekanntesten: den Kampf zwischen den Persern und Medern, den Makedoniern und Persern, den Römern und Griechen, den Germanen und Römern. Niemals aber hat es ein Beispiel gegeben, daß ein hochcultivirtes Volk, von einem minder cultivirten unterjocht und gestürzt ist, wenn es nicht zugleich sittlich degenerirt war. Es gilt auch hier das schöne Wort Peschel's: „Stürzt selbst eine edle Cultur in Trümmer, werden ihre Herrlichkeiten vom Erdreich bedeckt und geht zuletzt der Pflug über das verschüttete Mosaikgetäfel, eins hatte jedenfalls der siegreiche Barbar vor dem bedrängten Römer voraus, nämlich seine Jugend und die Anwartschaft auf eine höhere Zukunft" (Völkerkunde S. 447). Es gehört wahrlich einiger Muth dazu, wenn Hellwald diese Worte, in denen doch so deutlich die Idee beständiger Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes ausgesprochen ist, für sich anführt (Culturgeschichte S. 420).

Wenn ich nun empirisch beobachte, daß bei einem Zusammenstoß eines höher cultivirten Volkes mit einem niedriger cultivirten das erstere dann überwunden wird, wenn es sittlich degenerirt war: liegt es dann nicht für den, der nach Causalität sucht, sehr nahe, diese beiden stets einander begleitenden Thatsachen — das Ueberwundenwerden und die sittliche Degeneration eines höher cultivirten Volkes — in Causalzusammenhang mit einander zu setzen, und das erstere als Wirkung der letzteren zu betrachten? Daraus ergiebt sich dann aber, daß die Sittlichkeit eine sehr starke Waffe im Kampf um's Dasein bildet, daß es folglich eine Forderung unseres Egoismus ist, sittlich zu sein. Wiederum sehen wir jene Harmonie zwischen Sittlichkeit und Egoismus, welche immer mehr aufzudecken die Arbeit der vergleichenden Psychologie — dieser jungen und schon so viel versprechenden Wissenschaft — sein wird.

Dies Beispiel ist lehrreich für die oberflächliche Art, in der Hellwald culturgeschichtliche Gesetze aufstellt. Er sagt (S. 154 f.), keine Civilisation sei stark genug, um dem Anprall roher, ungesitteter, aber ethnisch kräftiger Horden zu widerstehen, deren Bedürfnisse auf ein Minimum beschränkt seien, denn jede Civilisation bringe unfehlbar Verweichlichung, in gewissem Grade Entnervung der Volkskraft mit sich, weil sie erhöhte Bedürfnisse schaffe. Das Gegentheil dieses Satzes lehrt uns die Geschichte fortwährend. Sind doch, um nur eins anzuführen, die Naturvölker vor den Weißen und

ihrer Civilisation dahin gestorben. Denn — darauf kommt es an — höhere Civilisation schafft freilich in einiger Beziehung Verweichlichung; unsere Soldaten wollen nicht nackt marschiren wie die Wilden. Dafür aber stählt sie den Körper der Soldaten durch künstliche Uebung, sie gibt ihnen bessere Waffen; in dem geistig höher entwickelten Volke ersetzt die bewußte Vaterlandsliebe, der Gehorsam und die Disciplin sowie der nicht aus einer Geringschätzung des Lebens, sondern aus dem Pflichtbewußtsein hervorgehende Muth reichlich alles das, was das Naturvolk vielleicht an Todesverachtung und körperlicher Stärke mehr hat. Der Krieg von 1870—71 hat auf's Neue gezeigt, wie unwiderstehlich jene Eigenschaften sind. Wo jedoch ein Volk sittlich degenerirt ist, wie es das römische bei dem Einbruch der Germanen war, da fehlt ihm Vaterlandsliebe, Opferwilligkeit, Muth, Disciplin, und wenn diese Eigenschaften mangeln, wird ein Volk freilich leicht überwunden.

Hellwalds Gesetz (S. 154) ist also jedenfalls unrichtig, und wenn er sich am Schluß seiner Ausführung vorsichtiger dahin ausdrückt, daß im Kampf um's Dasein die Cultur allein und unter allen Umständen die stärkste Waffe *nicht* ist, so handelt es sich nur darum, was er Cultur nennt. Die wahre, den sittlichen Anforderungen entsprechende Cultur, *die* Cultur also, bei der die materielle, intellectuelle und ethische Seite gemeinsam entwickelt sind, kurz die *gesunde* Cultur ist stets die stärkste Waffe im Kampfe um's Dasein.

Auch hier also finden wir wieder die Ergebnisse der historischen Forschung in Uebereinstimmung mit unseren sittlichen Anschauungen: im Kampf ums Dasein siegt das Gute. Freilich ist hier eine Einschränkung zu machen. Ein sittenloser Schlaukopf und ein bornirter Sittlichkeitsapostel sind beide gleich traurige Erscheinungen; beide haben nur einen Theil ihrer geistigen Natur zur Entwicklung gebracht; sie gleichen einander wie zwei Menschen, von denen der eine gesunde Arme aber verkrüppelte Beine, der andere verkrüppelte Arme aber gesunde Beine hat. Wer von beiden der Stärkere ist, läßt sich allerdings schwer sagen. Die harmonische Ausbildung der menschlichen Natur verlangt eine gleichmäßige Entwicklung des Verstandes und des Charakters, die einander ja auch, wie schon oben dargestellt, bis zu einem gewissen Grade bedingen. Nur ein edler Mensch kann die wahrhafte intellectuelle Freiheit erringen. Denn es ist zwar möglich, viel zu wissen und doch ein großer Schurke zu sein, aber die Gelehrsamkeit und das Vielwissen unterscheiden sich gar sehr von der echten Größe des Denkens. Die einsame Höhe der Erkenntniß, auf der ein Spinoza stand, war nur für einen Mann von seinem Charakter zu erklimmen. Dem gegenüber kann auch nur der denkende Mensch subjectiv

passung im Kampf ums Dasein die verschiedenen Culturen sich entwickelt hätten, und zu erklären, warum sich aus jener Urcultur, wenn das Wort erlaubt ist, unter verschiedenen äußeren Bedingungen die einzelnen Culturen nothwendig so und nicht anders entwickelt haben. Man würde dann gleichsam eine Morphologie der Cultur erhalten.

Auch würde eine solche Darstellung in gewisser Weise einen Ersatz für die fehlende teleologische Entwicklung bieten. Denn, wie wir oben gesehen haben, kommt eine Entwicklung nach den Principien Darwin's im Resultate auf dasselbe hinaus, wie eine Entwicklung nach den Principien des Idealismus, und auch ein Darsteller, der, wie Hellwald, nicht an diese Principien glaubt, würde doch, er möchte wollen oder nicht, implicite zugleich eine teleologische Entwicklung geben, wenn er nur eine wirklich richtige Darwin'sche Entwicklung liefert. Dieß hoffte ich von Hellwald und darum begrüßte ich seine Ausführungen mit Freuden.

Was aber fand ich anstatt der gesuchten Belehrung?

Hellwald begnügt sich damit, den Kampf ums Dasein wieder und wieder als geschichtsbildnerisches Princip zu behaupten, ohne dabei irgendwie in naturwissenschaftlicher Weise die Factoren der Vererbung und Anpassung zu verwerthen. Während Darwin den Kampf ums Dasein als ein Princip aufstellt, durch welches er die Thatsache der natürlichen Züchtung (der Formenbildung) erklären will, tritt bei Hellwald das Princip des struggle for life um seiner selbst willen auf. Damit verliert es aber sofort seine Originalität. Das ungemein Geistreiche in Darwin's Theorie ist eben, daß er den seit Beginn der Wissenschaft unzählige Mal proclamirten Satz von dem den Menschen von Natur innewohnenden Egoismus, der sich im Kampf ums Dasein äußert, in Verbindung mit der Artenbildung brachte und diese aus jenem erklärte. Sowenig die einfache Thatsache, daß es verschiedene Arten gibt, von Darwin zuerst entdeckt, vielmehr von Beginn der Wissenschaft an bekannt gewesen ist: ebenso wenig hat er zuerst die Thatsache entdeckt, daß jedes Lebewesen die Tendenz hat, sein Dasein zu bewahren, sein Selbstgefühl möglichst zu steigern, d. h. daß es um sein Dasein kämpft, oder m. a. W. daß der Egoismus ein Naturtrieb ist. Das aber war seine große Entdeckung, daß er das Bestehen verschiedener Arten aus dem Vorhandensein des Egoismus erklärte, und einzig hierin, in dieser Verbindung, liegt die hohe Eigenthümlichkeit seiner Lehre.

Diese Verbindung nun, auf die es gerade ankommt, löst Hellwald wieder auf. Ihm ist der Gedanke, daß jedes Wesen von Natur Egoist ist, eine Entdeckung Darwin's, und da er ja die Darwin'schen Gesetze in der Culturgeschichte nachweisen will, so macht er diesen Gedanken zum Princip der Entwicklung im Menschen- und Völkerleben. In Folge dessen

iſt denn auch von wahrem Darwinismus in dem ganzen Buch nicht das geringſte zu ſpüren. Sein Darwinismus beſchränkt ſich darauf, daß er für das uralte Princip des Egoismus einen Darwinſchen Ausdruck braucht, und nachweiſt, wie dieſes Princip in der Geſchichte das einzig beſtimmende, die idealen Mächte aber — Sittlichkeit, Recht u. ſ. f. — völlig wirkungslos ſind. Hätte Hellwald mehr Kenntniſſe in der Philoſophie, ſo würde er wiſſen, daß er mit dieſen Trivialitäten nichts Neues ſagt, daß das Dinge ſind, über welche die Wiſſenſchaft längſt zu Gericht geſeſſen hat.

Indem Hellwald wie geſagt aus dem naturwiſſenſchaftlichen Princip des Kampfes ums Daſein als des formenbildenden Factors in der Welt das gewöhnliche Princip des Egoismus macht, begibt er ſich auf ein rein philoſophiſches Gebiet, und es wird ſich im Weiteren lediglich darum handeln, die Rolle, welche der Egoismus in der Welt ſpielt, feſtzuſtellen.

Wir ſuchen bei Hellwald vergebens eine zuſammenhängende Unterſuchung über Begriff und Werth des Egoismus. Er bewegt ſich durchaus nur in Gemeinplätzen, welche wieder und wieder auf das Prätenſiöſeſte in die geſchichtliche Darſtellung eingeſtreut ſind — eine begriffliche Erklärung gibt er nirgends. Ihm iſt Daſein nichts anderes als die phyſiſche Exiſtenz, Kampf ums Daſein nichts anderes als der mit jedem, auch dem niederträchtigſten Mittel geführte Kampf um die Befriedigung des Hungers, des Durſtes, des Geſchlechtstriebes und, wie er meiſt hinzuſetzt, um Beherrſchung Anderer, um Macht; kurz er kennt nur den allerblödeſten Egoismus. Freilich ſpricht er einmal von einem Kampf um Ideen, aber nur vorübergehend. Im Ganzen kommt er über „Hunger und Liebe“ nicht hinaus. Nun ſoll ja nicht geläugnet werden, daß noch bis auf dieſen Augenblick auf das Härteſte auch für jene primitivſten Exiſtenzwerthe gekämpft wird. Aber damit iſt das Princip des Egoismus noch nicht erſchöpft.

Zuerſt iſt es keineswegs richtig, den Egoismus ganz allgemein in Gegenſatz gegen die Sittlichkeit zu ſtellen. Wir haben ſchon oben die ethiſche Berechtigung des Egoismus kurz angedeutet und ſeine Begründung darin gefunden, daß jedes Weſen ſich Selbſtzweck iſt. Bis zu einem gewiſſen Grade wird demnach der Egoismus von der Vernunft gefordert. Denn wenn nicht jedes Weſen für ſeine eigne Erhaltung ſorgte, ſo würde ja ſein Beſtand ebenſo gefährdet ſein, wie er es im Kriege aller gegen alle wäre. Der Egoismus muß vorhanden ſein, weil ſonſt die ganze belebte Welt aus den Fugen gehen würde. Es kommt nur darauf an, daß der Egoismus nicht eine gewiſſe Grenze überſchreite, daß er ſich insbeſondere mit dem Egoismus der anderen in Harmonie halte. Soweit jedes Weſen ſich Selbſtzweck iſt, ſoweit iſt ſein Egoismus berechtigt; ſoweit es zugleich Glied einer höheren Einheit und als ſolches ein Mittel für dieſe

ist, hat sein Egoismus keine Berechtigung mehr. Die Sittlichkeit besteht in der harmonischen Vereinigung beider Stellungen, und begreift daher den Egoismus als integrirenden Factor in sich.

Wenn es sich im Weiteren um die Bedeutung handelt, welche der im Kampfe ums Dasein sich bethätigende Egoismus im Menschen- und Völkerleben hat, so kommt es wesentlich darauf an, zu bestimmen, auf welcher Kulturstufe man Mensch und Volk denkt. Je geringer die Kultur, desto intensiver die Herrschaft der auch für Pflanzen und Thiere geltenden Naturgesetze: daher man passend im Gegensatz gegen die Cultur von Naturzustand, Naturmenschen, Naturvölkern spricht. Für die Naturmenschen gilt in der That der Kampf um's Dasein noch in seiner vollen Härte, d. h. in der Form, in welcher er für das Thier gilt: er ist lediglich eine Mitbewerbung um die nothwendigen Existenzbedürfnisse, welche auch das Thier hat.

Indem nun aber der ganze Fortschritt der Cultur in nichts anderem als in einer Vermehrung der Bedürfnisse besteht, so ergiebt sich, daß der Kampf ums Dasein seinen Inhalt durchaus mit der Cultur ändert, d. h. die nothwendigen Existenzbedürfnisse, um welche gekämpft wird, ändern sich — nicht in der Weise, daß einzelne Existenzbedürfnisse mit der steigenden Cultur aufhörten solche zu sein — keineswegs, sondern so, daß neue Existenzbedürfnisse hinzutreten. Es ist aber ersichtlich, daß durch dieses Hinzutreten neuer Bedürfnisse die Stellung der alten geändert wird. Während der Mensch zuerst in seinem ganzen Streben nur durch jene ursprünglichen Bedürfnisse beherrscht war, hat sein Streben jetzt mehrere Objecte: es hört mithin die Alleinherrschaft jener ersten Bedürfuisse auf. Je mehr die Zahl der Bedürfnisse also steigt, desto mehr muß die Bedeutung der ursprünglichen Bedürfnisse sinken. Es kommt noch hinzu, daß sich auch mit der zunehmenden Cultur das Werthverhältniß der einzelnen Existenzbedürfnisse zu einander in dem Bewußtsein der Menschen ändert, uud die Erfahrung zeigt, daß die primitiven Existenzbedürfnisse mit zunehmender Cultur geringer geschätzt werden.

In der That sind dies so einfache Sätze, und das Leben lehrt sie uns so deutlich, wohin wir das Auge wenden, daß es vollständig unbegreiflich erscheint, wie man das außer Acht lassen kann. Die ganze Entwicklung der Güter, um welche der Kampf ums Dasein geführt wird, spricht sich in dem tiefsinnigen Dichterwort aus:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Das ursprünglichste Gut, um welches gekämpft wird, ist gewiß das physische Leben, seine Erhaltung und Fortpflanzung der ursprünglichste

Zweck. Wie aber die einfache Thatsache des Selbstmordes beweist, wird heut zu Tage das Leben nicht mehr als der Güter höchstes empfunden. Wir athmen und nähren uns nicht nur physisch, sondern auch geistig. So viel höher aber im Allgemeinbewußtsein der Menschen der Geist steht als der Körper, so viel höher schätzen wir auch die geistigen Bedürfnisse als die physischen; und es ist ganz selbstverständlich, daß wir ein kleineres Gut für ein größeres dahin geben. Freiheit, Ehre, Kunst, Wissenschaft, Freundschaft, Familie, Staat, innere Befriedigung und Gewissensruhe — das sind die Existenzbedingungen, ohne welche uns das Dasein schal und nichtig erscheint, an deren Erhaltung und Vervollkommnung uns viel mehr gelegen ist, als an Essen und Trinken, ja als an äußerer Stellung und Reichthum. Wäre uns die Ehre vor uns selbst und die Gewissensruhe nicht mehr werth als jenes — warum stehlen und betrügen wir denn nicht überall da, wo wir es ungestraft können? Der arme Student, der sich den Bissen vom Munde spart, um ein Buch erwerben zu können, aus dem er Erkenntniß zu schöpfen hofft — er kämpft auch um ein nothwendiges Existenzbedürfniß. Es ist vollkommen unnütz, hier Beispiele zu häufen — das tägliche Leben bietet uns ebenso wie die Geschichte überall und überall die Beweise dafür, daß der Einzelne Hunger und Durst erträgt, seine Liebe hingiebt, ja sein Leben opfert für ideale Güter.

Wenn man das Dasein in diesem Sinne faßt als die Summe der Existenzbedingungen, als die Summe der Güter, dann ist kein Princip wahrer als das des Kampfes ums Dasein; und wenn man die Willensrichtung, welche auf Befriedigung dieser Bedürfnisse, also auf Erreichung und Erhaltung der Güter hinzielt, Egoismus nennt, so ist kein Satz wahrer als der, daß jeder Mensch Egoist ist. Der edle Mensch handelt edel, weil ihm das Bewußtsein edel gehandelt zu haben, ein größeres Gut ist als die etwaigen Güter, welche er durch eine nicht edle Handlung würde erreichen können. Man nenne auch dies Egoismus, dagegen ist nichts zu sagen: nur soll man sich klar darüber sein, daß der Egoismus in diesem Sinne etwas ganz anderes ist als der Egoismus, wie er als das Schlagwort der rohen naturalistischen Richtung erscheint. Der Egoismus in dieser höchstverfeinerten Form ist subjectiv genau dasselbe, was die Sittlichkeit ist, und wir werden demnach den Egoismus sittlich oder unsittlich nennen je nach Beschaffenheit der Güter, denen er den höchsten Werth zuspricht. Auf diesem Wege ergibt sich unmittelbar aus dem Kampfe ums Dasein das Princip der Sittlichkeit und zwar der subjectiven Sittlichkeit.

Zu dieser Gleichung zwischen Egoismus und Sittlichkeit gelangen wir auch noch auf einem anderen Wege. Es ändert sich nämlich mit zu-

nehmender Cultur nicht nur der Inhalt der Güter, um welche er geführt wird, das „Dasein", sondern auch die Form desselben, der „Kampf". Der Kampf als Mittel der Befriedigung des Egoismus ist ein sich selbst aufhebendes Princip. Diese Beobachtung ist eine sehr alte; daß der vernünftige Eigennutz zur Aufhebung des bellum omnium contra omnes führt, haben Hobbes und die Franzosen längst als Fundament ihrer Naturrechtssysteme verwerthet. Es ist indes nöthig, an diese alten Gedanken hier wieder zu erinnern, weil sie von Männern wie Hellwald durchaus vergessen oder vielleicht nie gekannt zu sein scheinen.

Bei Hobbes insbesondere ist die Aehnlichkeit mit dem Darwin'schen Princip des Kampfes ums Dasein auf das höchste interessant. Hobbes spricht als eine der Haupturſachen der Feindschaft zwischen den Menschen die Mitbewerbung um die Macht, d. h. die Quelle und den Inbegriff aller Güter aus; denn wenn Mehrere ein Gut erstreben, welches nur einer besitzen kann, so werden sie einander nothwendig feind. Nun ist aber offenbar der Krieg aller gegen alle kein Gut, im Gegentheil, ein Uebel. Die Menschen erstreben aber ein Gut, und folglich hebt sich der Zustand des beständigen Kampfes selbst auf, weil er das Gegentheil von dem herbeiführt, was er bezweckt, nämlich das Verderben jedes Einzelnen. Die Vernunft gebietet also, aus dem Kriegs- in den Friedenszustand überzugehen, oder m. a. W. der wolverstandene Egoismus, d. h. das richtig geleitete Streben nach Befriedigung der Existenzbedürfnisse wird den allgemeinen Friedenszustand vortheilhafter finden als den Krieg aller gegen alle. Da man nun aber unter dem Kampf ums Dasein nichts anderes versteht, als die Bethätigung des Strebens nach Befriedigung der Existenzbedürfnisse, so ist die paradoxe Formulirung erlaubt, daß der Kampf ums Dasein in der Form des Friedens geführt wird. Höchst interessant ist hierbei, daß auch Hobbes das Steigen des Intellects als die Ursache annimmt, welche den Krieg aller gegen alle beendigt.

Es kann gewiß keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß alle Menschen am glücklichsten leben, ihren Egoismus also am meisten befriedigen würden, wenn sie am sittlichsten lebten. Die Forderungen des höchsten, des weisesten Egoismus würden sich also objectiv ganz genau mit den Forderungen der höchsten Sittlichkeit decken, oder: die vollkommenste Art und Weise, den Kampf ums Dasein zu führen, würde die allgemeine Verwirklichung der Sittlichkeit sein. Da wir nun nach Darwins Grundsätzen den Kampf ums Dasein immer richtiger und besser führen, also die wahren Forderungen des Egoismus verstehen lernen werden, so ergibt sich, daß durch den Kampf ums Dasein ein objectiv immer sittlicheres Handeln der Menschen bewirkt wird: es ergibt sich also wie oben aus dem Kampfe ums

Daſein das Princip der Sittlichkeit. Freilich hier nur der objectiven Sittlichkeit. Oben hatten wir jedoch auch die ſubjective Sittlichkeit aus dem Kampfe ums Daſein abgeleitet: ſowol ſubjectiv wie objectiv ſind demnach der höchſte Egoismus und die höchſte Sittlichkeit daſſelbe.

Egoismus und Sittlichkeit, urſprünglich, auf der erſten Stufe ihrer Entwicklung, als die ſchroffſten Gegenſätze erſcheinend, werden durch die Entwicklung der in ihnen enthaltenen Beſtimmungen einander immer mehr genähert und gehen ſchließlich in einander über: wir haben hier eines der unzähligen Beiſpiele, daß zwei Begriffe, auf die Spitze getrieben, in einander umſchlagen, die ewige Wahrheit, welche in Hegels dialektiſcher Selbſtbewegung liegt. In dem „summum jus summa injuria“, in dem „les extrêmes se touchent“, in dem „allzuſcharf macht ſchartig“ liegt überall dieſelbe Wahrnehmung ausgeſprochen.

Die Thatſache aber, daß die aprioriſch von uns conſtruirten Sätze der Ethik und die empiriſch von uns erkannten Forderungen des Egoismus inhaltlich daſſelbe ſind, iſt höchſt intereſſant; in dieſer wunderbaren Harmonie thut ſich eine Gedankenreihe auf, die uns den großen Räthſeln der Philoſophie einen Schritt näher zu führen geeignet iſt. Dieſen Gedanken hat aber Hellwald nicht von ferne geahnt. Nicht dieſer ſich läuternde und ſich in die höchſte Sittlichkeit verwandelnde, ſondern der gewöhnliche „nackte“ kurzſichtige Egoismus: das ganz Gemeine iſt's, das ewig Geſtrige, was er als das bewegende Princip der menſchlichen Entwicklung anſieht. Zwar gibt er eine Aenderung in der Form des Kampfes ums Daſein zu, aber eine ganz unweſentliche. „Man tödtet“, ſo ſagt er S. 668, „heutzutage ſeine Gegner, wenn auch nicht mit Gift und Dolch, ſo doch durch die Concurrenz, verläumdet ſie, macht ſie lächerlich, gibt ſie dem allgemeinen Hohne und der Verachtung Preis, kurz tödtet ſie moraliſch, und hiezu erſcheint auch heute noch kein Mittel verwerflich genug.“ Indes Hellwald kann das nicht ſo ernſtlich meinen, er wird ſeinen Satz einſchränken müſſen, ſonſt ſpräche er ſich ja ſelbſt das Gericht. Der Zuſtand, den er ſchildert, wäre in der That der Krieg Aller gegen Alle, nur mit anderen Waffen geführt. Es iſt aber dargeſtellt worden, wie der ſteigende Intellect nicht nur die Waffen, ſondern auch den Kampf ſelbſt zu einem anderen macht, im Intereſſe des Kampfes ums Daſein ſelbſt. Nach Hellwald ſtehen wir in der That noch auf einem völlig thieriſchen Standpunkt.

Ebenſo oberflächlich und kurzſichtig wie Hellwald den Kampf ums Daſein ſelbſt auffaßt, ſind nun auch die einzelnen Folgerungen, welche er aus dieſem Princip zieht, oder beſſer die einzelnen Geſetze, welche bei ihm als Anwendungen deſſelben erſcheinen. Dieſelben ſollen im Folgenden beleuchtet werden.

Zuerst stellt sich ihm in der ganzen anorganischen wie organischen Natur, in dem Leben der Thiere wie in der Geschichte der Menschen *das Recht des Stärkeren* als das einzig wirksame Recht dar.

Nun ist gewiß in der ganzen Welt kein Satz so unwiderleglich wie der, daß dasjenige, was in der weitesten Bedeutung des Wortes stärker ist, über das Schwächere im Fall eines Kampfes siegt; dieser Satz enthält indes, richtig aufgefaßt, nichts anderes als eine Tautologie, denn „stärker" in diesem weitesten Sinne nennen wir eben das, was erfahrungsmäßig im Fall eines Kampfes zu siegen pflegt.

Wenn Hellwald diese Tautologie in seiner meisterhaften Art als Gesetz dahin formulirt: „der Stärkere hat stets den Schwächeren erobert, manchmal gänzlich unterjocht, manchmal nur beherrscht" (S. 317), so läßt sich dagegen nichts sagen. Nur muß man diesen Satz, was Hellwald durchaus nicht thut, richtig verstehen und zwar nach zwei Seiten hin. Einmal darf man nicht vergessen, daß der Stärkere nur dann siegt, wenn er wirklich kämpfen und siegen *will*. So selbstverständlich diese Beschränkung erscheint, so sehr lohnt es sich doch, sie zu betonen; denn sie wird, wie z. B. von Hellwald, nur zu oft übersehen. Wenn er das Gesetz der Schwere mit seinem Rechte des Stärkeren analogisirt, so thut er das mit Unrecht. Denn die Schwere wirkt immer, blos durch ihr Dasein, die Stärke aber ist an sich latent und wirkt nur da, wo sie wirken will. Die Löwin ist auch stärker als ihr Junges, und doch läßt sie diesem ohne Kampf die Nahrung, während sie selbst hungert. Sie siegt nicht, weil sie nicht siegen will. Bei uns Culturmenschen aber gibt es so unendlich viel Motive, die uns den Schwächeren schonen und achten heißen, daß man in der That bodenlos irrig urtheilt, wenn man das Recht des Stärkeren bei uns als ausnahmslos und stets geltend hinstellt.

Sodann kommt es wesentlich darauf an, den Begriff der Stärke richtig aufzufassen. Ebenso oberflächlich, wie Hellwald als die Existenzwerthe, für welche der Kampf ums Dasein geführt wird, die Befriedigung von Hunger, Durst und Liebe bezeichnete, begreift er auch unter der Stärke nur körperliche Stärke, Wissen und Reichthum. Als ob nicht noch ganz andere Factoren wirksam wären, die selbst in dem Kampf ums Dasein in seiner rohesten Form den Ausschlag gäben! Wodurch bändigt der Mensch das wilde Thier? durch den Blick seines Auges, obgleich er waffenlos ihm gegenüber steht. Der Feldherr wagt sich allein und unbeschützt unter die tobende Rotte aufrührerischer Soldaten, und führt sie wirklich zum Gehorsam zurück — wodurch? Sind denn nicht Geistesgegenwart, Muth, Aufopferungsfähigkeit und psychische Ausdauer die allerwirksamsten Waffen im Kampfe, und verhelfen sie nicht sogar dem sonst viel Schwächeren zum

Siege über den Stärkeren? Man spricht in allen solchen Fällen von dem moralischen Uebergewicht. Das ist ein sehr treffender Ausdruck. Es wird selbst Herrn von Hellwald nicht unbekannt sein, daß die gemeinen Verbrecher durchschnittlich feige sind. Wie geht das zu? Und woher, so fragen wir weiter, kommt es, daß jenes räthselhafte Etwas in der menschlichen Brust, das Gewissen im Augenblicke der That die verbrecherische Hand lähmt? Ist das denn wissenschaftliche Methode, alle diese Instincte und Gefühle, die schon im Thierreich als die mächtigsten Beschützer der Schwachen auftreten, zu ignoriren?

Hellwald macht sich das Rechenexempel wirklich sehr leicht, statt die verwickelte Rechnung mit allen jenen verschiedenartigen Factoren auszuführen, greift er sich ein paar beliebige von diesen Factoren heraus und rechnet diese zusammen. Das Resultat ist natürlich falsch.

Würde man aber treu und redlich die „Stärke" aus allen ihren Factoren berechnen, dann würde man wiederum zu dem überraschenden und wunderbaren Resultat kommen, daß, je entwickelter die Cultur ist, desto mehr auch die Stärke dasjenige ist, was wir das Gute, Schöne und Wahre nennen, daß insbesondere die sittliche Kraft im Kampfe um's Dasein zum Siege zu verhelfen pflegt.

Dieß leugnet Hellwald. Er legt vielmehr das Hauptgewicht auf die Klugheit, welche sich in der Wahl der passendsten Mittel bethätigt. Ob diese sittlich oder unsittlich sind, hält er für völlig gleichgiltig. Denn — und das ist eine zweite Anwendung, welche er von seinem Princip des Egoismus in der Geschichte macht — kein Satz ist ihm so wahr als der, daß der Zweck die Mittel heilige. Mit geflissentlichem Hohn deckt er wieder und wieder auf, wie dieser Satz und allein dieser die Welt beherrsche, daß in Folge dessen denn auch nicht der Gute sondern der Kluge in dem Kampf um's Dasein siege (S. 694), ja daß das Böse mächtiger sei als das Gute (S. 696. vgl. S. 336). Und trotzdem sagt er selbst, daß der Glaube im Kampf um's Dasein die allerstärkste Waffe sei, und daß der Glaube gleich dem Idealismus, also gleich dem Vertrauen auf eine sittliche Weltordnung sei. Damit sagt Hellwald ja aber ganz das, was er bekämpft. Merkt er das denn nicht? Im Kampf um's Dasein wird doch derjenige siegen, der die stärkste Waffe hat, also derjenige, welcher an eine sittliche Weltordnung glaubt. Nun, wer fest an eine solche glaubt, wird auch sittlich handeln. Es siegt also im Kampf um's Dasein derjenige, welcher sittlich handelt, also nicht der Böse sondern der Gute, und das ist gerade das Gegentheil von dem, was Hellwald zuerst gesagt hat. Unser Volk in seiner primitiven ehrwürdigen Weisheit hat unseren Satz längst durch die Erfahrung bewährt gefunden und in einem Sprüchwort fixirt:

„Ehrlich währt am Längsten". Die Wissenschaft aber findet ihn auch in der Weltgeschichte, wohin sie blickt, bethätigt. Nur Blindheit oder böser Wille kann das leugnen. Sittlich degenerirte Nationen nehmen zugleich körperlich ab und werden mit Leichtigkeit bei dem Anprall jüngerer uncivilisirterer Horden geschlagen. Der Beispiele sind Legion. Hellwald selbst führt genug an. Ich nenne nur einige der bekanntesten: den Kampf zwischen den Persern und Medern, den Makedoniern und Persern, den Römern und Griechen, den Germanen und Römern. Niemals aber hat es ein Beispiel gegeben, daß ein hochcultivirtes Volk, von einem minder cultivirten unterjocht und gestürzt ist, wenn es nicht zugleich sittlich degenerirt war. Es gilt auch hier das schöne Wort Peschel's: „Stürzt selbst eine edle Cultur in Trümmer, werden ihre Herrlichkeiten vom Erdreich bedeckt und geht zuletzt der Pflug über das verschüttete Mosaikgetäfel, eins hatte jedenfalls der siegreiche Barbar vor dem bedrängten Römer voraus, nämlich seine Jugend und die Anwartschaft auf eine höhere Zukunft" (Völkerkunde S. 447). Es gehört wahrlich einiger Muth dazu, wenn Hellwald diese Worte, in denen doch so deutlich die Idee beständiger Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes ausgesprochen ist, für sich anführt (Culturgeschichte S. 420).

Wenn ich nun empirisch beobachte, daß bei einem Zusammenstoß eines höher cultivirten Volkes mit einem niedriger cultivirten das erstere dann überwunden wird, wenn es sittlich degenerirt war: liegt es dann nicht für den, der nach Causalität sucht, sehr nahe, diese beiden stets einander begleitenden Thatsachen — das Ueberwundenwerden und die sittliche Degeneration eines höher cultivirten Volkes — in Causalzusammenhang mit einander zu setzen, und das erstere als Wirkung der letzteren zu betrachten? Daraus ergiebt sich dann aber, daß die Sittlichkeit eine sehr starke Waffe im Kampf um's Dasein bildet, daß es folglich eine Forderung unseres Egoismus ist, sittlich zu sein. Wiederum sehen wir jene Harmonie zwischen Sittlichkeit und Egoismus, welche immer mehr aufzudecken die Arbeit der vergleichenden Psychologie — dieser jungen und schon so viel versprechenden Wissenschaft — sein wird.

Dies Beispiel ist lehrreich für die oberflächliche Art, in der Hellwald culturgeschichtliche Gesetze aufstellt. Er sagt (S. 154 f.), keine Civilisation sei stark genug, um dem Anprall roher, ungesitteter, aber ethnisch kräftiger Horden zu widerstehen, deren Bedürfnisse auf ein Minimum beschränkt seien, denn jede Civilisation bringe unfehlbar Verweichlichung, in gewissem Grade Entnervung der Volkskraft mit sich, weil sie erhöhte Bedürfnisse schaffe. Das Gegentheil dieses Satzes lehrt uns die Geschichte fortwährend. Sind doch, um nur eins anzuführen, die Naturvölker vor den Weißen und

ihrer Civilisation dahin gestorben. Denn — darauf kommt es an — höhere Civilisation schafft freilich in einiger Beziehung Verweichlichung; unsere Soldaten wollen nicht nackt marschiren wie die Wilden. Dafür aber stählt sie den Körper der Soldaten durch künstliche Uebung, sie gibt ihnen bessere Waffen; in dem geistig höher entwickelten Volke ersetzt die bewußte Vaterlandsliebe, der Gehorsam und die Disciplin sowie der nicht aus einer Geringschätzung des Lebens, sondern aus dem Pflichtbewußtsein hervorgehende Muth reichlich alles das, was das Naturvolk vielleicht an Todesverachtung und körperlicher Stärke mehr hat. Der Krieg von 1870—71 hat auf's Neue gezeigt, wie unwiderstehlich jene Eigenschaften sind. Wo jedoch ein Volk sittlich degenerirt ist, wie es das römische bei dem Einbruch der Germanen war, da fehlt ihm Vaterlandsliebe, Opferwilligkeit, Muth, Disciplin, und wenn diese Eigenschaften mangeln, wird ein Volk freilich leicht überwunden.

Hellwalds Gesetz (S. 154) ist also jedenfalls unrichtig, und wenn er sich am Schluß seiner Ausführung vorsichtiger dahin ausdrückt, daß im Kampf um's Dasein die Cultur allein und unter allen Umständen die stärkste Waffe *nicht* ist, so handelt es sich nur darum, was er Cultur nennt. Die wahre, den sittlichen Anforderungen entsprechende Cultur, *die* Cultur also, bei der die materielle, intellectuelle und ethische Seite gemeinsam entwickelt sind, kurz die *gesunde* Cultur ist stets die stärkste Waffe im Kampfe um's Dasein.

Auch hier also finden wir wieder die Ergebnisse der historischen Forschung in Uebereinstimmung mit unseren sittlichen Anschauungen: im Kampf ums Dasein siegt das Gute. Freilich ist hier eine Einschränkung zu machen. Ein sittenloser Schlaukopf und ein bornirter Sittlichkeitsapostel sind beide gleich traurige Erscheinungen; beide haben nur einen Theil ihrer geistigen Natur zur Entwicklung gebracht; sie gleichen einander wie zwei Menschen, von denen der eine gesunde Arme aber verkrüppelte Beine, der andere verkrüppelte Arme aber gesunde Beine hat. Wer von beiden der Stärkere ist, läßt sich allerdings schwer sagen. Die harmonische Ausbildung der menschlichen Natur verlangt eine gleichmäßige Entwicklung des Verstandes und des Charakters, die einander ja auch, wie schon oben dargestellt, bis zu einem gewissen Grade bedingen. Nur ein edler Mensch kann die wahrhafte intellectuelle Freiheit erringen. Denn es ist zwar möglich, viel zu wissen und doch ein großer Schurke zu sein, aber die Gelehrsamkeit und das Vielwissen unterscheiden sich gar sehr von der echten Größe des Denkens. Die einsame Höhe der Erkenntniß, auf der ein Spinoza stand, war nur für einen Mann von seinem Charakter zu erklimmen. Dem gegenüber kann auch nur der denkende Mensch subjectiv

wahrhaft sittlich sein. Der Säugling kann subjectiv weder sittlich noch unsittlich handeln, ihm fehlt das denkende Bewußtsein für beides; der Grad der subjectiven Sittlichkeit ist demnach von der Entwicklung des denkenden Bewußtseins abhängig.

Wenn aber der von uns vertheidigte Satz, daß unter gleichen Bedingungen das Gute stets stärker sei als das Böse, richtig ist, so muß auch die Herrschaft jenes anderen Satzes, den Hellwald predigt, daß der Zweck nämlich die Mittel heilige, durchaus bestritten werden. Hellwald stellt diesen Satz als den die ganze Geschichte beherrschenden und immer und immer wieder hervortretenden hin. Darum feiert er denn auch den Jesuitenorden, der so kühn war, sich über die gemeine Moral hinwegzusetzen und jenen uralten Grundsatz offen als den seinigen zu bekennen und nach ihm zu handeln (S. 694). Uebrigens sei, meint Hellwald ganz richtig, jener Satz keineswegs von den Jesuiten erfunden worden, sondern er habe von Urbeginn an geherrscht und werde immer herrschen. Als Beispiel für das Alterthum führt er an, daß die Griechen den Tyrannenmord feierten. Dieß Beispiel paßt indes nicht im Mindesten. Daß der Mensch unwissentlich schlechte Mittel braucht, um einen guten Zweck zu erreichen, ist die Folge eines Erkenntniß-, nicht eines Charakterfehlers. Wenn die Griechen denjenigen feierten, der den Tyrannen erschlagen hatte, so war ihnen das Tödten eines Menschen in dieser Combination eben kein Verbrechen, ebensowenig, wie es das Tödten eines Menschen durch den Henker uns ist. Die griechische Sittlichkeit ging noch nicht über die Grenzen des Staats hinaus, sie stand noch unter dem Staatsgedanken. Bei uns hingegen hat sie sich mit der wachsenden Erkenntniß von dieser Schranke befreit. Wir kennen eine Sittlichkeit außerhalb des Staats und der Kirche, wir erfassen sie als eine der ganzen Menschheit angehörige und über allen Sonderungen stehende Idee. Wenn das Alterthum zu dieser Klarheit noch nicht durchgedrungen war und in Folge dessen damals häufiger als es bei uns der Fall ist, objectiv verwerfliche Mittel bei bestimmten Zwecken für nicht verwerflich gehalten wurden, so ist das eben die Praxis eines überwundenen sittlichen Zustandes der Gesellschaft.

Was aber die bewußte Anwendung schlechter Mittel für einen guten Zweck — d. h. also die Herrschaft des Satzes im Bewußtsein der Menschen, daß der Zweck die Mittel heilige, — betrifft, so ist Hellwald's Behauptung, dieser Satz sei stets stillschweigend anerkannt worden, durchaus unrichtig. Allerdings hat es zu allen Zeiten Personen gegeben, welche nach diesem Satze gehandelt haben: in dem Allgemeinbewußtsein der Menschen aber hat er nie gegolten. Bei Mitwelt und Nachwelt hat stets derjenige, der ihn angewendet hat, nichts anderes geerntet als Haß und Verachtung.

Wie Hellwald für seine Meinung die Geschichte des Jesuitismus als Beleg anrufen kann, das ist geradezu unbegreiflich. Er citirt für den Jesuitismus Mephisto's Worte: er nennt ihn einen Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Nun, man muß in der That in ägyptischer Finsterniß wandeln, wenn man nicht in den Erfolgen des Jesuitenordens die beste Kritik seiner Grundsätze erblickt. Es kann uns billiger Weise erspart bleiben, auf die Großthaten hinzuweisen, welche er in den europäischen Staaten vollbracht, an denen Polen zu Grunde gegangen, an denen alle übrigen Staaten Europas, unser Vaterland mit eingeschlossen, noch heute kranken. Solche Thaten des Jesuitismus ebenso wie der Grundsatz, aus dem sie entsprungen, haben die edeldenkenden Männer aller Nationen seit jeher mit dem Ausdruck der feigen, verrätherischen Niederträchtigkeit bezeichnet. Und dasselbe Urtheil ist von der Nemesis der Geschichte in erschütternder Weise gefällt worden. Mit dem Fluche der höchstgestiegenen Nationen belastet irren Loyala's Söhne fast heimatlos von Land zu Land. Und damit geschieht ihnen nur ihr Recht, die Strafe, die sie längst verdient. Die Existenz eines Ordens mit den Grundsätzen des Jesuitismus ist in einer geordneten, gesitteten Nation, die glücklich und friedlich sein will, eine Unmöglichkeit. Mögen auch bei der Ausweisung des Jesuitenordens aus unserem Vaterlande politische Motive mit im Spiel gewesen sein — wir wollen darüber nicht streiten: jedenfalls stellt sich jener Act für jeden, der überhaupt Augen hat das zu sehen, und Ohren das zu hören, was sich in der Geschichte vollzieht, als ein lauter Protest des ganzen Volkes gegen das Princip des Jesuitismus, gegen den Satz, daß der Zweck die Mittel heilige, dar, als ein lauter Protest auch gegen so schmähliche Urtheile über das Sittenbewußtsein unserer Zeit, wie sie sich Hellwald erlaubt.

Wir beleuchten und beurtheilen die Hellwald'schen Lehren indes nicht blos wegen ihrer theoretischen Irrthümer so scharf, sondern auch weil sie auf das Gebiet der Ethik hinübergreifen.

Hellwald verwechselt durchgängig in all den Consequenzen, die er auf dem ethischen Gebiete aus seinem angeblichen Darwinismus zieht, den Begriff des Seins und des Sollens, oder vielmehr er hat keinen eigenen Begriff des Sollens, und so macht er sich aus allem Sein ein Sollen. Aus der nicht zu leugnenden Thatsache, daß der Stärkere über den Schwächeren im Fall eines Kampfes siegt, macht er ein Recht des Stärkeren; aus der Thatsache, daß zu allen Zeiten von einigen Menschen für gute Zwecke schlechte Mittel angewendet sind, macht er den Satz: der Zweck heiligt die Mittel. Er stellt es also in der That nicht blos als etwas hin, das war und ist und sein wird, sondern als etwas, das, weil

es war und ist, auch sein soll. Das ist gerade ebenso gut, als wenn wir aus der Thatsache, daß immer Menschen krank sind, den Sollsatz machen würden, daß immer einige krank sein *sollen*. Dächte Hellwald consequent, so könnte er überhaupt von einem *Recht* des Stärkeren u. s. w. gar nicht reden, da er damit ein Soll, wenn auch ein unrichtiges ausspricht. Er dürfte vielmehr immer nur die Thatsachen selbst und ihren Causalnexus einfach constatiren.

Dieselbe Verwechselung des Ist und des Soll herrscht in einem dritten Satz, den Hellwald bis zum Ueberdruß wieder und wieder ausspricht, daß nämlich der Gebrauch der Macht Mißbrauch ist. Als Thatsache mag man es zugeben, daß der kurzsichtige Egoist seine Macht mißbrauchen wird, der weitblickende hingegen wird wissen, daß er durch den Mißbrauch seiner Macht diese selbst untergräbt, und er wird sie darum nicht mißbrauchen; auch hier wieder wird der höchste Egoismus so handeln müssen, wie die höchste Sittlichkeit, und es wird eine Forderung des wolverstandenen eigenen Interesses, insoweit also ein Soll, sein, daß der Mächtige seine Macht nicht mißbrauche.

Zu dieser kleinen Blüthenlese sei endlich noch die Behauptung Hellwalds hinzugefügt, daß in der Geschichte keine That der Liebe von einem Volke zu verzeichnen, (S. 798), daß die Liebe vielmehr Lüge sei (S. 569). „Was allenfalls", so sagt er, „(an Handlungen der Liebe) geschehen, haben Einzelne gethan, . . . fremd steht die Masse einem Gefühl gegenüber, welches doch den Einzelnen bewegt, von dem Schwärmer sagen, es sei ihr Leitstern alles Thun und Lassens."

Ja wer sind denn die Masse? das sind doch die Einzelnen! und wenn alle Einzelnen, jeder für sich, das Gefühl der Liebe haben, dann hat es doch auch die Masse. Der reiche Ertrag, welchen die öffentlichen Sammlungen, z. B. bei der Hungersnoth in Ostpreußen und bei dem Brande in Meiningen ergeben haben, beweist genugsam, wie vollkommen irrig Hellwald über die opferwillige Liebe seines eigenen Volkes urtheilt.

Jedenfalls freuen wir uns, daß er wenigstens die Thatsache uneigennütziger Liebe bei den *einzelnen* Menschen zugibt. Desto seltsamer berührt es und zeugt für die ungemeine Fähigkeit, unpassende Citate beizubringen, eine Fähigkeit, die wir schon in mehreren Beispielen kennen gelernt haben, wenn er fortfährt: „Wie wahr ist auch hier des Dichters (Robert Byrs) Wort, der da spricht: kämpft und ringt, würgt und erhebt Euch, ... aber lügt nicht, daß ihr einander liebt."

Ja das ist eine traurige Anschauung! Hellwald selbst ist jedoch ein schlagendes Beispiel dafür, wie wenig sich das Leben durch irrige Theoreme beherrschen läßt. Er hat sein Buch Ernst Häckel „in Verehrung und

Freundſchaft" gewidmet, und nicht ſelten macht er bei dem Citiren irgend eines Buches die den Leſer übrigens durchaus nicht weiter intereſſirende Bemerkung, daß der betreffende Verfaſſer ſein Freund ſei. — Trotzdem aber ſagt er: lügt nicht, daß ihr einander liebt! . . .

Um übrigens nicht in den Vorwurf der Ungerechtigkeit zu kommen, ſoll zum Schluß noch erwähnt ſein, daß Hellwald das Princip des Kampfes ums Daſein einmal auch auf die chriſtliche Religion während und nach der Völkerwanderung anwendet (S. 547—548), indes nur ganz beiläufig und vorübergehend, ohne irgendwelche beſonderen Conſequenzen daraus zu ziehen, ähnlich noch einmal ganz ſporadiſch S. 499; wir finden endlich S. 158 und 331 das Kaſten- und Ständeweſen aus dem Kampfe ums Daſein erklärt, freilich wiederum nur ganz beiläufig und flüchtig, und damit iſt denn wol alles aufgezählt, was an Hellwald darwiniſtiſch ſein ſoll. Jeder Leſer wird mit uns übereinkommen, daß das herzlich wenig und dieſes Wenige herzlich ſchwach iſt.

Zur Beſchickung der Pariſer Weltausſtellung.

Nach dem Schluß der Wiener Weltausſtellung gab es wohl nur Wenige unter den Induſtriellen, die nicht aus vollem Herzen betheuert hätten, daß ſie nun und nimmer ſolche Ausſtellungen beſchicken würden. Man betrachtete den Mißerfolg als eine Gewähr für eine lange Ruhepauſe; dennoch kam bald darauf die Einladung zur Ausſtellung in Philadelphia und jetzt ruft Frankreich die ganze Welt wieder zur Schauſtellung nach Paris.

Gewiß hat man dort gute Gründe zu dieſem Friedensfeſte, welches man ankündigte mit gänzlicher Uebergehung der Ausſtellung in Wien, ohne jede Vorverhandlung mit den Nationen, welchen man ſogar Ehrenplätze zugedacht hat, und ohne im mindeſten danach zu fragen, ob der Zeitpunkt ein angemeſſener ſei. —

Man konnte dies auch mit voller Sicherheit thun.

Die Ausſtellungstyrannei iſt eine ſo unwiderſtehliche bis jetzt geweſen, daß „eine Ausſtellung nicht beſchicken“ und „ein Duell ausſchlagen“ in der öffentlichen Meinung ungefähr auf gleicher Stufe ſtehen. Zwar beſteht eine Geſellſchaft von Männern, die dieſe Brandſchatzungen der Gewerbtreibenden erkannt, jedoch ihre Stimme hiergegen noch nicht genügend erhoben haben. Jetzt ſtehen wir aber vor der Entſcheidung, um feſtzuſtellen ob es fernerhin jeder Nation freiſtehen ſoll, nach eigenem Gutdünken dergleichen Einladungen auszuſchreiben, und ob alle Nationen einer ſolchen Einladung auch folgen müſſen, bei Strafe der Entehrung ihrer Induſtrie, oder — ob es einer Nation freiſtehen kann zu ſagen: ich bleibe, da ich keinen Nutzen für mich ſehe, daheim, ohne daß Jeder gleich berechtigt iſt von „freiwilligem Rückzug und wilder Flucht“ zu reden, wie franzöſiſche Blätter es belieben.

Einem großen Lande muß es geſtattet ſein, wie in der Politik ſo auch in der Induſtrie lediglich nach ſeinen Intereſſen handeln zu dürfen.

Daß wir aber vor dieſer Entſcheidung angelangt, das verſchuldet vor allen Dingen die Entartung der Weltausſtellungen. Seit der erſten

Weltausſtellung in London 1851, welche annähernd ein richtiges Bild der Induſtrien der einzelnen Länder gab ſo wie ſie wirklich ſind, zeigen ſie jetzt durch das unnatürliche und rückſichtsloſe Heraufſchrauben aller Zweige zu unmöglichen glänzenden Leiſtungen, welche den wirklichen Bedürfniſſen gar nicht mehr entſprechen, immer mehr und mehr ein gefälſchtes Bild. Es hatten Kunſt, Kunſtinduſtrie und die Maſchinen, letztere beſonders wenn ſie im Betrieb waren, ſtets ein entſchiedenes Uebergewicht in der Gunſt der Beſchauer, welche überſättigt ſich in die friedlichen Kunſtſäle flüchteten vor dem Lärm der ſauſenden Räder. In Wien war es ſchon augenſcheinlich, daß nur dieſe Fächer intereſſirten. Wenn würdig vertreten, ſo war das Urtheil bei der großen Maſſe ſchon gefällt. Alle übrigen ſelbſt werthvollſten Leiſtungen erregen höchſtens einen Succès d'estime. Man ging ſogar ungerührt an Seifentempeln, Stearinbüſten und gothiſchen Selterwaſſerpyramiden vorüber. Vorherrſchend war das Gefühl, alle Sachen, die man in „jedem Laden" ſah auszumerzen, auch wenn ſie noch ſo wichtige Export- und Importartikel waren und das Ideal von „gut und billig" repräſentirten.

Wird dies in Paris anders ſein? Im Gegentheil. Viel ſchlimmer! Das eine Wort „Paris", welches für die Meiſten das Non plus ultra des Luxus bedeutet, ſteigert die Anſprüche auf Schönheit und Pracht in's Ungemeſſene. Für das beſcheidene Blümchen iſt es kein Pflaſter. Kein Menſch geht dorthin um Steinkohlen, Eiſenerze, Balken, Baumwolle zu ſehen. Schöne Sachen will man ſchauen. Wie vorherrſchend dieſes Gefühl iſt, zeigt am deutlichſten der Eindruck, den unſere vielbeſprochene Ausſtellung in Philadelphia gemacht hat. Hinter dem Ausſpruch „häßlich und billig" wie Herr Reuleaux das Urtheil der amerikaniſchen Preſſe epigrammatiſirte, lauert der unerſättliche Ausſtellungstiger, der Ungeſehenes ſehen will, er, der „Alles" geſehen hat. Schon verlangt man nicht nur außergewöhnlich ſchöne Gegenſtände, ſondern auch eine Aufſtellung welche einen gleich prächtigen Rahmen bildet. Die Ausſtellung in Paris wird mehr als jede andere den Charakter einer kunſtinduſtriellen tragen, und muß ihre Beſchickung vorzugsweiſe von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet werden. Dieſe Entartung hat man ſchon lange gefühlt und hat, um den wahrhaft guten Kern der Ausſtellungen nicht untergehen zu laſſen, das Gegengift in den Fachausſtellungen gefunden. In England ſind ſie zum Princip erhoben, und in der ganzen Welt finden nationale und internationale Ausſtellungen ſtatt, welche überaus lehrreich und fördernd auf Einſender und Beſchauer wirken. Man ſpecialiſirt außerordentlich und ſie haben Alles in ihr Bereich gezogen. Sind bei der Durchbildung dieſer Fachausſtellungen jene Weltſchauſpiele und illuſtrirten Converſationslexika, welche

den hohen Gedanken an der Stirn tragen, um mit dem kleinlichſten Ausverkauf zu enden, nun noch nöthig?

Und insbeſondere dieſe franzöſiſche, welche ganz außerordentliche Kraftanſtrengungen nothwendig macht? Sie welche nicht die Concurrenz der wirklichen Leiſtung, ſondern desjenigen Kapitals verlangt, welches jeder einzelne Ausſteller aufwenden kann, um zum Aufputz des Septennats beizutragen!

Nach meinem Dafürhalten iſt ſie ganz und gar unberechtigt, und die Beſchickung derſelben für die deutſche Kunſtinduſtrie grabezu ſchädlich.

Am 15. October iſt in München die erſte allgemeine deutſche Kunſtinduſtrieausſtellung geſchloſſen worden. Sie hat auf jeden Beſchauer einen günſtigen Eindruck gemacht und hatte manche angenehme Eigenthümlichkeiten, welche früheren deutſchen Ausſtellungen fehlten. Sie war erſtens gut arrangirt. Man ſah es ihr ſogleich an, daß Künſtlerhände mit dabei thätig waren. Man hatte die Kunſtwerke in die einzelnen Compartimente vertheilt, die dadurch ein überaus wohliges Anſehen erhielten. Durch die verſchiedene Größe und Form der Räume war die Ermüdung aufgehoben, die den Beſchauer ſo gern beſchleicht, und doch war ſie groß genug, um uns Jurors viel Arbeit zu machen. Man bemerkte ferner auf den erſten Blick faſt mit Erſtaunen einen ganz entſchiedenen Fortſchritt, welcher ſich über alle Gebiete erſtreckte, und bei nächſter Prüfung nicht verſchwand. Sie gab ein zwar lückenhaftes, aber in dem was ſie gab, richtiges Bild unſerer Kunſtinduſtrie in ihrer augenblicklichen Entwickelung.

Es zeigte ſich vor allen Dingen, daß man nach langem Umhertappen die Formen der deutſchen und italieniſchen Renaiſſance endgültig als die paſſendſten für unſere Bedürfniſſe erkannt hat. Und mit Recht, da ſie mit ihren reichen Thematen, oder um ganz modern zu reden, mit ihren vielen „Leitmotiven“ am beſten geeignet iſt, die tauſendfach geſtalteten neuen Gebrauchsgegenſtände zu verſchönern, die unſer raſch lebendes Geſchlecht verlangt. Die Farbengebung war zuweilen eine gute, harmoniſche. Man ſtudirt nicht umſonſt den Orient. Glaubt man nun, daß die Weltausſtellung uns darin fördern wird? Ganz beſtimmt nicht! Wir können froh ſein, die ewig wechſelnden Eindrücke, welche das Anſehen ſo vieler ausgebildeter Stylarten hervorruft, endlich überwunden zu haben. Denn Volksinduſtriegruppen, welche maſſenhaft und geſchloſſen auftreten, verfehlen niemals ihre Wirkung. Sie reden zu uns mit dem ganzen Gewicht ihrer Kunſtſprache, dem Ergebniß ihrer Kulturſtufe und ihres Klimas und wirken überzeugend. Die viel zu raſche Folge der Weltausſtellungen trägt nicht zum geringſten die Schuld, daß dieſe Merkmale ſich leider verwiſchen. Man muß den Völkern jetzt Zeit laſſen, ſich in ihre eigene Sinnesart

wieder hineinzufinden. Das geht ja ſchon ſo weit, daß ſogar die techniſch feingebildeten Japaner von Europa zum ſchlimmſten beeinflußt werden. Stylliſtiſch degenerirt die Japaniſche Induſtrie ſichtbar. Ich kann keinen Vortheil darin erkennen, daß wir wieder vor die Wahl ſo vieler gleichberechtigter Stylarten geſtellt werden, und die Befürchtung iſt keine leere, daß das Suchen und Tappen von neuem beginnen werde, anſtatt das mühſam Errungene weiter fortzubilden. Nur ganz künſtleriſch fertige Naturen widerſtehen ſolcher Verſuchung.

Es berührte ferner wohlthuend, daß die meiſten der ausgeſtellten Gegenſtände nicht extra für die Ausſtellung gemacht waren. Dazu war auch kaum die nöthige Zeit gegeben. Den Fachleuten fielen angenehm manche neue Firmen auf. Es wurde viel gekauft und vom deutſchen Publicum, worauf ich großes Gewicht lege. Sichtbar war es überraſcht ſo viel Gutes zu finden, was für einen mäßigen, der Güte entſprechenden Preis zu haben war. Man ſah, daß man auf dieſem Wege den deutſchen Markt wieder erobern könne, der durch unverſtändige Forderungen und ungenügende Leiſtungen faſt ganz verloren war. Nicht minder durch eine nur zu gerechtfertigte franzöſiſche Invaſion.

Es ſcheint, daß die Franzoſen durch den Krieg Deutſchland erſt neu entdeckt haben. Man hatte zu deutlich verrathen, daß es ein großes Reich ſei. Sie kommen jetzt zu uns um die Waaren anzubieten, während wir früher zu ihnen kamen, um ſie zu holen. Franzöſiſche Wein-, Bronce-, Stoff-, Modewaarenhändler, Pariſer Gärtner, Schneiderinnen ꝛc. machen ohne Groll Entdeckungsreiſen in das pays des milliards und holen mit Löffeln, was man ihnen mit Scheffeln genommen. Die großen Magazine z. B. Louvre, bon marché, printemps etc. überſchwemmen uns mit Anzeigen, und Alle haben Aufträge, ſelbſt in dieſer ſchlechten Zeit. Man wendet ſich mit Vorliebe den reellen, zuvorkommenden, pünktlichen, preiswürdigen und geſchmackvollen Franzoſen zu.

Hier iſt mit keinem Appell an den Patriotismus ein Halt zu gebieten, ſondern nur durch gleich gute Leiſtungen und gleich gute Behandlung der Käufer nach jeder Richtung hin. Und deshalb war München eine große Erholung für Jeden, obgleich die Grazie der Verkäufer noch Einiges zu wünſchen übrig ließ. Man ſah genau was uns fehlte: wie man alle Kräfte anſtrengen müſſe, um in allen Fächern der Induſtrie gleichmäßig zum Schöneren fortzuſchreiten, wie man aber auch über die Bedürfniſſe des wohlhabenden Bürgerſtandes vorläufig nicht hinausgehen dürfe, um uns eine breite Grundlage zu ſichern. Das darf man nie aus dem Auge verlieren. Für Nabobs, die wir nicht haben, können wir keine Lager halten. Der Durchſchnittspreis unſerer Waaren iſt ein

viel geringerer als in England und Frankreich; dort fangen die Preise der gutgearbeiteten Luxuswaaren erst an, wo sie bei uns schon aufhören, und dabei nennt man bei uns „Luxus", was man dort „Bedürfniß" heißt. Will man ein noch durchschlagenderes Beispiel, als das der Elsasser Fabrikanten, die ihre ganze Fabrikation herabstimmen müssen, um dem deutschen Markt zu genügen?

Alle diese für unser Vermögen passenden Leistungen, diese hübschen nach alten Mustern angefertigten oder neu erfundenen Oefen und Kamine; diese Möbel, die ohne reich geschnitzt oder eingelegt zu sein, durch gute Verhältnisse und Gesimse wirken, diese reizenden einfachen bunten Gedecke ꝛc. sind keine Ausstellungsgegenstände für Paris. Dreiviertel der ganzen Münchener Ausstellung würde den auf die Spitze getriebenen Anforderungen nicht genügen. Anstatt auf dem eben betretenen Wege fortzugehen, der sicher zu einer durchgreifenden Besserung aller Verhältnisse führt, will man uns zwingen, Gegenstände anzufertigen, für die wir im Lande kein Bedürfniß, auf dem Weltmarkt keine Käufer haben. Sollen wir Majolikaschüsseln machen bis zu 3000 Frc., Pâte sur pâte Arbeiten bis 5000, Emailleplatten bis 8000, Marmorkamine bis 20,000, Möbelstücke bis 600£ ꝛc. ꝛc.? Man erinnere sich doch nur der Preise, die man in London und Paris für die vorräthigen besten Arbeiten wirklich zahlt, und der Preise der Extra-Arbeiten auf den Weltausstellungen.

Haben wir nun Hoffnung, daß, selbst wenn mancher Fabrikant durch eine große Anstrengung dies leistet, (wozu er nota bene gar keine Zeit mehr hat) er ähnliche Aufträge erlangen werde?

Findet das Kunstgewerbe bei der Einrichtung der Staatsbauten etwa diejenige Berücksichtigung, welche es haben muß, um durch Lösung außergewöhnlicher Aufgaben den ganzen Industriezweig zu heben? Glaubt man etwa, die Reichsregierung werde das Mobiliar für das zukünftige Reichstagsgebäude schon zur Ausstellung in Paris bestellen?

Diese Fragen müssen alle verneint werden.

Obige Gesichtspunkte gelten schon für gewöhnliche Verhältnisse, um wieviel mehr für die außergewöhnlich schwierige Lage in der wir uns befinden.

Wir stehen am Anfang unserer Entwickelung zum Besseren. Man ist sich eben bewußt geworden, wie ernst die Aufgabe der kunstgewerblichen Umbildung der Industrie ist. Die besten Kräfte mühen sich daran ab. Die gesetzlichen Hülfsmittel, Marken-, Musterschutz ꝛc. sind eben erst in's Leben getreten. Man weiß kaum daß sie existiren, von einer Wirkung kann also noch gar keine Rede sein. Unsere Schulen sind im Fortschreiten begriffen, wir brauchen aber zweimal so viele mit verdoppeltem Etat, wenn

ſie durchgreifend leiſtungsfähig ſein ſollen. Wir haben ja nicht einmal das Geld zu Fachklaſſen! Um die Höhe zu gewinnen, die wir erreichen müſſen, fehlt uns außerdem der beſte Bergſchuh, der uns Schritt für Schritt weiter bringen ſoll. Ich meine den obligatoriſchen Zeichenunterricht, an den noch gar nicht zu denken iſt. Hierzu kommt noch die finanzielle Lage, die ich zu ſchildern nicht nöthig habe. — Da muthet man uns zu, 1873, 76, 78, in 5 Jahren dreimal Weltausſtellung zu beſchicken! — Man pflegt zu ſagen, dreimal Ausziehen iſt einmal Abbrennen. Dreimal Ausſtellen iſt ſehr viel ſchlimmer.

Die deutſchen Regierungen haben ſehr richtig die Entſcheidung ganz und gar in unſere Hände gelegt. Nach meinem Dafürhalten haben wir ein entſchiedenes „Nein“ zu ſagen. Und man glaube ja nicht, daß wir mit dieſer Ablehnung allein ſtehen werden. Weltausſtellungen müſſen mit lebhafter Zuſtimmung der Völker, ja mit Begeiſterung unternommen werden, aber nicht mit Zwangsmitteln und mit Widerwillen.

Derſelbe Widerwille wie bei uns herrſcht aber bei allen Völkern. Wohin man auch hört, ſelbſt hier in Italien, das noch außerdem eine Nationalausſtellung 1877 in Neapel hat, hält man die Ausſtellung in Paris für eine Unmöglichkeit. Man wird nicht nur bei uns, ſondern auch anderwärts den Muth finden, der dazu gehört, dieſen Ausſtellungsalp endlich einmal abzuſchütteln.

Wer aber dennoch glaubt, „Ja“ ſagen zu müſſen, der mag es ſich reiflich überlegen, denn er ſagt es nicht nur für ſich, ſondern auch für Alle, welche *nicht* ausſtellen wollen.

Philadelphia hat gezeigt, daß man unerbittlich den Bruchtheil für das Ganze nahm. Es gab keine Entſchuldigung für den Fehlenden, er wurde mit verurtheilt. Dort wo wahrlich nicht die „Abweſenden unrecht“ hatten! Was uns noth thut, ſind nicht Weltausſtellungen, ſondern *Deutſche* Ausſtellungen, damit wir endlich einmal den Vortheil haben, uns im eigenen Hauſe zu zeigen, endlich einmal ſelbſt erfahren, was wir fabriciren. Den vollen Werth der amerikaniſchen Induſtrie erkannte man erſt in Amerika, den wahren Werth der deutſchen Induſtrie wird man nur in Deutſchland erkennen.

Dazu mag ein Jeder ſeinen Patriotismus und ſein Geld aufſparen.

Mailand. Im October 1876.

L. Sußmann-Hellborn.

Der Dienſt des Generalſtabes.

Es iſt bekannt, daß es nicht nur die überlegenen Heeresmaſſen und deren taktiſche Ausbildung und Qualität waren, welche in den Jahren 1870/71 die ungeahnten Erfolge der deutſchen Armeen gegenüber den franzöſiſchen Heeren hervorriefen, ſondern daß der Organiſation, Vorbildung und Thätigkeit des deutſchen Generalſtabes ein weſentlicher Antheil an jenen Erfolgen vindicirt werden muß. Aus dieſem Grunde dürfte es nicht unintereſſant erſcheinen, auf die Hauptmomente dieſer Thätigkeit, wie ſich dieſelben heute geſtaltet haben, und wie ſie in dem neuerdings erſchienenen Werke eines der hervorragendſten deutſchen Generalſtabs-Offiziere, des Oberſten Bronſart von Schellendorf, Chefs des Generalſtabes des Garde-Corps muſtergültig niedergelegt ſind, etwas näher einzugehen und dieſelben in einem möglichſt überſichtlichen Reſumee zu veranſchaulichen; und dies um ſo mehr als das genannte Werk wichtige Fingerzeige über diejenigen Verbeſſerungen in der Thätigkeit des Generalſtabes ſowohl, als der Organiſation der deutſchen Mobilmachung enthält, welche berufen ſein werden, eine wichtige Rolle in einem demnächſtigen Kriege zu ſpielen.

Die Siege, welche die deutſchen Armeen in den Jahren 1866 und 1870 in Oeſterreich und Frankreich davontrugen, mußten zum großen Theil den ausgezeichneten Leiſtungen des preußiſchen Generalſtabes zugeſchrieben werden. Die Tapferkeit und Hingabe der Truppen, der Muth und die Disziplin derſelben würden allein nicht hingereicht haben, um ſo glänzende Reſultate zu erzielen. In aller Stille, ohne jede Oſtentation nach Außen hin, hatte der Preußiſche Generalſtab lange Jahre hindurch unter ſeinem Chef, dem Grafen Moltke, daran gearbeitet die Möglichkeit derartiger Leiſtungen vorzubereiten. Als die Thätigkeit des Generalſtabes auf dem Kriegsfelde begann, ſah die erſtaunte Welt plötzlich eine Maſchine arbeiten, welche bis in die kleinſten Einzelheiten geregelt war und an der Nichts, ſelbſt nicht der geringſte und unſcheinbarſte Theil verſagte.

Das Ausland, dem bisher die hohe Bedeutung dieſes militäriſchen Inſtituts in ſeiner großen Vervollkommnung wenigſtens vielfach nicht zur Kenntniß gelangt war, wurde von Anerkennung für den deutſchen Generalſtab erfüllt, und ging mehrfach nach Beendigung jenes Krieges an die Umformung des Generalſtabes ſeiner eigenen Armee. Die Bedingungen, durch deren Erfüllung die ſtrategiſchen und taktiſchen Erfolge des deutſchen Heeres in ſo überraſchender Weiſe erreicht zu werden vermochten, ſind durch das Bronſartſche Werk in ein klares Licht geſtellt. Wir erhalten in demſelben einen Ueberblick über die geſammte Thätigkeit dieſes wichtigen Zweiges der Armeen und vermögen zu beurtheilen, in welcher minutiöſen Weiſe alle auf den Krieg Bezug habenden Verhältniſſe bereits im Frieden erörtert und genau feſtgeſtellt waren. Speziell der uns vorliegende zweite Theil des Werkes, welcher vor Kurzem zur Ausgabe gelangt iſt, ſtellt es ſich zur Aufgabe diejenige Thätigkeit des Generalſtabes zu erörtern, welche weſentlich im Kriege zur Anwendung kommt. Vieles über die Organiſation, Darſtellung der Kriegsformation ꝛc. iſt beſtimmungsmäßig geheim zu halten; indeß iſt der Verfaſſer bemüht geweſen, nach Möglichkeit ein überſichtliches Bild über die Kriegsformation des Heeres und über die Thätigkeit des Generalſtabes im Kriege zu geben.

Der erſte Abſchnitt des Werkes umfaßt die Gliederung der Armee, Ordre de bataille und Truppeneintheilung. Der Verfaſſer führt hier aus, daß ſelbſt die engſte Vereinigung ſtreitbarer Männer auf ein Minimum von Raum nur für Abtheilungen gewiſſer Stärke die unmittelbare Leitung durch einen Führer zuläßt, und daß ein weiteres numeriſches Wachſen zur Nothwendigkeit der Theilung führt. Der Anfang der „taktiſchen Einheit“ muß aber das zuläſſige Maximum zu erreichen ſuchen, da nur dieſes Streben dagegen ſichert, daß man nicht in einer zu vielfältigen Gliederung zerſplittert, welche die Befehlsertheilung nur erſchweren könnte. Es liegt im Weſen der modernen Kriegführung, daß die beſondere Form und Zuſammenſetzung, in welcher die verſchiedenen Heerestheile im Gefecht auftreten, eine ſtets wechſelnde iſt. Es iſt jedoch wünſchenswerth, daß die Friedenseintheilung ſchen unter dem Geſichtspunkt vorgenommen wird, die beſtehende Formation unmittelbar in die Kriegsformation hinüber führen zu können. Die Verwirklichung dieſes Gedankens iſt bisher noch an dem Beſtreben nach möglichſter Förderung der Spezialausbildung bei den verſchiedenen Waffen geſcheitert. Der Verfaſſer iſt jedoch der Anſicht, daß, da die Schnelligkeit der Mobilmachung und des Entſendens der Truppen nach dem Kriegsſchauplatz noch im fortwährenden Wachſen begriffen iſt, keine den Uebergang in die Kriegsformation erleichternde Maaßregel verabſäumt werden darf. Nach den jetzt allgemein geltenden Grundſätzen wird ein großes Heer zu-

nächst in mehrere Armeen getheilt. Die Armee selbst soll nicht mehr als etwa acht Unterglieder umfassen, da sich sonst die räumlichen Beziehungen zum Oberkommando erschwerend geltend machen. Nach der Auferstehung, welche die deutsche Cavalerie, namentlich in ihrer Eigenschaft als weithin aufklärende, die Bewegungen der eigenen Armee verschleiernde Waffe in dem Kriege 1870/71 gefeiert hat, bedarf es für den praktischen Soldaten eines wissenschaftlichen Nachweises nicht, daß die erste Gliederung einer Armee selbständige, nur aus Cavalerie, unter Zutheilung von reitender Artillerie, bestehende Heereskörper enthalten muß. Das Resultat der in dem letzten Kriege gemachten Erfahrungen läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Masse der Cavalerie eines Heeres in selbständige, den Armeecommandos direkt unterstellte Divisionen zu formiren ist, welche am besten aus drei Brigaden zu je zwei Regimentern bestehen. Infanterie ist diesen Divisionen nicht dauernd zuzutheilen, wohl aber eine Artillerie-Abtheilung von zwei bis drei reitenden Batterieen.

In Betreff der Artillerie hatte der Feldzug von 1866 bewiesen, daß die Formirung großer Artilleriekörper, welche als solche den Armeecommandos unterstellt waren, nicht von Vortheil war. Die Formation einer Reserveartillerie war ein für Marsch, Unterkunft und Gefecht gleich ungelenker Körper. Im Feldzuge von 1870/71 wurde daher keine Reserveartillerie formirt, und es ist anzunehmen, daß man sich auch in künftigen Kriegen damit begnügen wird, die Reserve der Artillerie nur als Corps-Artillerie auftreten zu lassen. Die Grundlage der Ordre de bataille ist der Corpsverband, welcher im deutschen Heere auch schon der Friedenseintheilung entspricht, daneben werden, wie oben bemerkt, Cavaleriedivisionen aufgestellt. Der Verfasser geht sodann auf die Formation der Infanteriedivisionen, auf die besonderen Truppeneintheilungen, welche zum Zweck des Gefechts, des Marsches, oder der Sicherung in der Ruhe, ferner im Wege der Detachirungen, zur Ausführung bestimmter Aufträge und zur Aufstellung von Reserven nothwendig werden können, über. Er betont dabei für die Zusammensetzung der Avantgarde ausdrücklich, daß uns heute Nichts hindert, ganze Infanteriebrigaden bezüglich Regimenter unter Zutheilung von Cavalerie und Artillerie zur Avantgarde zu bestimmen, und wenn erforderlich auch im Ganzen abzulösen, da die gleichmäßige Ausbildung für den inneren Werth der Truppen bürgt und auch eine solche Vorbildung der höheren Führer eingetreten ist, daß man nicht besondere Avantgarden-Commandeure zu ernennen braucht.

Der zweite Abschnitt handelt von der Kriegsformation des Heeres, zunächst von der Mobilmachung, für welche eine immer größere Vollkommenheit herzustellen verlangt wird. Die Grenze der zu erstrebenden Schnellig-

keit und Abkürzung des geſammten Verfahrens liege allerdings in der doch immerhin einer gewiſſen Beſchränkung unterworfenen Leiſtungsfähigkeit des Eiſenbahnnetzes und in dem ſich vereinzelt geltend machenden Uebelſtand des gleichzeitigen Zuſammenſtrömens ſo großer Maſſen von einbeorderten Mannſchaften. Eine Garantie für die ſchnelle Ausführung der Mobilmachung liege in der angemeſſenen Theilung der Arbeit, ſo daß gleichzeitig möglichſt viele Perſonen in zuſammenhängender geordneter Weiſe in Thätigkeit treten. In Betreff der Organiſation der Haupt- und Stabsquartiere wird ausgeführt, daß eine nicht ſchablonenhafte durchgehende Betheiligung aller Dienſtzweige in jedem Haupt- und Stabsquartier nothwendig ſei. Es müßte als oberſtes Prinzip die größte Oeconomie in Ausſtattung aller Stäbe geltend gemacht werden, jede Perſon mehr ſei vom Uebel. Es ſteigere ſich die Schwierigkeit der Unterbringung, die Beläſtigung der in demſelben Ort untergebrachten Truppen und eine zu große Zahl von Offizieren in einem Stabe gäbe den ehrgeizigen Elementen Raum zur Intrigue. Alle dieſe Nachtheile verſchwänden in dem Maaße, als der Stab weniger Offiziere zähle, die mehr arbeiten müßten. Der Dienſt erfordere hier vor allen Dingen Zuverläſſigkeit des Charakters, Selbſtverleugnung, Thätigkeit und Diskretion. Unter den letzteren Geſichtspunkten erſchienen daher auch Zeitungscorreſpondenten als ſehr ungeeignete Anhängſel für einen Stab, denn ihr Geſchäft erfordere eher das Gegentheil der Diskretion als letztere ſelbſt. Je weniger es aber unter heutigen Verhältniſſen ausführbar erſcheine, Berichterſtatter für Zeitungen von der Mitführung im Stabe auszuſchließen, um ſo vorſichtiger müſſe die Auswahl ſein. Außerdem müßten dergleichen Correſpondenten ſtreng verpflichtet und ebenſo dahin beaufſichtigt werden, daß ſie keinen Brief abſchickten, welcher nicht die Cenſur eines damit beauftragten höheren Offiziers paſſirt hätte. Das Mißtrauen, welches hierin zu liegen ſcheine, richte ſich nicht gegen den guten Willen der betreffenden Perſonen, ſondern gegen deren wohl nicht immer taktfeſtes militäriſches Urtheil. Eine vielleicht für ganz harmlos gehaltene, dem Feinde aber überaus wichtige Notiz finde heute aus einer Zeitung durch Telegramm über neutrales Gebiet in kürzeſter Friſt den Weg in's feindliche Lager. Ueberdies vertrage ſich volle Preßfreiheit überall nicht mit dem Kriegszuſtande. In ähnlicher Weiſe müßte mit anderen Perſonen verfahren werden, welche ſich unter irgend einem Titel, aber ohne eigentlichen dienſtlichen Beruf, die Erlaubniß zur Begleitung der Armee zu verſchaffen gewußt hätten, und ſich dann ſtets einem Stabe anſchlöſſen. Es möchten achtungswerthe patriotiſche Wallungen geweſen ſein, welche den Wunſch hätten rege machen laſſen, der Armee in's Feld zu folgen, aber der letzteren erwüchſe daraus nur eine Laſt, und kein

Nutzen, ſofern nicht eine Thätigkeit auf dem Gebiet der Krankenpflege ꝛc. ausgeübt werde. Ausländer, welche ſich aus Neugier, vorgeſchütztem Intereſſe oder behufs Erweiterung ihrer militäriſchen Kenntniſſe bei dem Stabe oder den Truppen einfänden, ſollten ohne Weiteres fortgewieſen werden.

Das große Hauptquartier enthält die Elemente der oberſten Heeresleitung. Dem Kaiſer zur Seite ſteht, ſoweit das Gebiet der Operationen in Frage kommt, der Chef des Generalſtabes der Armee, welcher dem Kaiſer Vortrag erſtattet, die Entſcheidung erbittet und den Allerhöchſten Befehl den Armeebefehlshabern mittheilt. Als erſter Gehilfe des Chefs des Generalſtabes der Armee fungirt der General-Quartiermeiſter, deſſen Wirkungskreis nicht ſtreng abgegrenzt iſt, der aber dem Chef des Generalſtabes alle Details, welche gleichwohl einer gewiſſen Autorität bedürfen, abnehmen und gleichzeitig die Etappenverhältniſſe im Auge behalten ſoll. Neben dem General-Quartiermeiſter fungirte im Feldzuge von 1870 noch der General-Intendant der Armee und der Chef der Feldtelegraphie. Das Feldeiſenbahnweſen, die Grundlage des Etappenweſens lag in der Hand eines Abtheilungschefs des Generalſtabes und eines dem letzteren zugetheilten höheren Eiſenbahnbeamten. So lief Leitung der Operationen, Sicherſtellung der Verpflegung, Eiſenbahn- und Telegraphenweſen, innerhalb des großen Hauptquartiers in dem gleichſam erweiterten Großen Generalſtabe zuſammen, der ſich in drei Abtheilungen gliederte und zwar: Die erſte für die Operationen und Feſtſtellung der Ordre de bataille der eigenen Armee, die zweite für Eiſenbahn- und ſonſtiges Communicationsweſen, die dritte für Nachrichtenweſen, Erforſchung der Ordre de bataille der feindlichen Armee, Verhandlung mit dem Feinde ꝛc. Es iſt anzunehmen daß in den künftigen Feldzügen der Generalſtab des Großen Hauptquartiers nicht in erweiterter Form auftreten wird. Die während des Feldzuges 1870—71 zur Verfügung geſtellten Kräfte haben ſich als ausreichend erwieſen, die Organiſation wird indeſſen vorausſichtlich eine andere werden, nachdem die unter dem 20. Juli 1872 genehmigte neue Inſtruktion betreffend das Etappen- und Eiſenbahnweſen, letzteres unter einem dem Chef des Generalſtabes der Armee unterſtellten Generalinſpecteur, zuſammengefaßt hat. Dieſe Veränderung hat ſich als nothwendig herausgeſtellt, um durch centrale ſtraffſte Leitung die auf dem Gebiete des Eiſenbahnweſens zur Verfügung ſtehenden Mittel in beſſerer Weiſe ausnutzen zu können. Ueber die Formation der einzelnen Armeecorps, Diviſionen der Cavalerie, Infanteriediviſionen und verſtärkte Infanteriediviſionen werden eine Menge intereſſanter Details gebracht, welche beweiſen, wie die deutſche Heeresleitung darauf bedacht war, in jedem Einzelfall den ſpeziellen Zweck mit möglichſter Sparſamkeit des perſonellen und materiellen Materials

sicher zu stellen. Von den besonderen Formationen, welche zur Befriedigung bestimmter Zwecke nothwendig werden, sind die Feldtelegraphie, der Feldmunitionspark, die Etappenformationen, die Feldeisenbahnformationen und der Belagerungspark zu nennen. Für das Eisenbahnwesen wird der Generalinspection desselben ein Chef des Feldeisenbahnwesens unterstellt, von welchem das gesammte Militäreisenbahnwesen auf dem Kriegsschauplatz, sowie die militärische Benutzung der inländischen Eisenbahnen geleitet wird. Ihm werden Militäreisenbahndirectionen, Linien- und Bahnhofskommandanturen, sowie die aus dem Eisenbahnregiment hervorgehenden Formationen zur Verfügung gestellt. Für die Feldtelegraphie ist die Formation von 7 Feldtelegraphen-Abtheilungen und 5 Reserve-Feldtelegraphen-Abtheilungen, ausschließlich Bayerns, vorgesehen worden. Erstere folgen den operirenden Corps unmittelbar und haben nach Maaßgabe der Bewegung der Armeen, die Armee oder Commandos oder andere selbständige Truppencorps mit dem Hauptquartier in Verbindung zu setzen. Durch die einer jeden Armee zuzutheilende Etappentelegraphen-Direction wird die solide Entwickelung der Stabstelegraphenlinie bis zur operirenden Armee und der Betrieb der für die rückwärtigen Verbindungen der Feldtelegraphie nothwendigen Stationen vermittelt. Der dem Großen Hauptquartier zugetheilte Chef der Militärtelegraphie regelt das gesammte Telegraphenwesen auf dem Kriegsschauplatz, steht für die Feldtelegraphie direct unter dem Chef des Generalstabes der Armee und hält sich für die Etappentelegraphie dauernd mit dem Generalinspecteur des Etappenwesens in Verbindung. Der Büreaudienst im Kriege wird auf das allernothwendigste beschränkt und concentrirt sich in den Büreaus der höheren Stäbe, für welche sich ein neues Feld, das der Operationen eröffnet, welches die größte Aufmerksamkeit erfordert. Für dasselbe ist die Sicherheit der Befehlsertheilung und der Schutz derselben gegen das Mitwissen Unbefugter erste Bedingung. Gleichlautende wichtige Befehle sind stets durch Offiziere ausfertigen zu lassen, welche auch die metallographische Vervielfältigung zu überwachen haben. Es ist ferner ein sogenanntes geheimes Operationsjournal zu führen, in welches alle auf die Operationen Bezug habende einlaufende und auslaufende Telegramme, Meldungen, Berichte, Befehle u. s. w. einzutragen sind. Die Führung dieses Journals ist einem Offizier zu übertragen. Das Büreau ist stets bewacht zu halten. Große Schwierigkeiten bietet die Beförderung einer Meldung an die richtige Adresse. Die Mittel, welche sich für diesen Zweck darbieten sind, soweit es sich um weite Entfernungen handelt, der Telegraph, die Eisenbahn und die Relaislinie. Bei näheren Entfernungen wählt man vorzugsweise die Ueberbringung durch einzelne Personen und in mehrfacher Ausfertigung durch Ordonnanzoffiziere,

Ordonnanzen und Feldjäger. Letztere finden auch auf weitere Entfernungen Verwendung. Der Telegraph arbeitet schnell und sicher. Gegen den möglichen Nachtheil der Ableitung der Depesche kann man sich durch strengste Beaufsichtigung der Leitung oder durch die chiffrirte Form schützen.

Die Beförderung eines Couriers per Eisenbahn erfolgt nur, wenn es gilt Schriftstücke von größerem Umfange zu befördern. In Ermangelung einer telegraphischen oder Eisenbahnverbindung gelangt die Relaislinie zur Anwendung, auf nähere Entfernungen oder wenn keine Relaislinie vorhanden ist, erfolgt die Beförderung durch besondere abgeschickte Reiter. Mit der steigenden Wichtigkeit oder Unsicherheit ist eine doppelte selbst dreifache gleichzeitige Ausfertigung eines Befehls geboten, welcher womöglich in chiffrirter Form ertheilt werden soll. Die Feldjäger haben sich im Kriege von 1870—71 in dem Ueberbringen von Depeschen auf sehr weite Entfernungen bei ganz oder theilweise mangelnder Eisenbahnverbindung unter oft sehr schwierigen Umständen außerordentlich bewährt, es wird daher für einen Fehler gehalten, wenn man durch die schon mehrfach in Anregung gebrachte Veränderung in der Organisation dieses Corps auf die sehr hervortretenden Leistungen desselben im Kriegsfall verzichten wollte.

Aus der vierten Abtheilung des Werkes, welche die Concentrirung per Fußmarsch und Eisenbahn, resp. Dampfschiff behandelt, heben wir die auf die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen bezüglichen Daten hervor. Bei der Concentration einer Armee kommt es darauf an, die Kräfte des gesammten Bahnnetzes, in einer Richtung zu verwerthen. Die Schnelligkeit und Sicherheit der Ausführung eines großen Eisenbahntransports ist in erster Linie von der Zahl und Leistungsfähigkeit der durchgehenden Transportlinien abhängig. Es kommt dabei in Frage, der Leistungsfähigkeit der verschiedenen Transportlinien durch Ausgleich nachzuhelfen und durch Abgabe von Personal und Material die einzelnen Strecken leistungsfähiger zu machen und dadurch die Gesammtleistung der Transportlinien zu steigern. Die Auswahl der durchgehenden Transportlinien hat diesem Gesichtspunkt Rechnung zu tragen und gleichzeitig auf die Ermittelung der sogenannten Hilfslinien, welche an die Hauptlinien heranführen, Rücksicht zu nehmen. Die Leistungsfähigkeit eines Eisenbahnnetzes läßt sich nicht gut abstract feststellen. Letzteres ist nur möglich für jeden besonderen in's Auge zu fassenden Fall, wobei dann sowohl die Grenze, nach welcher hin man sich zu concentriren beabsichtigt, als auch die bestimmten Punkte derselben in deren Nähe die Concentrirung stattfinden soll, in Betracht kommen. Es ist Aufgabe des Generalstabes schon im Frieden, die Leistungsfähigkeit des Bahnnetzes in Bezug auf die Concentration des Heeres nach den verschiedenen Landesgrenzen zu prüfen, und namentlich mit der Leistungsfähigkeit des in jedem

Falle in Betracht kommenden Bahnnetzes des Nachbarſtaates zu vergleichen. Die Inferiorität auf dieſem Gebiet giebt leicht den Vortheil der Initiative aus der Hand und kann ſogar unter Umſtänden dazu nöthigen, mit einem größeren Abſtand von der Grenze aufzumarſchiren, um nicht, noch in der Ausführung des Bahntransportes, vom Gegner angegriffen zu werden. Sind derartige Uebelſtände vorher erkannt, ſo kann namentlich durch Ausbau des Bahnnetzes auf Staatskoſten oft Abhülfe geſchafft werden. Eine gewiſſe Steigerung der Leiſtungsfähigkeit des Eiſenbahnnetzes liegt darin, wenn größere Bahncomplexe in Einer Hand und nach gleichen Grundſätzen in Anlage, Ausſtattung und Betrieb der einzelnen Strecken verwaltet werden. Ohne das Vorhandenſein derartiger Vortheile iſt es der deutſchen Heeresleitung möglich geweſen, beim Beginn des Feldzuges 1870 auf 6 norddeutſchen durchgehenden Transportlinien in 11 Tagen 356,000 Mann, 87,200 Pferde und 8446 Geſchütze und Fahrzeuge in 1205 Zügen auf 115,000 Axen nach der Weſtgrenze zu transportiren. Es iſt daran die Erwartung zu knüpfen, daß Deutſchland in Zukunft hinter dieſen Leiſtungen nicht zurückbleiben werde. Unzweideutig dürfte an dieſer Stelle zwiſchen den Zeilen des Bronſartſchen Werkes zu leſen ſein, welcher Art die Motive für das Project des Ankaufs der deutſchen Bahnen durch das Reich ſind, und daß das militäriſche Intereſſe dabei eine nicht zu unterſchätzende Rolle ſpielt.

Die allgemeine Anordnung der großen Truppentransporte zum Zweck der Concentrirung eines Heeres liegt dem Chef des Feldeiſenbahnweſens ob. Bei der Entwickelung, welche das Eiſenbahnnetz jetzt ſchon gewonnen hat, erſcheint indeſſen eine unmittelbare und detaillirte Leitung von der Centralſtelle aus unmöglich. Es wird daher eine Eintheilung des geſammten Netzes in mehrere große zuſammenhängende Bahnbetriebsgebiete erforderlich werden. Derartige Gebiete exiſtiren in Deutſchland dauernd nicht. Ihre Benutzung iſt die erſte Bedingung für große Truppentransporte; die Leitung des Betriebes in ſolchen Gebieten, die Verfügung über Perſonal und Material, die Vermittelung durchgehender Haupttransportlinien u. ſ. w. wird einer dem Chef des Eiſenbahnweſens direct unterſtellten Linien-Commandantur übertragen. Freilich wird es auch hierbei nicht zu vermeiden ſein, daß die abgegrenzten Betriebsgebiete ſich in ihren Leiſtungen berühren und beeinfluſſen. In Betreff des Grades der Benutzbarkeit der Eiſenbahnen zum ſchleunigen Hin- und Herſchieben großer Truppenmaſſen während der Operationen hat man ſich keine zu erheblichen Vorſtellungen zu machen. Zunächſt kommt in Betracht, daß die Eiſenbahnen auch im Kriege nicht dauernd ganz den gewöhnlichen Verkehrsintereſſen entzogen werden dürfen, denn das Leben der Civilbevölkerung hängt

theilweise von ihnen ab. Ferner hat die Heeresverwaltung den Nachschub jederzeit sicher zu stellen und somit bleibt der Heeresführung zum Zweck großer Truppentransporte nicht viel übrig. Der großartigen Leistung der Bahnen des Inlandes, wie solche sich unter zweckmäßiger Anordnung bei der Concentration der Armeen vor Ausbruch des Krieges darstellt, wird ein während der Operationen anzuordnender Truppentransport nicht entsprechen können. Die Improvisation solcher Massentransporte unterliegt einer Menge von Bedenken und erscheint nur gesichert, wo sie gehörig vorbereitet ist.

Das Anwachsen der deutschen Kriegsflotte und die hierdurch gegebene Möglichkeit, daß in einem zukünftigen Kriege deutsche Truppen zum Angriff auf die feindliche Küste über die See geführt werden könnten, läßt die Frage eines Seetransportes erörtern. Es handelt sich hierbei zunächst um die Auswahl und Einrichtung der Schiffe zu Truppentransporten; eine gleichzeitige Verbindung als Schlachtschiff und als Transportschiff ist unzulässig. Es werden vorzugsweise Handelsschiffe zum Truppentransport herangezogen, welche eine besondere Aptirung für den Truppentransport nothwendig machen, sie müssen eine gehörige Anzahl von Booten und Dampfbarkassen mit sich führen, ebenso sind Prahme und Flöße in genügender Anzahl bereit zu halten, die als Eclaireurs vorausgehen. Die Kanonenboote haben eine Recognoscirung des Strandes vorzunehmen und namentlich die Ermittelung zu machen, bis wie weit die Wassertiefe von etwa 1 ½ Meter an den Strand heranreicht. Nachdem auf Grund der stattgehabten Recognoscirungen die Landungsstelle bestimmt ist, beginnt die Landung, die für ein Bataillon etwa 6 Stunden in Anspruch nimmt, während das Debarkiren einer Escadron, wenn das Schiff 6 Prahme oder Flöße gleichzeitig in Verwendung bringt und diese durch die Dampfbarkasse bewegen läßt, etwa 5 Stunden erfordert. Es ergiebt sich hieraus, daß eine größere Landung unter den günstigsten Verhältnissen nicht unter 6 Stunden auszuführen ist. Alle Arten von Schwierigkeiten können das Unternehmen erheblich verzögern; findet der Feind Gelegenheit inzwischen hinreichende Truppen zu concentriren, so steht das Gelingen der Landung überhaupt in Frage.

Aus dem über die Verpflegung handelnden Capitel, welche für die moderne Kriegführung eine so hohe Wichtigkeit erlangt hat, heben wir nachstehende Sätze hervor. Die Sicherstellung der Verpflegung großer Heere während eines Bewegungskrieges ist im Allgemeinen ein noch nicht gelöstes Problem und wird es auch in Ewigkeit bleiben. Es entsteht die Frage, ob die Sicherstellung der Verpflegung eine absolute und unbedingt zu erhebende Forderung ist. Der Krieg, welcher in seiner Gewalt die Rücksicht

auf Erhaltung des menschlichen Lebens überhaupt verläugnet, kann auch zeitweise bezüglich der Ernährung Entbehrungen auferlegen. Es bleibt aber gemeinsame Aufgabe der Heeresleitung und der Heeresverwaltung den Truppen so reichlich und so regelmäßig als möglich die Verpflegung zuzuführen, nie darf letzteres aber höchster Zweck werden. Dies klingt vielleicht nicht ganz menschenfreundlich, aber einerseits ist der Krieg an und für sich keine besonders menschenfreundliche Einrichtung, und andrerseits kann die nicht zeitgemäße Rücksicht auf Ernährung den kriegerischen Zweck überhaupt in Frage stellen. Eine zeitgemäße ihres Zweckes klar bewußte Rücksichtslosigkeit kann daher unter Umständen zur klugen Vorsicht werden. Dieser Grundsatz darf aber nicht für grobe Vernachlässigungen als Deckmantel dienen. Die Kriege der neuesten Zeit haben zur Sicherstellung der Verpflegung noch die Unterstützung durch die Eisenbahnen und die Aushülfe durch die Conserven. Die Heeresverwaltung stellt es sich zur Aufgabe immerfort Magazine anzulegen, und den Truppen nachzuschieben. In Perioden schnellster Bewegung leben diese dabei soweit als angängig vom Lande, für die schwierigsten Momente des Zusammenschiebens großer Massen auf engen Raum dienen die Proviantcolonnen, sowie der eiserne Bestand, welchen der Mann selbst bei sich führt. Die ganze Kunst besteht darin, in jeder Lage die angemessenste Form zu finden, und nur im Nothfalle auf dasjenige zurückgreifen zu müssen, was die Truppen unmittelbar bei sich führen. Wenn unter heutigen Verhältnissen eine Armee sich eng an eine Form der Verpflegung binden wollte, so würde sie eigentlich gar nicht mehr Krieg führen können, jedenfalls aber in die allererheblichsten Nachtheile einer Armee gegenüber gerathen, welche sich aller Formen nach Bedarf bedient. Das reine Magazinsystem legt den Operationen unerträgliche Fesseln an; Feldherr und Intendant würden die Rollen tauschen. Auf Quartierverpflegung kann man sich nur verlassen, wenn man eines sicheren Vormarsches durch noch nicht ausgesogene fruchtbare Gegenden gewiß ist. Will oder muß man still stehen, so sind Magazine nothwendig. Proviantcolonnen und der eiserne Bestand sichern gegen Zufälle jeder Art, und müssen aushelfen, wenn man sich sehr eng und schnell bewegt. Requisitionen endlich dienen zur Ernährung der vordersten Truppen und gewähren auch durch schnelle Anlage von kleinen Gebrauchsmagazinen eine Aushülfe für die nachfolgenden Echelons. Es hat sich herausgestellt, daß die eigentliche Schwierigkeit nicht in der Herbeischaffung, sondern in der Vertheilung der Verpflegungsartikel beruht. Die Intendantur thut wohl daran sich der Lieferanten zu bedienen, soweit die Herbeischaffung in Frage kommt; ihnen aber auch die Vertheilung zu überlassen, ist nicht angängig. Die Thätigkeit der Lieferanten muß in der Regel da aufhören, wo der

Nachſchub auf den Kriegsſchauplatz beginnt. Der einzelne Lieferant hat immer nur das Intereſſe die ihm gehörigen Artikel vorwärts zu bringen und abzuſetzen; hierbei leidet das Ganze Schaden, wenn die Ausnutzung der Communicationsmittel nicht unter militäriſcher Controle ſteht. Oft entſteht in dem Kriege die Frage, ob man das Vorſchreiten des Feindes dadurch hindern ſoll, in der Defenſive oder im Rückzuge eine ſyſtematiſche Verheerung des Kriegsſchauplatzes zu bewerkſtelligen. Fortführen oder Verderben der von den Vertheidigern nicht benutzten Lebensmittel, Verſchütten der Brunnen, Zerſtören der Wege, Hinwegnahme aller Geſpanne u. ſ. w. könnten dem Zwecke dienen, aber mit welchen grauſamen Opfern für die Bevölkerung und mit welchen naheliegenden Nachtheilen für die Vertheidiger ſelbſt! Bei einem Volkskriege bei welchem ſich in erbittertſter Weiſe die ganze Nation betheiligt, erſcheint ein derartiges Verfahren wohl möglich und geſtaltet ſich dann, wie im Jahre 1812 in Rußland, zu einem großartigen Akt patriotiſcher Selbſtverläugnung.

Fehlen aber ſolche Vorbedingungen, ſo iſt die beabſichtigte ſyſtematiſche Verheerung doch nur in ſehr beſchränktem Maaße durchzuſetzen, daher in der Hauptſache wirkungslos und auch unter dem Geſichtspunkte eines geſteigerten Patriotismus nicht effektvoll genug, um hier und da ſelbſt den Eindruck der Lächerlichkeit auszuſchließen. Im eigenen Lande alſo muß ein ſolches Mittel den Widerhall im Herzen der ganzen Nation finden, um moraliſch und materiell auf den Feind zu wirken.

Zur Erhaltung der Schlagfertigkeit des Heeres iſt es nothwendig, daß eine Armee dauernd eine geſicherte Verbindung mit der Heimath unterhält. Die ſtrategiſchen Erwägungen müſſen daher ebenſowohl die Deckung der eigenen als die Störung der feindlichen Verbindungen in's Auge faſſen. Heute gründen ſich dieſe Verbindungen im Weſentlichen und ſo weit es irgend möglich, auf die Eiſenbahnen, Telegraphen und Poſt; Landſtraßentransporte werden nur aushilfsweiſe in Anſpruch genommen. Die Leiſtung der Eiſenbahnen iſt eine ſo überlegene in Beſchaffung der Maſſentransporte jeder Art, daß man unmöglich auf die Benutzung dieſes Hilfsmittels verzichten kann. Die Deckung der Bahnlinien iſt einem thätigen und unternehmenden Feinde gegenüber aber eine ſehr ſchwierige und es ſind daher beſondere Truppen zur Bewachung derſelben erforderlich. Je größer die Aufgabe geworden iſt, das an und für ſich ergiebiger wirkende Syſtem in dauernder ungeſtörter Thätigkeit zu erhalten, um ſo nothwendiger ſtellt ſich auch auf dieſem Gebiete die ſtraffſte Centraliſation heraus, welche im deutſchen Heere in der Perſon eines Generalinſpecteurs des Etappen- und Eiſenbahnweſens ihren oberſten Ausdruck findet. Als ſeine Organe fungiren die Etappeninſpektionen, der Chef des Feldeiſenbahnweſens, der General-

intendant der Armee, der Chef des Feldſanitätsweſens, der Chef der Militärtelegraphie und der Feldoberpoſtmeiſter.

Wir ſchließen die Auszüge aus dem intereſſanten Werke über die Grundlage unſerer Heeresleitung, indem wir demſelben noch einige Angaben über das Nachrichten- und Meldeweſen entnehmen. Unrichtige Entſchließungen beruhen im Kriege meiſtens auf nicht hinreichender Kenntniß der beim Feinde obwaltenden Verhältniſſe. Derjenige welcher beſſer über ſeinen Gegner unterrichtet iſt, hat einen außerordentlichen Vortheil und weiß, wo der andere errathen muß. Hieraus ergiebt ſich die große Bedeutung eines guten Nachrichtenweſens. Es iſt eine der Aufgaben des großen Generalſtabes, ſich ſchon im Frieden die Kenntniß über die Einrichtung der fremden Heere zu verſchaffen. Hierzu dienen die Berichte der in fremden Staaten den Geſandtſchaften attachirten Perſönlichkeiten. Beim Herannahen eines Krieges iſt es nothwendig ſich Kenntniß von dem Beginn und dem Fortſchreiten der Mobilmachung zu verſchaffen. Zur Beantwortung der Frage, wo der Gegner ſeine Hauptkräfte verſammeln wird, dienen zunächſt ſtrategiſche Erwägungen. Zur Erlangung der Sicherheit über dieſen Punkt iſt die Verwendung beſonderer Agenten, Spione erforderlich. Während der Perioden des beiderſeitigen Anmarſches kann ein lebhafter Spionbienſt nähere Details einbringen und Irrthümer beſeitigen helfen. Die Uebermachung erfolgt in dieſer Periode am beſten durch gut bezahlte Perſonen, welche auch unter gewöhnlichen Verhältniſſen Grenzverkehr treiben, die Gegend genau kennen und auf der feindlichen Seite gute Freunde haben. Während der eigentlichen Operationen tritt die Thätigkeit profeſſionirter Spione ſehr zurück. Ihre Nachrichten, ſoweit ſie Zahl und Bewegung der nahe gegenüberſtehenden Truppen betreffen, kommen meiſt zu ſpät. Nach dieſem auf Gewinnung unmittelbar verwerthbarer Reſultate gerichteten Nachrichtenweſen, geht die Thätigkeit der Centralſtelle des Generalſtabes während der ganzen Dauer des Krieges fort. Beſoldete Agenten verweilen im feindlichen Lande, verfolgen namentlich in dem Mittelpunkt des militäriſchen Lebens die Entwickelung der Verhältniſſe und vermitteln über neutrales Gebiet briefliche und telegraphiſche Mittheilungen. Die Thätigkeit des Nachrichtenweſens wird auf die neutralen Staaten ausgedehnt, da gerade in dieſen oft ſchnelle Entſchließungen herbeigeführt werden. Das Nachrichtenweſen liegt der Hauptſache nach in der Hand des Generalſtabes.

Mit der vorſtehenden Ueberſicht der Hauptmomente des Bronſartſchen Werkes ſollte gleichzeitig der Verſuch gemacht ſein, eine einheitliche Skizze des vielſeitigen Getriebes zu geben, aus welchem ſich die Thätigkeit des Generalſtabes zuſammenſetzt und zu veranſchaulichen, wie viele Faktoren

auf das Genaueſte in einander greifen müſſen, wenn die gewünſchten Reſultate erreicht werden ſollen. Das Werk bietet ferner wichtige Fingerzeige für diejenigen Verbeſſerungen und Fortſchritte, welche auf mehreren Gebieten der Heeresleitung und des Generalſtabsdienſtes im deutſchen Heere in Ausſicht ſtehen und zeigt deutlich, daß dieſelbe ſich keineswegs mit dem bisher Erreichten begnügt, ſondern im Gegentheil darauf bedacht bleibt, immer weiter an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten, und ſich die Hilfsmittel unterthan zu machen, welche die Technik und Induſtrie der Neuzeit in ſo reichem Maaße der modernen Kriegführung bieten.

Politiſche Correſpondenz.

Berlin, den 13. November 1876.

Seit dem erſten November iſt zwiſchen den Türken und Serben ein Waffenſtillſtand von 2 Monaten eingetreten. Dieſe Zwiſchenzeit wird von der europäiſchen Diplomatie benutzt werden, um womöglich den Frieden zu Stande zu bringen. Nach dem Vorſchlage Englands ſollen die Geſandten der Mächte in Conſtantinopel, unterſtützt von Specialvertretern, auf der Grundlage des Programms berathen, welches Lord Derby am 21. September vorſchlug — alſo Wiederherſtellung des früheren Zuſtandes für Serbien und Montenegro, lokale und adminiſtrative Autonomie für Bosnien und Bulgarien und Unterzeichnung eines Protokolls, wodurch die Pforte ſich zu dieſer Reform verpflichtet. Zu dieſem früheren Programm wünſcht England als neuen und erſten Punkt noch hinzuzufügen: Integrität der Türkei in dem Sinne, daß keine der Mächte einen Vortheil erreichen darf, an dem nicht Alle gleichmäßig Theil nehmen. Obwohl ſchon ein Viertheil der Waffenruhe verſtrichen iſt, ſo iſt man doch bis heute nicht einmal ſicher, ob eine Verſtändigung über dieſe Grundlage oder die ſonſtigen Vorbedingungen der Conferenz gelingt. Neuere Vorgänge, das Pochen Lord Beaconfields auf die Kriegsbereitſchaft Englands und die entſchloſſene Antwort des Czaren haben die Ausſichten auf das Friedenswerk der Conferenz ſehr verdüſtert. Der engliſche Premier dachte wahrſcheinlich einzuſchüchtern, ſtatt deſſen hat er verletzt und gereizt. Selbſt den Schein eines Erfolges, den Rußland durch die Durchſetzung des Waffenſtillſtandes errang, ſucht er ihm zu nehmen. Ignatieff habe es mit dem Ultimatum gemacht, wie ein Gläubiger, der eine Schuld einklage, während ſie vor Gericht ſo eben eingezahlt werde. Die Pforte ſoll alſo auch zu dem kürzeren Waffenſtillſtand ſchon bereit geweſen und nicht erſt durch Rußlands Energie in ihrem Siegeszug aufgehalten ſein.

Wie dem auch ſei — jedenfalls war der Waffenſtillſtand für Rußland, wenn kein Erfolg, ſo doch ein Glück; denn dadurch entging Serbien der Vernichtung und Rußland trug für den ſerbiſchen Krieg die Verantwortung. Die üblen Folgen, welche eine ſchwankende, durch den Kampf zweier

Strömungen neutraliſirte Politik mit ſich führt, hat man in Petersburg jetzt in dem Verhältniß zu Serbien erfahren. In ſeiner Moskauer Anſprache hat ſich der Czar ſehr unmuthig über die Serben geäußert. Man könne von ihnen leider nicht ſagen, daß ſie ſich wie die Montenegriner als Helden gezeigt hätten. Dieſer Unmuth ſcheint in ruſſiſchen Kreiſen augenblicklich ſehr verbreitet zu ſein, und doch haben die ſerbiſchen Milizen, die nicht wie die Montenegriner einen Guerillakrieg in den Bergen zu führen, ſondern als reguläre Truppen zu fechten hatten, ihre Rolle nur ſo ſchlecht geſpielt, wie Milizen einer disciplinirten Armee gegenüber ſie immer ſpielen werden. Solche Fehler entbinden Rußland nicht von der Verantwortlichkeit für die Geſchicke der Serben. Als ſie im Juli gegen die Pforte losbrachen, ſtand ein ruſſiſcher General an ihrer Spitze, viele Officiere, die Aerzte, das Geld kamen aus Rußland. Gewiß mahnte der Czar von dem Abenteuer ab; die ruſſiſche Regierung war officiell ohne Schuld, aber dieſe Regierung hatte nicht den Willen oder nicht die Kraft, der panſlaviſtiſchen Bewegung zu ſteuern. Der kühne Plan, auf Sophia und mitten in die Bulgarei zur Befreiung der zum Aufſtand bereiten Brüder zu marſchiren, wurde bald vereitelt, Tſchernajeff mußte über die ſerbiſche Grenze zurück und in die Defenſive gehen, die Türken forcirten die Timoklinie, nahmen Saiczar und Gurgoſſowatz und die ſüdſlaviſche Begeiſterung war nach wenigen Wochen ſo weit ernüchtert, daß England am 14. Auguſt durch ſeinen Generalconſul White in Belgrad ſeine guten Dienſte anbieten konnte und daß Fürſt Milan am 24. Auguſt die Mächte bat, die Einſtellung der Feindſeligkeiten zu bewirken und den Frieden zwiſchen ihm und der Pforte zu vermitteln. Der Fürſt von Montenegro ſchloß ſich an. England ſchlug der Pforte am 1. September einen Waffenſtillſtand von nicht weniger als Monatsdauer und mit der Ausſicht auf unmittelbare Friedensverhandlung vor. Die Pforte ſträubte ſich, mit einem Lande, welches unter ihrer Souveränität ſtand, einen förmlichen Waffenſtillſtand abzuſchließen; ſie ſtellte am 14. September Friedensbedingungen, wie ſie der Sieger ſtellt, indeß ſie gab dieſelben dem Urtheil der Mächte anheim, gewährte bis zum 25. September die Einſtellung der Feindſeligkeiten und war, während die Mächte über das oben erwähnte engliſche Friedensprogramm verhandelten, bereit, die Einſtellung der Feindſeligkeiten bis zum 2. October zu verlängern, als Serbien zum zweiten Mal an die Entſcheidung der Waffen appellirte. Der engliſche Premier klagt als guter Parteimann Gladſtone und deſſen Freunde an, daß ſie durch ihre Entrüſtungsmeetings den Umſchwung bei den Serben und Ruſſen bewirkt und beide in den Glauben verſetzt hätten, England habe ſeine traditionelle Politik aufgegeben. Dieſer Umſtand iſt gewiß nicht ohne Einfluß geweſen, aber weit wirkſamer für

die Entschlüsse in Belgrad war der panslavistische Kreuzzug, der sich vom Nordosten nach Serbien in Bewegung setzte. Der Ton der russischen Presse wurde immer leidenschaftlicher, die „Freiwilligen" schwollen so an, daß sie eigene Truppenkörper bildeten, die russischen Officiere kamen zu Hunderten und übernahmen die Führung der serbischen Bataillone. Nicht die serbischen Bauern, die den Krieg längst satt hatten, sondern diese so russificirte und verstärkte Armee wollte von der Verlängerung der Waffenruhe nichts wissen, und meinte, in den festen Stellungen von Alexinacs-Deligrad dem Feinde jetzt gewachsen zu sein oder doch in jedem Fall den mächtigen Helfer in der Nähe zu haben. So begann Anfangs October der zweite Act des Feldzugs und er endete noch kläglicher als der erste. Denn der russische Zuzug hatte die Masse der Serben nicht umgewandelt und nicht leistungsfähiger gemacht, die Bauern ertrugen die Anforderungen des an strenge Disciplin gewöhnten Officiers sehr schlecht; zu einer militärischen Erziehung der Milizen fehlte die Zeit. Die fremden Elemente wirkten eher zersetzend als zusammenhaltend. In wenigen Wochen waren die Bollwerke des Landes verloren, die Armee widerstandsunfähig, aufgelöst, die Mannschaft in Meuterei gegen ihre Führer. Das Moravathal lag den Türken offen; wenn ihr Erbfehler, die unergründliche Faulheit sie nicht festhielt, so war kein Zweifel, daß sie die serbischen Haufen völlig auseinander sprengen, das Land in Besitz nehmen und den Halbmond auf den Mauern Belgrads jedenfalls früher aufpflanzen konnten, als die Russen im Stande waren, mit einem Hülfscorps innerhalb der angrenzenden kleinen Wallachei zu erscheinen. Man schätzt die Stärke der Truppen, welche bis heute in Kischenew, der Hauptstadt Beßarabiens, angesammelt sind, auf zwei Armeecorps, vielleicht 50,000 Mann. Wie weit sie schon kriegsbereit sind und ihre Reserven eingezogen haben, weiß man nicht. Wenn auch der Vertrag abgeschlossen sein sollte, der ihnen den Durchzug durch Rumänien öffnet, so kann Rußland einen Feldzug, der es gegen die Donau- und Balkanfestungen führt, doch nur mit der vierfachen Stärke beginnen.

Die Verhütung einer Katastrophe in Serbien lag allem Anschein nach im Interesse des Friedens. Schon im August wurde deshalb die Pforte gemahnt, nicht durch Fortsetzung des Streites die Dazwischenkunft anderer Mächte herbeizuführen. England ging später bis zu der Drohung, seinen Gesandten abzuberufen, wenn die Pforte sich nicht zum Nachgeben bewegen lasse. Wohin die Dinge sich entwickelten, zeigte der Vorschlag, den Rußland am 26. September in London und Wien mittheilte: im Fall der Ablehnung der oben erwähnten Friedensbedingungen sollte Bosnien von östreichischen, Bulgarien von russischen Truppen besetzt werden und eine

vereinigte europäische Flotte in den Bosporus einfahren. Doch wollte die russische Regierung auf die Besetzung verzichten, wenn England die Kundgebung zur See für genügend halte. Wir erfahren leider nicht deutlich, wie man sich in Wien über diese, durch die englische Ablehnung vereitelten Vorschläge ausgesprochen hat. — Die Türkei ließ sich endlich am 12. October zu dem Zugeständniß eines sechs monatligen Waffenstillstandes herbei. Da derselbe der Forderung Englands entsprach, welche auf eine Waffenruhe nicht unter einem Monat gegangen war, so konnte Lord Derby nun nicht wohl auf eine kürzere Frist dringen, als man in Petersburg den Zeitraum für zu lang erklärte. In dieser Verlegenheit wandte er sich an den Grafen Münster und suchte durch diesen die Vermittlung Deutschlands nach. Allein Fürst Bismarck bezeichnete den längeren Waffenstillstand zwar als annehmbar, lehnte es aber ab, in diesem Sinn einen Druck auf Rußland zu üben. Die Passivität des deutschen Reichskanzlers ist dem einfachen Laien verständlicher, als die Vielgeschäftigkeit Englands. Lord Derby selbst erklärte dem russischen Botschafter, aus der Verwerfung der sechs Monate werde man den Schluß ziehen, daß Rußland den festen Vorsatz zum Kriege habe. In der Waffenstillstandsfrage der russischen Regierung entgegenzutreten, hätte für Deutschland nur einen Sinn gehabt, wenn es überhaupt entschlossen war, Rußland in den Arm zu fallen und es am Krieg gegen die Türkei zu hindern. Dazu hat aber Deutschland, als im Orient nicht direct betheiligte Macht, durchaus keinen Beruf. Es würde eine Verkehrung aller unserer Interessen sein, wenn wir uns aus der zweiten Linie, in welche uns die Geographie in dieser Frage verwiesen hat, aus purer Lust am europäischen Schiedsrichteramt in die erste begeben wollten.

Vielleicht hätte auch England am besten gethan, seit Anfang October den Dingen ihren Lauf zu lassen. Die neuere Geschichte der Türkei zeigt, daß die falschen Berechnungen der Freunde sehr oft der Pforte mehr Schaden gethan haben, als die Pläne der Feinde. Nachdem Serbien zum zweiten Mal losgeschlagen, unter Theilnahme des gesammten nicht officiellen Rußlands losgeschlagen hatte, war die russische Regierung mit ihrem Prestige in der Welt, mit ihrem Ansehen vor den eigenen Unterthanen zu sehr engagirt, um einen unglücklichen Ausgang ohne volle Revanche ertragen zu können. Der Ausgang war so kläglich wie möglich, sein Eindruck mußte mit oder ohne Annahme des Ultimatums wieder gut gemacht werden. Diesen einfachen Umstand, der doch so durchschlagend ist, weil er eine moralische Nothwendigkeit enthält, scheinen die englischen Staatsmänner nicht zu begreifen. Sie scheinen in der heutigen Lage der Dinge Rußland noch durch den prahlerischen Hinweis auf die unerschöpf-

lichen Hülfsmittel Englands imponiren zu können. Aber was hätte England ohne die französische Allianz im Krimmkrieg ausgerichtet? Rußland weiß, daß es die Engländer, wenn es die Donau, ja, selbst wenn es den Balkan überschreitet, nicht auf seinem Wege finden wird, und heute wenigstens hat es seine Ziele noch nicht bis zu dem Punkte ausgedehnt, wo es sie finden müßte. Was hat aber die Pforte durch die Annahme des Ultimatums gethan, zu der ja ihre Freunde, im Stillen wenigstens, mitgewirkt haben werden? Sie hat die Möglichkeit verloren, den Krieg gegen Rußland unter den relativ günstigsten Bedingungen zu führen. Wenn die Friedensconferenz in Constantinopel in einigen Monaten ermüdet die Hände sinken läßt — was wird dann der Unterschied in der Lage der Pforte sein? Sie wird eine reorganisirte serbische Armee von 40,000 Mann als rechten Flügel der russischen Aufstellung vor sich haben, während sie heute die Trümmer dieser Armee vernichten, ihre Sammlung und Wiederherstellung für lange Zeit unmöglich machen konnte. Sie wird mit einer vollständig gerüsteten und concentrirten russischen Macht von mindestens 6 Armeecorps es aufnehmen müssen, während heute die Noth der Serben und die Ehrenpflicht, ihnen zu helfen, die Russen vielleicht dazu verleitet hätte, übereilt und mit ungenügenden Kräften sich in den Kampf zu stürzen.

Diese Betrachtungen sind allerdings ohne Werth, wenn man eine friedliche Lösung der Krisis noch für wahrscheinlich hält. Aber das Drama hat sich zu weit entwickelt und zu ernste Leidenschaften erregt, als daß es mit einigen agrarischen Verbesserungen in Bosnien oder mit einigen Verfassungsscherzen in Constantinopel abschließen könnte. Der Arm des Schicksals rüttelt an einer dem Untergang verfallenen Welt, der geschichtliche Prozeß, der früher Serbien, Rumänien und Griechenland vom Leibe der europäischen Türkei loslöste, soll fortgesetzt werden. Es mögen uns die Mittel und die Hintergedanken wenig gefallen, durch welche die Zerbröckelung weiter geführt wird, gleichwohl würden wir unsere Kraft an eine verlorene Sache setzen, wenn wir sie hindern wollten. Vielleicht, daß bis zum Frühjahr auch die Griechen sich noch in Bewegung setzen, und wenn auch nicht mit 200,000 Mann, so doch mit dem zehnten Theil davon, ihr Recht auf Kreta, auf Thessalien und Epirus geltend machen. Sie haben nach ihrer Culturstufe und Bevölkerungsziffer auf die Vorherrschaft z. B. in Thessalien weit mehr Anspruch, als die bosnischen Christen auf ein ausschließliches Regiment in dem halb muhamedanischen Bosnien.

Aber so morsch auch das Gefüge der europäischen Türkei ist, es ist doch noch stark genug, manchem Stoß zu widerstehen. Wer bei einem

russisch-türkischen Krieg an eine leichte Bezwingung der Donau- und Balkanfestungen und einen müheloſen Zug nach Constantinopel denkt, der hat die Feldzüge von 1828/29 und von 1854 und die ungeheuren Schwierigkeiten einer militärischen Operation in den Ländern südlich der Donau nicht in Erinnerung. Jener Krieg der 20er Jahre, der äußerlich so glänzend mit dem Frieden von Adrianopel abschloß, bestand aus zwei Feldzügen, von denen der erste als einziges Ergebniß den Fall von Varna hatte — eine Capitulation, die ohne den Verrath des türkischen Befehlshabers schwerlich erzielt worden wäre — und von denen der zweite den General Diebitsch zwar bis Adrianopel führte, aber mit einem so schwachen und durch verheerende Seuchen halbirten Corps, daß nur die ungewöhnliche Unfähigkeit der damaligen türkischen Leiter und ihre gänzliche Unkenntniß der militärischen Lage ihres Gegners den russischen Feldherrn vor dem Untergang bewahrte. Die Lorbeeren des General Diebitsch Sabalkansky sind durchaus kein Zeugniß gegen die Schwierigkeiten einer Uberschreitung des Balkan. Die russische Armee hatte damals zu ihrer Operationsbasis das schwarze Meer; sie nahm den Weg an der Küste, von Varna auf Burgaß. Die russische Flotte beherrschte die Häfen des Meeres; von Küstendsche, Varna, Sizebol und Midiah aus erhielten die Truppen Zufuhr und Verpflegung; der schwankende Schritt des Soldaten, den das Fieber schüttelte, kräftigte sich wieder, wenn er in der Ferne die Wimpel seiner Schiffe erblickte. Heute gebietet die starke türkische Panzerflotte über das schwarze Meer, Rußland hat in diesen Gewässern nur einige leichte Kriegsfahrzeuge, seinen baltischen Schlachtschiffen ist der Zugang durch die Dardanellen gesperrt, es muß seine eigenen Häfen und Stromausflüsse vor dem unwillkommenen Besuch der türkischen, mit englischer Unterstützung bemannten und geführten Panzerschiffe decken. Der Küstenmarsch des General Diebitsch, der diesem gestattete, das befestigte Lager von Schumla in seinem Rücken zu lassen, verbietet sich dieses Mal also von selbst, und wenn die Eisenbahnlinien, die jetzt bis Galatz, Braila und Giurgewo führen, die Concentration der russischen Truppen und die Herbeiführung von Munition und Verpflegungsgegenständen bis zu jenen Punkten hin erleichtern, so fehlt dagegen für die Operationen südwärts der Donau die Zufuhr von der Seeseite. Die Wegelosigkeit der Dobrudscha und Bulgariens, die Schwierigkeit dorthin einen Belagerungspark gegen Schumla und Varna zu schaffen, die Unmöglichkeit, durch Requisitionen im Lande die Armee zu ernähren, und die kaum geringere Unmöglichkeit für eine regelmäßige Verpflegung durch Nachfuhr zu sorgen, der schroffe Wechsel des Klimas, die glühende Hitze während der Mittagsstunden, die Feuchtigkeit und eisige Kälte der Nächte, — alle diese Verhältnisse sind heute nicht anders, als

ſie vor 30 und 50 Jahren waren. In dem klaſſiſchen Buch, welches Freiherr von Moltke als Major im preußiſchen Generalſtab über den ruſſiſch-türkiſchen Krieg von 1828/29 ſchrieb, iſt nach der Darſtellung der Belagerungen und der Schlachten, ein eigener Abſchnitt den furchtbaren unſichtbaren Feinden gewidmet, mit denen die Ruſſen zu kämpfen hatten — den verheerenden Krankheiten, dem epidemiſchen Fieber, dem Typhus, der Dyſſenterie, der Peſt. Wir erfahren, wie ſchon im Laufe des Jahres 1828 durchſchnittlich jeder Soldat zweimal im Lazareth geweſen war, wie die Einbuße der Ruſſen in den Krankenhäuſern ſich während ihres letzten Feldzuges auf mindeſtens 60,000 Mann veranſchlagen ließ, ja, wie von ſämmtlichen Combattanten des Jahres 1829 überhaupt kaum mehr als 10—15,000 über den Pruth in ihre Heimath zurückkamen. Die Alliirten des Jahres 1854 machten in ihrem Lager bei Varna die gleiche Erfahrung. Das Corps des General Espinaſſe, welches im Juli von Küſtendje aus aufbrach, um die aus den Donaufürſtenthümern nach Beßarabien abziehenden Ruſſen zu verfolgen, verlor in den Steppen und Sümpfen der Dobrudſcha in wenigen Tagen die Hälfte ſeiner Mannſchaft an peſtartigen Fiebern. Als die Ruſſen im Juni 1854 die ſeit zwei Monaten mit äußerſter Anſtrengung betriebene Belagerung Siliſtria's aufheben mußten, waren ihre Reihen nicht blos durch die blutigen Sturmverſuche, ſondern ebenſoſehr durch Fieber und Ruhr gelichtet. Und die Engländer und Franzoſen beeilten ſich von Varna fort nach der Krimm zu kommen, um den verheerenden Wirkungen der Cholera zu entgehen. — Dies iſt das Terrain, auf dem die Ruſſen den Krieg führen müſſen. Die Türken werden ſich hinter den Mauern ihrer Feſtungen und den Forts des Lagers von Schumla heute nicht weniger tapfer als früher vertheidigen; heute wie früher werden je 20—30,000 Mann nöthig ſein, um die drei wichtigſten Plätze — Siliſtria, Varna, Schumla einzuſchließen oder zu beobachten; es iſt alſo durchaus nicht gewiß, daß gleich der erſte Feldzug die Ruſſen über den Balkan führen wird. Jeder directe Angriff auf Rumelien von der Seeſeite her iſt abgeſchnitten. Um Conſtantinopel aber einzuſchließen bedarf man nach dem Urtheil des Major von Moltke, das auch heute noch gelten wird, zweier Heere in Europa, eines dritten in Aſien und einer Flotte im Marmara-Meer. Da die baltiſche Kriegsflotte Rußlands nicht im Stande iſt, die Dardanellen zu forciren und die türkiſche Marine zu vernichten, ſo würde zur Zeit eine Eroberung Conſtantinopels als letzte Frucht des Kampfes zu den Unmöglichkeiten gehören, ſelbſt wenn die Rede Lord Beaconfields nur eine leere Drohung geweſen wäre. — Vielleicht iſt es nicht überflüſſig an dieſe einfachen Dinge zu erinnern, weil die Aufregung des Publicums über den heranziehenden ruſſiſch-türkiſchen Krieg theilweiſe mit

phantastischen Vorstellungen von der Leichtigkeit einer Eroberung der Balkanhalbinsel zusammenhängt. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; und dem Kampf, wenn er ausbricht, wird es nicht an Intervallen fehlen, bei denen die übrigen europäischen Mächte mäßigend und controlirend eingreifen können — lange ehe das Schicksal Constantinopels auf dem Spiel steht.

Das Jahr 1876 gehört noch der Arbeit des Friedens. Ehe es zu Ende geht, wird im deutschen Reich der große Bau der Rechtseinheit in seinem Fundamente gesichert sein. Es ist nicht möglich, daß die Justizgesetze scheitern, weder an dem üblen Willen der Bundesregierungen noch an dem des Reichstages, weil keiner der beiden Theile die Schwere eines solchen Vorwurfs tragen könnte. Es werden Opfer von jeder Seite gebracht werden müssen, denn noch nie ist ein umfassendes Gesetzgebungswerk zu Stande gekommen, ohne daß die verhandelnden Faktoren die Selbstüberwindung übten, einzelne ihrer Wünsche dem großen Zweck des Ganzen unterzuordnen. Von Links und Rechts wird man dies Zusammenwirken zu einer segensvollen nationalen Schöpfung als Verrath an der Freiheit oder an der Einzelsouveränität ausschreien, aber die Nation in ihrer großen Mehrheit wird auf das Geschrei nicht achten, sondern denen danken, welche die Einheit des Reichs um ein großes Stück weiter gefördert haben. Sind dann auf dem neugewonnenen Boden Erfahrungen gesammelt, so wird, was im ersten Entwurf an Unvollkommenheiten und Widersprüchen blieb, verbessert und zusammenstimmender gestaltet werden können. Eine Skizzirung der wesentlichen Fortschritte, die wir mit den Justizgesetzen machen, würde heute, wo über eine Anzahl Differenzen die Verständigung schwebt, noch zu früh sein.

Der Reichstag, welcher im Dezember seine dreijährige Thätigkeit abschließt, hat in diesem Zeitraum die bedeutendsten nationalen Aufgaben zu lösen gehabt. Er wirkte mit bei der Vollendung der Münzreform, er regelte das Bankwesen und schuf die Reichsbank, er stellte das deutsche Heerwesen auf feste Grundlagen durch das Militärgesetz und zuletzt vollendete er in Jahrelanger Arbeit die Justizreform. Seinem Nachfolger wird zwar Mühe und Anstrengung genug bleiben, aber schwerlich wird es ihm vergönnt sein, so viele bedeutsame Institutionen der Einheit zu schaffen. In den großen Umgestaltungen tritt ein Ruhepunkt ein; wie der ideale Schwung, der uns in der Werdezeit unserer nationalen Einheit erfüllte, sich mindert, so mindern sich auch die idealen, umfassenden Aufgaben. Das neue Staatswesen ist in die feste, aber auch nüchterne Wirklichkeit getreten. Abgesehen von einer einheitlichen Regelung unseres Eisenbahnwesens, die zu den dringendsten jedoch auch schwierigsten Problemen des

nächsten Reichstages gehört, wird derselbe seinen Blick vorzugsweise auf die Finanzen richten müssen. Die Reform der Steuerverhältnisse des Reichs zählt zu den wichtigsten Aufgaben der nächsten Zukunft.

Die Steuerpolitik der Reichsregierung — wir sehen von dem Zolltarif und den darin schrittweis erreichten Verbesserungen ab — ist bisher keine glückliche gewesen. Bis auf die Wechselstempelsteuer, deren ziemlich unerheblicher Ertrag (1¾ Mill. Mark) als einzige Frucht aus der großen Debatte des Jahres 1869 hervorging, ist für die Verstärkung der selbstständigen Einnahmequellen der deutschen Gesammtheit seit der Gründung des Norddeutschen Bundes nichts erreicht worden. Der Fehler lag unserer Meinung nach darin, daß man den Zusammenhang zwischen den Finanzen des Reichs und der Einzelstaaten nicht ins Auge faßte, daß man lediglich zu den bestehenden Lasten neue Reichslasten hinzufügen wollte und die Motive zu solchen Anforderungen aus den vorübergehenden Deficits nahm, die theils im preußischen theils im Reichshaushaltsetat sich einstellten. Da nun diese Deficits mehr momentane Verlegenheiten als ein dauerndes Zurückbleiben der Einnahmen hinter den Ausgaben ankündigten, so konnten sie nicht dazu dienen, ein wirkliches Bedürfniß zu neuen Auflagen zu begründen und all die Projekte mußten vor einer wachsamen, ihrer Pflichten sich bewußten Volksvertretung fallen. Die etwa 10 neuen Steuern, welche man 1869 dem norddeutschen Reichstage zur Auswahl vorlegte, wurden durch ein großes, für das preußische Budget zu erwartendes Deficit motivirt. Der Reichstag lehnte bis auf die Wechselstempelsteuer alle Vorschläge ab und ein halbes Jahr später war es dem neuen preußischen Finanzminister durch einige verständige Maßregeln, insbesondere durch die Consolidation der preußischen Staatsschulden gelungen, das Deficit verschwinden zu machen. Nach dem französischen Krieg trat Ueberfluß an die Stelle des Mangels. Alle außergewöhnlichen Ausgaben zur Wiederherstellung oder Stärkung der deutschen Wehrhaftigkeit ließen sich aus der Kriegskontribution bestreiten, und die Einkünfte aus den Zöllen und indirekten Steuern hoben sich so bedeutend, daß die Matrikularbeiträge seit 1872 um etwa ein Drittheil herabgesetzt werden konnten. Die Finanzlage schien so günstig, daß man nicht an Hereinziehung von Einkünften der Einzelstaaten in den Reichshaushalt, sondern an Beseitigung oder Herabsetzung einzelner dem Reich bereits gehöriger, auf den ärmeren Volksklassen besonders lastender Steuern dachte. Dazu gehörte in erster Linie die Salzsteuer. Die Mehrheit des Reichstags beantragte ihre Reduktion, die Bundesregierungen erklärten sich nicht abgeneigt, sie ganz zu beseitigen, aber nur, wenn dem Reich dafür eine andere selbstständige Einnahmequelle eröffnet werde. An dieser Frage des Ersatzes für etwa

30 Millionen Mark scheiterte die gewünschte Aenderung. Denn die Börsensteuer mit 6 Millionen war zur Kompensation völlig ungenügend und auf die Erhöhung der Tabaksteuer, die zur Ergänzung in's Auge gefaßt wurde, verzichtete der Bundesrath, mit Rücksicht auf den sehr bald in Baden und der Pfalz eintretenden Widerstand, aus politischen Gründen.

Seit 1874 zeigte es sich, daß auf die fetten Jahre die mageren folgen würden. Zudem war mit dem Militärgesetz eine plötzliche Steigerung der Ausgaben eingetreten, der die Einnahmen nur allmählich nachkommen konnten. Der Bundesrath forderte daher in dem Voranschlag für 1875 eine Erhöhung der Matricularbeiträge um 25½ Millionen Mark. Er konnte sich für diesen Anspruch darauf berufen, daß die Beisteuern der Einzelstaaten durch nur den Betrag wieder erreichen würden, den sie während der Dauer des norddeutschen Bundes und bis zum Jahre 1872 ungefähr gehabt hatten. Die Kleinstaaten freilich hätten den Druck jetzt mehr als früher empfunden, weil die ihnen zeitweilig gewährten Militärerlasse inzwischen weggefallen waren; dafür hatten sie aber von den 133 Mill. Thaler, welche aus der Kriegskontribution auf den norddeutschen Bund zur Vertheilung kamen, recht erhebliche Antheile empfangen oder noch zu erwarten. Der Reichstag ersparte ihnen gleichwohl die Mehrlast, indem er die Ueberschüsse aus dem eben ablaufenden Jahre 1874 zur Deckung des Deficits von 1875 mit heranzog. Er war der Meinung, daß ehe man an die Steuerkraft der Einzelstaaten appellire, die über das Bedürfniß hinaus an die Reichskasse geflossenen Gelder verwendet werden müßten. Aus diesem durchaus verständigen Verfahren zog der Bundesrath einen falschen Schluß. Er schob dem Reichstag die Meinung unter, daß die Matricularbeiträge fortan nicht gesteigert werden, sondern in gleichmäßiger Höhe d. h. in dem zufälligen Stande, den sie in den beiden Jahren 1873—74 gehabt hatten, erhalten werden sollten. Mithin mußte der Reichstag sich nunmehr — mit dieser Folgerung trat der Bundesrath im Herbst 1875 hervor, als es sich um die Deckung eines Deficits von etwa 16 Millionen Mark für den Haushalt von 1876 handelte — bereit finden lassen, diese Summe durch neue Steuern aufzubringen.

So groß wie 1869 war der Fehler dieses Vorgehens freilich nicht, denn es handelte sich wenigstens um ein deutsches, und nicht um ein blos für die Zukunft prophezeites preußisches Deficit. Aber mit der Bedürfnißfrage stand es auch recht übel. Ein großes Reich sollte wegen 16 Millionen Mark, die nach der übervorsichtigen Aufstellung des Voranschlags fehlten, neue Steuern decretiren, während es das Zehnfache jener Summe an unverbrauchten Reservefonds, an Ueberschüssen u. s. w. in seinen Kassen hatte! Mit einigen sich leicht darbietenden Maßregeln, z. B.

der Beschränkung der außerordentlichen, zur praktischen Verwendung gar nicht gelangenden Baufonds für die Marine, wurde das Manko beseitigt. Damit fielen die Steuervorlagen von selbst; selbst wenn sie, was Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit betrifft, unerreichte Ideale gewesen wären, so hätten sie fallen müssen, weil sie ja nicht zur Erleichterung bestehender und unzweckmäßiger Lasten, sondern zum Verbrauch für die Jahresausgabe gefordert waren, folglich mit dem Nachweis des fehlenden Bedürfnisses ihre Grundlage verloren.

Wird die Reichsregierung diese Erfahrungen benutzen oder wird sie auf dem alten Wege beharren? Die ungünstigen Verhältnisse, unter denen das Budget vom 1. April 1877—78 aufgestellt werden muß, enthalten einen starken Anreiz, abermals mit dem bloßen Aufpfropfen alter Steuern auf die neuen hervorzutreten. Der Vorschlag, in dem Etat für das erste Quartal 1877 den Rest der Ueberschüsse von 1875 fast ganz einzustellen, deutet ebenfalls dahin. Das Ergebniß würde schwerlich viel fruchtbarer sein, als es 1869 und 1875 war.

In der Steuerpolitik der Reichsregierung muß ein nationaler, die Einheit fördernder Impuls stecken, nur dann wird sie eine bewegende, die Volksvertretung gewinnende Kraft haben. Man will die Brausteuer so hoch setzen, als sie in Baiern ist, vermag aber nicht entfernt auch nur den Wahrscheinlichkeitsbeweis zu führen, daß Baiern sich nach Herstellung der Gleichheit bewegen lassen werde, die Erträge der Steuer in Einen Topf zu werfen. Man schlägt die sogenannte Börsensteuer vor, deren Gerechtigkeit mit Rücksicht auf die Stempellasten des Immobilienbesitzes von den Nationalliberalen ebenso anerkannt ist als von den Conservativen, und man motivirt die Steuer durch eine Darstellung unsrer veralteten, der Entwicklung des Geschäftsverkehrs und dem Wachsthum der mobilen Werthe nicht nachgekommenen Stempelgesetzgebung. Aber während man diese mit vollem Grund einseitig und ungerecht, eine Ruine nennt, — läßt man gleichwohl die Ruine stehen und baut ein Bretterhaus daneben. Wenn die Börsensteuer isolirt bleibt, so wird sie den Reichsfinanzen den dürftigen Zuschuß von 6 Millionen Mark bringen und nicht einmal jenen tendenziösen Agitatoren den Mund stopfen, welche nicht wissen oder ihrem Publicum nicht sagen, daß die Hälfte jenes Betrags durch die Steuer auf inländische Papiere, also auf die Obligationen, welche die Communen, die Kreiscorporationen, die Pfandbriefgesellschaften, die Eisenbahnen u. s. w. ausgeben, aufgebracht werden soll. Der berechtigte Grund der Agitation, die Härte des Immobilienstempels bleibt ja bestehen. Wird die Börsensteuer aber in Verbindung gesetzt mit der Stempelgesetzgebung überhaupt, hat man die Energie von den Einzelstaaten zu fordern, daß dieser Theil ihres

Steuerwesens an das Reich gezogen, gleichmäßig gestaltet und für ihre Unterthanen erleichtert werde, so hat man zu Bundesgenossen alle diejenigen, welche die Reichsfinanzen stärken, die Ruinen in einen, den heutigen Wirthschaftsverhältnissen entsprechenden Bau verwandeln und der thatsächlich vorhandenen einseitigen und darum ungerechten Belastung des Grundbesitzes ein Ende machen wollen.

Die Schwierigkeiten einer solchen Reform liegen ja auf der Hand. Zur Zeit fehlt es uns selbst noch an einer Statistik, welche ein übersichtliches Bild von dem Stand der Dinge gäbe. Einzelne kleine Staaten kennen die Stempelsteuer gar nicht, haben andere Namen dafür oder verstehen unter dem Namen einen anderen Inhalt. Es wird vielfach schwer sein, zwischen den Gerichtskosten und der Steuer auf dem Besitzwechsel von Immobilien und Mobilien zu unterscheiden. Ferner stellen die Procentsätze, welche bei Kaufverträgen über Grundstücke, Häuser und andere Gegenstände im Verhältniß zum Kaufwerth verlangt werden, eine sehr verschieden Scala dar. Sie sind nicht überall so hoch wie in Preußen, wo bei dem Verkauf von liegenden Gründen 1 Procent, von landwirthschaftlichen Inventarien, industriellen oder anderen Producten $^1/_3$ Procent des Kaufpreises gegeben werden muß, während die Werthpapiere und ihr Besitzwechsel frei ausgehen. Aber Preußen allein ist schon $^2/_5$ des Reichs und die einseitige Last, die auf seinen grundbesitzenden Klassen ruht, erstreckt sich auch auf den größeren Theil des Restes von Deutschland. Die Bundesregierungen sollten wenigstens so bald als möglich dafür sorgen, daß die thatsächlichen Steuerverhältnisse amtlich zusammengestellt und veröffentlicht und daß durch dieses Material eine sichere Grundlage für die weiteren Erwägungen geschaffen würde.

Es wird den Einzelstaaten immer schwerer werden, auf ihre selbstständigen Einnahmequellen zu Gunsten des Reichs zu verzichten. Aber der innere Zusammenhang des Stempels auf immobile und auf mobile Werthe läßt sich doch nicht ableugnen und Niemand wird behaupten, daß dieser zweite Theil des Stempelgebiets, daß die Börsensteuer von den Einzelstaaten in die Hand genommen werden könne. Sie muß bei der engen Verbindung des deutschen Geschäftsverkehrs vom Reich aus für alle Theile gleichmäßig auferlegt werden. Für das, was die Einzelstaaten opfern, gewinnen sie den entsprechenden Theil an Matricularbeiträgen. Außerdem aber könnte eine Theilung des Stempelertrags je zur Hälfte eintreten. Damit wäre auch dem Bedenken vorgebeugt, daß das bewegliche Element der Matricularbeiträge durch die Reichsstempelsteuer zu sehr verschwinden möchte.

Eine Reform von solcher Schwierigkeit und Bedeutung kann von dem

Parlament wohl angeregt, aber ohne den energiſchen Willen und Entſchluß der Reichsregierung nicht durchgeführt werden. Iſt dieſer Wille da, ſo iſt uns um das Gelingen nicht bange. Denn ſehr ſtarke ideale und reale Mächte werden dazu mitwirken — das Intereſſe aller nationalgeſinnten Parteien an der Stärkung des Reichs, das Intereſſe aller unbefangenen Parteien an einer gerechten und gleichmäßigen Steuervertheilung und das Intereſſe der einſeitig belaſteten grundbeſitzenden Klaſſen an der Erleichterung des Drucks, über den ſie mit vollem Grund ſich beklagen.

W.

Notizen.

Für den Büchertiſch.

Der Zweck der folgenden Anzeige iſt keine Kritik; es handelt ſich ausſchließlich um Bücher, deren Ruf bereits feſt ſteht, und es wird nichts weiter beabſichtigt, als das Publicum daran zu erinnern, daß ſie erſchienen ſind.

Eine ſolche Erinnerung iſt nicht ganz überflüſſig. Die Fachzeitſchriften freilich pflegen in der Regel ihre Schuldigkeit zu thun; ſie theilen mit, was in dem betreffenden Buch Neues ſteht, und ſuchen die etwa abweichenden Anſichten des Referenten zu begründen; aber ſie werden eben nur in dem engeren Kreiſe der Fachgelehrten geleſen, deren Theilnahme ſelten für einen gedeihlichen Erfolg ausreicht.

Wir Deutſche ſind bekanntlich ein Volk von Denkern und Kritikern: Bulwer hat es uns beſcheinigt. Im Vollgefühl dieſer unſerer literar-hiſtoriſchen Stellung leſen wir im Ganzen wenig Bücher, und kaufen noch weniger; darin werden wir von den meiſten übrigen Culturnationen beſchämt. Der Beſitz einer Bibliothek gehört für uns noch nicht zu den nothwendigen Luxusartikeln, und das iſt nothwendig, wenn die Literatur wirklich gedeihen ſoll. Ein wohlhabender Mann wird bei uns keinen Anſtand nehmen, zahlreiche Gäſte mit Champagner und den Delicateſſen der Jahreszeit zu bewirthen; ehe er aber ein Buch kauft, das er nicht zum Hausgebrauch bedarf, wird er den Stand ſeines Vermögens drei oder viermal überlegen.

Sobald ein Amerikaner zu einigem Wohlſtand gekommen iſt, verlangt die Sitte gebieteriſch, daß er ſich eine Bibliothek anſchafft. Es wird ihm das ſehr leicht gemacht: er darf nur dem betreffenden Commiſſionair die Summe nennen, die er darauf verwenden will, ſo weiß dieſer ganz genau, was für Bücher in die Bibliothek eines Gentleman gehören, und beſorgt ſie ihm.

Dieſe Methode würde ſich nicht unbedingt zur Nachahmung empfehlen: ſie giebt der öffentlichen Meinung, die mitunter ſtark in die Irre geht, eine gar zu unbedingte Herrſchaft über den individuellen Geſchmack. Aber ſie iſt immer noch beſſer als die Art wie wir es treiben. Bei uns ſorgt nach Ablauf der Studien der Mann wohl noch für ſein literariſches Handwerkszeug, in der Regel in ſehr ausgedehntem Umfang. Sonſt aber werden um die Weihnachtszeit hauptſächlich illuſtrirte Ausgaben und Album für die Frau Gemahlin und lehrreiche Unterhaltungen für die Kinder angeſchafft; der Bedarf an neuen Schriften wird der Leihbibliothek entnommen. Ein ſtehender Artikel des Bücherſchranks ſind nur

die deutſchen Claſſiker d. h. die ehemals von Göſchen und Cotta acceptirten deutſchen Schriftſteller, die ſeitdem auch in anderem Verlag in ſehr billigen Ausgaben erſchienen ſind.

Ich möchte auf eine andere Gattung von Schriften aufmerkſam machen, die nicht dazu beſtimmt ſind, durchgeleſen und dann weggelegt zu werden, ſondern in denen man bald das eine, bald das andere lieſt, zu denen man immer wieder zurückkehrt, überzeugt, wo man auch aufſchlägt, immer etwas Neues, Bedeutendes und Anregendes zu finden. Ich meine hauptſächlich Schriften, die uns im ſpäteren Alter das vertreten ſollen, was uns in der Jugend die Gymnaſien gewährten, die allgemeine humane Bildung.

Wir rühmen uns unſerer claſſiſchen Erziehung, und in der That können ſich unſere Lehranſtalten mit denen aller Völker meſſen. Wenn man dagegen fragt, was uns von unſerer claſſiſchen Erziehung bleibt? was davon in unſer Fleiſch und Blut übergeht? ſo würde die Antwort weniger günſtig ausfallen, und die Auskunft, die claſſiſche Erziehung bezwecke hauptſächlich eine Gymnaſtik des Geiſtes, will denn doch nicht recht verfangen. Die Wiſſenſchaft arbeitet ernſter und gründlicher als je, aber jede arbeitet getrennt für ſich; der Leumund des Dilettantismus iſt übler geworden als je, und es fehlt ja in der That auch nicht an krankhaften Erſcheinungen, die den Dilettanten in ein ſchlechtes Licht ſetzen. Aber ohne den wahren Dilettantismus d. h. ohne das kräftig ausgearbeitete Organ des geiſtigen Genießens iſt das wiſſenſchaftliche Leben des Volks doch nur ein halbes Weſen; Schiller und Goethe haben das in dem bekannten Aufſatz über den Dilettantismus ſehr richtig herausgefühlt. Dieſer wahre Dilettantismus, der den Zuſammenhang der verſchiedenen Gebiete des geiſtigen Lebens, gleichſam der vier Facultäten erhält, darf nicht eingeſchränkt, er muß gefördert und gekräftigt, die intellectuelle Genußfähigkeit muß durch Uebung erweitert werden.

Dazu giebt es aber für den, der ſelbſt in einem beſtimmten alſo beſchränkten Fach pflichtgetreu arbeitet, nur ein Mittel: er muß ſich an die Meiſter halten, und der Form beizukommen ſuchen, die ſie ihm bieten. Nur ſehr ſelten laſſen ſich bei uns die Meiſter herab, für den gebildeten Dilettanten zu ſchreiben; ſie haben entweder den Schüler oder den mitſtrebenden Gelehrten im Auge. Im letzteren Fall geben ſie ſich hauptſächlich mit monographiſchen Unterſuchungen ab, deren Stoff den gebildeten Dilettanten nicht intereſſiren kann und nicht intereſſiren ſoll.

Aber der echte Meiſter zeigt ſich gerade darin, daß auch in der ſpeciellſten Unterſuchung ihm das allgemeine Geſetz aufgeht, das ſich im Kleinen ebenſo offenbart als im Großen, und daß er die Gabe und das Bedürfniß hat, dieſes Geſetz prägnant und überzeugend auszuſprechen. Als ein unerreichtes Muſter dieſer Art Darſtellung habe ich an einem andern Ort die „Kleinen Schriften von Jakob Grimm“ bezeichnet (5 Bände, Berlin, Dümmler). Nur bei wenigen dieſer kleinen Arbeiten wird der allgemein Gebildete ſich für alle Details intereſſiren; in jeder wird er die bedeutendſten Aufſchlüſſe über den tieferen

Sinn wiſſenſchaftlicher Arbeit finden; in jeder wird er freudig noch empfinden, wie nahe ſich bei großen Denkern Geiſt und Herz berühren. Das iſt einer der wichtigen Vortheile ſolcher Sammlungen: ſie bringen uns, auch wenn wir nur in ihnen naſchen, das Bild des Menſchen näher.

Eine ähnliche Sammlung iſt ihrem Abſchluß nahe, die kleinen Schriften von Moritz Haupt. („Mauricii Hauptii Opuscula", 3 Bd. Leipzig, Hirzel.) Das meiſte darin iſt freilich nur für den philologiſchen Gourmand, aber auch der allgemeine Gebildete findet reiche Ausbeute. Wer nicht den Vorzug gehabt hat, Haupt's Schule durchzumachen, wird hier durch die reichſte Belehrung über die Claſſiker, die er zuweilen auf der Schule mit ſtillem Verdruß als muſtergiltig bewundern mußte, getröſtet: er merkt, daß ſein jugendliches Gefühl nicht ganz in der Irre ging. Die Emendationen zu Horaz, die Geſchichte des Catulliſchen Textes ſind köſtlich. Freuen wir uns ja doch an den philologiſchen Unterſuchungen unſeres Leſſing, weil er einmal zu unſern Claſſikern gehört: es ſind in Haupt's Arbeiten einzelne Partien, die ſich mit ihrer Feinheit und ihrer pikanten Form gar wohl neben denen Leſſings ſehn laſſen können, und die dem Gebildeten ebenſo zugänglich ſind als dieſe. Daneben finden ſich aber Arbeiten, die recht eigentlich das größere Publicum im Auge haben; ich meine das Publicum derer, die überhaupt wiſſen, was wiſſenſchaftliche Arbeit iſt. In erſter Linie rechne ich dazu die mitten in der Aufregung des Jahres 1848 gehaltene Rede über den Zuſammenhang der Wiſſenſchaften, in welcher Haupt nachweiſt, daß das lebendige Gefühl dieſes Zuſammenhangs allein im Stande iſt, die Special-Wiſſenſchaft vor maaßloſer Ueberſchätzung und vor Pedanterie zu ſchützen. In der Befriedigung dieſes Bedürfniſſes liegt hauptſächlich die höhere Bedeutung der Akademien. Ich rechne ferner dazu eine Reihe von akademiſchen Vorträgen über Leibniz und über Friedrich den Großen. Selten iſt die Univerſalität Leibnizen's ſo warm und tief nach empfunden, ſo kräftig ausgeſprochen. Wenn Haupt der Poeſie Friedrich des Großen eine Bedeutung beizumeſſen ſucht, die ſie nach dem hergebrachten Urtheil nicht hat, ſo bleibe ich freilich bei dem letzteren ſtehen, muß aber anerkennen, daß in der Motivirung die feinſten Beobachtungen über das Weſen der modernen, namentlich der franzöſiſchen Poeſie enthalten ſind. Die Gedächtnißrede auf Jakob Grimm iſt ein würdiges Ehrendenkmal für den großen Lehrer und Mitſtrebenden; die Feſtreden zu dem Geburtstage des Königs ſind wahre Muſter eines vornehmen und gedankenvollen Stils. Ich kann mich nicht enthalten, eine Stelle aus einer Rede vom 23. März 1871 hervorzuheben: den Grund wird Jeder verſtehn, der mit den berliner Parteiverhältniſſen aus der berliner Conflict-Zeit bekannt war.

„Die wunderbaren Erfolge des deutſchen Feldzuges laſſen in der Freude über das Errungene und mit der getroſten Zuverſicht, mit der wir die Zukunft erwarten, es zuweilen uns faſt vergeſſen, aus welcher Gefahr wir errettet ſind. Ihre Größe hat erſt der Krieg offenbart, der einen viel ſchlimmeren Feind zeigte als wir ahnten. Nicht Verluſt deutſcher Länder, nicht politiſche Lähmung Deutſch-

lands war das ärgſte was uns bedrohte, die ſittliche Zerrüttung, in die wir mit Grauen blicken, hätte entſetzlichere Verwüſtung gebracht als jeder frühere Krieg, wenn der faule Schlamm der franzöſiſchen Civiliſation über die deutſche Geſittung hereingebrochen wäre. Aus ſolcher Gefahr hat das deutſche Volk ſich ſelbſt gerettet; Niemand ging ihm zur Seite. Aber voran ging ihm der König, deſſen Weisheit vor Jahren erkannt hatte, was dem preußiſchen Heer, damals dem einzigen Schutz Deutſchlands, für eine neue Geſtaltung zu geben ſei, der dieſe Geſtaltung feſten Sinnes aber im ſchweren Kummer ſeines milden Gemüths durchführte; der König, der dann mit tapferer Entſchloſſenheit das hemmendſte Hinderniß einer heilvollen Entwicklung Deutſchlands hinwegräumte ..... der König, der über kein Verdienſt ſich ſtellte und doch über Allen ſtand." —

Eine ſchöne Zugabe des Buchs iſt Haupt's Portrait, höchſt gelungen und treffend: er ſieht uns an mit der ernſthaften, geiſtvollen, ſcheinbar trotzigen und zurückweiſenden Miene, hinter der ſich doch große Weichheit verſteckt.

Bei Gelegenheit von Haupt mag ſeines verewigten Freundes Otto Jahn gedacht werden, obgleich die Sammlung ſeiner Schriften ſchon einige Jahre alt iſt. Voran gehn die „Populären Aufſätze aus der Alterthumswiſſenſchaft" (Bonn, Marcus) mit einer einleitenden Betrachtung über die Bedeutung der Alterthumsſtudien in Deutſchland und über das Weſen der helleniſchen Kunſt; eine Reihe kleinerer Monographien ſchließt ſich an, unter denen mir die Parallele zwiſchen Goethe's Iphigenie und der antiken Tragödie als das Gehaltvollſte erſcheint. Auch die „biographiſchen Aufſätze" (Leipzig, Hirzel) ſchlagen hauptſächlich in's philologiſche Gebiet: ſo die Reden über Winckelmann, Gotfried Hermann, Ludwig Roß. Daran ſchließen ſich auch einige Arbeiten über Goethe. — Endlich, die „geſammelten Aufſätze über Muſik" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) werden heute, wo die Wagner-Frage wieder eine brennende geworden iſt, größeres Intereſſe erregen, als in der Zeit da ſie erſchienen, es iſt das Schneidendſte was über Wagner's erſten Verſuch geſagt iſt, und verdient in der Geſchichte des Wagnerthums einen bleibenden hiſtoriſchen Platz.

In der Form der Darſtellung iſt Jahn ſeinem alten Freunde Haupt entgegengeſetzt. Haupt liebt es, nur anzudeuten, den Leſer und Hörer zum eigenen Denken anzuregen, er ſetzt Vieles voraus, mitunter mehr als billig. Jahn dagegen ſpricht Alles vollſtändig aus; er läßt in ſeinen Deductionen nie eine Lücke, und ſcheint mir bisweilen dem, zu dem er ſpricht, etwas zu wenig zuzutrauen. Das tiefe, warme, edle, für alles Schöne begeiſterte Gemüth, das ſeine Freunde an ihm kannten und liebten, tritt auch in dem Schriftſteller überall wohlthuend hervor. —

Als dritte Sammlung in dieſer Reihe führe ich die „Kleineren Schriften von Wilhelm Wackernagel an (3 Bände, Leipzig, Hirzel). Sie ſind vielleicht von allen die zugänglichſten; die meiſten davon ſind direct für ein größeres

Publicum geschrieben. — Das anziehendste wird wohl, namentlich für die Leser in Berlin, bei der großen Theilnahme, welche Gustav Spangenberg's Bild erregt hat, die Abhandlung „über den Todtentanz" sein, das gründlichste was ich über den Gegenstand kenne. In diesem wie in den meisten Aufsätzen über das Mittelalter z. B. „Ritter- und Dichterleben", „die Farben und Blumensprache" tritt die Baseler Localfarbe hervor: nicht einengend, sondern im Gegentheil die Farbe kräftiger illustrirend. Unter den Abhandlungen aus dem Gebiet der Sprachkunde hat mich durch ihren Reichthum und ihre Fülle an Gesichtspunkten hauptsächlich die über die „Geflügelten Worte" angesprochen. Auch für die neuere Literaturgeschichte giebt das Buch Untersuchungen, die man nirgend anders findet, wie die „Geschichte des deutschen Hexameters vor Klopstock", die „Geschichte des deutschen Dramas bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts", eine sehr eingehende Betrachtung über die Dichtungen aus der Thiersage u. s. w. — Wackernagel hat als Lehrer wie als Mensch ein gesegnetes Andenken hinterlassen; dies Andenken aufzufrischen und es einem größeren Kreise zuzuführen, ist die Sammlung seiner kleinen Schriften ein dankenswerthes Unternehmen, dem ein glücklicher Erfolg nicht fehlen wird.

Der im Eingang angegebene Zweck rechtfertigt auch die Erwähnung der „Funfzehn Essays von Herman Grimm. Neue Folge." (Berlin, Dümmler.) Einige der interessantesten dieser von Geist und Leben sprudelnden Arbeiten kennen unsere Leser bereits aus den Preußischen Jahrbüchern. Nur ein Wort zur Erläuterung des Titels. Es erschienen 1874 „Funfzehn Essays von Herman Grimm" (Berlin, Dümmler): diese mit der „Neuen Folge" zusammen enthalten zwar nicht ganz aber ziemlich vollständig alles, was H. Grimm in dieser Art geschrieben hat. Hier der Inhalt der einen Sammlung; Voltaire; Friedrich der Große und Macaulay; Goethe in Italien, Schiller und Goethe, die Wahlverwandtschaften, Suleika, Luise Seidler; H. v. Kleist's Grabstätte; Lord Byron und Leigh Hunt; A. v. Humboldt; Schleiermacher; Varnhagens Tagebücher; Gervinus; Dante; Emerson. Der andere: der Maler Wiertz; Schinkel als Architekt der Stadt Berlin; Rauch; die Ruinen von Ephesus; Athenische Todtenkrüge; die Galerien von Florenz; Engel und Liebesgötter; das Theater des Herzogs Heinrich Julius zu Braunschweig; Shakespeare's Sturm in der Bearbeitung von Dryden und Davenant; Alfieri; Hamlet's Charakter; Raphael's eigne Bildnisse; die beiden Holbeinischen Madonnen; das Portrait des Bonifacius Amerbach von Holbein; Cornelius und die ersten funfzig Jahre nach 1800. — Der letzte Artikel enthält die eingehendsten Studien über die Literatur- und Kunstgeschichte im Allgemeinen. — Ueber H. Grimm als Essayisten habe ich mich bereits ausführlich ausgesprochen; ich komme in diesen Jahrbüchern von einem andern Standpunkt noch einmal darauf zurück.

Endlich die „Transalpinischen Studien von Wilhelm Lang". (Bd. 1. 2. Leipzig, Hartung.) Auch diesen Schriftsteller kennen unsere Leser aus

wiederholten Arbeiten an den Jahrbüchern. Der Inhalt der Sammlung ist: die Petrussage; Dante; Savanarola; die Gedichte Michelangelo's; Manzoni; Guerrazzi; Lafarina und der italienische Nationalverein; Cavour und die freie Kirche im freien Staat; deutsche und italienische Einheit. Der Gesinnung dieser Schriften können wir nur unsere freudigste Sympathie, der gründlichen Arbeit unsere vollste Anerkennung aussprechen.

Julian Schmidt.

Dr. Philipp Zorn, Prof. der Rechte in Bern, der auch den Lesern unsrer Zeitschrift durch eine Arbeit über schweizerische Kirchenkämpfe bekannt ist, hat kürzlich ein willkommenes Sammelwerk herausgegeben, unter dem Titel: die wichtigsten neuern kirchenstaatsrechtlichen Gesetze Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Italiens (Nördlingen, Beck'sche Verlagshandlung). Diese Sammlung ist für den praktischen Gebrauch sehr nützlich, da das betreffende Material sonst nur zerstreut in verschiedenen Büchern oder Bänden zu finden ist. In Betreff der Schweiz sind außer den Bestimmungen der eidgenössischen Bundesverfassung die wichtigsten Gesetze der Kantone: Bern, Genf, Neuenburg, Freiburg, St. Gallen und Baselstadt zusammengestellt. Unter Italien wird das Garantiegesetz gegeben, unter Oesterreich die Gesetzgebung seit 1861, unter Deutschland wird sowohl das Reich, als auch die einzelstaatliche Gesetzgebung von Baden, Würtemberg, Preußen und Hessen berücksichtigt. Eine historische Einleitung skizzirt die Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland seit dem Reichsdeputationshauptschluß und die Verhandlungen mit der römischen Kurie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Das Buch wird in parlamentarischen wie in juristischen Kreisen eine fühlbare Lücke ausfüllen und sehr gute Dienste thun.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von G. Reimer in Berlin.

Aus der ruſſiſchen Literatur.

Der Dichter Krylow und ſeine Fabeln.

(Schluß.)

Die in mehr als einer Beziehung wünſchenswerthe Anſtellung wurde für Krylow dadurch noch erfreulicher, daß ſie ihn mit alten Freunden zuſammen führte. Er traf hier namentlich den erſten Gönner ſeiner noch ſehr unreifen Muſe, den guten Breitkopf, der ebenfalls Bibliothekar geworden war. Beide freuten ſich des Wiederſehens. Breitkopf hatte das Manuſcript der Kofehnitza aufbewahrt und gab es jetzt dem Dichter zurück, von dem es ſich dann Gniéditſch erbat, der gleichfalls zum Bibliothekar ernannt, unter allen Collegen am engſten mit Krylow befreundet wurde. Da ſie beide unvermählt waren und blieben und Gniéditſch gerade über Krylow wohnte, verkehrten ſie ſehr viel mit einander.

So behaglich verſorgt und ausgeſtattet verlebte nun Krylow dreißig überaus, ja beinahe übermäßig ruhige Jahre. Seine Dienerſchaft beſtand aus einer älteren und einer jüngeren Magd, die beide ſo gut wie nichts zu thun hatten. Von den drei geräumigen, wie man das nennt herrſchaftlichen Zimmern oder Sälen, die dem Bibliothekar außer allem wirthſchaftlichen Gelaß eingeräumt waren, bewohnte Krylow eigentlich nur einen. Da ſtand ſein Bett, ſein Tiſch, ſein bequemer Diwan, Alles was er bedurfte um ihn her in vertraulicher Nähe, und einer ſtaubigen Gemüthlichkeit die ſelten oder nie ein Beſen ſtörte. Krylow erhob ſich ſpät von ſeinem Lager, und verlebte dann den Tag in Schlafrock und Pantoffeln auf dem Diwan, in träger Ruhe und läſſiger, ſpielender Beſchäftigung. Er feilte wohl hin und wieder an einer neuen Fabel, die allmählig, im Lauf von Wochen oder Monaten der Vollendung entgegen reifte, hauptſächlich aber las er ohne irgend eine Auswahl, ohne irgend einen weiteren Zweck damit zu verbinden, ſogenannte Leihbibliotheken-Romane. Sie füllten den bei weitem größten Theil ſeiner Zeit aus.

Nicht ſelten kam Beſuch guter Freunde, obgleich, für jemanden der auf die Reinlichkeit ſeines Anzugs hielt, die Nothwendigkeit ſich zu ſetzen,

die ein längerer Beſuch herbeiführte, etwas ſehr Bedenkliches hatte. Im Eifer des Geſprächs verlöſchte dann wohl Krylow's Cigarre. Er rief nach Feuer; da kam denn die jüngere Magd, ein Liedchen trällernd — im Sommer barfuß — aus der Küche heran gewandelt, ein brennendes Wachslicht ohne Leuchter in der Hand. Sie ließ ein Paar Tropfen heißes Wachs auf den Tiſch fallen, klebte das Licht darauf und entfernte ſich wieder. — So vergingen die Stunden bis es Zeit war ſich, überaus nachläſſig gekleidet, nach dem „engliſchen Club" auf den Weg zu machen um dort ſein Diner einzunehmen. Da ſchlummerte er denn eine Zeit lang im Lehnſtuhl; vielleicht machte er einen Beſuch bei Olenin — dann aber kehrte er unwiderruflich zu ſeinem Diwan, dem Schlafrock, den Pantoffeln und den Romanen zurück. Selbſt das Theater zog ihn nicht mehr an.

Da Sauberkeit nicht zu Krylow's Lebensbedürfniſſen gehörte, und Eleganz noch weniger, ſah es in den Räumen die er nicht eigentlich bewohnte, bald noch ſeltſamer aus als in ſeiner nächſten Nähe. Sie dienten ſeinen Liebhabereien in ſehr eigenthümlicher Weiſe!

Die ruſſiſche Nationalität bewährte ſich nämlich in Krylow in allen Dingen und in jeder Art. Wie ſehr viele Ruſſen aus den unteren Ständen, aus dem Volk hatte auch er eine große und entſchiedene Liebhaberei für Tauben. Deren giebt es in Petersburg wie in Moskau viele Tauſende, ja Hunderttauſende die Niemandem gehören, die herrenlos in den Straßen umher flattern, und unter den Dächern der öffentlichen Gebäude und Paläſte niſten, die niemand in ihrem Treiben ſtört, denen ſogar der Eine oder der Andere Futter hinwirft. Niemand denkt je daran ſie zu fangen oder vollends zu ſchlachten und zu verſpeiſen; das würde dem Ruſſen vom Volk für einen Frevel gelten, ja beinahe für eine That der Gottloſigkeit. Der Ruſſe erſchrickt wirklich mit religiöſer Scheu bei dem Gedanken daß ſo etwas geſchehen könnte, obgleich er nicht zu ſagen weiß weshalb ihm dieſe Vögel heilig ſind. Wo dieſe Tauben am Ende bleiben, wie ſie enden, bleibt räthſelhaft, wenn man ſich auch wohl ſagt daß Katzen und Wieſel ihrer Viele auf und unter den Dächern erwürgen mögen, denn eben wie niemand je einen todten Sperling geſehen hat, erinnert ſich auch niemand je in den Straßen von Petersburg oder in den Höfen der Häuſer eine todte Taube geſehen zu haben. Man wird nie gewahr daß ſie zahlreicher, nie daß ihrer weniger würden.

Krylow machte aus einem ſeiner drei Säle eine Art von Herberge für dieſe halbzahmen und doch herrenloſen Tauben. Die Fenſter blieben den Sommer über offen, ſelbſt im Winter war ſtets ein beſtimmter kleiner Fenſterflügel geöffnet, und da der Hausherr ſich angelegen ſein ließ ihnen täglich zweimal Futter auf den Fußboden des Gemachs zu werfen, ge-

wöhnten ſich bald zahlreiche Schwärme der hübſchen Vögel dorthin. Sie flogen zu Hunderten ein und aus. Daß Krylow's Dienerinnen es als ein hoffnungsloſes Unternehmen anſahen — und aufgaben dieſen Raum ſauber zu halten, das läßt ſich wohl erklären; gute Freunde wollten überdies neckend behaupten, daß es bei alledem in dieſem Tauben-Club nicht ſchlimmer um die Sauberkeit ſtehe, als ſonſt wo in der Wohnung des Dichters.

Krylow's amtliche Pflichten beſchränkten ſich im Weſentlichen darauf, daß er, gleich den anderen Bibliothekaren, ſo oft ihn die Reihe traf, in den Sälen der reichen Sammlung „düjouriren" mußte. Der „düjourirende" Bibliothekar war verpflichtet von zehn Uhr Morgens an volle vierundzwanzig Stunden — auch die Nacht durch — in den Sälen zu verweilen, bis er am anderen Morgen von einem Collegen abgelöſt wurde. Welche Art der Thätigkeit er die Nacht über in den Sälen üben ſollte, hätte wohl der Verfaſſer des Dienſt-Reglements ſelber nicht zu ſagen gewußt! In dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, im Cabinet des Kaiſers in der Kanzelei des Gouverneurs von Petersburg, und in noch einigen anderen Behörden verwandten Charakters, war es Vorſchrift daß ein Beamter die Nacht über in den Räumen der Kanzelei Wache halten mußte, damit jemand da war die Berichte in Empfang zu nehmen, die etwa im Lauf der Nacht eintrafen. Faſt ſcheint es nun als ſei dieſe Vorſchrift aus dem Dienſt-Reglement ſolcher Behörden etwas gedankenlos in das der Bibliothek übertragen worden.

Gniéditſch war jedesmal wie außer ſich, wenn ihn die Reihe traf zu düjouriren; er waltete dann ſeines Amts mit kaum verbiſſenem, ſehr ſichtbarem Ingrimm; es litt ihn gleichſam nicht in den Sälen; mit ſeinen Orden angethan, um zu zeigen, daß er in Function ſei, lief er, wenn es das Wetter nur irgend geſtattete, viele Stunden im Hof des Bibliothek-Gebäudes auf und ab, und es wäre nicht rathſam geweſen ſich um irgend eine Auskunft an ihn zu wenden. Krylow dagegen nahm auch das Düjouriren ſehr gelaſſen, wie das Leben überhaupt, wie Alles. Mochte er auch Schlafrock und Pantoffeln vermiſſen, ſo konnte er doch ſeine Romane mitnehmen zu ſeiner amtlichen Thätigkeit; er las an irgend einem ruhigen Plätzchen in den Sälen der Bibliothek in einem bequemen Lehnſtuhl weiter darin — und auch die Ausſicht, nur halb entkleidet auf einem Divan in einem dieſer Säle zu ſchlafen, war am Ende etwas, das ſich mit Geduld, vielleicht ſogar mit guter Laune ertragen ließ.

Nur einmal im Lauf der Jahre nahmen Krylow's Beſchäftigungen für einige Zeit einen veränderten Charakter an.

Gniéditſch nämlich, der als ſeltene, ja vereinzelte Ausnahme unter

den damaligen Heroen der ruſſiſchen Literatur, Griechiſch wußte und ſehr ſtolz darauf war, auch die Ilias, wenn auch mit wenig Glück, in ungelenke Verſe überſetzt hatte, bedauerte, daß ſein Freund Krylow nicht der alten Sprachen, beſonders des Griechiſchen mächtig ſei. Jetzt freilich ſei es leider zu ſpät, dem Mangel abzuhelfen. Da er öfter auf den Gegenſtand zurückkam und einſt in Olenin's Hauſe behauptete, es ſei unmöglich, in ſpäterem Alter noch Griechiſch zu lernen, bot Krylow eine Wette an, er wolle in zwei Jahren der Sprache Herr werden. Die Wette wurde eingegangen, man hielt ſie aber allgemein für einen Scherz und dachte nicht weiter daran. Krylow aber nahm ſie ernſthaft und ging auf ſeine Weiſe an die Arbeit. Dieſes neue Studium methodiſch, wiſſenſchaftlich zu betreiben, davon konnte nicht die Rede ſein, denn Krylow hatte keine Ahnung davon, wie man das anfängt. Was er von fremden Sprachen wußte, hatte er ſich hauptſächlich durch Leſen angeeignet, und ſo griff er denn auch jetzt zunächſt nach dem griechiſchen Text des neuen Teſtaments, deſſen Inhalt ihm aus der ſlavoniſchen Ueberſetzung bekannt war. Mit Hülfe eben dieſer Ueberſetzung und eines Lexikons ſuchte er ſich in ein Verſtändniß der Sprache hinein zu leſen. Wie man dazu gelangen könnte Griechiſch zu verſtehen, ohne ſich mit dem grammatiſchen Bau der Sprache bekannt zu machen, iſt freilich ſchwer zu begreifen — gewiß aber iſt, daß Krylow nie einen Helleniſten um Rath gefragt oder um Beiſtand gebeten hat. Er hielt dieſe eigenthümliche Beſchäftigung ſogar vor aller Welt wie vor ſeinen Freunden ſorgfältig geheim. Wie er ſie auch treiben mochte, er kam auf ſeinem Wege in verhältnißmäßig kurzer Zeit dahin, daß er auch alte Autoren, wenigſtens die leichteren, leſen konnte, und als die zwei Jahre der Wette verfloſſen waren, erinnerte er, wieder in Olenin's Hauſe daran, und forderte kühn ein Examen heraus. Es ergab, daß er wirklich, zum allgemeinen Erſtaunen, ein paar aufgeſchlagene Stellen im Homer verſtand und zu überſetzen vermochte.

Eine hie und da wiederholte Sage behauptet, Gniédítſch ſei darüber ſo in Begeiſterung gerathen, daß er es in gehobener Stimmung ſeinem Freunde zur Pflicht machen wollte nun ohne Weiteres die Odyſſee zu überſetzen, und Krylow ſei über dieſe Zumuthung dermaßen erſchrocken, daß er ſofort jede weitere Beſchäftigung mit dem Griechiſchen einſtellte. Doch war Krylow nicht der Mann den ſo leicht irgend etwas in ſeiner Seelenruhe ſtören konnte. Viel wahrſcheinlicher iſt der Bericht ſeiner neueſten und vollſtändigſten Biographien, dem zufolge es ihm einfach genügte ſeine Wette gewonnen zu haben. Einen anderen Zweck hatte er nie mit dieſen Studien verbunden, der war nun erfüllt, und damit war die Sache für ihn abgemacht; er ließ die griechiſchen Autoren auf ſich be-

ruhen und kehrte gemüthlich zu ſeiner Romanleſerei zurück. Der Geiſt des griechiſchen Alterthums blieb ihm unverſtändlich und verſchloſſen; Homers Geſänge hatten ihm kein wirkliches Intereſſe eingeflößt, er war und blieb unzugänglich für andere als ruſſiſche Eindrücke.

Die Werke griechiſcher Autoren aber, die er ſich zum Behuf dieſer Studien angeſchafft hatte, kamen auf eigenthümlichen Wegen und in eigenthümlicher Weiſe zu einem betrübten Ende. Krylow trieb nämlich die Beſchäftigung mit den Dichtern des Alterthums und ihrer Sprache da wo er eigentlich am liebſten verweilte, nämlich in ſeinem Bett; des Abends bis zum Einſchlafen, des Morgens ehe er ſich entſchließen konnte aufzuſtehen. Um alles was er in dieſen Stunden bedurfte bequem zur Hand zu haben, hatte er den griechiſchen Autoren ihre Stelle unter ſeinem Bett angewieſen. — Sein neueſter Biograph, beiläufig bemerkt niemand geringeres als der Rektor einer ruſſiſchen Univerſität, verräth bei dieſer Gelegenheit wie er ſich ungefähr den Reichthum der griechiſchen Literatur denkt. Er berichtet, Krylow habe ſich alle griechiſchen Claſſiker angeſchafft und ſie hätten ſämmtlich unter ſeinem Bette Platz gefunden.

Jahre nachdem Krylow ſeine claſſiſchen Studien wieder aufgegeben hatte, fiel es ihm eines Morgens im Bett ein, zu verſuchen, ob er wohl noch griechiſch leſen könne. Er griff unter das Bett, um einen Aeſop hervorzuholen, unter dem Bett aber fand ſich nichts — und es ergab ſich, daß die Dienerinnen die Blätter dieſer beſtaubten Bücher, die ſeit Jahren niemand benutzte, nach und nach verbraucht hatten, um das Feuer in dem Ofen damit anzumachen. Das war ein Verluſt, den Krylow ſehr leicht ertrug.

So vergingen die Jahre. Einmal jedoch, wenn auch nur einmal, ſchien Krylow's gewohntes Daſein ſchwunghaft eine ganz unerwartete Wendung nehmen zu ſollen. So läſſig er auch ſein Dichterhandwerk betrieb, wurden doch ſeiner Fabeln immer mehr, die verſchiedenen Auflagen folgten ziemlich raſch aufeinander, und eine jede wurde um etwas vermehrt. Im Jahr 1828 erhielt er für eine ſolche neue Ausgabe ſeiner nun ſchon weit und breit berühmten Fabeln einen nach Zeit und Verhältniſſen ſehr hohen Preis, und im Beſitz einer bedeutenden Summe Geldes, wie er ſie noch nie auf einmal in Händen gehabt hatte, verfiel er auf den Gedanken, dieſen Reichthum auf eine längere Reiſe in die Fremde zu verwenden; er wollte die weite Welt ſehen; Gniédítſch ſollte die Fahrt mit ihm vereint unternehmen.

Alle ſeine Freunde und Bekannten waren überraſcht, ja erſchreckt; der Einfall kam ihnen gar ſeltſam, nahezu abenteuerlich vor. Krylow hatte niemals die Grenzen des heimatlichen Reichs überſchritten, er hatte

ſich nur ein Mal im Leben in eine Gegend verirrt, in der das Ruſſiſche nicht die unbedingt herrſchende Sprache war, und obgleich er auch dort unter Ruſſen leben konnte und lebte, hatte er ſich da ganz und gar nicht in ſeinem Element und wohl gefühlt; er wußte auch keine fremde Sprache mit irgend ausreichender Geläufigkeit zu ſprechen, und niemand vermochte ſich zu denken, wie ſich wohl Krylow in Sitte und Geiſt eines fremden Landes, in die Erſcheinungen des Lebens finden könne, die ihn da täglich und ſtündlich berühren mußten! — Krylow außerhalb Rußlands ſchien geradezu undenkbar. Und in der That, was wollte er in der Fremde? Irgend ein Gewinn war da für ihn nicht zu hoffen. Auch erhob ſich Alles gegen ſeine Reiſepläne; alle ſeine Freunde, Olenin an ihrer Spitze, ſuchten ihm dieſe Wunderlichkeit auszureden, und das gelang ihnen auch am Ende.

Nun aber wußte Krylow mit dem nach ſeinem Maßſtab vielen Gelde, das doch irgendwie verwendet oder an den Mann gebracht werden mußte, nichts Anderes anzufangen, als daß er ſich, ganz gegen alle ſeine bisherigen Lebensgewohnheiten, ein überaus koſtbares und elegantes Ameublement für ſeine drei Zimmer oder Säle anſchaffte. Zunächſt hatte er dann auch eine faſt kindiſch zu nennende Freude an den bequemen, mit reichen Stoffen überzogenen Sophas, den koſtbaren Pendeluhren und Porzellanvaſen, den zierlichen Nipſachen, die er ſich gewährte. Alle ſeine Freunde ſollten ſich mit ihm dieſer Herrlichkeiten freuen, und er veranſtaltete zu dieſem Ende ein Feſtmahl in ſeiner gleichſam verwandelten Wohnung. Sein langjähriger Freund und Gönner Olenin war mit den Seinigen vor Allen dazu geladen — überhaupt alle fürſtlichen und vornehmen Bekannten, auf deren Wohlwollen er rechnen konnte. Alle ſeine Gäſte machten ihm die Freude, die ſchöne Einrichtung in allen Einzelnheiten wie im Ganzen mit der lebhafteſten Theilnahme zu bewundern, und Krylow ſchwamm in Seligkeit. Es war ein Augenblick bewußten Glücks, wie ihn ein Ausflug nach Rom und Pompeji oder ſelbſt nach Paris, dem Eldorado, dem eigentlichen Reiſeziel aller reiſenden Ruſſen, dem nordiſchen Aeſop oder Lafontaine nicht hätte gewähren können.

Doch verlor dieſe ungewohnte Umgebung, die im erſten Augenblick Krylow's Sinn feenhaft gefangen hielt, ſehr bald für ihn den Reiz der Neuheit, und auch den Glanz der Neuheit bewahrten die ſchönen Sachen nicht lange. Der Dichter fand dieſes elegante Daſein ſehr bald ſogar etwas läſtig. Ordnung und Sauberkeit waren ein Zwang, dem er ſich nicht lange unterwerfen konnte, und ſo ſank er denn unaufhaltſam in ſeine alte Gemächlichkeit zurück. Schlafrock und Pantoffeln waren wohl niemals beſeitigt, oder auch nur auf einen gemäßigteren Gebrauch beſchränkt wor-

den: jetzt nahmen ſie ſehr bald wieder ihr früheres bedenkliches Anſehen ſorgloſeſter Vernachläſſigung an. Der Beſen wurde verbannt aus der Wohnung, dagegen traten die Tauben wieder in ihre alten Rechte ein; die koſtbaren Sophas und vergoldeten Bronzen, die ihnen preisgegeben wurden, nahmen ſich in kürzeſter Zeit höchſt ſeltſam aus!

Krylow's Sorgloſigkeit in dieſer Beziehung verrieth ſich ſelbſt im Einzelnen in gar manchem eigenthümlichen Zug. So war unter Anderem zur Zeit der Eleganz über ſeinem Divan irgend ein Bild, das die Ueberlieferung nicht näher bezeichnet, in einem ſchweren und reich vergoldeten Rahmen, der wohl die Hauptſache dabei geweſen ſein mag, an zwei Nägeln aufgehängt worden. Der Eine der beiden Nägel löſte ſich aus der Wand und fiel herab; das Bild hing in Folge deſſen ſchief; dem wurde in all' den Jahren nicht abgeholfen, die Krylow noch hier hauſte. Gute Freunde warnten, Ein Nagel ſei zu ſchwach, den ſchweren Rahmen ſchwebend zu erhalten; das Bild könne einmal ihm ſelbſt oder einem Bekannten auf den Kopf fallen, aber Krylow antwortete darauf beruhigend durch eine Art von mathematiſcher Demonſtration; da das Bild ſchief hänge, werde das untere Ende, wenn etwa auch der zweite Nagel nachgeben ſollte, einen Bogen an der Wand beſchreiben, und das Bild in Folge deſſen neben den fallen, der eben in der bequemen Ecke des Divans ſäße. So blieb es denn dabei.

Die Jahre ſchwanden dem alternden Dichter wie ein behaglicher Traum, faſt könnte man ſagen wie ein angenehmer leichter Schlaf ohne Traum. Als er (1838) ſein ſiebzigſtes Lebensjahr vollendet hatte, vereinigten ſich ſeine Freunde, nicht ſeinen Geburtstag, ſondern anſtatt deſſen ſein fünfzigjähriges Dichter-Jubiläum in glänzendſter Weiſe zu feiern. Krylow's Ruhm und ſeine wirkliche Bedeutung zählten wohl eigentlich nicht von ſo lange her, doch war in der That ein halbes Jahrhundert verfloſſen, ſeitdem ſein Jugendwerk, das Trauerſpiel Philomele, im Druck erſchienen — und unbemerkt geblieben war. Alles, was in Petersburg einen wirklichen Antheil nahm an der ruſſiſchen Literatur, oder in irgend einer Weiſe veranlaßt war ein Intereſſe dafür vorzugeben, nahm bereitwillig Theil an dem Feſt, und ſo vereinigte der Tag faſt Alles, was in der Hauptſtadt durch Rang und Stellung, Alles, was durch den Anſpruch auf Geiſt und Bildung ausgezeichnet war.

Das Feſt verfloß in würdiger Weiſe. Krylow, der allerdings, wie recht und billig, ſeines Ruhmes froh war, ſich aber dem ungeachtet in der That keineswegs überſchätzte und nie mehr zu gelten ſuchte, als er wirklich war, trat auch dabei wie immer, mit einer Anſpruchsloſigkeit auf, die Achtung einflößte, weil ſie redlich war. Er freute ſich herzlich und auf-

richtig des Tages, antwortete aber auch auf die Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, schlicht und wahrhaft, er glaube, man erweise ihm zu viel Ehre; er sei mit gewissen Seeleuten zu vergleichen, denen Alles gelungen und nie ein Mißgeschick begegnet ist, weil sie sich nie sehr weit in das offene Meer hinaus gewagt haben.

Auch der Kaiser Nicolaus war veranlaßt worden, den greisen Dichter an diesem Tage zu ehren; er verlieh ihm den Stanislaus-Orden zweiter Klasse mit dem Stern. Das ist nun freilich unter allen russischen Ehrenzeichen, mit denen ein Stern verbunden ist, dasjenige, das im Rang zu unterst steht. Wer sich der vornehmen Welt zuzählt, legt diesem Orden nur einen sehr geringen Werth bei und sucht so schnell als möglich über diese Stufe in der Stufenleiter der Ehren hinweg zu den höheren zu gelangen. Anders natürlich die subalternen Beamten, die keine Aussicht haben sich selbst im besten Fall über eine der mittleren Rangstufen zu erheben; denen schwebt der kleine Stanislaus-Stern als ein fast unerreichbarer Gegenstand der Sehnsucht vor, zu dem sich selbst die Wünsche nur in Augenblicken gehobener Stimmung versteigen; ja! mit dem Dichter zu reden, als einer der Sterne, die man nicht begehrt — und Krylow zeigte bei dieser Gelegenheit, wie am Ende doch auch er von dem Geist russischer Beamtenkreise beherrscht wurde. Alle Reden und Gedichte, die an seinem Ehrentage an ihn gerichtet wurden, hatte er in bescheiden ruhiger Haltung angehört, selbst den goldenen Lorbeerkranz, den ihm seine Freunde und Verehrer im Namen Gesammt-Rußlands darbrachten, hatte er erfreut, doch ohne sichtbare Bewegung angenommen —: aber ein Stern! — wenn auch der kleinste! als der ihm verliehen wurde, da brach er überwältigt in Thränen aus! Doch hatte er Inhalt und Bedeutung seines Lebens in anderen Bahnen, nicht in denen des Beamtenthums und der nicht gerade unvergeßlichen Auszeichnungen und Belohnungen, die dem zu Theil werden, gesucht und gefunden, und der Orden war in der That etwas sehr Geringfügiges im Vergleich mit der Stelle, die Krylow in der Culturgeschichte des russischen Volks verdient und gewonnen hatte. Aber er schwamm mächtig bewegt in Thränen, und in diesem höchsten Augenblick des Festes sah er sich von schönen Händen mit Blumen überschüttet. Die Damen, die von der Galerie des Saales aus dem Fest zusahen, ließen Kränze und Blumensträuße auf ihn hinabschweben.

Drei Jahre später fand Krylow die Verpflichtungen seines Amts, wahrscheinlich vor Allem das nächtliche Düjouriren in den Sälen der Bibliothek, zu beschwerlich für sein Alter. Ohne Zweifel hätte es von seiner Seite nur einer Bitte bedurft um von dieser lästigen Dienstpflicht entbunden zu werden, aber er zog es vor um seinen Abschied einzukommen,

und da der Kaiſer ihm — weit über alle Anſprüche hinaus zu denen Rang und Dienſtjahre ihn berechtigen konnten — ein Ruhegehalt von jährlich 12000 Papier-Rubeln gewährte, lebte der Dichter auch ſeine letzten Jahre über in einem etwas abgelegenen ſtillen Stadttheile, bequem, müſſig und angenehm träumend wie er es ſeit drei Jahrzehnten gewöhnt war.

Er war inzwiſchen etwas ſchwerfälliger geworden, ſeine Corpulenz hatte zugenommen, und ſo ging er denn ſelten mehr aus. Nur einem Reiz vermochte er nicht zu widerſtehen.

Es mußte ſchon erwähnt werden daß der Dichter gegen die Freuden der Tafel nichts weniger als gleichgültig war, und da es ihm dabei nicht blos auf die Beſchaffenheit der Speiſen, ſondern auch auf die Maſſenhaftigkeit des Genußes ankam, hatte er wohl hin und wieder eigenthümliche kleine Scenen veranlaßt.

So war er einſtmals in Pawlowski, auf dem Lande, wo eine weniger ſtrenge Etiquette herrſchte, zur Tafel der Kaiſerin-Mutter geladen und ſpeiſte da mit einem ſo ganz außergewöhnlichen Appetit daß der Kaiſerin erſtauntes Auge ſich immer von neuem auf ihn wendete. Sein Tiſch-Nachbar, der Dichter Neledinsky wurde das gewahr, und glaubte vielleicht daß eine gewiſſe Art der Höflichkeit, die im Hauſe des ruſſiſchen Landedelmanns und Kaufmanns wohl vorkömmt, auch am Hof üblich ſei: die von Krylow in ſeiner Fabel „Damians Fiſchſuppe“ verſpottete Sitte nämlich, den Gaſt dringend zum Genuß der dargebotenen Speiſen aufzufordern; oder er gab vor das zu glauben, kurz er flüſterte dem Nachbarn zu: „Freund! Du ißt für zehne! — ſo laß doch wenigſtens Eine Schüſſel vorbei! — Der Blick der Kaiſerin iſt auf Dich geheftet, ſiehſt Du nicht? Sie möchte Dir wohl gern eine Schüſſel beſonders empfehlen, wenn Du es nur dazu kommen ließeſt!“ — „Wenn ſie mir aber dann die Schüſſel nicht empfiehlt?“ wendete Krylow ein, und aß emſig weiter. Dies Bedenken überwog bei ihm.

Auch jetzt im Greiſenalter führte ihn die Einladung an eine wohlbeſetzte Tafel mit unwiderſtehlicher Gewalt aus ſeiner ſtillen Zurückgezogenheit in gleichviel welche geſellſchaftliche Kreiſe zurück. Seine Freunde kannten natürlich ſeine Liebhabereien und machten es ſich zur Pflicht ihn von Zeit zu Zeit auf das Beſte zu bewirthen — ſo jetzt namentlich auch die Gräfin Roſtoptſchin, die allerdings als ſchöne und hinreißend liebenswürdige Frau, außerdem aber auch noch als Dichterin bezaubern wollte.

Eben eine ſolche Einladung war es nun die Krylow's Ende wohl um etwas vor der Zeit herbeiführte, und man könnte von ihm ſagen daß er an ſeinen Liebhabereien und in ſeinem Beruf geſtorben ſei. Siebenund-

ſiebzig Jahre alt hatte er bei einem gewählten Gaſtmahl des Guten um ein ſehr bedeutendes zu viel gethan, und namentlich einem Püree von Haſſelhühnern über alles Maaß zugeſprochen. Er ſtarb an einer Indigeſtion, und auf dem Krankenlager von dem er ſich nicht wieder erheben ſollte, erzählte er in der Erwartung ſeiner letzten Stunde, einem Freunde noch eine improviſirte Fabel.

Ein Bauer, ſagte er, fuhr auf den Markt mit einem Wagen voll getrockneter Fiſche; ſein Pferd war mager und ſchwach, die Nachbarn ſahen daß er ihm zu viel aufpackte und prophezeiten Unglück. Bah! antwortete der Bauer, es iſt ja nur getrockneter Fiſch! Unterwegs aber mußte er ſehen, daß ſein Pferd an der Laſt zu Grunde ging. „So iſt es auch mir gegangen" fügte Krylow hinzu „ich dachte auch die Haſſelhüner würden mir nicht ſchaden; aber zu viel iſt vom Uebel". Mit dieſer Moral ſchloß ſeine letzte Fabel.

Doch, abgeſehen von dem Zufall der unmittelbar ſeinen Tod herbeiführte war Krylow's Abſchied vom Leben ein in eigenthümlicher Weiſe ſinniger und wohl gedachter zu nennen. Die Zahl ſeiner Fabeln war im Lauf der Jahre auf Einhundertundſiebenundneunzig angewachſen von denen dreißig Bearbeitungen fremder Vorbilder, die Uebrigen ganz ſein Eigenthum waren. Als nun der Greis Krylow ſeine Jahre zählte und erwog, daß er wohl nicht mehr lange zu leben habe, veranſtaltete er auf eigene Koſten eine letzte, ſorgfältig durchgeſehene Ausgabe dieſer Fabeln, — zu Eintauſend Exemplaren. Er erlebte die Vollendung nicht mehr, aber ganz wie er es angeordnet hatte, wurden dieſe Exemplare nach ſeinem Tode als Andenken an ihn, unter ſeine Freunde, unter alle die im Leben Antheil an ihm und ſeinem Streben genommen hatten, unter alle namhaften Männer ruſſiſcher Nationalität vertheilt.

Niemals aber iſt ein ruſſiſcher Dichter im Tode geehrt worden wie Krylow. Er wurde in Mitten aller Größen und Berühmtheiten Rußland's im Alexander-Newsky Kloſter beſtattet.

Der Kaiſer ſelbſt empfing den Sarg an der Thüre der Kirche und in den Sarg hatte die Pietät der Freunde dem Entſchlafenen den goldenen Lorbeerkranz gelegt, der ihn einſt an ſeinem Jubeltage krönte, die Medaille die zum Andenken an ſeine Dichterfeier geprägt worden war, und einen Blumenſtrauß den ihm die Kaiſerin gegeben hatte. Vor Allem bezeichnend aber für die Art wie ſeine ruſſiſchen Zeitgenoſſen ſein Weſen und ſein Verdienſt aufgefaßt hatten, war, daß er in die ruſſiſche Nationaltracht gekleidet in die Gruft geſenkt wurde.

Am Schluß dieſes Verſuchs ſieht ſich nun der Verfaſſer in einiger Verlegenheit. Das Leben eines Dichters iſt doch immer nur vermöge ſeiner Werke und des Einfluſſes von Wichtigkeit, den ſie auf ſein Volk und ſeine Zeit geübt haben. Die Darſtellung ſeines Lebenslaufes hat nur inſofern ſie eine Einleitung und einen Commentar zu ſeinen Werken bildet, und in der Bildungsgeſchichte des Dichters ihre Entſtehung, in den Beziehungen zur Zeitgeſchichte ihren Einfluß nachweiſt, ein wirkliches Intereſſe. — Selbſt einfach als Lebensbild betrachtet, bleibt ſie unvollſtändig, ſofern ſie nicht durch die Werke des Dichters ergänzt wird; ſofern uns nicht in dieſen die unmittelbare Anſchauung deſſen gewährt iſt, was er geſchaffen, welche Seiten des Lebens er mit Erfolg berührt hat, und in welcher Weiſe.

Sprechen wir von Dichtern die aus unſerer Mitte hervorgegangen unſere eigene Sprache zu uns geſprochen haben, ſo dürfen Biographie und Kritik ihre Werke als bekannt vorausſetzen. Vielleicht in einem noch höheren Grade iſt das der Fall, wo von einem jener Heroen die Rede iſt, deren Einfluß die geſammte europäiſch gebildete Menſchheit umfaßt und in Jahrhunderten nicht erſchöpft iſt; von einem Shakesſpeare, einem Goethe. Selbſt wenn wir die Aufmerkſamkeit des Leſers auf Dichter und Schriftſteller zu lenken ſuchen, denen, wie den franzöſiſchen Schöngeiſtern und Philoſophen der Zeiten Ludwigs XIV. und XV. nicht ſowohl der eigene Gehalt und innere Werth ihrer Schöpfungen, als Zeit- und Welt-Verhältniſſe einen in Zeit und Raum weit reichenden Einfluß und ſomit eine geſchichtliche Bedeutung verſchafft haben, dürfen wir von ihren Werken, als von etwas allgemein Bekanntem ſprechen. Anders wenn wir von Erſcheinungen derjenigen Literatur Rechenſchaft zu geben ſuchen die ſich im ſlawiſchen Oſten Europa's entwickelt. Die ſind nur innerhalb ihres eigenen Sprachgebiets bekannt. Hier bleibt das Lebensbild, das nicht von den Werken des Dichters ſelbſt begleitet iſt, gleichſam eine Gloſſe ohne Text, die wohl kaum für ſich allein einen lebendigen Begriff von Geiſt und Weſen dieſer Werke zu geben vermöchte.

Es müßte ſich demnach hier ergänzend eine Reihe beſonders charakteriſtiſcher Fabeln Krylow's anſchließen, oder ſolcher die in Rußland beſonders beliebt und populär geworden ſind. Aber dieſe Fabeln ſind, eben ihres eminent nationalen Gepräges wegen, eben weil die Sprache die ſie reden, unmittelbar dem Volksleben entnommen iſt, ſehr ſchwer zu überſetzen, und bei entſchiedenem Mangel an poetiſchem Talent dürfte ich es am wenigſten unternehmen ſie in deutſchen Verſen wieder zu geben. An Ueberſetzungen von anderer Hand ſtehen mir nur einzelne zu Gebote, nicht immer diejenigen die ich als vorzugsweiſe bedeutend gewählt haben würde. Es bleibt

mir nichts übrig als sie zu benützen so weit sie reichen, und wo sie fehlen, der Versuch in wiefern eine möglichst treue Uebersetzung oder Analyse des Inhalts in Prosa, einen Begriff von Krylow's Dichtungen geben kann. Sagt doch Goethe, der wirkliche Gehalt eines Dichterwerkes sei am besten dadurch zu ermessen, daß man es darauf prüfe, was in einer Uebersetzung in eine andere Sprache und in Prosa davon übrig bleibe. So mag denn versucht werden ob auch Krylow's Fabeln sich in solcher Probe bewähren.

Wir wenden uns zunächst zu denjenigen seiner Dichtungen die sich auf die politischen Ereignisse seiner Zeit beziehen. Krylow war zwar ein harmloser Mann der großartige Emotionen nicht liebte, und herzlich geringen Antheil an der Politik nahm; er war auch ein sehr vorsichtiger Mann, der es nicht leicht darauf wagte werthvolle Gönnerschaften zu verscherzen, aber er war bei alledem zu sehr und zu ausschließlich Russe, um nicht in seiner harmlosen, gemüthlichen Weise ein wenig mit zu frondiren, wenn das Alt-Russenthum sich verletzt fühlte und unzufrieden war.

Das war namentlich der Fall während der ersten Regierungsjahre Alexanders I. Umgeben von jungen Rathgebern wie Nowosiltzow, Kotschubey, Stroganow, die sich in der Fremde gebildet hatten, denen Rußland ziemlich fremd, von denen einer, der Fürst Adam Georg Czartoryski, sogar selbst ein Fremder war, suchte der Kaiser damals sein Reich nach den Theorien der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts von Grund aus umzugestalten, und glaubte in wenigen Jahren in veränderten Formen auch einen neuen Geist des öffentlichen Lebens hervorrufen zu können. Der Neuerungen schien kein Ende werden zu wollen; sie trugen zum Theil den Stempel der Uebereilung an sich und veranlaßten neue Verwirrungen — selbst im Allgemeinen entsprachen die Folgen den Erwartungen nicht. Das Altrussenthum argwöhnte daß es wohl am Ende auf eine Aufhebung der Leibeigenschaft abgesehen sein könnte, und sah überhaupt mit steigender Unzufriedenheit auf dieses kosmopolitische Treiben, das auf altes Herkommen und nationale Sitte des heiligen, rechtgläubigen Rußlands keine Rücksicht nehmen wollte. Der Blick wendete sich rückwärts und man verurtheilte die fremdländische Weltbürger-Erziehung, die man dem Kaiser in seiner frühsten Jugend unter der Leitung des Waadtländers Laharpe gegeben hatte, als die Quelle alles Unheils. Auch Krylow stimmt ein, in einer seiner Fabeln:

Die Erziehung des jungen Löwen.

Dem Löwen, dem Cäsar der Wälder, verlieh die Gottheit einen Sohn. Nun wißt ihr wohl wie's mit den Thieren ist; 's geht ihnen nicht wie

uns; ein jährig Menſchenkind iſt klein, unmündig, dumm und ſchwach, und wenn's ein Zaren-Söhnchen wäre —: der Löwen-Sprößling aber iſt nach einem Jahr den Windeln längſt entwachſen.

So mußte denn nach einem kurzen Jahr der Vater Löwe ſchon recht ernſt an die Erziehung denken; daran, den jungen Herren nicht ohne Bildung aufwachſen zu laſſen — nicht des Zarthums Anſehen in ihm zu gefährden, damit, wenn er einſt berufen wird zu herrſchen, die Leute nicht des Sohnes halb den Vater tadeln.

Doch wer ſoll nun gebeten werden — oder gemiethet — oder einfach angeſtellt den Königsſohn zum König auszubilden?

Der Fuchs vielleicht? — ja! der iſt klug! — jedoch dem Lügen gar zu ſehr ergeben, und mit dem Lügner kommt man nie zu recht; das, denkt der Löwe, ſind nicht eines Zaren Künſte.

Soll er den Sohn dem Maulwurf anvertrauen? — Von dem heißt es, daß er in allen Dingen ſehr die Ordnung liebt, nie einen Schritt thut ohne vorſichtig zuvor den Grund zu prüfen, und jedes Körnchen, das er für ſeinen Tiſch gewählt, ſorgfältig ſelber reinigt, ſelber ſchält; kurz rühmend verkündet allgemein der Ruf, der Maulwurf ſei ein großer Geiſt in kleinen Dingen. Nur Eins iſt ſchade! Scharf ſieht er leider nur ganz nah vor ſeiner Naſe, in der Entfernung aber nichts. Sein Ordnungstrieb iſt lobenswerth und gut —: doch nur für ihn; des Löwen Reich iſt merklich größer als ein Maulwurfshaufen!

Soll er den Panther wählen? — Der iſt gar kühn und ſtark, dabei ein großer Taktiker. Doch weiß er in der Politik nicht recht Beſcheid, und das Civilrecht vollends iſt ihm unverſtändlich. Ein König muß ein Richter ſein, Politiker und Krieger — der Panther aber iſt zum Kampf nur tüchtig, mithin nicht fähig Zarenſöhne zu erziehen.

Mit einem Wort, kein einziges Thier ſcheint jetzt dem Löwen verſtändig und gelehrt in dem gewünſchten Grade; ſelbſt nicht der weiſe Elephant, obgleich geehrt in allen Wäldern wie unter ſeinen Griechen Plato einſt.

Zum Glück — oder auch nicht (das wird ſich bald ergeben) hört ein anderer König gleicher Macht, der gefiederten Schaaren Zar, der Adler, der mit dem Löwen eng befreundet war, von ſeines Freundes ſchweren Sorgen — beſchließt den größten Dienſt ihm zu erweiſen, — erbietet ſich den jungen Löwen ſelber zu erziehen.

Dem König fiel es wie ein ſchwerer Stein vom Herzen! — Und in der That, was konnte wohl, ſo ſchien es, glücklicher ſich finden, als daß ein Zar dem Zarenſohne Lehrer wurde.

So wird denn auch der Löwenſohn gehörig ausgeſtattet und entlaſſen, um dort beim Adler das Regieren zu erlernen.

Ein Jahr verging, ein zweites —: wen man auch fragt, das Rühmlichſte hört man vom jungen Löwen, und nur das Rühmlichſte; ja, wahre Wunder erzählen alle Vögel von ihm in den Wäldern.

Endlich iſt die Zeit der Rückkehr da; Zar Löwe ſendet nach dem Sohn, der Sohn erſcheint; der Zar ruft all' ſeine Getreuen, die Kleinen wie die Großen um ſeinen Thron zuſammen, umarmt und küßt den Sohn, und ſpricht zu ihm die Worte „geliebter Sohn! Du biſt mein einziger Erbe! — Ich wende ſchon den Blick dem Grabe zu, Du aber trittſt eben in des Lebens Blüthe ein, da werde ich Dir gar gern die Herrſchaft übergeben — nur ſage uns erſt hier vor allen den Getreuen, worin Du unterrichtet biſt und was Du weißt — und wie Du Deine Völker zu beglücken hoffſt".

„Papa" erwiderte der junge Löwe: „ich weiß was unter Allen hier kein Einziger weiß; ich ſage Dir bis auf das letzte Pünktchen was jede Art der Gefiederten bedarf, vom ſtolzen Adler bis herab zur Meiſe; in welcher Landesart ein jegliches Geſchlecht am beſten hauſt, am ſicherſten gedeiht; wovon ſich's nährt, was es für Eier legt, in was für einem Neſt. Seht hier die Zeugniſſe von meinen Lehrern! — Wohl nicht umſonſt ſagt man von mir unter den Vögeln, daß ich im Stande wäre die Sterne vom hohen Himmel mir herab zu langen! — Iſt's Deine Abſicht die Regierung mir zu übergeben, dann lehre ich ſofort den Thieren allen — Vogelneſter flechten"!

Da ſeufzt der Zar, die ganze Thierwelt ſeufzt, der ganze Reichsrath läßt die Ohren hängen! — Der greiſe Löwe aber fängt — ein wenig ſpät — an zu begreifen, daß ſein erlauchter Sohn unnützes Zeug gelernt hat und verkehrte Dinge ſpricht. Er ſagt verſtimmt: Dem, den die Natur beſtimmt hat vierfüßigen Thieren zu gebieten, nützt es zu nichts der Vögel Daſein zu ſtudiren. Das wichtigſte alles Wiſſens iſt für einen König, des eigenen Volkes Eigenthümlichkeit zu kennen, und des eigenen Landes Nutzen.

Die Einrichtung der Miniſterien, die der Kaiſer Alexander zu Anfang ſeiner Regierung verfügt hatte, mußte unter dem Einfluß des damals begünſtigten und mächtigen Speransky eine ſehr weſentliche Umgeſtaltung erfahren. Man vermißte Zuſammenhang und Einheit in dem Gang der Regierung, Speransky glaubte den Grund des Uebels darin zu ſehen, daß die Miniſter, deren jeder auf ſein Fach beſchränkt blieb, kein Geſammt-Miniſterium bildeten, und ſuchte dadurch zu helfen, daß dem bis dahin ganz weſenloſen Reichsrath eine wirkliche, fortwährende Thätigkeit zugewieſen, daß er zu einer höchſten Reichsbehörde erhoben wurde, in der alle

Fäden der Regierung zusammenlaufen sollten. Der Reichsrath wurde zu diesem Ende in die vier „Departements" der Gesetzgebung der militärischen Angelegenheiten der Verwaltung und der Staatswirthschaft, eingetheilt. — Jedes der wichtigsten Ministerien war auf diese Weise zwei Ministern anvertraut; nämlich dem der als Minister des Innern, des Kriegs, der Justiz den Titel führte, und dem Präsidenten der betreffenden Abtheilung des Reichsraths. Der Letztere sollte eigentlich die hohe Hand in den Geschäften haben, alle umfassenden Maßregeln sollten vom Reichsrath ausgehen, dem Titular-Minister blieben eigentlich nur die laufenden Geschäfte zu erledigen. — Diese eigenthümliche Einrichtung wurde, bei der allgemein herrschenden Unzufriedenheit vielfach getadelt, und da die Präsidenten der vier Abtheilungen des Reichsraths sich auch noch durch Unfähigkeit sich zu verständigen und zumal dadurch Blößen gaben, daß sie sich nicht sofort über die Art der Geschäftsführung, über die Ordnung in der sie sitzen und ihre Vorträge halten sollten, zu einigen wußten, ließ sich auch Krylow in einer Fabel vernehmen.

Das Quartet.

Der Possenreißer Affe, der Esel, der Ziegenbock und Schiefpfote, Mischka der Bär verabredeten sich ein Quartet zu spielen. Sie schafften Noten an, eine Baßgeige, eine Bratsche und zwei Violinen, und ließen sich auf grüner Wiese im Schatten einer Linde nieder, die Welt umher durch ihre Künste zu bezaubern.

Sie setzen ihre Bogen an, — sie reißen sie gewaltig hin und her — hinauf! herab! — doch ist kein Sinn und kein Verstand in dem Getön.

„Halt Brüder! haltet" ruft der Affe „hört auf mich! — Wie könnte die Musik zusammen stimmen! — Seht nur, wir sitzen ja nicht wie wir sollten! — Du Mischka setz Dich mit Deinem Baß hierher, der Bratsche gegenüber, — ich, Prima, nehme meinen Platz der zweiten Geige gegenüber ein; dann sollt ihr sehn giebt's eine Musika ganz anderer Art; der Wald, die Felsen tanzen um uns her!"

Sie setzten sich wie er gebot und geigten wieder los; doch blieb es nach wie vor ein unverständiges Gelärm.

„Haltet" rief nun der Esel aus „ich habe das Geheimniß jetzt gefunden; gewiß die Töne stimmen schön zusammen, wenn wir in einer Reihe sitzen".

Gesagt, gethan. Sie setzen sich in Reih' und Glied; jedoch mit dem Quartet will es auch so nicht fördern.

Nun ging ein Durcheinanderreden los, viel ärger als zuvor, verſchiedene Anſichten und Streit, wie jeder ſitzen ſoll und wo.

Auf dieſen Lärmen kam die Nachtigal herbeigeflogen — da wenden alle ſich an ſie mit Bitten: „Sei doch ſo gut" ſo ſprachen ſie „nimm Dir ein wenig Zeit unſer Quartet in's rechte Geleiſ' zu bringen; wir haben Noten, haben Inſtrumente — Alles — ſag uns nur wie wir ſitzen ſollen!"

„Um Muſiker zu ſein bedarf es des Verſtändniſſes der Töne und eines zarteren Gehörs als ihr beſitzt" — erwiderte die Nachtigal „Ihr, liebe Freunde, wie ihr auch ſitzen mögt, zu Muſikern werdet ihr niemals taugen."

Der Rabe und das Huhn.

Als von Smolensk der Fürſt und Held
Gegen Verwegenheit mit Klugheit ſich bewaffnet,
Ein Netz den heutigen Vandalen ſtellt,
Dem Feinde zum Verderb ihm Moskau überläßt,
Da ward nicht eine Stunde Zeit verloren,
Es eilten flüchtend die Bewohner, reich und arm,
Wie aus dem Stock gedrängt ein Bienenſchwarm
Fort in die Weite aus der Hauptſtadt Thoren.
Ein Rabe ſah, vom Giebeldach herab,
Dem Treiben zu, mit ruhigem Behagen.
Da rief ein Huhn vom hochbepackten Wagen:
„Wie nun, Gevattersmann, reiſt Du bald ab?
Ganz nah, ſo heißt's, rückt ſchon der Feind heran". —
„Je nun! was geht das mich wohl an!"
Entgegnete der Rab': „ich bleibe ruhig hier!
Mag Euer Eins ſich wie Ihr könnt berathen —
Du ſiehſt, niemand vergreift ſich wohl an mir,
Ein Rab' wird nicht geſotten nicht gebraten,
Ich kann gemüthlich mit den Fremden leben,
Selbſt ein Gewinnſtchen kann's vielleicht noch geben,
Ein Stückchen Käſ', ein Knöchelchen zur Speiſe —
Gehab' Dich wohl, mein Gackelchen, viel Glück zur Reiſe"
Und wirklich blieb der kluge Vogel da,
Doch ſtatt des Vortheils den er kommen ſah,
Ward, als die Noth ſich grimmiger verbreitet,
Die der Smolensker hier dem Feind bereitet
Und mit Verderben droht den frechen Rotten,
Auch unſer Rab' in ihrem Topf geſotten.

So rechnet mancher wohl ſich ſelbſt zum Schaden
Glaubt daß dem Glück er folgt auf ſichern Pfaden,
Und findet dann zuletzt als Schickſals Gabe
Kein beſſ'res Glück als in dem Topf der Rabe.

Daß Napoleon I. im Jahr 1812 in Folge vieler auf Seiten der Ruſſen begangener Fehler dem gänzlichen Verderben entgangen war, wurde zur Zeit ausſchließlich dem Admiral Tſchitſchagow zur Laſt gelegt, dem der Befehl über die ſogenannte Donau-Armee anvertraut war. Kutuſow vor Allen, in zweitem Grade aber auch Graf Wittgenſtein war ein beliebter Nationalheld geworden; niemand konnte oder durfte darauf verfallen, daß dieſe ruhmgekrönten Krieger irgend ein Tadel treffen könnte. Da verweilte denn auch niemand bei den ſehr eigenthümlichen Dingen, die Kutuſow ſich hatte aus zagender Vorſicht ſchon bei Wiäsma, beſonders aber bei Krasnoy zu Schulden kommen laſſen. Die allgemeine Aufmerkſamkeit blieb ausſchließlich auf Napoleons Entkommen an der Bereſina gerichtet, und ſelbſt da wurde Wittgenſteins unſicher zögerndes Verfahren überſehen; der Admiral ſollte die ganze Schuld allein tragen.

Zum Verſtändniß der Fabel Krylows ſei noch hinzugefügt, daß Tſchitſchagow gar ſehr, ja eiferſüchtig darauf bedacht geweſen war den Generalen der Landarmee unter ſeinen Befehlen durch eine überlegene, in das Kleinſte gehende Kenntniß des ſogenannten Kamaſchendienſtes, der „bouton de guêtre“ Wiſſenſchaft zu imponiren — und ohne je um Rath zu fragen, durchaus ſelbſtändig aufzutreten; daß endlich ſein Heer an der Bereſina ſehr empfindliche Verluſte zu erleiden hatte.

Der Hecht und der Kater.

Gar ſchlimm, wenn der Schuhmacher Paſteten backen will, oder vielleicht der Bäcker Stiefel nähen und klopfen! — Es will das nicht gerathen. Zudem iſt es ſchon hundertfach erwieſen, wer einmal ſich in fremdes Handwerk einzumiſchen liebt, der iſt viel unvernünftiger, viel eigenſinniger als jeder Andere. Viel lieber bringt er Alles in's Verderben, macht ſelber ſich zum Thoren und Gelächter, als daß er ehrenhafter, ſachverſtändiger Leute wohldurchdachten Rath erfrüge und beachte.

Dem ſcharfgezahnten Hecht kam's in den Sinn,
Des Katers Handwerk ſeinerſeits zu üben;
Ich weiß nicht, war es Neid, vom Böſen ſchlau erweckt,
War es daß ihm die Fiſchkoſt nicht mehr ſchmeckt —
Genug, der Kater wurde freundlich angegangen
Ihn mit zu nehmen auf die Jagd
Um in der Scheune Mäuſe mit zu fangen.
„Wo denkſt Du hin? — haſt Du das wohl bedacht?
Wie wüßteſt Du Beſcheid in dieſem Fache?
Des Meiſters Hand nur fügt ſich jede Sache,

So ſagt ein alter Spruch gewiß mit Recht,
Ich glaube, Freundchen, Du beſtündeſt ſchlecht"
So äußerte der Kater ſein Bedenken.
„Ach wo! Gevatterchen, was fällt Dir ein,
Sprach hier der Hecht gar zuverſichtlich drein,
Die Maus, die wäre mir das rechte Wunderthier!
Wohl andren Jagdpreis ſchon gewann ich mir,
Selbſt Barſe, ſiehſt Du, wußten wir zu zwingen!"
„So ſei 's", ſchloß Hintze drauf „zu guter Stunde"!
„Laſſ' uns denn gehn"! — ſie gingen.
Zur Stelle waren ſie, die Jagd begann.
Dem Kater gings nach Wunſch auf ſeiner Jäger-Runde,
Erfreut in Weidmanns Heil, aß er ſich tüchtig ſatt;
Dann ſieht er nach dem andren Jägersmann.
Was der inzwiſchen wohl gewonnen hätte,
Der aber liegt kaum lebend noch an alter Stätte
Mit aufgeſperrtem Rachen, ſtierem Blick,
Die Kräfte hatten gänzlich ihm verſagt,
Die Ratten ihm die Floßen abgenagt.
Der Kater ſieht ſein trauriges Geſchick,
Wie wenig hier des Fiſches Kräfte reichen
Und ſchleppt für todt zurück ihn nach den Teichen!

Und ſo geſchah Dir Recht!
Die Lehre komme Dir zu ſtatten!
Sei künftig klüger, guter Hecht,
Und jage weiter keine Ratten!

Es mögen nun noch einige andere folgen, die in Rußland beſonders populär und beliebt, oder auch vorzugsweiſe charakteriſtiſch ſind. Zu den erſten gehören vor Allen:

Die Gänſe.

Ein langer, derber Bauersmann
Trieb ſeine Gänſ' zur Stadt,
Und wie die Wahrheit zu berichten hat,
Er that der Heerde wenig Ehre an.
Zum Markt ruft ihn die Hoffnung auf Gewinn
(Es werden ja wo's um Gewinn ſich handelt
Nicht Gänſe nur, auch Menſchen ſchlecht behandelt)
Ich table weiter nicht des Bauern Sinn. —
Die Gänſe ſelbſt beſprachen ſein Benehmen,
In andrem Geiſt; ſie klagten bitterlich
Dem Wandrer der da kam, und ließen ſich
In äußerſter Entrüſtung ſo vernehmen:

„Saht Ihr wohl Gänſe je in ſolchem Leiden?
Der Bauer droht und treibt uns mit dem Stabe,
Als ob gemeine Gänſ' er vor ſich habe,
Das Ungethüm weiß nicht zu unterſcheiden,
Weiß nicht wie er zu ehren uns verpflichtet,
Da wir, wie unſres Hauſes Ruhm berichtet,
Erlauchten Bluts, von jenen Gänſen ſtammen
Die Rom von dringender Gefahr befreit;
Ein eigner Ehrentag war ihnen dort geweiht!"
„Und darum wollt auch Ihr verherrlicht ſein?"
So fragt der Wandrer — „Unſre Ahnen" — „Ja!
Das iſt bekannt! doch jetzt wünſcht ich zu wiſſen,
Welch' hoher Thaten Ihr Euch ſelbſt befliſſen?" —
„Die Ahnen, Herr, die haben Rom geſchützt!"
— „Was? wieder ſchon? — Was habt Ihr ſelbſt vollbracht?" —
„Wir? — nichts!" — „Dann weiß ich nicht wozu ihr nützt;
Der Ahnen werde weiter nicht gedacht;
Sie ſind mit Recht geehrt nach ihren Thaten,
Ihr aber, Freunde, taugt nur eben noch zum Braten."

Leicht wär's die Fabel weiter auszulegen —
Doch könnte das der Gänſe Zorn erregen!

Das Kuckuk-Weibchen und die Taube.

Frau Kuckuk ſaß auf einem dürren Stamm
Und ließ gar manchen Klagelaut erſchallen;
Ein Täubchen ſprach ihr zu vom nahen Zweige:
„Sag', welchem Leid biſt Aermſte Du verfallen?
Dein Trauern rührt mich, in der That,
Drum ſag' was ſtörte Deiner Seele Frieden?
Iſt's etwa daß der Winter naht
Und Lenz und Liebe ſchieden?" —
„Urtheile ſelbſt ob ich mit Unrecht klage",
Erwiderte Frau Kuckuk tief betrübt:
„Du denkſt doch wohl der ſchönen Frühlingstage,
Die ich verlebte, liebend und geliebt;
Ich durfte Gattin, durft' mich Mutter nennen —
Und nun! — die Kinder wollen mich nicht kennen —
Welch' böſes Schickſal könnte bittrer ſein!
Kann ich wohl ohne Neid die Ente ſehn,
Traulich umgeben von den holden Kleinen,
Und wie der Henne Ruf die Küchelchen verſtehn,
Und willig um die Mutter ſich vereinen, —
Und ich ſteh' hier verlaſſen und allein!"
Das Täubchen ſprach: „Du thuſt mir leid von Herzen,
Was ich auch ſonſt davon gehört ſchon habe —

Der Kinder Undank! — das ſind ernſte Schmerzen!
Mich brächten ſie gar bald zu Grabe! —
So haſt Du alſo Kinder, gute Frau!
Doch ſage mir — erzähle recht genau:
Wann eigentlich, zu welcher Zeit im Jahr,
Haſt Du Dein Neſtchen ſorglich eingehegt?
Wann Deine liebe Brut heran gepflegt?
Ich muß geſtehn, ich wurd' es nie gewahr;
Ganz ſorgenfrei ſchienſt Du umher zu ſchweben,
Der Freude nur, dem Augenblick zu leben." —
„Das fehlte noch! daß ich die ſchönſten Tage,
Im Neſt verloren, nur der Jungen wegen!
Nein! fort! — nur fort mit all' der Eierplage!
In fremde Neſter wußt' ich ſie zu legen!" —
„Ja dann! Was für ein Recht haſt Du zu klagen,
Daß Dich die Kinder nicht im Herzen tragen?"
Mehr weiß das Täubchen darauf nicht zu ſagen.

Ihr Eltern! nehmt die Fabel Euch zur Lehre!
Der Kinder Undank will ich nicht entſchuld'gen;
Wenn ſie die Eltern nicht zu achten wiſſen,
Nicht lieben — das iſt immer ein Vergehn.
Doch, habt ihr ſelbſt ſie fern von Euch gehalten
Sie früh ſchon Miethlingshänden übergeben,
Mit welchem Recht wollt ihr darüber klagen,
Wenn ſie Euch fremd dann ſind im ſpäteren Leben!

Die Ameiſe.

Es war einſt eine Ameiſe mit unerhörter Rieſenkraft begabt, wie man niemals ſelbſt nicht in alter Zeit vernommen. Zwei Gerſtenkörner — (ſo ſagt ihr zuverläſſiger Biograph) vermochte ſie auf einmal fortzutragen; und was nun vollends Tapferkeit betrifft, da galt ſie für ein wahres Wunderweſen. Wo ſich ein Würmchen zeigt — ſie fällt darüber her und ſaugt ſich an ihm feſt! — Ja auf eine Spinne ſelbſt geht ſie ganz allein entſchloſſen los!

Durch ſolche Thaten gewann ſie denn auch ſolchen Ruhm, daß in ihrem heimathlichen Ameiſenhaufen faſt nur von ihr die Rede war.

Mir gilt unmäßiges Lob für unerfreulich und für Gift, doch dieſe Ameiſe war anderen Sinn's; ſie liebte ſolches Lob, beurtheilt' ſeinen Werth nach ihrer eigenen Einbildung von ſich — hielt für gegründet und für wahr, was man auch ſagte. Am Ende ſteigt das Lob ihr ſo zu Häupten, daß ſie darauf verfällt ſich in der Stadt zu zeigen, auch dort ihre Rieſenkräfte zur Schau zu ſtellen und die Welt in Erſtaunen zu ſetzen. Das

größte Fuder Heu weiß sie flink zu erklettern — und auf diesem hohen Sitze hält sie mit großem Pomp ihren feierlichen Einzug in die Stadt. Doch ach! was muß sie da erleben! welch' schwerer Schlag für ihren Stolz! — Sie erwartet, wie zu einer Feuersbrunst werde die ganze Stadt zusammenlaufen sie zu sehen —: doch niemand will sich um die Ameise bekümmern, ein jeder hat seine eigenen Geschäfte und treibt sein Wesen wie an jedem anderen Tage, als wäre eben nichts besonderes geschehen.

Die Ameise läßt es dabei nicht bewenden; sie sucht durch dies und das die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; sie ergreift ein Blättchen — sie schleppt es fort — sie hebt's, sie trägt es ganz allein! — Doch auch diese große That bleibt unbeachtet; auch jetzt wird niemand die Ameise gewahr!

Ermüdet und entmuthigt spricht sie zuletzt zum Hündchen, das bei dem Wagen wacht: „Ist es nicht wahr, mußt Du nicht auch gestehen, in wunderlichem Stumpfsinn ganz befangen, hat dieses euer Stadtvolk weder Sinn noch Auge! Wie ist es möglich nur daß niemand mich bemerkt, wie ich mich abgemüht auch habe schon seit einer Stunde — und doch daheim, in unserem Ameisenbau, da kennt mich Alles wohl und jeder weiß von meinen Thaten.

Doch schlich die Ameise beschämt nach Haus.

So glaubt wohl mancher — Genius, daß die ganze Welt von seinem Ruhme widerhallt in Wahrheit aber setzt er niemand in Erstaunen als — den engen Kreis des heimathlichen Ameisenbaus.

So ließen sich noch mehrere Fabeln als vorzugsweise charakteristisch und gelungen anführen wenn sie nur leichter wieder zu geben wären. Wir würden unter anderen eine „der Sack" überschriebene Fabel nennen.

Da ist von einem Sack aus schlechtem Zeug die Rede, der vernachlässigt in einem Winkel des Vorzimmers liegt. Es geht ihm schlecht, er wird mit Geringschätzung behandelt, selbst die niedrigsten Diener des Hauses wischen nicht selten die Füße an ihm ab.

Plötzlich aber kömmt dieser verachtete Sack zu hohen Ehren: er ist mit Dukaten angefüllt und sorgfältig verwahrt im eisen-beschlagenen, wohlverschlossenen Schrank. Der Hausherr selbst bezeigt ihm nun die größte Aufmerksamkeit, und wer irgend den Hausherrn besucht, führt das Gespräch gern auf den Sack um seiner mit schmeichelhaftem Lobe zu gedenken. Wer des Sacks ansichtig wird, der streichelt ihn gern bewundernd mit zarter

Hand. Da kömmt der Sack zu einer hohen Meinung von ſich ſelbſt; er dünkt ſich weiſe und erhaben; er ſpricht und urtheilt über Alles; er wird abſprechend. Dies und jenes iſt nicht wie es ſein ſollte, der und jener iſt ein arger Thor; dies und das wird böſe Folgen haben; und wenn er auch vollkommenen Unſinn ſpricht, daß jedem Verſtändigen die Ohren gellen — aufmerkſam und zuſtimmend hört alle Welt ihn an; denn die Leute haben unglücklicher Weiſe dieſen Fehler: ein Sack voll Dukaten iſt — was man auch ſagen mag — für ſie ſtets ein Gegenſtand hochachtender Bewunderung.

Blieb aber der Sack lange in ſolchen Ehren? — dauerte es lange daß ihm geſchmeichelt wurde, daß er für hochverſtändig galt?

Nachdem der letzte Ducaten herausgenommen war, wurde er wieder in die Ecke im Vorzimmer geworfen und es war weiter nicht die Rede von ihm.

Die Fabel ſoll niemanden kränken — ſo ſchließt Krylow —: doch, wieviel giebt es nicht ſolcher Säcke, unter Steuer-Pächtern und dergleichen Leuten, die einſt mit den Lakaien auf dem Fuß der Gleichheit verkehrten und jetzt — zu gleichem Antheil mit der Sünde reich geworden — vertraute Freunde ſind ſo mancher Fürſten und Grafen, und mit den vornehmen Herren, in deren Vorzimmer ſie ſich ſonſt nicht zu ſetzen wagten, gemüthlich und familiair ihre Partie Boſton ſpielen! — Es iſt fürwahr ein großes Ding um Millionen!

Doch, gute Freunde, ſeid nicht all zu ſtolz! Soll ich Euch in der Stille eine Wahrheit ſagen? — Um Gottes Willen hütet Euch vor einem Krach, es könnte Euch ſonſt ergehen wie dem Sack in der Fabel!

An der einen und der anderen dieſer Dichtungen Krylow's könnte man rügen, daß die Nutzanwendung doch etwas zu eng gefaßt iſt.

So wird in einer derſelben erzählt, wie ein Eber ſich von der Sauheerde fort auf den Herrenhof verliert; ſtracks ſucht er dort den Hinterhof auf, die Nähe der Ställe, den Düngerhaufen und die Abfälle der Küche; da wälzt er ſich mit unendlichem Behagen im tiefſten Unrath wonniglich herum, und kehrt am Ende heim zu ſeiner Heerde, mehr noch ein Schwein als je zuvor.

„Wie nun, mein Grunzerchen?“ fragt ihn der Hirt, „was haſt Du dort geſehen? Es geht ja, weißt Du, das Gerücht, daß bei den Reichen Alles von Corallen glänzt und Perlen — und daß im Hauſe ſtets ein Ding ſchöner iſt und reicher als das andere.“ —

„Ach, Unſinn! grunzt darauf der Eber „es iſt Unſinn was die Leute

ſprechen; ich habe da von Reichthum nichts geſehen; nichts als Unrath und Dünger — und doch habe ich wahrlich meinen Rüſſel nicht geſchont; den ganzen Hinterhof habe ich umgewühlt."

Die Moral der Fabel erwartet man natürlich gegen die beſchränkte und brutale Unbildung gewendet zu ſehen, der jedes Verſtändniß des Schönen unzugänglich bleibt. Da iſt man denn wohl überraſcht die Deutung auf tadelſüchtige Recenſenten beſchränkt zu ſehen.

Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß einige der Fabeln Krylows, die eine politiſche Tendenz verrathen, leicht falſch gedeutet werden könnte, wenn man ſich nicht Rechenſchaft davon zu geben wüßte, zu welcher Zeit und unter welchen Umſtänden ſie geſchrieben worden ſind. Das iſt namentlich auch in Beziehung auf die „Reiter und Pferd" überſchriebene der Fall.

Da iſt von einem trefflich zugerittenen Pferde die Rede, das der Stimme des Reiters verſtändig und willig gehorcht, ſo daß es einer Anwendung des Zügels kaum bedarf. Entzückt ruft eines Tages der Reiter aus „ein ſolches Pferd bedarf des Zügels nicht"! und ſtreift den Zaum ihm ab, indem er ſich in den Sattel ſchwingt.

Wie nun das Roß der Freiheit ſich bewußt wird, beſchleunigt es zunächſt nur leicht den Gang doch bald wirft es ſtolz das Haupt empor, ſchüttelt ſeine Mähnen, und ſpringt muthwillig umher, als ſei 's zur Luſt dem Reiter — dann aber wie mehr und mehr die Gewißheit der Ungebundenheit erwacht, kocht ihm das Blut, ſein Auge glüht — es hört auf des Reiters Stimme nicht mehr und rennt in wilder Jagd ohne Ziel über das Feld dahin. Mit bebender Hand ſucht nun der Reiter ihm den Zügel wieder anzulegen — da wirft das Roß den Reiter ab und findet dann ſelbſt ſein Ende in einem Abgrund in den es ſtürzt.

Der Reiter aber klagt: „mein armes Roß! ich ganz allein bin Schuld an Deinem traurigen Geſchick; hätt' ich den Zügel Dir nicht abgenommen, wie leicht und ſicher hätte ich Dich geführt"!

Zu allem Ueberfluß, wie man wohl ſagen kann, iſt die Moral hinzugefügt: „wie lockend auch die Freiheit ſcheinen mag — ſie iſt dem Volk verderblich, wenn ihr nicht mit Verſtand beſtimmte Gränzen gezogen ſind."

Leicht könnte man in dieſer Fabel eine Verherrlichung der conſervativen Politik ſehen, die auf den Congreſſen zu Laybach und Verona herrſchend in Europa wurde; beſonders wenn man ſie ſich während der letzten Regierungsjahre Alexander's I. oder unter dem Kaiſer Nicolaus geſchrieben denkt. Doch entgeht dem Leſer wohl nicht, daß die Schuld des Unheils, das ſich ergiebt, dem Reiter zugeſchrieben wird. Die Fabel

rührt aus der früheren Regierungs-Periode Alexander's her, und ist der Ausdruck einer national-russischen Opposition, gegen den Liberalismus gerichtet, dem der junge Kaiser damals huldigte, und der den Russen als ein Ergebniß seiner fremdländischen Erziehung, als etwas dem russischen Wesen fremdes, höchlich mißfiel — besonders auch, wie schon gesagt, weil dabei die Emancipation der Leibeigenen in unvermeidlicher Aussicht stand.

Derselben Zeit und derselben Stimmung gehört auch „der Koch und der Kater" an. Ein sehr, sehr gebildeter Koch, so erzählt diese Fabel, verläßt eines Tages seinen Feuerheerd, um in die Branntweinschenke zu gehen — denn er war ein gottesfürchtiger Mann und hatte an dem Tage die Jahres-Grabesfeier eines verstorbenen Gevattersmannes zu begehen — der Kater Waska soll inzwischen die siedenden und bratenden Speisen bewachen. Doch was muß der Koch sehen, als er von seiner Walfahrt, von der Erfüllung seiner idealen Pflichten zurückkehrt! — Auf dem Fußboden zerstreut die Rudera einer Pastete, und hinter einem Essig-Fäßchen halb verborgen den Kater, der an einem gebratenen Hühnchen zerrt und nagt. „O Waska! gefräßiger Bösewicht!" ruft nun der Koch in seiner Entrüstung aus: „schämst Du Dich vor den Wänden nicht, der Leute gar nicht zu gedenken!" Waska speist ruhig weiter an seinem Huhn — „als Muster-Kater wurdest Du bisher citirt — und nun ach! welche Schmach! — nun werden alle Nachbarn sagen, der Kater Waska ist ein Schelm, der Kater Waska ist ein Dieb; nicht die Küche nur, sogar den Hof muß man vor Waska hüten, wie den Schaafstall vor dem hungrigen Wolf!" Waska hört ruhig zu und speist. Der Rhetor Koch ergeht sich in der Rede Strom, und findet kein Ende der erhabenen Ermahnung. Doch was ergiebt sich? — Dieweil er declamirt, hat Kater Waska den ganzen Braten verspeist.

Ich aber würde dem einen und dem anderen Koch wohl sagen, er solle sich hinter das Ohr schreiben, daß man nicht unnütz schöne Reden halten muß, wo sich's gehört, die Herrscher-Macht zu brauchen. — —

Das milde, in den Augen der Russen empfindsam schwache und verkehrte Regiment des Kaisers Alexander wird hier verspottet. Der „hochgebildete" Koch, der über ideale Interessen, d. h. wie man die Sache verstand, über unnütze Liebhabereien das Nächste und Nothwendigste versäumt, und dann schöne Reden halten will, wo der Gebrauch der Peitsche am rechten Ort gewesen wäre, ist natürlich der Kaiser selber.

Wie sich von selbst versteht, werden die öffentlichen Zustände Rußlands auch nach anderen Richtungen hin nicht verschont, und da das damalige Beamtenthum in der That sehr viele und sehr arge Blößen gab, so beschäftigte sich Krylow nicht selten in seiner gutmüthigen und doch

treffenden Weiſe mit dieſer Genoſſenſchaft. Unter den Fabeln, die ſich auf ſie und ihre Schwächen beziehen, iſt wohl „der Stein und das Würmchen“ die harmloſeſte.

Der Stein ärgert ſich darüber, daß die Leute ſich des Regens freuen; was für ein Weſens machen ſie mit ihm! ſie haben ihn erwartet und feiern ihn wie einen lieben Gaſt — und was hat er Großes gethan? — zwei, drei Stunden iſt er höchſtens in Gang geblieben! Da ſollten die Leute ſich doch eher nach mir umthun! — Seit Menſchenaltern bin ich da; ſtill, immer anſpruchslos lieg ich ſtets ruhig da wo man mich hin wirft — und doch hab' ich noch nie ein Wort der Anerkennung und des Danks vernommen! Nicht ohne Urſach, wahrlich, wird die Welt getadelt! — es giebt keine Gerechtigkeit in ihr!“

„Sei ruhig“, ruft ihm ein Würmchen zu, „hat auch der Regen nur kurze Zeit gewährt, ſo hat er doch die durſtige Erde erfriſchend in reichem Maß getränkt, und die Hoffnungen des Landmanns neu belebt — Du aber biſt der Erde nur eine unnütze Laſt!“ —

So rühmt ſich mancher wohl, daß er dem Staat ſchon vierzig Jahre dient — doch Nutzen hat er nicht mehr geſchafft, als ſolch' ein Stein!

Bittrer iſt „die Schaafe und die Hunde.“ — Um eine Heerde vor den Wölfen zu ſichern, wurde beſchloſſen, die Zahl der Hunde zu vermehren. Und wie erging es da? — Der Hunde wurden bald ſo viele, daß die Heerde vor Wölfen allerdings vollkommen ſicher war. Doch Hunde wollen auch leben und müſſen was zu freſſen haben! Erſt ging es an die Wolle, dann nach dem Loos auch an das Fell der Schaafe — die Heerde wird zuſehens kleiner, und als der Schaafe nur noch fünf oder ſechſe waren — fraßen die Hunde die auch noch auf. — Krylow hält es nicht für nöthig, oder nicht für gerathen, eine Moral hinzuzufügen.

Den wundeſten Punkt berührt eine andere „die Bauern und der Strom“ benannte Fabel. Sie erzählt von Bauern, denen Bäche und Bächlein durch Ueberſchwemmungen vielfachen Schaden thun. Die Bauern verlieren endlich die Geduld, und entſchließen ſich, bei dem Strom, in den all die ſchadenthuenden Gewäſſer ſich ergießen, Beſchwerde zu führen und ihr Recht zu ſuchen. Es fehlte nicht an Stoff zu klagendem Bericht: Hier iſt die Ernte weggeſchwemmt — dort eine Mühle fortgeriſſen — Vieh iſt ertrunken ohne Zahl. Der Strom, obgleich ſo waſſerreich und groß, fließt ruhig ſtets dahin; ſo urtheilen die Bauern unter ſich: große Städte erheben ſich an ſeinem Ufer, niemals hört man, daß er dergleichen Unfug treibt, er wird uns ſicher unſer Recht gewähren.

Doch wie ſie dem Ufer nahen, gewahren ſie gar bald, daß wohl die Hälfte ihres verlorenen Guts den Strom hinabſchwimmt, von allen Bächen

dem Hauptstrom zugetragen. Die Bauern halten an, wechseln bedeutungsvolle Blicke untereinander — und ohne sich weiter im vergeblichen Bemühen abzuplagen, kehren sie um und gehen nach Haus. Auf dem Rückweg wird nur die Bemerkung laut: gegen die untergeordneten Mächte ist gewiß da kein Recht zu finden, wo sie ihren Gewinn mit den höheren theilen.

Charakteristisch für gewisse russische Zustände, und die Art, wie sie von denjenigen Russen beurtheilt wurden, die, wie Krylow, ganz auf dem Boden heimathlicher Anschauungen standen, ist auch eine seiner frühsten „die Musikanten" überschriebene Fabel.

Ein Landedelmann ladet seinen Nachbar ein zum Mahl; — und zwar hat er für diesmal eine besondere Absicht dabei. Er liebt Musik, und hat aus Leibeigenen einen Sänger-Chor gebildet, den soll der Nachbar hören.

Die Burschen singen los, der so, der anders, mit aller Grundgewalt gesunder tüchtiger Lungen. Dem Gast wirbelt's im Kopf — „Schone meiner" bittet er, „Dein Chor kräht unerträglich falsch!" — „Das ist wohl wahr" räumt der Hausherr bescheiden ein, „die Leute gerathen mitunter ein wenig in die Irre — dafür aber sind sie auch alle von vorzüglicher Aufführung; keiner von ihnen führt je starke Getränke an die Lippen!"

„Ich aber" — fügt Krylow in eigener Person hinzu — „ich aber sage, saufe lieber, doch versteh Dein Handwerk."

Th. v. Bernhardi.

Karl Lachmann.

Kleinere Schriften von Karl Lachmann.

I. Zur deutſchen Philologie, herausgegeben von Karl Müllenhoff. II. Zur claſſiſchen Philologie, herausgegeben von J. Vahlen. Berlin, 1876. G. Reimer.

Durch die beiden vorliegenden Bände geht allen, welche in deutſcher oder claſſiſcher Philologie auf Lachmanns Spuren wandeln, ein lange vergeblich gehegter Wunſch endlich in Erfüllung. Moriz Haupt, von dem wir die Sammluug erwarteten, ſtarb dahin, ohne ſeine Abſicht ausgeführt zu haben. Jetzt verdienen ſich Müllenhoff und Vahlen dadurch unſeren Dank.

Was der Philologe den Philologen über das Buch zu ſagen hätte, gehört nicht hierher. Aber da ich vor Jahren in dieſen Blättern (Bd. XVI. S. 23 ff.) eine kurze Charakteriſtik Lachmanns verſuchte, ſo mag es mir vergönnt ſein, aus den vorliegenden Materialien das Porträt mit einigen Zügen zu bereichern.

Lachmann iſt im Jahre 1851 geſtorben, aber er lebt auf die wunderbarſte Weiſe unter uns fort. Er wird geliebt und gehaßt wie ein gegenwärtiger und wirkender. Wer gegen Jacob Grimm polemiſirt, der thut es mit dem Reſpect und mit der Seelenruhe, als ob er einem alten griechiſchen Weiſen gegenüberſtünde, dem es ganz gleichgiltig ſein könnte, was wir heutigen kleinen Menſchen über ihn dächten. Wer gegen Lachmann polemiſirt, der ſetzt ſich ſofort in die Poſitur des geſinnungstüchtigen und unentwegten Kämpfers; und wenn es ſich um beſonders ſtarke Fälle handelt, wo Haupthiebe ertheilt werden, ſo ſtellt man dem jungen Helden das Zeugnis aus, daß er den Stier bei den Hörnern gefaßt habe. Ueber Lachmann reden die Abgünſtigen ſtets ſo, als ob er lächelnd dabeiſtünde und vorausſichtlich keine Antwort geben würde, durch ſein bloßes überlegenes Lächeln aber doch das ganze Publikum auf ſeine Seite ziehen könnte. Man ereifert ſich gegen ihn, etwa wie ein Abgeordneter der entſchiedenſten Minorität gegen einen mächtigen und populären Miniſter, der unterdeſſen die Zeitung lieſt oder gemüthlich mit ſeinen Collegen plaudert.

Wie kommt es, daß man einem ausgezeichneten Gelehrten nicht die wohlverdiente Grabesruhe gönnt? daß man ihm gleichsam nach seinem Tode noch das undankbare Amt eines verantwortlichen Ministers der Philologie in Deutschland aufnöthigen möchte?

Die merkwürdige Erscheinung wird wol verschiedene Gründe haben. Der Hauptgrund liegt jedenfalls in Lachmanns eigener Persönlichkeit. Er imponirt durchaus. Er hat etwas vornehm abgeschlossenes; dabei etwas erschreckend makelloses. Man traut ihm wenig Erbarmen zu, wenig Nachsicht mit fremden wie eigenen Fehlern. Man fürchtet ihn, auch wenn man ihn liebt. Ein philologischer Nachwüchsling kann vor ihm einen Schrecken bekommen, wie ein sündiger Enkel, der sich plötzlich vor dem Bilde eines tugendhaften gestrengen Ahnen sieht. Lachmann hat eine sichere stolze Art, diese oder jene mögliche Ansicht ohne Angabe von Gründen als „ungereimt" oder „verkehrt" zu bezeichnen, daß man nicht nachträglich derjenige sein möchte, dem es gilt.

Stolz aber ist eine Eigenschaft, die nie vergeben wird. Auch ein Todter muß den Haß aller derer dulden, welche ihm zutrauen, daß er sie im Leben achtungslos behandelt haben würde. Und Lachmanns Stolz wirkt darum so erregend, weil man ihn nicht etwa auf Herrschsucht oder andere unlautere Motive zurückführen kann. Es war ihm heiliger Ernst um die Wahrheit. Auch seine erbittertsten Gegner werden ihm im Innersten ihres Herzens nicht leichtsinnige Behauptungen zutrauen. Jedes Wort, das aus seiner Feder kommt, macht den Eindruck des Echten, des mühsam Erworbenen und aus einer starken Ueberzeugung Geflossenen. Er ist kein Gegner der mit einer leichten Handbewegung beseitigt wird; und wer sich an ihm vorbeidrücken möchte, der fürchtet, daß er gewaltig hinterdrein kommen könnte.

Die in den vorliegenden Bänden wieder abgedruckten Recensionen zeigen ihn manchmal entsetzlich streng. Aber überall merkt man das gewissenhafteste Streben nach Gerechtigkeit. Einem offenbar unsympathischen Manne wie v. d. Hagen zollt er die Achtung, die er ihm schuldig zu sein glaubt. Den offenbar sympathischen Koberstein und Rosenkranz sagt er schonungslos die Wahrheit. Selbst das grausame Strafgericht über Mone hat einen versöhnlichen Schluß, der den Betroffenen selbst überzeugen konnte, daß nicht persönliche Animosität wider ihn zu Felde liege, sondern Eifer für die Sache. Ganz ebenso finden wir ihn in den Schriften zur classischen Philologie, namentlich in den herrlichen Tibull-Recensionen, welche überhaupt einige der feinsten Seiten seines Wesens enthüllen.

Ich enthalte mich nicht, eine Stelle anzuführen, worin der Cultus der scheinlosen Wahrheit ebenso entschieden zu Worte kommt, wie sein leb-

haſter Patriotismus. Er redet auf Anlaß einer franzöſiſchen Ueberſetzung des Tibull über den geſunkenen Geſchmack des franzöſiſchen Volkes (Bd. II. S. 142): „Das reine Gefühl für das Große und Schöne, das in ihm noch war, haben die Greueltage des Freiheitsſchwindels erſtickt. Die Wiſſenſchaft iſt untergegangen und der Charakter hat ſich von Grund aus umgewandelt. In dem harten Joche gerechter Sklaverei verlernte nicht nur das entartete Geſchlecht die Sprache der Wahrheit und der Natur vollends, ſondern es kam auch ſogar dahin, ſie aus Ueberzeugung zu verhöhnen. Der leere Sinnenkitzel, den man durch immer neue Mittel in ihm zu erhalten ſuchte, um es über ſein politiſches Elend zu verblenden, iſt ihm der Abgott geworden. Schreibet in edler Einfalt: man lieſt euch nicht; verſteht ihr aber in den Schwall hochtrabender, aufs höchſte geputzter Redensarten ſpielenden Witz, ſcharfe Gegenſätze, glänzende Bilder, auserleſene Spitzfindigkeiten einzukleiden: ihr ſeid ein Schriftſteller von gutem Geſchmacke. Doch ſprechen ſie noch, die Dummſtolzen, von Griechen und Römern, aber nicht ein Theilchen des römiſchen und griechiſchen Geiſtes iſt unter ihnen verbreitet; ſie kennen nicht einmal die Werke, die nach dem Willen des Schickſals das Palladium aller wahren geiſtigen Cultur ewig ſein ſollen.“

Durch die letzten Worte legt Lachmann zugleich ein Zeugnis ab für die äſthetiſche Geſinnung, mit welcher die Begründer der altdeutſchen Philologie an ihre Aufgabe gingen. Sie waren weit entfernt von jener dünkelhaften Ueberſchätzung des heimiſchen Alterthums, zu welcher man die Gegenwart verführen möchte.

Die angeführte Stelle iſt 1816 geſchrieben*): 1815 ſtand Lachmann gegen Napoleon zu Felde, und das erklärt den leidenſchaftlichen Ton. Sachlich war das nationale Selbſtgefühl der Deutſchen damals berechtigt: heute wäre es Ueberhebung. Man leſe wie Lachmann S. 124 über Voſſens Verdienſte um die deutſche Metrik ſpricht, die bereits übertroffen ſeien: „In wenigen Jahren haben wir Deutſche bedeutende Fortſchritte in der Ausbildung unſeres Zeitmaßes und in der Vervollkommnung unſerer ganzen Verskunſt gemacht. Das Ohr iſt feiner geworden und erträgt nicht mehr, was es vor einem Jahrzehnd ertrug. Es bedarf nur noch eines Schrittes, nur noch des Vorganges eines großen Meiſterwerkes, und unſere deutſche Zeitmeſſung iſt für alle Jahrhunderte geregelt.“ Ach die ſeligen Zeiten, in denen man ſolche Hoffnungen hegte, in denen die deutſche Verskunſt eine ernſte und wichtige Angelegenheit war, um die ſich ernſthafte gelehrte und gebildete Männer ſorglich bemühten. Wer denkt jetzt

*) Allerdings erſt 1826 gedruckt, ſ. M. Hertz, Karl Lachmann, Beilagen S. XXXI. Anm.

noch an deutſche Verskunſt! Und wie ſchlecht ſind die deutſchen Verſe geworden! Wenige wiſſens und fühlens, und den meiſten von ihnen iſt es gleichgiltig. Vielleicht, weil doch nun das Sinken des deutſchen Geſchmackes auf Einem Gebiete vor Augen liegt, vielleicht beſinnt man ſich, daß der Geſchmack in allen Künſten ſolidariſch iſt; daß man nicht die brodloſen Künſte vernachläſſigen darf, wenn man die brodeinbringenden heben will; und daß die Grundlage eines geläuterten Geſchmackes die claſſiſche Bildung iſt. Die claſſiſche, die griechiſche Bildung, d. h. der Sinn für die unſchuldige Schönheit der helleniſchen Dichtung und Kunſt; nicht, was jetzt auf unſeren Gymnaſien mehr und mehr ſich ausbreitet, die Aneignung todter Kenntniſſe von griechiſcher Sprache, Literatur, Geſchichte und Alterthümern, das Tractiren der Grammatik als Selbſtzweck, dieſes ganze äußerliche Treiben, das uns die Philologie eskamotiren möchte, um die Sprachwiſſenſchaft an ihre Stelle zu ſetzen: ſo daß die Philologie ihre Heimat bald nur noch in den Hörſälen der Archäologen haben wird.

Mit welcher Feinheit redet Lachmann S. 155, 156 über die Auslegung lateiniſcher Gedichte! Er unterſcheidet ſeine Weiſe von der ſeines Freundes Diſſen: er laſſe anfangs das Kunſtgefühl walten, Diſſen den Kunſtverſtand. Und wie bewährt er dieſes Kunſtgefühl ſogleich! Die Uebung kunſtmäßiger Interpretation ſcheint mehr und mehr aus der Mode zu kommen, und das Kunſtgefühl wird ebenſo wenig gepflegt wie der Kunſtverſtand, wenn ich nach den Erfahrungen urtheilen darf, welche ich Jahr für Jahr über die Unfähigkeit akademiſch gebildeter junger Männer mache, auch nur das einfachſte deutſche Gedicht angemeſſen und ſinnvoll zu erklären.

Lachmann hat ſchriftlich nur einige wenige bedeutende Proben ſeiner Interpretationskunſt gegeben. Er beſaß die wichtigſte Vorbedingung dazu in hohem Maße: den hingebenden, weichen, anſchmiegſamen, ehrfürchtigen Sinn. Das philologiſche Talent entſpringt aus der Tiefe ſeines menſchlichen Charakters.

Man hat darüber geſpottet, daß in der trefflichen Biographie Lachmanns von Martin Hertz das Wort „ſittlich“ ſo oft vorkomme. Es entſpricht dies aber durchaus Lachmanns eigener Art, Menſchen und menſchliche Leiſtungen zu beurtheilen. Das vorliegende Buch iſt voll von Zeugniſſen dafür. Der „Eifer für die Wahrheit und wider den Schein“ durchzieht ſchon die früheſten Recenſionen, wie er nachher in der Vorrede zum Iwein als die höchſte Forderung an den Gelehrten auftritt. Immer ſind es ſittliche Eigenſchaften, die Lachmann rühmt oder die er vermißt. Harte Worte fallen gegen das „blinde Rathen“, gegen den „ſogenannten Scharfſinn, der ohne Fleiß und Streben nach Wahrheit mit trüglichem

Schein prunket". Auch die Bezeichnung „unredlich" scheut er gelegentlich nicht. Das „Opfer der strengsten Arbeit" fordert er von einem Herausgeber des Nibelungenliedes. „Fehler — sagt er — wollen wir uns alle, denke ich, gerne nachweisen lassen, aber nicht Trägheit und Anmaßung. Gott erlöse uns von denen, die es blos gut meinen und weder Gutes thun noch gut thun wollen." Es liegt ein furchtbarer Ernst in Aeußerungen wie diese: „Darum ist es Pflicht der Redlichen, jedem Unfuge zu steuern, die Mitlebenden vor dem Fluche der Nachwelt zu warnen, der wir, durch unnützes verkehrtes Treiben, die Arbeit, die uns befohlen war, aufladen." Oder diese: „Die Achtung der Edlen ist, auch ohne Lobpreisen, zu gewinnen durch Tüchtigkeit; die Achtung des Pöbels erwirbt man durch unabläßiges Schreien, Großthun und scheinbar geistreiches Wesen." Auch sein Haß gegen die Symbolik und ihre Mythendeutung nimmt eine sittliche Wendung: „Beklagenswerth ist, wer in gutem Glauben auf solchen Abwegen der Forschung irrt, aber wehe, wer sich hochmüthige Sicherheit und trügliche Künste zu Begleiterinnen wählt! Ihn treffe Verachtung, bis er der schnöden Gesellschaft Urlaub gibt und umkehrt zu Wahrheit und Redlichkeit."

Ich kann sehr gut verstehen, wie Lachmann zu solchen Aeußerungen gekommen ist. Aber ich bedaure, daß er sie nicht unterdrückte. Er hat dadurch ein Vorbild gegeben, das leicht zur Ungerechtigkeit verführen kann. Wer sehr starke, in gewissenhafter schwerer Arbeit errungene Ueberzeugungen besitzt, wird nur zu leicht geneigt sein, einem widerstrebenden Gegner das schlimmste zuzutrauen, was man einem Gelehrten nachsagen kann, daß er gegen eigenes besseres Wissen der Wahrheit nicht die Ehre geben wolle. Und doch wird dieser Fall, wie ich glaube, in Wirklichkeit sehr selten vorkommen. Meist sind mangelhafte Bildung oder Methode, geringer Verstand, uncontrolirte Vorurteile und unbewußter Einfluß der Eigenliebe, der persönlichen Zu- und Abneigung vollkommen ausreichende und sogar überwiegend wahrscheinliche Erklärungsgründe für solche Phänomene. Ich würde bei einem obstinaten Gegner niemals bösen Willen voraussetzen, um nicht seinem Verstande zu viel Ehre zu erweisen. Und sich über schlechte Leistungen sittlich ereifern, mag in vielen Fällen sehr natürlich sein, in den meisten ist es sehr unklug, weil dann ein geschickter Widersacher sofort und mit Erfolg das Publikum an den höchst bestreitbaren aber stets wirkungsvollen Satz erinnern kann: „Wer heftig wird, hat Unrecht."

Ich glaube nun, daß Lachmann wiederholt in seinen Beurteilungen sittliche Begriffe angewendet hat, wo sie nicht hingehören, daß er Trägheit und Arbeitsscheu zu finden glaubte, wo nur ungeschulte Vielthätigkeit; Eitelkeit und Prahlerei, wo nur regelloses Phantasiren vorlag.

Es kann noch heute einem unverdroſſenen und beſcheidenen Forſcher begegnen, daß in einer erregten Stunde die Wolken, die uns umhüllen, wie von ſelbſt zu zerreißen ſcheinen und daß er auf einen Blick die tiefſten Geheimniſſe zu erfaſſen meint: voll Begeiſterung theilt er ſeine Entdeckungen mit: und über Jahr und Tag ſtellt ſich heraus, daß Alles oder Vieles Täuſchung war. Wie leicht mußten junge ſtrebſame Gelehrte ſolchen Gefahren unterliegen in den Tagen der intuitiven Methode! Die Welt iſt voll Räthſel: ſollte zu ihrer Löſung die ehrliche Arbeit allein genügen? ſollte nicht manchmal ein glücklicher Moment und verwegenes Rathen mehr dabei helfen? Lachmann würde das gewiß nicht in Abrede ſtellen, plötzliche Erleuchtungen haben auch ihm den Weg gewieſen, wie jedem großen Gelehrten. Aber er wußte, daß wir nicht fliegen können, daß viele ſcheinbar ebene Wege in den Sumpf führen und daß nur ruhig zähe Ausdauer, die ſich ſelbſtlos und zielbewußt durch das Geſtrüpp durcharbeitet, jene Erleuchtungen wahrhaft nutzbringend machen kann. Dieſe Erkenntnis verlangte er von allen ſeinen Fachgenoſſen auch. Aber wenn ſie irgendwo fehlte, in einer Zeit wiſſenſchaftlicher Gährungen und Neubildungen irgend einem Anfänger fehlte: brauchte er darin mehr zu ſehen als eben Mangel der Erkenntnis?

Daß Lachmann dabei nicht hochmüthig war, daß er nicht ſeine Art die Dinge zu behandeln für allein berechtigt hielt, dafür gibt es mehr als einen Beweis. Stets hat er mit Bewunderung und Verehrung zu Jacob Grimm aufgeblickt, der den Muth des Fehlens zu den Tugenden des Gelehrten rechnete. Achtungsvoll hat er ſich mit Gervinus auseinandergeſetzt, über den heute allerlei kleine Leute theils vom philologiſchen theils vom literariſchen Standpunkte, ihrer eigenen Trefflichkeit froh, mit überlegener Miene geringſchätzig zu reden wagen. Die ſchuldige Anerkennung zollt er auch dem Freiherrn von Laßberg und vertheidigt dem Andersgeſinnten gegenüber ſeine textkritiſchen Leiſtungen, als ob er dafür Nachſicht brauchte. Ueber den Dilettantismus ſpricht er ein gerechtes Wort, das ſich von dem „Kampf gegen den Dilettantismus", den heute die Halbgelehrten und Handlanger mit vielem Pochen auf echte Wiſſenſchaftlichkeit zu ihrer eigenen Erbauung führen, vortheilhaft unterſcheidet. „Uns ſind auch bloße Liebhaber ſehr willkommen — erklärt er — wenn ſie beſcheiden Einzelnes bemerken, wenn ſie Hilfsmittel aus Handſchriften oder aus entlegneren Fächern der Gelehrſamkeit zutragen."

Soll dieſe mildere Auffaſſung, die jedem ſein Recht gibt, nur dem guten Willen des Urteilenden überlaſſen bleiben? Sollte es nicht möglich ſein, dafür allgemeine Grundſätze aufzuſtellen? Daß unſer Recenſirweſen nicht in Blüte ſteht, iſt bekannt. Wenn man eine objective Analyſe

deutſcher Bücher zu leſen wünſcht, ſo muß man ſie oft in der Pariſer Revue critique ſuchen. Niemand kann wiſſenſchaftliche Bücher kritiſiren, wenn er nicht von einem Idealbilde des Gelehrten ausgeht, woran er den einzelnen Mann und die einzelne Leiſtung mißt. Aber unſere Recenſenten conſtruiren ſich ihr Ideal meiſt ganz roh und naiv nach ihren eigenen, vielleicht ſehr geringen Fähigkeiten. Worin ſie ſelbſt ſich ſtark glauben, das verlangen ſie von andern; worin ſie ſelbſt ſich ſchwach fühlen, das erklären ſie für unnöthig oder verkehrt. Ein wiſſenſchaftlicher Handwerker, der ſich mühſam die vorhandenen und erlernbaren Kunſtgriffe und Methoden angeeignet hat, wird wenig Verſtändnis dafür beſitzen, wenn jemand dieſe Methoden zu erweitern ſucht. Ein roher Empiriker wird über metaphyſiſche Träumereien klagen, wenn jemand über den Wuſt einzelner Thatſachen hinaus nach Generaliſationen ſtrebt. Ein ſchwerfälliger oder geſchmackloſer Fach-Scribent wird denjenigen für einen „Journaliſten" erklären, der die Reſultate ſeiner Forſchungen allgemein verſtändlich darſtellt.

Jeder Beruf hat ſeine Special-Ethik. Auch für den Gelehrten gibt es eine beſondere Güter- und Pflichtenlehre. Fleiß und Wahrheitsliebe, die Lachmann immer betont, ſind allerdings nothwendig. Aber ſie ſind Pflichten ſo elementarer Natur, wie die Gebote „du ſollſt nicht tödten" und „du ſollſt nicht ſtehlen". Näher ſtreift Lachmann an die Forderungen, die ich meine, wenn er von der Arbeit ſpricht, „die uns befohlen war". Jede Generation, jede Zeit hat ihre beſonderen Aufgaben, und aus der Vergleichung dieſer Aufgaben mit der individuellen Leiſtungsfähigkeit ergeben ſich die Pflichten des Einzelnen. Wer ſich in einer leitenden Stellung befindet und diejenigen, auf die er Einfluß hat, zu falſchen Aufgaben verlockt, der lädt eine ſchwere Verantwortung auf ſich. Aber auch wer ſelbſt nur treibt, wozu er gerade Luſt hat, was ihm gerade Spaß macht, der iſt ein Egoiſt und verſäumt ſeine Pflicht gegen die Wiſſenſchaft. Es gibt eine Rangordnung unter den Problemen, und wer die höheren, für die er begabt iſt, bei Seite läßt, um ſich an den niedrigen wohlfeile Lorbeeren zu ſichern, der iſt nicht beſcheiden, ſondern ein Verſchwender des ihm anvertrauten Gutes oder ein Feigling. Auch Fragen, wie die, ob es unter Umſtänden erlaubt oder geboten ſei, Reſultate ohne Beweis zu publiciren, oder unfertige Unterſuchungen der öffentlichen Prüfung zu unterwerfen, oder blos Probleme zu ſtellen, oder auf andere Weiſe die Fachgenoſſen anzuregen anſtatt direct die Wiſſenſchaft durch neue Wahrheiten zu bereichern, — alle ſolche Fragen ſind einer allgemeinen Erörterung fähig, die Entſcheidung aber kann nur aus dem jeweiligen Stande der Wiſſenſchaft entnommen werden.

Die großen Begründer der deutſchen Philologie, Jacob Grimm,

Wilhelm Grimm, Benecke, Lachmann, haben ihre Pflicht auf bewunderungswürdige Weise erfüllt. Jeder hat das seinen Kräften angemessene Gebiet gefunden und den Nachfolgern ein mächtiges Stück vorgearbeitet. Haben die Nachfolger ihrerseits nichts versäumt?

Ich müßte weit ausholen, um diese Frage zu beantworten. Aber ich kann mir nicht denken, daß alles in Ordnung ist, wenn über einen Gelehrten, wie Lachmann, die Ansichten so weit auseinandergehen, daß er von der einen Seite als der Begründer der altdeutschen Textkritik und Metrik verehrt wird, dessen Editionen als schwer erreichbare Muster gelten, während ihm die andere Seite auf allen wesentlichen Punkten Irrthümer, Willkür, falsche Methode und falsche Resultate nachweisen zu können glaubt. Wenn ein solcher Streit unentschieden schwebt, so muß die Entscheidung wohl auf einem Gebiete liegen, das man noch nicht betreten hat, und das auch mit der gewöhnlichen Routine gar nicht zu erreichen ist. In der That sind alle Streitfragen, welche wir jetzt mit Lachmann's Namen vorzugsweise verknüpft sehen, ganz allgemeiner Natur und keineswegs der classischen oder deutschen Philologie eigenthümlich. Die Entscheidung über die höhere Kritik der homerischen Gedichte oder des Nibelungenliedes liegt in der vergleichenden Poetik, welche die Natur des Epos und die Natur dichterischer Production überhaupt zu untersuchen hat. Die Entscheidung über die Methode der Textkritik liegt in einer Untersuchung, welche die in der Ueberlieferung literarischer Werke möglichen und nachweisbaren Veränderungen auf Gesetze zurückführt und diesen Gesetzen gemäß das vermuthlich Entstellte von dem vermuthlich Echten abzusondern versucht. In beiden Fällen aber ist es nothwendig, sich über die sogenannte exacte Feststellung einzelner Thatsachen zu erheben und etwas mehr philosophische Neigungen mitzubringen, als unter den Philologen jetzt üblich ist. Sollte es nicht auch zu der Berufsmoral des Gelehrten gehören, daß er über die Berechtigung der Methoden theoretisch im Klaren sei, mit denen er zu arbeiten versucht? Die Forderung wird innerhalb der Geisteswissenschaften so selten erhoben, daß es dem Einzelnen kaum zum Vorwurfe gereichen kann, wenn er ihr nicht genügt. Hierin auf Besserung hinzuwirken, Lachmann's Methode theoretisch auszubilden oder umzubilden, das weiße Blatt endlich zu füllen, welches die Logik und Wissenschaftslehre für uns offen hält, das wäre die schönste und würdigste Art, Lachmann's Gedächtniß zu feiern.

Straßburg, 11. November 1876. Wilhelm Scherer.

Die Provinz Poſen und die neue Kreisordnung.

1.

Unſer Kronprinz ſagte einmal in einer Rede bei Gelegenheit einer landwirthſchaftlichen Ausſtellung zu Bromberg im Jahre 1868; „Ich trinke auf das Wohl der Provinz Poſen, welche unſerem Herzen ſo nahe liegt“, und würdigte mit dieſen Worten ebenſo die Bedeutung der geographiſchen Lage der Provinz, welche ſich zwiſchen Preußen und Schleſien hindurch bis an die Mark und in die Nähe der Reichshauptſtadt keilartig hineinſchiebt, als die Bande preußiſcher Treue, welche auch dieſes Land mit dem preußiſchen Königshauſe verketten. Es iſt einleuchtend, wie viel davon abhängt, daß ein ſolches Grenzland kein fremdartiger Beſtandtheil, kein feindlicher auseinander treibender Keil, ſondern ein gleichartiges, die benachbarten Provinzen innig verbindendes Glied des Ganzen, d. h. alſo ein durch und durch preußiſches Land ſei. Was hieran noch fehlt zu ergänzen iſt eine ebenſo ſchwierige als wichtige Aufgabe der Landesverwaltung, welche hiermit der Landesvertheidigung bei der Sicherung der Unverletzlichkeit der Landesgrenzen in die Hände zu arbeiten hat. Politiſche Unruhen, welche in Ruſſiſch-Polen oder in Galizien ausgebrochen, auch wohl zu hellen Flammen aufgeſchlagen ſind, haben in der Provinz Poſen ſtets mindeſtens heftig nachgezittert, Gährung, Unfrieden, Unheil mancherlei Art herbeigeführt. Ein großer Theil der Bevölkerung dieſer Provinz ſteht unter Einflüſſen, welche keineswegs im Herzen des preußiſchen Vaterlandes, ſondern im Gegenſatz hierzu in den genannten ruſſiſchen oder öſterreichiſchen Landestheilen, auch wohl in Rom oder Paris ihren Ausgang haben. Daß dieſe Fäden zerſchnitten oder doch unſchädlich gemacht werden müſſen, daß der Boden verſchwinden muß, auf dem ſie Fühlung finden und haften können, das unterliegt keiner Frage, dagegen erſcheint die Frage, wie dies zu erreichen und zu beſchleunigen, gerade jetzt doppelt berechtigt, wo eine das weite Gebiet der ſtaatlichen und kommunalen Landesverwaltung reorganiſirende Geſetzgebung auf die ganze übrige Oſthälfte des Staates

ausgedehnt worden ist, die Provinz Posen aber allein davon ausgeschlossen bleiben mußte. Nur aus der richtigen Anschauung und Beurtheilung der Zustände, welche thatsächlich in dieser Provinz bestehen und aus der klaren Erkenntniß der Ziele, welchen zugestrebt werden muß, wird sich folgerecht ergeben können, was hier zu thun ist; die Erfahrungen, welche bereits mit der neuen Kreisordnung und den zugehörigen Gesetzen in anderen, zumal benachbarten, verwandten Landestheilen gemacht worden sind, bieten eine werthvolle Hilfe. —

Für die Aufgaben der preußischen Verwaltung in der Provinz Posen bestehen bis auf den heutigen Tag die Hauptschwierigkeiten in der Armuth des Landes, der polnischen Agitation und den konfessionellen Gegensätzen. Es ist nothwendig sich zu vergegenwärtigen, daß es sich um ein sehr armes Land handelt, dessen Handel unbedeutend, dessen Industrie in den Uranfängen, dessen Landwirthschaft zwar vorgeschritten, dessen großer so wie kleiner Grundbesitz aber überverschuldet ist. Das letzte Jahrzehnt hat viel gethan, um das in früheren Zeiten zur materiellen Hebung des Landes Versäumte nachzuholen. Der Bau von Eisenbahnen und die Besserung der Kreditverhältnisse hat die Aussichten wesentlich gebessert, aber die Kapitalarmuth liegt drückend auf dem Lande und da es schwerer ist, den ersten Thaler zu erwerben als die folgenden hundert, so geht die Production und die Kapitalansammlung noch langsam und mühsam vor sich.

Die größere Hälfte der Bewohner der Provinz Posen ist polnischer Nationalität. Den Polen fehlt von Alters her ein kräftiger Mittel- und Bürgerstand, ein Mangel, welcher für die Entwickelung städtischer Betriebsamkeit verhängnißvoll ist, und welchen auch die schon lange hier einheimischen Juden im Verein mit der deutschen Einwanderung noch nicht völlig zu beseitigen vermochten. Aber für das Hauptgewerbe, den Landbau, beweisen die Polen ein hervorragendes Geschick. Wo man die polnischen Bauern zu Grunde gehen sieht, was allerdings in manchen Gegenden in bedenklicher Weise Statt findet, liegt die Ursache in ihrer großen Geschäftsunkenntniß, in Verbindung mit ihrem unheilvollen Prinzip hoher Leibgedinge und gleicher Theilung des Vermögens unter alle Kinder. Muß der Bauer einmal 50 Thaler borgen, so ist er dem Ruin verfallen, weil er damit in die Hände der Wucherer geräth; eine bessere Schulbildung könnte diesen Uebelstand vielleicht verringern, wenn auch schwerlich ganz beseitigen. Die Anlage zu geschäftlicher Tüchtigkeit, Ordnung und Pünktlichkeit ist dem polnischen Nationalcharacter nicht eben vorherrschend eigen und dies macht sich auch bei dem Stande der größeren Grundbesitzer bemerklich. Daß aber diese im Allgemeinen nicht in besserer Lage sind, hat großentheils politische Ursachen. Der polnische Adel zumal der Kleinadel trägt auch

wirthschaftlich die Folgen davon, daß er, dem Terrorismus der Agitationspartei unterliegend es verschmäht, mit dem preußischen Staat seinen Frieden zu machen und rückhaltlos in denselben aufzugehen. Dadurch sind den Söhnen der polnischen Gutsbesitzer die Berufszweige verschlossen, welche der Staatsdienst bietet und in welchen die nachgebornen Söhne des deutschen Landedelmanns ihre naturgemäße Lebensstellung finden. Wo aber alle Söhne des Gutsbesitzers auch wieder nur Gutsbesitzer werden wollen, da werden die Güter allzu klein oder vielmehr allzu verschuldet, es treten unnatürliche Verhältnisse ein, welche den Ruin zur Folge haben müssen. Auch lassen sich die Polen vielfach in rein wirthschaftlichen Fragen, wie u. A. bei der Annahme von Beamten und Dienstleuten, bei der Anlage und Leitung industrieller Unternehmungen sowie großer Kreditinstitute statt von wirthschaftlichen von politischen und nationalen Prinzipien leiten und haben auch hierdurch bereits trübe Erfahrungen gemacht, ohne anscheinend dadurch anderen Sinnes geworden zu sein.

So würde die polnische Nationalität ein schätzbares und förderndes Element im preußischen Staatsverband abgeben, wenn sie rückhaltlos in diesen Verband aufgehen wollte, wenn die polnischen Preußen sich entschlössen, wirkliche Preußen und nicht bloß Mußpreußen zu sein, wenn sie sich in die nun einmal unabweisliche, durch die unaufhaltsame Macht der Weltgeschichte dictirte Nothwendigkeit fügen und Preußen als neues Vaterland anerkennen wollten. Dies zu verhindern ist dem mit über- und unterirdischen Mitteln rastlos thätigen Terrorismus der Agitationspartei bisher nur zu gut gelungen. Der im preußischen Staaatsverbande befindliche Pole ist im Herzen noch nicht Preuße geworden, er steht den Gefühlen seiner deutschen Nachbarn und Mitbürger für Vaterland und Königshaus kühl, wo nicht feindlich gegenüber, er benutzt die politischen Bürgerrechte im Reichs- und Landtage um diese seine abseitige Stellung rücksichtslos an den Tag treten zu lassen. Daß dies so ist, ist ebenso betrübend als wahr; ob es jemals anders werden wird, ist hier nicht zu erörtern, aber der Preußische Staat hat bei Verfolgung der Ziele, welche das Gesammtwohl des Volkes und die Selbsterhaltung ihm vorschreiben, festen Schrittes und klaren Blickes Allem entgegenzutreten, was diesen Zielen im Wege steht.

Die nationalen Gegensätze werden noch geschärft durch die Verschiedenheit der Konfessionen, welche sich größtentheils mit den Nationalitäten decken. „Er ist polnisch" heißt beim gemeinen Mann so viel als „er ist katholisch", und „er ist evangelisch" so viel als „er ist deutsch". Die polnische Agitation hat es nie verkannt, welche mächtige Waffe ihr unter diesen Umständen die katholische Kirche bieten konnte und ihr Terrorismus ist wohl

nirgends so eifern und konsequent durchgeführt worden, als innerhalb des Clerus. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, ein Klagelied über alte Sünden anzustimmen, aber die Nothwendigkeit, begangene Fehler klar zu erkennen und offen zu gestehen liegt zuweilen auch da vor, wo eine Umkehr zum Besseren bereits begonnen hat, wenn sie fernerhin ernstlich vermieden und gründlich gut gemacht werden sollen. Nicht die großentheils vortrefflichen Beamten, welche die Provinz verwaltet haben, sondern die Centralleitung war es, welche seit 1840 bis zum Ausbruch des Kirchenkonflictes in der Kirchenpolitik und im Schulwesen Fehler auf Fehler häufte. Wäre jenes, bis zum Beginn der 40er Jahre geförderte, gute Volksschulwesen ohne Auseinanderreißen der Bevölkerung jedes Dorfes nach Konfession und Nationalität beibehalten und weiter ausgebildet worden, wäre die Leitung desselben patriotischen Fachmännern anvertraut gewesen, wäre der katholischen Kirche nie irgend welche Einmischung in politische Dinge, nie der Mißbrauch ihrer immensen Privilegien zu rein außerkirchlichen Zwecken gestattet worden, so würde dieses Land schon ein gut Theil mehr vom preußischen Wesen durchdrungen, und niemals die tiefe Kluft entstanden sein, welche jetzt die polnischen Preußen von dem Grundelement des preußischen Staats, dem Deutschthum scheidet. Diese Kluft zu erhalten und zu erweitern ist das Ziel der rastlos thätigen, polnischen Agitationspartei. Von den ferneren Resultaten dieser Agitation wird es abhängen, ob das Polenthum wirklich in Preußen unter dem ehernen Fußtritt der Geschichte verschwinden oder ob es in dem, auf sittlicher Tüchtigkeit gegründeten und erwachsenen preußischen Staate, dem Staate der Toleranz und der Gerechtigkeit als ein lebendiges, nützliches und geachtetes Glied desselben eine wohnliche Stätte finden und behalten soll.

Die Aufgaben der Verwaltung in einem armen, von nationalen und religiösen Gegensätzen durchfurchten Lande sind eben keine leichten; sie sind deshalb um so weniger ohne Reiz und die politische Nothwendigkeit fordert gebieterisch ihre Lösung. Um dieser näher zu kommen, gilt es, auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens und des öffentlichen Rechtes den vorhandenen Mängeln im Einzelnen nachzuforschen, die Ursachen derselben zu entdecken und auf diese Weise die Mittel und Wege zu finden, von welchen Abhülfe zu erwarten ist.

2.

Das öffentliche Leben beginnt in der Gemeinde. Es ist charakteristisch für die ehemals polnischen Landestheile, daß sich ihr Gemeindeleben sowohl in den kleinen Städten als in den Landgemeinden auf einer sehr

niedrigen Entwickelungsstufe befindet. Die Landgemeinden sind hier in verschiedener Weise entstanden. Ein urwüchsiger freier Bauernstand fehlt gänzlich. Die ältesten freien Bauerngemeinden scheinen die unter Friedrich dem Großen von eingewanderten Deutschen, vornehmlich Schwaben und Franken auf fiskalischen Feldmarken gegründeten Kolonien gewesen zu sein. Durch Kolonisation gerodeten Waldlandes ist eine große Zahl von, ebenfalls zum Theil deutschen Gemeinden entstanden, die sogenannten Hauländereien. Die überwiegende Mehrheit der Bauern, das eigentliche Gros der polnischen Bevölkerung waren zins- und dienstpflichtige Unterthanen des Adels oder der Kirche, welche erst durch die neuere Agrargesetzgebung bestimmt abgegrenzte Feldmarken und die Rechte selbständiger, politischer Gemeinden im modernen Sinne des Wortes erhielten. Vorzugsweise unter diesen, durch die Separationsrecesse abgegrenzten Gemeinden giebt es sehr viele, welche von vorn herein ihrer Kleinheit und Armuth wegen für eine gedeihliche Entwickelung ganz ungeeignet und geradezu lebensunfähig waren. Beispielsweise ist aus einem Erbpachtsvorwerk, zu welchem drei Bauerhöfe gehörten, durch die Separation erstens ein selbständiger Gutsbezirk gebildet worden, welcher auf einer Feldmark von 230 Hektaren 89 Einwohner mit einem Jahresbetrag aller directen Staatssteuern von 1020 Mark zählt und zweitens eine Landgemeinde mit 16 Einwohnern und 114 Mark Jahressteuer auf 37 Hektaren Landes. In einem Kreise gab es im Jahre 1870 neun Gemeinden, die nur 3, fünf die nur 2, eine die nur ein stimmberechtigtes Gemeindeglied und achtzehn Gemeinden, die weniger als 50 Einwohner hatten*). Es kommt dazu, daß sich in manchen Kreisen ein auffallendes Zurückgehen der kleinen Ackernahrungen bemerkbar macht, so daß alljährlich Bauerngrundstücke zu benachbarten Gütern zugekauft oder unter einander zu Vorwerken zusammengeschlagen werden. Auf diese Weise verschwinden manche Dörfer gänzlich, während in vielen anderen nur noch ein Minimum wirklich bäuerlicher Ackernahrungen übrig geblieben ist. In solchen kümmerlichen Gemeinden kann sich bei dem Mangel an materiellen und intellectuellen Kräften kein kommunales Leben entwickeln, dieselben können in keiner Hinsicht den an sie gestellten Forderungen nachkommen, und hiermit ergeben sich für die Durchführung und Befolgung der Staatsgesetze, welche zumal in neuerer Zeit immer mehr und mehr wohlhabende, leistungsfähige, intelligente und wohlorganisirte Gemeinden voraussetzen, sehr empfindliche Schwierigkeiten. Aber selbst in den wenigen größeren und kräftigeren Landgemeinden fällt es schwer und ist es keineswegs immer durchzusetzen, daß allen verfassungsmäßigen Anforderungen entsprochen wird,

*) cfr. Statistik des Kreises Inowrazlaw, 1870, Bromberg Mittler. —

wie sie jetzt in stetiger Zunahme fast das gebotene Maß zu übersteigen scheinen. Zu den großen Geld- und Naturalleistungen, welche außer den Staats-, Provinzial- und Kreis-Abgaben für Armenpflege, Wegebau, polizeiliche Zwecke aller Art, Schule und Kirche gefordert werden, treten sehr umfangreiche persönliche Dienstleistungen hinzu, welche ein ansehnliches Maß von Intelligenz, Zeit, Anstrengung und Hingebung verlangen. Die polizeilichen Geschäfte der Ortsvorsteher mehren sich von Jahr zu Jahr. Die zeitraubende und mühevolle Arbeit der Veranlagung und Einziehung der Klassensteuer mit aller daran haftenden Verantwortlichkeit ist eine Gemeindelast, welche durch die neuesten Klassensteuer-Gesetze in empfindlicher Weise gesteigert und verschlimmert worden ist, insbesondere ist das Schreib- und Rechenwesen dabei zur traurigsten Entfaltung gebracht. Ferner liegt den Gemeinden auch die Einziehung und Abführung der übrigen directen Steuern ob, die Vorarbeiten für die Landtags- und Reichstagswahlen, die Mitarbeit bei den Volkszählungen und sonstigen statistischen Erhebungen, die Verwaltung der Standesämter, die Mitwirkung bei dem Heeres-Ersatzwesen u. s. w., so daß in jeder Gemeinde eine gewisse Anzahl von Personen vorhanden sein müßte, welche geschäftliche Befähigung und Zuverlässigkeit besäßen. Die Resultate des Volksunterrichts sind aber leider zur Zeit noch so mangelhaft, daß selbst unter den Ortsschulzen sehr viele sind, welche gar nicht oder doch nur ganz unvollkommen lesen und schreiben können. Die Ortsschulzen, Dorfältesten, Gemeindekassenrendanten, Schulvorsteher, Einschätzungskommissare ꝛc. sind großentheils gänzlich außer Stande, die ihnen obliegenden Geschäfte zu verrichten und Arbeiten zu liefern, — ultra posse nemo obligatur, es ist eben von ihnen Nichts oder nur Ungenügendes herauszubekommen. Da aber nicht nur in der preußischen Armee sondern auch in der preußischen Verwaltung der Satz gilt: „was befohlen wird, wird ausgeführt", so ist das: „Wie?" lediglich Sache der Staatsdiener, und diesen bleibt somit schließlich Nichts übrig, als jene Arbeiten selbst zu machen. Von oben kommt die anhaltend durch neue Gesetze, Verordnungen und Instructionen gesteigerte Arbeitsmasse, von Instanz zu Instanz lavinenartig anschwellend, unaufhaltsam herabgewälzt bis auf die untersten Staatsbehörden, welchen das Weiterwälzen Nichts nützen würde, welche aber das Verlangte einfach in der gestellten Frist zu schaffen haben. Unter diesem Druck, welcher hier wahrlich nicht übertrieben ist, welcher vielmehr aus einer Darstellung Niemandem im vollen Maße ersichtlich werden kann, der ihn nicht aus eigener Erfahrung kennt, leben Landräthe, Kreissekretäre, Bürgermeister und Distriktskommissare, und wenn sie in dieser Weise ihre ganze Kraft daran setzen müssen, um das alltägliche Arbeitspensum, — so gut es eben geht! — abzuarbeiten, soll ihnen da wohl

Zeit und frischer Muth zu denjenigen Aufgaben ihres Berufes bleiben, die vielleicht die wichtigeren sind, die nicht von oben her gestellt werden, sondern die sich in den öffentlichen Zuständen und Verhältnissen der Verwaltungsbezirke gewissermaßen von unten darbieten und aufdrängen? Den Landräthen als der ersten Aufsichts-Instanz der Landgemeinden liegt es ob, aus eigener Initiative durch persönliches Einwirken eine Besserung dieser Gemeindeverhältnisse anzubahnen, die Kommunen zur Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten und zur Selbstleistung ihrer dem Staate schuldigen Leistungen zu erziehen. Ihre Sache ist es, einen geordneten Gemeindehaushalt einzuführen, für eine geordnete Rechnungs- und Kassenführung, für Prüfung und Dechargirung der Gemeinderechnungen, für gerechte Vertheilung der Gemeindelasten, für ordnungs- und zweckmäßige Durchführung der Armenpflege, für praktische und ausreichende Wegeunterhaltung, kurz, für die Organisation und Kontrolle einer tüchtigen Gemeindeverwaltung zu sorgen. Wo sich die Möglichkeit geboten hat, in diesen Richtungen an Ort und Stelle eingehend und nachhaltig einzuwirken, die erforderliche Anleitung zu geben, konsequent auf die Befolgung des Angeordneten zu halten, auch auf Grund eigener Personenkenntniß die tauglichsten und willigsten Kräfte herauszufinden und heranzuziehen, den Gemeinsinn zu wecken und nutzbar zu machen, da hat sich dieses Bestreben mit Nichten als ein vergebliches herausgestellt, da sind die guten Früchte keineswegs ausgeblieben. Dieses wahrhaft fruchtbare Feld der Thätigkeit ist jetzt aber auch für diejenigen, welche ihm Verständniß und Arbeitslust entgegenbringen, durch die Geschäftsüberlastung und durch die Gebundenheit an die Schreibstube verschlossen. Aus diesem Grunde hat auch an die wichtige Aufgabe, die große Zahl von lebensunfähigen, allzu kleinen oder allzu armen Gemeinden oder Gutsbezirken durch Zusammenschlagen unter einander oder mit besser gestellten Nachbargemeinden aus der Welt zu schaffen, bisher fast gar nicht herangegangen werden können. Es erfordert die genaueste Kenntniß aller Lokalverhältnisse und die eingehendste Prüfung und Erwägung der unzähligen berechtigten und unberechtigten Wünsche und Widersprüche der Betheiligten, um in diesen Inkommunalisirungs-Sachen mit Sicherheit durchzugreifen und gute Erfolge zu erzielen. Außerdem bietet auch da, wo die gebotene Art der sachlichen Lösung nicht mehr zweifelhaft ist, die Gesetzgebung, wie sie gegenwärtig besteht, formelle Hindernisse, welche häufig genug unüberwindlich sind. Die Landgemeindenovelle vom 14. April 1856 legt allen Inkommunalisirungen die unsäglichsten Weitläufigkeiten in den Weg und macht sehr vieles durch das einzelnen Grundbesitzern und einzelnen Gemeinden belassene veto unmöglich. Auch die neue Kreisordnung hat in dieser Hinsicht nicht genügend Hülfe geschafft, vielmehr

muß diese Materie für die Provinz Posen ganz besonders ernsthaft in's Auge gefaßt und durchgreifend geregelt werden, wenn endlich einmal an eine kräftigere Organisation der Landgemeinden gegangen werden soll.

Je weniger die Gemeinden geeignet waren, selbständige, brauchbare Organe für die Verwaltung abzugeben, um so mehr drängte sich die Nothwendigkeit auf, die Kreise für verschiedene Verwaltungszweige in Unterabtheilungen zu zerlegen, welche eine mehr oder minder große Zahl von Gemeinden und Gütern in sich vereinigten. Die gutsherrliche Polizeigewalt war bereits aufgehoben, als das Land im Jahre 1815 wieder an Preußen kam, und es wurde zunächst ein Versuch gemacht, die ländliche Polizei durch eine Art von Ehrenamt, das der Wohts, verwalten zu lassen, welcher indessen nicht glückte. Alsdann schritt man zur Einrichtung von Polizeidistrikten mit staatlichen Polizeibeamten, den Distriktskommissaren, aus welchen eine für die Verwaltung der Provinz charakteristische Institution geworden ist. Für einzelne Zweige der Polizei wurden dann wieder später Ehrenämter ad hoc eingesetzt, es wurden Wegebezirke mit Wegekommissaren und Feuer-Lösch-Bezirke mit Löschkommissaren gebildet. Da sich vielfach mehrere Gemeinden und Güter zur Anstellung gemeinsamer Kommunalerheber und Kommunalexekutoren vereinigten, so entstanden Steuererhebungsbezirke und die neueste Klassensteuernovelle fordert ja auch die Bildung besonderer Bezirke für die Veranlagung dieser Steuer. Weiter zerfallen die Kreise in Bezirke für Aushebung der Mobilmachungspferde, in Standesamts- und Schiedsmanns-Bezirke, und wenn alle diese verschiedenartigen Unterabtheilungen schon ein ziemlich buntes und wenig übersichtliches Durcheinander liefern, so gestaltet sich die Abgränzung der Schul- und Kirchengemeinden noch ungünstiger, weil die Angehörigkeit zu denselben sich nach den Konfessionen richtet und in fast jeder Ortschaft ebensowohl Katholiken wie Evangelische vorhanden sind.

Die Distrikts-Kommissare sind durch eine, auf Grund Allerhöchster Verordnung erlassene Instruktion des Oberpräsidenten Flottwell vom Jahre 1837 eingeführt worden. Sie erhielten die Bestimmung, den Landräthen als Gehilfen und Organe zu dienen, vornämlich bei der Beaufsichtigung der Landgemeinden in polizeilicher und kommunaler Beziehung, auch sollten sie für das ganze platte Land eine Anzahl wichtiger Listen führen, wie die Stammrollen, Klassensteuerrollen und die Seelenlisten. Die Rittergutsbesitzer wurden ihnen nicht unterstellt, sollten vielmehr für ihre Gutsbezirke unter direkter Aufsicht des Landraths die Ortspolizei als Königliche Polizeibehörde selbst oder durch geeignete Vertreter verwalten.

Thatsächlich hat sich diese Institution der Distrikts-Kommissare ganz anders gestaltet und entwickelt, als sie geplant war. Aus den beabsich-

tigten Hilfsorganen der Landräthe sind durchaus selbständige Beamte, sind „kleine Landräthe“ geworden, ein unverkennbares Mißverhältniß, dessen Nachtheile nur zum geringeren Theil in der Versuchung für diese kleinen Herrscher liegen, ihren Paschagelüsten nachzugehen, denn hiergegen bildet der kolossale Arbeitsdruck und die Beschwerdeinstanz einiges Gegengewicht, dessen schlimmere Seite aber die ist, daß diese Beamten für eine derartige Stellung weder durch eine entsprechende Vorbildung die nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten noch vermöge ihrer sozialen Verhältnisse und ihres allgemeinen Bildungsgrades die nöthige Autorität haben. Die Absicht, daß die Rittergutsbesitzer auf ihren Gütern selbst die Polizei verwalten sollten, hat sich von vornherein als unausführbar erwiesen. Nicht nur fehlte ihnen dazu vielfach die geschäftliche Qualifikation und, zumal für unruhige Zeiten zum Theil auch die politische Zuverlässigkeit, sondern es lag auch in der Natur der Verhältnisse, daß sie in vielen Fällen, wie z. B. bei Gesindestreitigkeiten, Armensachen, Wegebau- und Vorfluths-Angelegenheiten selbst als Partei betheiligt waren, und dazu kamen häufige Besitzwechsel, Theilung der Güter, Abwesenheit der Besitzer, kurz, die Verhältnisse gestalteten sich bald dahin, daß nur noch sehr wenige Besitzer und diese auch eigentlich nur dem Namen nach die eigene Polizei-Verwaltung behielten, wogegen sich die Amtsthätigkeit der Distrikts-Kommissare ebenso auf die Rittergüter als auf die Landgemeinden erstreckte. Diese Wendung trug von vorn herein dazu bei, den Distrikts-Kommissaren eine schiefe und schwierige Stellung zu geben, weil sie in den Rittergutsbesitzern eine Anzahl von Eingesessenen ihrer Bezirke erhielten, welche im Allgemeinen durch Bildung und soziale Stellung über ihnen standen. — Die sehr weise Intention, daß die Distrikts-Kommissare lediglich als die Organe der Landräthe, gewissermaßen als deren „detachirte“, womöglich „reitende“ Amtsgehilfen fungiren sollten, ist ebenfalls nicht zur Wahrheit geworden. Es hat sich bald auf den Landraths-Aemtern die Praxis gebildet, daß alle Sachen, welche ein direktes Verhandeln mit dem Publikum, den Gemeinden, Gutsbesitzern, Schulvorstehern u. s. w. verlangten, den Distrikts-Kommissaren zur selbständigen Bearbeitung und Erledigung überwiesen wurden, so daß diese eine völlig ausgebildete Instanz und die Landrathsämter in vielen und zwar in vielen sehr wichtigen Angelegenheiten geradezu bloße Postanstalten für den Verkehr zwischen den Regierungen und Distrikts-Kommissaren geworden sind. Daß auf diese Weise selten gute, sehr häufig mangelhafte und ganz unbrauchbare Arbeiten geliefert werden, ist erklärlich. Um selbständig Streitfälle in Wege-, Vorfluths-, Ansiedlungs-, Schul- oder Kirchen-Sachen für die resolutorische Entscheidung zu instruiren oder Verhandlungen wegen Bildung von Schul-

sozietäten, Inkommunalisirungen, Straßenbauten, Landesmeliorationen zu leiten, fehlt einem Distrikts-Kommissar, wenn er auch noch so redlichen Willen und natürliche Beanlagung besitzen sollte, durchaus die Vorbildung. Es ist ein Unrecht, derartige Arbeiten von ihm zu verlangen, und die natürliche Folge davon ist ein endloses Hin- und Herwandern und Anwachsen der Akten, eine unsägliche Vermehrung der Schreib- und Rechen-Arbeit ohne sichtbare, praktische Resultate. Solche Uebelstände konnten natürlich nicht unbemerkt bleiben und es wurden verschiedenartige Versuche gemacht, sie abzustellen. Die Regierungen bemühten sich, darauf hinzuwirken, daß die Landräthe weniger Arbeit auf die Distrikts-Kommissare übertragen, dieselbe vielmehr selbst resp. durch ihre Bureaubeamten liefern sollten. Aber die zu diesem Zweck erlassenen ermahnenden und belehrenden Reskripte hatten nicht den gewünschten Erfolg, denn da, wo die Schuld an der Bequemlichkeit, Indolenz oder bureaukratischen Unsitte auf den Landrathsämtern lag, besaßen die Regierungen nicht die Macht, diese Mißstände abzustellen, wo aber — und da ist der eigentliche und innere Grund des Uebels zu suchen — die Kreise von zu großer Ausdehnung, die Landräthe weit über das Maß mit Arbeit belastet und an ihr Bureau gefesselt waren, da konnte es wenig nutzen, ihnen zu sagen, sie möchten noch mehr arbeiten, mehr umherfahren, als sie mit Einsetzung ihrer vollen Kräfte schon thaten. So schlug man denn einen anderen Weg ein, indem man aus der Noth eine Tugend machte und sich sagte: Ist es doch einmal nicht zu vermeiden, daß die Distrikts-Kommissare im Lande regieren, so sollen sie wenigstens möglichst gut regieren und zu dem Zwecke muß man das Institut der Distrikts-Kommissare „heben". Das von Grund aus Verfehlte dieses Raisonnements liegt nun darin, daß es nur zweierlei, nämlich höhere und subalterne Beamten giebt und daß man in der Verwaltung ebensowenig wie in der Justiz die Subalternen, welche die ausgezeichnetsten Dienste als Expedienten leisten, zu selbständigen Dezernenten verwenden kann. Entweder mußte man die Distrikts-Kommissare zu wirklichen Landräthen machen, was natürlich voraussetzte, daß man ihr Einkommen entsprechend erhöhte, ihre Befugnisse erweiterte und nur Männer von wissenschaftlicher Bildung und berufsmäßiger Vorbereitung aus den besten Gesellschaftsklassen, d. i. also höhere Beamte zu diesem Amte zuließ, oder man mußte ihre Stellung auch thatsächlich derart regeln und gestalten, daß sie nach jeder Richtung von tüchtigen Subalternen wohl ausgefüllt werden konnte. Durch bloße Gehaltszulagen, Duldung größerer Selbständigkeit und Beförderung eines größeren Einflusses konnte man wohl Männer dieses Bildungsgrades zum Uebermuth und zum Größenwahnsinn verleiten, nimmermehr aber ihnen andere innere Eigenschaften und Fähig-

keiten einflößen, als sie einmal besaßen. Auch die Versuche, bessere Kräfte, namentlich solche aus höheren, sozialen Kreisen für dies Amt, so wie es einmal ist, zu gewinnen, mußten wie es in der Natur der Dinge lag scheitern, und mit bankerotten Gutsbesitzern, verunglückten Referendaren oder Offizieren hat man die allerschlimmsten Erfahrungen gemacht. Altgediente Unteroffiziere, Feldwebel oder Wachtmeister, welche neben der straffen Disciplin des praktischen Dienstes sich einige Erfahrungen im Bureaufach zu eigen gemacht hatten, haben im Allgemeinen die tüchtigsten Distrikts-Kommissare abgegeben, weniger schon die eigentliche Schreiber-Zunft, deren Ausbildung und Erziehung nach Absolvirung der Elementarschule, auch wohl einer unteren und, wenn es hoch kommt, mittleren Gymnasialklasse sich ausschließlich in den Bureaus der Bürgermeister, Rechts-Anwälte, Landräthe und Regierungen vollzieht. Es gehen ja auch aus dieser, nicht eben vielversprechenden Schule manche sehr ehrenwerthe und vortreffliche Beamte hervor, und überhaupt giebt es unter den Distrikts-Kommissaren eine große Zahl von tüchtigen, brauchbaren Männern, aber daß diese ganze Institution in ihrer jetzigen Gestaltung eine krankhafte ist, beweisen die häufigen Disciplinar-Bestrafungen, Untersuchungen und Dienstentlassungen. Dies sind die nothwendigen Ergebnisse davon, daß man Leute in Amts- und Lebens-Stellungen bringt, für welche sie nicht passen.

In einem Lande, in welchem sich das Meiste noch im Entstehen und Werden befindet, in welchem vorzugsweise geschaffen und organisirt werden muß, ist es besonders mißlich, den Schwerpunkt der Lokalverwaltung einem subalternen Schreiberregiment zu überlassen. Wie ist da zu hoffen, daß die Gemeinden zu größerer Selbständigkeit und Leistungsfähigkeit herangebildet, daß das Interesse am öffentlichen kommunalen Leben und an gemeinnützigen Anlagen erweckt, eine lebendige, wohlthätige Fühlung zwischen allen Schichten der Bevölkerung und der Staatsverwaltung gewonnen wird. Nur von höheren Beamten ist es zu erwarten und zu verlangen, daß sie auch da eingreifen, wo weder eine besondere gesetzliche Vorschrift oder besondere Anweisung ihrer Vorgesetzten noch spezielle dringende Anträge und Forderungen aus der Mitte der Regierten sie dazu antreiben. Der Subalternbeamte thut vollkommen seine Schuldigkeit, wenn er alltäglich das ihm zugemessene Arbeitspensum nach besten Kräften abarbeitet und dieses Pensum ist ohnehin bei den Distrikts-Kommissaren ein ganz abnormes. Die Polizeidistrikte haben im Allgemeinen einen Umfang von 3 bis 6 Quadratmeilen mit 6—12 Tausend Einwohnern und bestehen aus etwa 50—70 Gemeinde- und Guts-Bezirken. Da die Gemeinde- und Guts-Vorstände ihren Geschäften nur mangelhaft oder überhaupt nicht gewachsen sind, so fällt diese ganze Last auf die Distrikts-Kommissare, und

um den Umfang derselben einigermaßen zu würdigen, braucht man u. A. sich nur zu vergegenwärtigen, welche Aufgabe es ist, für 50—70 Gemeinden die Klassensteuer-Rollen nebst Einkommens-Nachweisungen den jetzigen Gesetzen und Instruktionen entsprechend aufzustellen, die Verhandlungen mit den Einschätzungs-Kommissionen aufzunehmen, die Reklamationen und Rekurse zu prüfen und zu begutachten und die Ab- und Zugänge zu verfolgen. Den Distrikts-Kommissaren liegen als der Ortspolizeibehörde ihres Distrikts alle mit dieser Funktion verbundenen Geschäfte ob mit Einschluß der gerichtlichen Polizei und eine ganz besonders zeitraubende und mühevolle Arbeit bereitet ihnen die Festsetzung und Verfolgung der Schulversäumnißstrafen. Dazu kommen nun noch die vielen Aufträge der Landräthe in Verwaltungssachen, für deren selbständige Bearbeitung sie großentheils weder berufen noch befähigt sind. So muß der Distrikts-Kommissar nicht sowohl seine eigenen Geschäfte, als vielmehr die der Gemeinden und der Landräthe, unter Umständen auch wohl die der Gerichte und Staatsanwälte erledigen und zu guter Letzt hat man ihn noch zum Standesbeamten gemacht, nachdem das Gesetz vom 9. März 1874 ihm die Verpflichtung zur unentgeltlichen Uebernahme dieses Amtes auferlegt hat. Daß unter diesen Umständen häufige und bittere Klagen der Distrikts-Kommissare gehört werden, einerseits über zu große Belastung mit Arbeit, andererseits über zu geringe Entschädigung, insbesondere für Amtsunkosten, ist sehr erklärlich. Die erstere Beschwerde ist nur zu sehr berechtigt; wird ihr aber abgeholfen, sind die Distrikts-Kommissare nicht mehr genöthigt, sich theure Gehilfen, ja, ein ganzes Bureaupersonal zu halten, so reicht ihre jetzige Besoldung und Amtsunkostenentschädigung vollkommen aus und nur für das Standesamt dürfte ihnen eine besondere Remuneration wohl billiger Weise zu gewähren sein. —

Eine den Distrikts-Kommissaren nah verwandte Beamtenklasse bilden die Bürgermeister der kleineren Städte. Es ist bekannt, daß die Provinz Posen einen Ueberfluß an kleinen Städten hat, welche ihre Stadtrechte nicht ihrer Lage, Einwohnerzahl und wirthschaftlichen Bedeutung verdanken, sondern großentheils dem Bedürfniß der ehemaligen Grundherren, Geldeinnahmen für Marktgerechtigkeiten und Absatz für die Produkte ihrer Brauereien und Brennereien zu haben. Man ist in der neueren Zeit sehr verständiger Weise damit vorgegangen, die kleinsten dieser Städte in Landgemeinden umzuwandeln, ein Verfahren, welches noch weiter fortgesetzt werden müßte, denn abgesehen von der kläglichen städtischen Existenz dieser Gemeinden, die nur unter schwerem Druck ihre Bürgermeister so besolden können, daß diese allenfalls vor dem Hungertode bewahrt bleiben, bringt es auch für das Land erhebliche Nachtheile mit sich, daß durch die allzu

häufigen Jahr- und Wochenmärkte Gelegenheit zum Trinken und zum Versäumen der Arbeit geboten wird. Die Zahl der Tage im Jahr, welche der Arbeit entzogen werden, ist schon durch die vielen katholischen Feiertage nur allzugroß. Aber auch in den größeren und lebensfähigeren Stadtgemeinden liegen die Verhältnisse für eine gedeihliche kommunale Entwickelung nicht günstig, auch hier ist bis auf Weiteres eine eingehende und unter Umständen recht durchgreifende Einwirkung der Aufsichtsbehörde unentbehrlich. Zu dem Mangel an Wohlhabenheit und Bildung kommt die als ein äußerst empfindlicher Uebelstand fast überall wiederkehrende Spaltung der Bürgerschaft nach Nationalität, Konfession und Religion in ein deutsches, polnisches und jüdisches Lager. Es fehlt noch viel dazu, daß sich ein fleißiger, solider, wohlhabender Handwerker- und Kaufmannsstand herausbildet und den vorhandenen besseren Elementen wird es durch die Uneinigkeit zwischen den national-religiösen Gruppen sehr erschwert, den Kern für eine normale Bürgerschaft zu bilden, welche lediglich in den Interessen der ganzen Gemeinde den Schwerpunkt ihrer Bestrebungen fände. So bietet sich hier für die Staatsbehörde ein schwieriger aber nicht unfruchtbarer Wirkungskreis, nachzuhelfen und zu fördern, den kleinen Städten zu möglichst brauchbaren Kommunalbeamten zu verhelfen, diese zu richtiger Amts-Thätigkeit anzuleiten und in derselben zu stützen, die besseren Elemente der Bürgerschaft heranzuziehen und zu stärken, den überall sich vordrängenden und dem Gemeinwesen verderblichen Koterieen und Privatinteressen entgegenzutreten, durch strenge Kontrolle und wohlwollende Nachhilfe auf eine gewissenhafte und wirthschaftliche Verwendung der Gemeinde-Einnahmen hinzuwirken. Durch bessere Verwaltung des Armenwesens, einheitliche Organisation der Schulen und gehörige Nutzung des Gemeindevermögens könnten die meisten dieser kleinen Städte, welche jetzt von der Last ihrer öffentlichen Abgaben fast erdrückt werden, ihre Finanzlage wohl verbessern. Von einer straffen und sparsamen Wirthschaft in der Gemeinde bleibt ein wohlthätiger Rückschlag auf die Einzelnen zu hoffen, ehe aber nicht Fleiß, Sparsamkeit und Reellität an die Stelle von Leichtsinn und Wirthshausleben treten, ist selbstverständlich auf Erblühen städtischen Wohlstandes nicht zu hoffen. — Die Bürgermeister der kleinen Städte rekrutiren sich im Allgemeinen aus denselben Kreisen, wie die Distrikts-Kommissare, sind indessen in jeder Weise ungünstiger situirt. Ihr Einkommen, welches auch von den Regierungen nur der Leistungsfähigkeit der Gemeinden entsprechend normirt werden kann, ist meistentheils äußerst dürftig und während einerseits die Staatsbehörden sich wegen aller den Städten obliegenden Leistungen an sie halten, müssen sie andererseits mit den kleinlichen Parteiungen und Interessengruppen in dem unharmo-

nischen Gemeinwesen rechnen, damit sie sich den für ihre Amtsführung nothwendigen Einfluß und Anhang in der Bürgerschaft erhalten, ihnen auch nicht jede Aussicht auf eine gelegentliche kleine Mehreinnahme und Erhöhung ihrer Emolumente verloren geht. Weniger haben sie den Verlust ihrer Stellung nach Ablauf der Wahlperiode zu befürchten, weil nur durch ihre Wiederwahl die Belastung des Stadtsäckels durch ihre Pensionirung vermieden werden kann und dieser Umstand erschwert die Entfernung ungeeigneter Elemente aus dem Bürgermeisteramte. In manchen Fällen hat man nicht ohne Glück zur materiellen Verbesserung der Stellung und um dadurch die Aussicht auf Erlangung guter Kräfte günstiger zu gestalten, Bürgermeister und Distrikts-Kommissar in einer Person vereinigt, allerdings eine weitere, bedenkliche Häufung der Arbeit, aber doch in den ganz kleinen, noch nicht in den Stand der Landgemeinden übergetretenen Städten das relativ beste Auskunftsmittel. —

Es ist nun mehrfach der Versuch gemacht worden, da, wo die vorhandenen Verwaltungsorgane ihren Aufgaben offenbar nicht gewachsen waren und sich gewissermaßen Nothstände zeigten, das Ehrenamt zu Hülfe zu nehmen. Solche Veranlassungen waren der in manchen Kreisen unerträglich schlechte Zustand der Landwege, das bedenkliche Umsichgreifen von Feuersbrünsten, der klägliche Zustand der Volksschulen, und theils durch selbständiges Vorgehen der Landräthe mit den Kreistagen, theils durch Polizei-Verordnungen der Regierungen, theils in Folge von Staatsgesetzen entstanden Wege-Kommissare, Feuerlösch-Kommissare, weltliche Lokalschulinspektoren. Die Erfolge dieser Institutionen werden außerordentlich verschieden beurtheilt und sind auch thatsächlich sehr verschiedenartig. Es hängt zunächst selbstverständlich Alles davon ab, ob geeignete und gewillte Personen für diese Ehrenämter überhaupt vorhanden sind und da, wo diese Vorbedingung erfüllt wird, liegt sehr viel an der Art und Weise, wie die Berufsbeamten diese Elemente zu verwerthen wissen. Es muß anerkannt werden, daß in manchen Gegenden die Wege-Kommissare ganz Vortreffliches geleistet haben, daß die Lösch-Kommissare sowohl in vielen einzelnen Brandfällen als im Allgemeinen für das Löschwesen von Nutzen gewesen sind, daß viele Schulgemeinden, insonderheit in Bezug auf ihre Vermögensverwaltung ihren weltlichen Schulinspektoren Dank schulden. Als beherzigenswerthe Erfahrung bei diesen selfgovernementalen Versuchen hat sich herausgestellt, daß diese Ehrenämter um so besser wirken, je enger sich ihre Thätigkeit als eine helfende und anregende an die Kreisbehörde anschließt. Der Landrath muß in lebhaftem persönlichen Verkehr mit den Inhabern derselben stehen, sei es in gemeinsamen Sitzungen und sachlichen Berathungen, welche sich als sehr nützlich bewährt haben, sei es in der

lokalen, praktischen Amtsthätigkeit, er muß ihnen mit der formellen Rechtskenntniß, der behördlichen Autorität, der geschäftlichen Erfahrung stets zur Seite stehen, ihnen immer einen festen Rück- und Anhalt bieten, immer müssen sie Glieder der Kreisverwaltung, Mitarbeiter des Landraths sein, sie dürfen keine untergeordnete, mit Schreibarbeit behaftete, den unvermeidlichen dienstlichen Unhöflichkeiten und Ungeschicklichkeiten des bureaukratischen Geschäftsganges ausgesetzte Zwischeninstanz bilden. So leistet nach den hier vorliegenden Erfahrungen das Ehrenamt gute Dienste, im unmittelbaren Anschluß an das rechts- und geschäftskundige Berufsbeamtenthum, weniger gut und selbst nachtheilig möchte es wirken, wenn es über die Grenzen der Gemeinde hinaus zur selbständigen Aemter-Verwaltung dienen sollte. Allerdings wird dabei vorausgesetzt, daß die Berufsbeamten den bureaukratischen Unfehlbarkeitsglauben abgestreift haben und zur richtigen Erkenntniß ihrer zeitgemäßen Aufgabe gekommen sind, ebensowohl die Laien zu lehren als von ihnen zu lernen. Der Schöffendienst bekundet seine segensreiche Wirkung auch in der Verwaltung, nicht allein in der direkten Mithülfe durch praktischen Blick für das Rechte und Zweckmäßige, sondern die Theilnahme der Regierten an den Arbeiten der Verwaltung, an der Förderung des gemeinen Besten, an der steten Auffindung der Grenzscheide zwischen der Berechtigung der Privatinteressen und den Forderungen des Gesammtwohles stärkt den Gemeinsinn und das öffentliche Rechtsbewußtsein, verallgemeinert die Gesetzeskenntniß, macht die von vorn herein mit Mißtrauen, nicht selten mit Widerstreben aufgenommenen Maßregeln der Behörden populär und erleichtert damit ihre Durchführung ganz erheblich. Nichts gewährleistet dem Verwaltungsbeamten in dem Maße die Auffindung der rechten Wege bei Erfüllung seiner Aufgaben, als die stete lebendige, richtige Fühlung mit den Regierten, um deren Interesse es sich handelt, und die widerwillige Haltung derselben erfordert die Aufbietung des zehn- und hundertfachen Maßes der Kräfte, welche bei williger und entgegenkommender Stimmung für ein gutes Gelingen ausreicht. —

Die Schulen auf dem platten Lande und in den kleinen Städten der Provinz sind keine Kommunalschulen, d. i. Anstalten der politischen Gemeinden, sondern zu ihrer Unterhaltung sind Schulsocietäten aus den Hausvätern derselben Konfession eines oder in der Regel mehrerer Gemeinde- und Gutsbezirke gebildet. Dieser Umstand und die Wichtigkeit des Gegenstandes rechtfertigt wohl, daß dem Schulwesen neben den übrigen Gemeindeangelegenheiten eine besondere Betrachtung gewidmet wird. Die Verfassung der Volksschulen in der Provinz Posen ist immer noch, trotz aller unverkennbar darauf verwendeten Anstrengungen, äußerst mangelhaft und unbefriedigend. Es treffen hier viele Ursachen zusammen, welche

dies ungünstige Ergebniß verschulden. Die gesetzlichen Grundlagen für die Bildung und Unterhaltung der Schulbezirke ist über die Maßen lückenhaft, ungerecht und unzweckmäßig, das Prinzip der konfessionellen Trennung der schulpflichtigen Jugend hat ein Auseinanderreißen der politischen Gemeinden und eine übermäßige räumliche Ausdehnung der Schulbezirke zur Folge, die große Armuth der Gemeinden, der Mangel jeglichen, ausreichenden Schulvermögens, die unerklärliche Zurückhaltung durchgreifender Staats-Unterstützungen, der Mangel an geeigneten Organen für die Beaufsichtigung und Verwaltung der Schulen und Schulgemeinden, die Nothwendigkeit des Unterrichts in zwei grundverschiedenen Sprachen, der empfindliche Mangel an geeigneten Lehrkräften — das Alles sind in die Augen springende, schwerwiegende Uebelstände. Die ungünstigen Resultate des Volksunterrichts in der Provinz sind bekannt durch die hohen Prozentsätze von Analphabeten unter den Rekruten, sie drängen sich in noch fühlbarerer Weise allen Beamten auf, welche mit den unteren Volksschichten in vielfache Berührung kommen, wie die Richter und Standesbeamten, die Landräthe, Bürgermeister und Distriktkommissare. Sie sind in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die Zahl der Schulanstalten eine völlig unzureichende ist. Zu einklassigen Volksschulen, in deren Schulzimmer höchstens 60—70 Kinder Platz haben, gehören in sehr vielen Fällen 150—200 schulpflichtige Kinder, in der Regel bei den katholischen Schulen mindestens 120. Erst in den letzten Jahren und zwar durch Einführung der Halbtagsschulen ist es überhaupt erzielt worden, daß alle schulpflichtigen Kinder im Allgemeinen wirklich die Schule besuchen können. Bis dahin wuchs ein großer Theil der Bevölkerung heran, ohne jemals ein Schulzimmer betreten zu haben. Zu einer Schule gehören die Hausväter von 6—8, auch von 10—15 Gemeinden und Gütern, und die Entfernungen zum Schulort betragen für die entferntwohnenden in der Regel $^1/_4$—$^1/_2$, oft bis $^3/_4$ Meilen*). Es wäre viel gewonnen, wenn die konfessionelle Trennung durchgreifend beseitigt und dadurch bewirkt würde, daß die katholischen Schulkinder des Dorfes A nicht ½ Meile weit nach der katholischen Schule im Dorfe B und die evangelischen Kinder aus B nicht mehr ½ Meile weit nach der evangelischen Schule in A zu laufen hätten. Ebenso wie für die Erleichterung des Schulbesuchs wäre dies ein Gewinn für die Ausgleichung der nationalen und konfessionellen Gegensätze. Muß nicht das Kind bei den bestehenden Zuständen von frühester Jugend an weit mehr in dem Be-

*) Zu vergleichen Kreisblatt des Kreises Inowrazlaw Nr. 17 von 1869 Seite 80 und Statistik dieses Kreises vom Jahre 1870 S. 114 tab. LXXI. Die im Jahre 1872 durch Verwaltungsbeamte ausgeführte außerordentliche Schulrevision und darüber erstatteten Berichte bieten ein reiches, wahrscheinlich im Unterrichts-Ministerium aufbewahrtes Material und werden das hier Gesagte mit unzähligen Details belegen. —

wußtsein aufwachsen, daß es polnisch und katholisch oder daß es deutsch und evangelisch als in dem, daß es preußisch ist? Durch Zusammenlegen der ganzen Gemeinden und Güter zu Schulzirkeln wird auch die Verwaltung derselben vereinfacht werden, es würden sich leichter intelligente Kräfte dafür innerhalb des Schulzirkels finden, welche bei den katholischen Schulen jetzt vielfach ganz fehlen. Aber die erste und letzte Vorbedingung, wenn es mit dem Volksunterricht hier besser werden soll, bleibt doch die, daß der Staat in durchgreifender und ganz anderer Weise, als bisher, die Geldmittel zum Neubau von Schulen und zur Unterstützung der Gemeinden bei der Unterhaltung der Schulanstalten hergiebt. Die Gemeinden allein sind dazu absolut nicht im Stande, die Art und Weise, in welcher sie schon jetzt, ohne daß annähernd die nothwendigen Resultate erreicht werden, mit Schullasten überbürdet sind, ist eine ganz exorbitante. Eine gesetzliche Regulirung der jetzt völlig der Willkühr der Regierungen Preis gegebenen Normirung der Höhe der Schulbeiträge und der gesammten Materie des Schulrechts, so dringend nothwendig sie ist, kann allein durchaus nicht helfen. Wenn auch die Abnormitäten, welche mit dem Landrecht aus Zeitverhältnissen und Zuständen von ganz anderer wirthschaftlicher und rechtlicher Natur, bis auf den heutigen Tag übernommen sind, wie die Stellung der Gutsherrschaften der Schulen (sogen. Schulpatrone) und Aehnliches abgeschafft werden, wenn auch die politische Gemeinde an Stelle des „Hausvaters" Träger der Schullast wird, so bleibt doch die Thatsache unabänderlich bestehen, daß arme Gemeinden eben so viel und auch mehr schulpflichtige Kinder haben, als reiche Gemeinden und daß die Gemeinden der Provinz Posen arm, sehr arm sind. Der Schulzwang ist eine allgemeine Staatslast wie die allgemeine Wehrpflicht; die vollkommene Durchführung und richtige Verwerthung beider Lasten giebt dem Preußischen Staat in gleichem Maß die charakteristischen Kennzeichen seines eigensten Wesens und seines besten Ruhmes. Wenn nun in den wohlhabenden Provinzen und Landstrichen die Gemeinden die Mittel besitzen, um ohne übermäßigen Druck die Ausgaben für den Volksunterricht bestreiten zu können, so folgt daraus nicht, daß in den armen Theilen des Staats die Gemeinden bis an das Mark ihrer Lebensfähigkeit mit Schullasten bedrückt werden dürfen, ohne daß auch damit die rechte und völlige Durchführung der allgemeinen Schulpflicht wirklich erzielt wird. Die Volksschule ist wie die Armee ein treffliches Mittel, um einen noch fremdartigen und zurückgebliebenen Theil der Bevölkerung allmählich zu gewinnen und gleichartig zu gestalten. Deshalb legt hier das eigene Interesse dem Staat die Pflicht auf, mit den Kräften der Allgemeinheit rückhaltlos einzutreten, wo die Kräfte des Einzelnen nicht ausreichen. Die

Millionen, welche auf Schulbauten im Posenschen noch verwendet werden müssen, werden für die Sicherheit des Landes und die Unverletzlichkeit des Staatsgebiets in allen Wechselfällen der Zukunft eine ebenso nothwendige und werthvolle Garantie schaffen, wie diejenigen, welche in Festungsmauern und Kriegsmaterial angelegt werden. Es bleibt ein ungelöstes Räthsel, weshalb die Staatsregierung mit anhaltender Zähigkeit diese Mittel immer und immer verweigert hat, welche die Oberpräsidenten und Regierungskollegien unermüdlich gefordert haben. Viele fleißige, gewissenhafte und sachkundige Beamten haben in diesen Schulbausachen gearbeitet, die gewaltigsten Actenhaufen, Lokalverhandlungen, Kostenanschläge, Prästationstabellen, Zeichnungen und Berichte sind genau nach Vorschrift der langathmigen Ministerial-Rescripte nach Berlin gewandert, aber die Quellen, welche sie dort öffnen sollten, blieben verschlossen bis auf den heutigen Tag. Wenn wirklich einmal etwas herausgepreßt wurde, so kam es doch im Verhältniß zum wirklichen Bedürfniß kaum in Betracht. Die Beamten, welche es für ihre Aufgabe erachteten, Schulen zu Stande zu bringen und nicht Registraturen zu füllen, wissen jetzt wohl entmuthigten Herzens trübe und unerquickliche Geschichten zu erzählen, aber von wirklichen, sichtbaren Erfolgen ihrer Arbeit haben sie wenig zu berichten. — Von oben her wird in der Regel, — allerdings schon seit sehr langer Zeit, — mit dem Hinweis auf das bevorstehende Schulgesetz vertröstet. Es ist richtig, daß Staatsmittel nur hergegeben werden können, wenn eine Garantie für ihre sachgemäße Verwendung geschaffen ist und wenn sie wirklich nur denen zu Gute kommen, die ihrer bedürfen. Diese Sorge hat bei der jetzigen unvollkommenen Organisation der lokalen Schulverwaltung zu einer übermäßigen Zentralisation geführt. Die Landräthe arbeiten in Schulsachen fast nur als Kommissare der Regierungen und in Erledigung von Spezialaufträgen derselben, die Regierungen aber erhalten bis in die Details Anweisungen und Instructionen aus Berlin und sind weit mehr eine berichtende als entscheidende Behörde. Aus dieser Zentralisation erwächst eine unabsehbare Ueberlastung der Beamten mit Arbeiten von mehr oder weniger zweifelhaftem Nutzen, unter welchen namentlich das massenhafte Aufstellen von sogenannten Prästationstabellen hervorzuheben ist, womit zwar ein kolossales Schreib- und Rechnenwesen heraufbeschworen, keineswegs aber der erstrebte Zweck, die gerechte und zweckmäßige Vertheilung der an sich recht unbedeutenden Staatsbeihilfen in rechter Weise gefördert wird. Das rast- und ruhelose, natürlich vergebliche Bestreben, durch immer neue Rubriken, immer noch größere Komplizirtheit der Formulare und immer noch vermehrte und detaillirtere Berechnungen der Wahrheit näher zu kommen, giebt einen der sprechendsten Belege für die üblen Folgen einer aus

der Ferne vom grünen Tisch geleiteten Verwaltung der Lokalangelegenheiten, einer übermäßigen Zentralisation. —

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Schulsozietäten zu einer selbständigeren und besseren Verwaltung ihrer Angelegenheiten, wenigstens in soweit als ihre Kompetenz jetzt reicht, hinüberzuführen. Den Uebelständen, welche die instructionsmäßig kollegialische Verfassung der Schulvorstände mit sich brachte, suchte man dadurch zu begegnen, daß man die Verantwortlichkeit der Vorsitzenden derselben für den geordneten Geschäftsgang in den Vordergrund stellte und vorzugsweise zu diesem Vorsitz geeignete Mitglieder der Sozietät zu gewinnen sich bemühte. Die geistlichen Schulinspectoren zeigten sich mit einigen rühmlichen Ausnahmen wenig geeignet für die Besorgung der externen Schulangelegenheiten; eine solche praktische und wirthschaftliche Thätigkeit liegt ihrer berufsmäßigen Ausbildung und Geistesrichtung zu fern. Dagegen kommt es den Schulsozietäten gegenüber den darin schlechter gestellten Landgemeinden zu Statten, daß zu ihnen auch die Gutsbesitzer gehören und ihnen damit intelligentere Kräfte zu Gebote stehen. Allerdings haben hiervon in den Gegenden, in welchen die Güter überwiegend in deutschen Händen, die Arbeiterbevölkerung und die Bauern aber Polen sind, in Folge der konfessionellen Trennung nur die evangelischen Schulen Vortheil, während andererseits die polnischen Besitzer, wo diese im Schulzirkel vorhanden sind, wenn sie auch keineswegs des Interesses für die Schule entbehren, für die den Staatsinteressen entsprechende Leitung derselben aus nationalen und konfessionellen Gründen nicht immer die genügende Objectivität besitzen. Nach Erlaß des Schulaufsichtsgesetzes sind für eine Anzahl von Schulen weltliche Lokalschulinspecteren aus der Zahl der deutschen Besitzer, Pächter, Oberförster, Administratoren ꝛc. ernannt werden. Diese Männer haben eine sehr schwere Aufgabe übernommen und nicht die genügende Unterstützung gefunden; nicht einmal eine Dienstinstruction ist für sie zu Stande gebracht worden. Dennoch haben viele von ihnen, zumal für die externen Schulangelegenheiten, mit denen sie als Vorsitzende der Schulvorstände zu thun haben, Anerkennenswerthes geleistet. Sie hatten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, um Uebersichtlichkeit und Ordnung in das Schulkassen- und Rechnungswesen zu bringen, die in enormer Höhe erforderlichen Schulbeiträge zu repartiren und einzuziehen, mit strengen Schulstrafen zu erzwingen, daß die Schulkinder trotz der weiten, oft kaum passirbaren Wege sich regelmäßig einfanden, um in den überfüllten, ungesunden Schulzimmern den kläglichen Halbtagsunterricht durch den überangestrengten Lehrer zu genießen. Möchten sie in diesem mühevollen aber segensreichen Thun ebenso wie die Schulvorsteher und Schulkassenrendanten, welche sich gewissenhaft ihres Amtes um des

Gemeinwohls willen annehmen, unverdrossen fortfahren. Die Sorge um die internen Schulangelegenheiten wird ihnen füglich ganz erlassen oder doch auf ein Geringes reduzirt werden können, denn wenigstens in dieser Hinsicht ist bereits eine bedeutende Wendung zum Besseren in der Anstellung der staatlichen Kreisschulinspectoren zu verzeichnen, eine Einrichtung, welche sich in wenigen Jahren bereits trefflich bewährt hat. —

In den kleinen Städten sind die Schulverhältnisse um Nichts besser als auf dem Lande. In der Regel bestehen auch hier nach Konfession und Religion getrennte Sozietätsschulen, zu den katholischen und evangelischen kommen noch die jüdischen, die Schulbeiträge sind meistens noch höher und drückender als auf dem Lande, die Schulräume und Lehrkräfte nicht weniger unzureichend und da häufig noch benachbarte ländliche Ortschaften mit eingeschult sind, fallen nicht einmal die weiten Schulwege gänzlich fort. Die Bemühungen, die verschiedenen, konfessionellen Sozietätsschulen derselben Stadt zu einer Kommunalschule ohne Trennung der Konfessionen mit aufsteigenden Klassen zu vereinigen, sind bisher größtentheils an dem Widerstande einzelner Theile, dem Mangel gesetzlicher Handhaben zur Durchführung von Aufsichtswegen und der Armuth der Stadtgemeinden gescheitert. —

Was den Landgemeinden und Schulsozietäten noch nicht zu Theil geworden ist, eine gesetzliche Regelung ihrer Verfassung, haben neuerdings die Kirchengemeinden erhalten. Die evangelischen Kirchengemeinden der Provinz leiden an dem Mangel allen Kirchenvermögens und müssen deshalb zu theilweise recht hoher Belastung der Eingepfarrten greifen, ohne doch die Pfarren so dotiren zu können, daß ein lebhaftes Bewerben tüchtiger Kräfte um dieselben herbeigeführt würde. Dazu kommt, daß die obere Kirchenbehörde in dem von vorn herein gewiß sehr löblichen Bestreben, die große, räumliche Ausdehnung, unter Umständen auch die große Seelenzahl einzelner Gemeinden durch Abzweigung neuer Kirchensprengel zu vermindern, zu weit gegangen ist und Hungerleider-Stellen geschaffen hat, deren Segen für das kirchliche Leben ein höchst zweifelhafter ist. — Die katholischen Pfarren sind fast ohne Ausnahme mehr oder minder reichlich mit Grundbesitz dotirt, dessen Ertrag mit den Stolgebühren in manchen Fällen ein über das Bedürfniß hinausgehendes Einkommen des Pfarrers bildet, in vielen demselben aber auch nur einen sehr knappen und dürftigen Unterhalt gewährt. Die Leistungen der Eingepfarrten bestehen hauptsächlich in der Unterhaltung der Kirchen- und Pfarrgebäude, und obgleich den Patronen in der Regel ungefähr die Hälfte dieser Last zufällt, so wächst doch der Rest, welcher der Gemeinde verbleibt, zeitweise zu einer so bedeutenden Abgabe an, daß dieselbe in nachweisbaren Fällen zum Verfall

und zur Auflösung polnischer Bauergemeinden wesentlich beigetragen hat. Da viele katholische Pfarrsprengel sehr klein sind und nahe bei einander liegen, — in einem Kreise giebt es 6 Parochien mit weniger als 500, eine mit weniger als 200 Seelen*) -- so liegt die Erwägung nahe, ob es nicht ebenso im Interesse der Kirche als der Gemeinde liegt, mehrere dieser kleinen und armen Pfarreien zu einer wohlsituirten zu vereinigen. Wenn in vorkommenden Fällen zum Wiederaufbau unbrauchbar gewordener oder durch Feuer zerstörter Kirchen- und Pfarrgebäude übermäßige Abgaben von den Eingepfarrten verlangt werden, wird sich die Regierung in der Lage befinden, in dieser Richtung einen Druck ausüben zu können. Eine Mitwirkung der Staatsbehörden bei der Vermögensverwaltung der katholischen Gemeinden wird schon dadurch bedingt, daß sehr viele Pfarren fiskalischen Patronats sind. Welche Wirkung das neue, diesen Gegenstand betreffende Gesetz haben wird, bleibt abzuwarten; so viel hat sich indessen schon bei der ersten Konstituirung der Kirchenvorstände herausgestellt, daß keineswegs in allen Gemeinden genug Personen von hinreichender Intelligenz und Selbständigkeit vorhanden sind, um eine ordnungsmäßige Ausführung und Befolgung der gesetzlichen Vorschriften zu garantiren. Eine wirksame Staatsaufsicht wird unerläßlich sein, wo die Kirchenvorstände sich zur selbständigen Erfüllung ihrer gesetzlichen Pflichten nicht fähig erweisen. —

Gegenüber den Schwierigkeiten, welche einer erfolgreichen Wirksamkeit der Landräthe als Aufsichtsbehörden der kleinen Städte-, Land- und Schulgemeinden bisher entgegenstanden, gestaltete sich ihre Thätigkeit in der eigentlichen Kreiskommunal-Verwaltung weit leichter und lohnender. Die Zusammensetzung der Kreistage ist zwar keineswegs eine normale. Diese Versammlungen sind theilweise in Folge der großen Menge von oft recht winzigen Rittergütern gar zu zahlreich, — es giebt in der Provinz 9 Kreise mit 50—90, 5 mit 90—120, einen mit mehr als 120 Rittergütern**), — aber im Allgemeinen sind doch auch alle dorthin gehörigen Elemente aus der Einwohnerschaft des Kreises auf dem Kreistage zu finden und auf eine Verstärkung der gemeinsinnigen und intelligenten Kräfte wird nur in vereinzelten Fällen durch Vermehrung der städtischen, kaum jemals durch Vermehrung der bäuerlichen Vertreter zu rechnen sein. — Einen Krebsschaden in allen Kreisen mit gemischter Bevölkerung bilden die leider allzuhäufig auch in die kommunalen Angelegenheiten hineingetragenen, nationalen Gegensätze. Die Polen bilden auf den Kreistagen, schon in Folge ihrer sozialen Abgeschlossenheit von den Deutschen eine streng geschlossene

*) Zu vergleichen: Statistik des Kreises Inowrazlaw von 1870 S. 106—107
**) Zu vergleichen: Meitzen, der Boden des Preußischen Staats, Band 4

Fraction, und wenn diese auch von vorn herein sehr geneigt ist, die dem Kreise dienlichen Bestrebungen des Landraths zu erkennen und lebhaft zu unterstützen, so giebt es doch kaum einen Gegenstand, bei dem nicht die Möglichkeit vorläge, daß die nationale Parole ausgegeben und damit jede sachliche, leidenschaftslose, objective Behandlungsweise ausgeschlossen würde. In solchen Fällen zeigt sich die straffe Organisation im polnischen Lager, welche allerdings nicht ohne Terrorismus erzielt und erhalten wird, so daß, wenn auch vorher von Einzelnen vollkommen selbständige und sachliche Urtheile zu hören sind, bei der Abstimmung doch Alle wie Ein Mann der ausgegebenen Losung folgen. Immerhin haben die Landräthe für die rüstige Förderung der Kreisangelegenheiten bei beiden Nationalitäten eine reiche Fülle von lebhaftem Interesse, von gereiftem Urtheil und selbst hingebender Mitarbeit gefunden. In einigen Kreisen bestehen seit einer Reihe von Jahren Kreisausschüsse, denen als ständigen Kommissionen der Kreistage für die Kontrole des Kreishaushalts, für die Vorbereitung und in einzelnen Fällen auch für die Ausführung der Kreistagsbeschlüsse unter dem Vorsitz und der Leitung der Landräthe ein wesentlicher Antheil an der Kreiskommunalverwaltung zufällt. Die Mitglieder dieser Kreisausschüsse wurden bisher auf Vorschlag der Landräthe von den Kreistagen durch Acclamation gewählt und wurde dabei auf gleich zahlreiche Vertretung beider Nationalitäten so wie möglichst auf Wahl wenigstens *eines* städtischen Mitglieds und eines solchen aus dem Stande der Landgemeinden gehalten. Es muß wohl als beachtenswerthe Thatsache angesehen werden, daß diese Kreisausschüsse sich vortrefflich bewährt haben. Auch die daneben noch vielfach für bestimmte Zwecke theils durch die Gesetze, theils durch die besonderen Verhältnisse geforderten Kreiskommissionen, vom Landrath als Vorsitzendem geleitet, haben im Allgemeinen gut gearbeitet und für die zweckmäßige Lösung der gestellten Aufgaben sehr wohlthätig mitgewirkt. Bei der bisherigen Verfassung der Kreise liegt es allerdings wesentlich in der Hand der Landräthe, in wie weit sie bei ihrer Amtsführung eine Mitwirkung aus den Reihen der Kreisstände eintreten lassen wollen, ebenso hängt viel davon ab, in welchem Maße sie die Gabe haben, diese Kräfte in vollem Maße nutzbar zu machen, — so viel wird doch immer als nachgewiesen gelten können, daß diese Kräfte vorhanden sind.

Die *finanzielle* Lage der Kreise ist überwiegend eine gedrückte. Sie besitzen kein Vermögen, mit sehr wenigen Ausnahmen nicht einmal eigene Gebäude für die Landrathsämter, Kreistags- und Kommissionssitzungen, wohl aber sind sie großentheils in recht erheblichem Maße verschuldet. Sie haben große Summen zur Erlangung von Chausseen und Eisenbahnen verwendet und diese in der Regel verständiger Weise durch Anleihen auf-

gebracht, deren Verzinsung und Amortisation die Hauptposten des Kreis-Budgets ausmacht. Viele Kreise sind an weiteren Aufwendungen für Straßenbauten, so nothwendig dieselben auch sind, dadurch gehindert, daß sie mit der Erhöhung der Kreiskommunalbeiträge die äußerste Grenze des Zulässigen erreicht haben, auch sorgt ja der Staat unausgesetzt für Vermehrung der Kreisausgaben, indem er den Kreisen ohne Gegenleistung neue Lasten, wie die recht erheblichen Kosten des Impfwesens aufbürdet. Einen zweckmäßigen und beachtenswerthen Weg haben mehrere Kreise damit eingeschlagen, daß sie mannigfache, allen Gemeinden und Gütern des Kreises in gleicher Weise obliegende Lasten auf den Kreishaushaltsetat übernommen haben, so u. A. die Kosten für Formulare und Drucksachen aller Art, die gesetzlichen Beiträge der Gemeinden zu den Schullehrerwittwen- und Waisenkassen, die Besoldung der von den Gemeinden für die einzelnen Distrikte angestellten Kommunalexekutoren und Boten und die sachlichen Kosten der Standesämter. Der nicht zu unterschätzende Werth dieser Einrichtung liegt in der damit erzielten großen Vereinfachung der Geschäfte, ihre wohlthätigen Wirkungen erfreuen sich der allgemeinen Anerkennung und veranlassen vielfache Nachahmung. Nächst der Beförderung des Eisenbahn-, Chaussee- und Straßenbaus haben die Kreise in der Errichtung und Verwaltung von Kreiskrankenhäusern, der Gründung und Verwaltung von Kreissparkassen und in der Unterstützung von gemeinnützigen Unternehmungen mancherlei Art eine rege, wohlthätige Wirksamkeit entfaltet. —

(Schluß folgt.)

Hugo von Wilamowitz-Möllendorff.

Johann Heinrich Voß.

J. H. Voß, von Wilh. Herbſt. Leipzig, Teubner. Bd. 1. 2. Abth. 1. 2.

1.

Das ſchöne Werk iſt nun vollendet, und der Verfaſſer hat ſich damit ein Verdienſt um die deutſche Litteratur erworben, welches gar nicht hoch genug angeſchlagen werden kann. Die Aufgabe, die er ſich geſtellt, war eine dankbare aber auch ſehr ſchwierige, und er hat ſie glücklich gelöſt; die Sache darf als abgeſchloſſen betrachtet werden, die Arbeit iſt nicht noch einmal zu thun.

Die Schwierigkeit der Aufgabe lag einmal darin, daß ſie einen Mann verlangt, der in verſchiedene Sättel gerecht iſt. Voß mußte als Dichter, er mußte aber auch als Gelehrter und Schulmann dargeſtellt und gewürdigt werden; in ſeinen religiöſen und politiſchen Streitigkeiten konnte ſich nur der zurecht finden, für den Religion und Staat ernſthafte Angelegenheiten ſind; und vollends das Bild des Menſchen verlangte eine zarte Empfindung und eine feſte Hand. Das Alles findet ſich bei Herbſt im ungewöhnlichen Grade vereinigt. Ein ausgezeichneter Philolog und Schulmann (er iſt Direktor in Schulpforte) hat er ſich zugleich mit Liebe in unſere neuere Poeſie vertieft, und die Umſicht, mit der er in ſeinem äſthetiſchen Urtheile Alles, was in Betracht kommt, erwägt und zur Geltung bringt, zwingt uns Alle, den Hut vor ihm abzuziehen. Es iſt ohne Uebertreibung, wenn ich ſage, daß unter den kleinen Monographien, in die ſich ſein Urtheil zerlegt, keine iſt, die ich nicht unterſchriebe und aus der ich nicht reiche Belehrung geſchöpft hätte. Am gelungenſten finde ich den Schlußband, was auch ſehr begreiflich iſt: am Ende der Arbeit iſt man immer klüger als am Anfang.

Das Buch enthält ſehr reiches neues Material, namentlich über die Jugendgeſchichte von Voß, und ich glaube nicht, daß noch viel hinzu kommen wird, welches dem Bild eine andere Färbung geben könnte. Zu dem Material rechne ich auch die Lokalkenntniß der verſchiedenen Orte, in

denen ſich Voß heimiſch machte; die Anſchaulichkeit gewinnt dadurch ungemein. Die einzelnen Perſonen, mit denen Voß in Berührung kam, treten in ſcharfen Umriſſen beſtimmt und warm hervor; mit beſonderer Liebe iſt das Bild der guten Erneſtine gezeichnet, für welche ich die Sympathie des Verfaſſers im vollſten Maß theile. Nur bei Heyne hätte ich gewünſcht, daß auch die guten Seiten des Mannes hervor gekehrt wären, der gewiß als Gelehrter wie als Menſch viele Schwächen hatte, aber noch als alter Mann in der Franzoſenzeit zeigte, daß ein tüchtiger Kern in ihm war; in einer Zeit, wo ſo mancher berühmte Mann, z. B. ſein alter Gegner F. A. Wolf ſich ſehr ſchlecht aufführte.

Am ſchwierigſten war das Bild des Helden ſelbſt. Voß hatte nicht blos ſehr ſchroffe Ecken: ſo etwas kann dem Portraitmaler ſogar förderlich ſein; es lag in ſeinem Charakter neben vielen großen Zügen auch etwas recht Kleinliches. Seine unaufhörliche Polemik an ſich würde noch keinen Anſtoß geben, darin ſteht Leſſing mit ihm ganz auf einer Linie; aber die Ausdauer, mit der er über alten Beleidigungen brütete, der Groll, mit dem er noch nach zwanzig Jahren etwas nachtrug, das ihn verletzt hatte, macht gewiß keinen angenehmen Eindruck; und dieſe Geſchichten füllen einen recht erheblichen Raum ſeiner Biographie aus. Herbſt ſchenkt ihm nichts, er erzählt Alles umſtändlich und wahrheitsgetreu, und doch iſt der Geſammteindruck des Buches der, daß wir zwar nicht gern in einem vertrauten Verkehr mit Voß leben möchten, wohl aber aus vollem Herzen von Zeit zu Zeit ihm die Hand drücken, denn er war ein tüchtiger und braver Mann. Daß dies herauskommt, erreicht Herbſt mit ſehr einfachen Mitteln, ohne alle Anwendung von Kunſtformen, die außerhalb der Sache liegen; er vermeidet gefliſſentlich jede pathetiſche ſo wie jede humoriſtiſche Redewendung. Er erreicht es dadurch, daß er den Eindruck der unbedingten Zuverläſſigkeit macht, und daß die Wärme ſeines eigenen Gemüths ſich in die Seele ſeines Leſers ergießt, und dieſem die Augen öffnet für das Gemüth ſeines Helden. Auch das trägt dazu bei, daß Alles reinlich hervortritt: das eine Bild, die eine Unterſuchung überſtürzt nicht die andere, tritt ihr nicht auf die Füße; jede lebt ſich aus, und der Leſer hat Muße, ſie in ſich zu verarbeiten.

Einzelne Ausſtellungen gegen die erſten Bände habe ich an einem andern Ort gemacht, der letzte giebt mir keine Veranlaſſung dazu. Ich will nur verſuchen, vom allgemeinen litterariſchen Geſichtspunkt einiges hinzuzufügen.

Voß gehört zwei Perioden unſerer Entwicklung an: einer Periode des Aufſtrebens, an der er ſich hauptſächlich durch ſeine Ueberſetzung des Homer und ſeine Idyllen betheiligt, und einer Periode der Reaction, gegen

welche er als rüſtiger zuweilen etwas ungeſchlachter Kämpe eintritt. Zwiſchen beiden liegt als Vermittlung die Romantik, der letzte ſchon etwas wilde Schößling der aufſtrebenden Litteratur, der zugleich den Keim der reagirenden Litteratur in ſich enthielt. Die Schlegel, Schelling, Görres u. ſ. w. waren zuerſt als Revolutionärs aufgetreten, nicht blos in äſthetiſchen ſondern auch in religiöſen Angelegenheiten. In ihnen vollzog ſich denn der Umſchlag der Zeit, und die Reaction verſchmähte nicht, Waffen von ihnen zu borgen.

Voß nun hat mit einer Zähigkeit ohne Gleichen auf den Zuſammenhang dieſer Richtungen hingewieſen. Für ihn war Romantik gleichbedeutend mit Confuſion, und die Confuſion iſt der Freiheit des öffentlichen Lebens nicht weniger gefährlich als der Correctheit des Denkens. Den großen Krieg gegen die Romantik, der ſich bis ziemlich in unſere Tage erſtreckt, hat Voß eingeleitet. Wie oft von ihm und ſeinen Nachfolgern über das Ziel hinaus geſchoſſen iſt, weiß man jetzt allgemein; dagegen haben uns die neueſten Erfahrungen überzeugt, daß der Jeſuitismus nicht blos eine Erfindung Nicolais iſt, ſondern eine recht reale Macht, die man freilich nicht dadurch meiſtern kann, daß man auf ſie ſchilt. Mit Erfolg wird ſie nur bekämpft durch eine gleich ſtarke Geſinnung, die ſich ihr entgegen ſtellt; und dieſe hervorzurufen, war Voß nicht der Mann: er war ehrlich liberal und ehrlich proteſtantiſch; aber ſeinem Liberalismus fehlte das belebende Staatsgefühl und ſeinem Proteſtantismus der religiöſe Gehalt. Inſofern verkannte er auch das relative Recht des Gegners. Die aufkeimende Reaction war nicht blos ſervil, ſondern auch national, nicht blos kirchlich, ſondern auch religiös. Wenigſtens ſteckte ein ſolcher Kern in ihr, und verſchaffte ihr den Erfolg. Die Noth hatte das Volk beten gelehrt, und die Noth hatte Voß nicht am eigenen Fleiſch und Blut, d. h. nicht am eigenen Staat gefühlt. Heidelberg war eigentlich mehr ein internationaler Ort, wo geiſtreiche und gelehrte Männer harmlos und im Grunde auch ohne Zweck über die tiefere Bedeutung von Staat und Kirche, von Myſtik und Mythologie disputiren; im Preußiſchen hatte man darüber beſtimmtere Erfahrungen.

Wie nun dieſe letzte Periode unſeres Helden mit ſeiner urſprünglichen Entwicklung zuſammenhängt, darüber wünſche ich noch einiges zu ſagen.

2.

Zunächſt bringe ich einige Daten in Erinnerung; die Sachen ſelbſt ſind ſeit Prutz durch zahlreiche Excerpte hinreichend bekannt.

1772, 12. September. Einige Göttinger Studioſen, darunter Voß und Hölty, gründen einen Dichterbund; meiſt Niederſachſen, doch auch

ein Paar Süddeutſche darunter: die beiden Miller, Hahn. Mit Laub bekränzt, Tanz um die Wodanseiche.

26. Oktober. Feierliche Sitzung des Bundes zur Verherrlichung Klopſtocks. Amtmann Bürger, der aus Gelliehauſen in die Stadt gekommen, will einen Toaſt auf Wieland ausbringen: ein allgemeines Pereat gegen den „Sittenverderber" donnert ihn nieder.

5. December. Die beiden Stollberg werden aufgenommen. Wetteifernde Lobgeſänge auf die Freiheit und das Vaterland. Voß trägt eine Ode vor, mit den herbſten Angriffen gegen Carl den Großen, welcher die Sachſen gezwungen habe, ihren heimiſchen Göttern zu entſagen und „fremden Wurmſtichbildern" zu opfern. Stollberg hat gegen dieſe Auffaſſung nichts einzuwenden.

1773 6. März. Der Schluß des Meſſias wird im Bunde vorgeleſen, verſchiedene Mitglieder des Bundes legen Gelübde auf die Tugend ab.

3. Juni. Voß „ſchnauzt" die Franzoſen in einer Ode an, die ſeinen beſorgten Vater zu der Frage veranlaßt; was ihm denn die Franzoſen gethan hätten? er werde ſie mit ſeinen Neckereien noch reizen, in Deutſchland einzufallen.

17. Juni. In einem erregten Moment fühlen ſich die Glieder des Bundes „jeder großen That fähig, auch wenn es ein Fürſtenmord ſein ſollte"!

2. Juli. Feier von Klopſtocks Geburtstag. „Gott wollte", ſchreibt Voß, „die Welt ſegnen, und es ward Klopſtock". Toaſte auf Herder und Goethe, von dem eben der Götz erſcheint. Wielands Bildniß wird verbrannt, ſeine Schriften zu Fidebuſſen zerriſſen und zerſtampft.

9. September die Lenore vorgeleſen.

12. September. Rührender Abſchied von den Stollbergs, die nun die Verbindung mit Klopſtock vermitteln und ſich in ihren Briefen begeiſtert über die Bedeutung des Bundes ausſprechen, der daran arbeiten ſoll, Deutſchland die Freiheit zu ſchaffen. Die Richtung des Bundes ſcheint immer mehr politiſch zu werden.

25. September. Voß lieſt eine Ode auf den Götz von Berlichingen vor, worin Goethe hauptſächlich deshalb gerühmt ward, daß er das deutſche Recht gegen die Romaniſten vertritt.

März 1774. Klopſtock meldet ſich zur Aufnahme in den Bund, und ſchlägt noch mehrere andere Deutſchgeſinnte vor. Begeiſterte Zuſchrift des Bundes. Voß geht zu Klopſtock nach Hamburg, wo eine große Conferenz ſtattfindet.

December 1774. Auf der Durchreiſe nach Karlsruhe hält ſich Klopſtock einige Tage in Göttingen auf, die Bundesangelegenheiten werden be-

ſprochen; Klopſtock wird unterwegs Goethe ſondiren, ob er bundesfähig ſei. Goethe hat ſich im „Werther" begeiſtert über Klopſtock ausgeſprochen, aber man hat ihn im Verdacht, zu ſtarrköpfig und übermüthig zu ſein. — —

Dies ſind die Hauptdaten aus der erſten Geſchichte des Hains, die an ſich ſehr wenig ſagen würden, wenn man ſie nicht mit der allgemeinen Litteraturbewegung in Beziehung ſetzte. Es gilt hier namentlich die damalige Stellung Klopſtocks, Wielands und der Franzoſen zu erläutern.

Als die erſten Geſänge des Meſſias ihren Weg machten, ſchloß Friedrich der Große, auf den Klopſtock ſo lange ſeine Hoffnung geſetzt, ſein Bündniß mit Voltaire. Es dauerte freilich nicht lange, aber franzöſiſche Schöngeiſter führten immer noch das große Wort am preußiſchen Hof, und der König fuhr fort franzöſiſch zu dichten; die allgemeine Mißſtimmung iſt erklärlich. Die franzöſiſchen Raubkriege waren zwar ſchon lange vorüber, aber der perſönliche Hochmuth der Franzoſen ließ ſich ſchwer ertragen, und wurde noch dazu von den deutſchen Höfen genährt. Als einmal die Prinzeſſin Chriſtine von Sachſen den guten Gellert mit großer Auszeichnung beehrte, geſtand ſie ihm ein, ſeit Jahren kein deutſches Wort geſprochen zu haben.

Am ſtärkſten regte ſich der Unmuth in Klopſtock. Er fühlte ſich Voltaire gegenüber als Großmacht gegen Großmacht, der Sänger des Meſſias gegen den Sänger Heinrich's IV. In allen Punkten waren ſie im Gegenſatz, in den Begriffen über Sittlichkeit und Religion nicht weniger als in den Begriffen über Poeſie. Daß Friedrich ſich mit Voltaire einließ, erſchien dem deutſchen Dichter wie ein halber Vaterlandsverrath.

Sein eigener Erfolg ließ viel zu wünſchen übrig. Freilich hatte er gleich bei ſeinem erſten Auftreten eine ziemliche Schaar begeiſterter Verehrer gefunden, aber mit einem Theil derſelben, mit den Schweizern, hatte er ſich überworfen, die Stimme der andern fiel nicht ſehr ins Gewicht, und ſeine Gegner waren nicht unbedeutend. Ueber die Gottſchedianer hätte er ſich hinwegſetzen können, aber auch die Schule Hallers verhielt ſich mehr als kühl, und das hieß damals ſo viel als die wiſſenſchaftliche Geſellſchaft Deutſchlands. Am meiſten mußte ihn die Haltung Leſſings verletzen.

Es gilt heute als unumſtößliche Wahrheit, daß Leſſing unſer erſter Kritiker iſt. Man kann dem doch nur mit einiger Reſerve beipflichten. Groß war er überall, wo er auf die Principien zurück ging; im Laokoon, in der Dramaturgie u. ſ. w.; hier waren ſeine Arbeiten ſtets bahnbrechend wenn auch nicht immer abſchließend. Seine Art dagegen, praktiſch zu kritiſiren, das Verſtändniß neuer bedeutender Erſcheinungen dem Publikum zu vermitteln, iſt nicht immer ſo muſtergiltig. Wo es galt, eine ſchlechte Richtung in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zu zeigen, da kommt ihm Keiner

gleich; aber die Augen der Menge zu öffnen für das, was sie nun eigentlich bewundern sollte, dazu fehlte ihm, ich glaube nicht sowohl die Lust als die Gabe. Er hat mit einigen prächtigen Worten, die Keiner wieder vergaß, Shakespeare als den großen Dichter ausgerufen; aber das zu begründen und Shakespeare die historische Stellung anzuweisen, hat er seinen Nachfolgern überlassen. Er weist einmal die deutschen Kritiker sehr scharf zurecht, daß sie Wielands Agathon todt schwiegen; er selber hat sich aber wohl gehütet, diese Lücke auszufüllen. Was er vorher über Wieland gesagt, ist doch eigentlich nur schlecht verhüllter Hohn.

Am eigenthümlichsten ist sein Verhältniß zu Klopstock. Offenbar hat ihn der Messias sehr beschäftigt; man mag noch so sehr Fürstenschüler sein, man übersetzt so etwas doch nicht ohne Interesse in lateinische Hexameter. Auch lag ihm daran, Klopstock gegen die verhaßten Gottschedianer zu heben. Wiederholt nimmt er einen verzweifelten Anlauf, bald von dem bald von jenem Standpunkt; aber er kommt nicht weit. Von Bedeutung sind nur seine sprachlichen Bemerkungen; gegen die Oden ist er geradezu ungerecht. Freilich war er durch Klopstockianer gereizt, und was er einwendet, ist nicht uneben, aber es war doch zugleich seine Pflicht, das Publikum über das Neue und Große zu belehren, das sich darin aussprach, und dieser Pflicht ist er nicht gerecht geworden.

Das war in den Jahren 1759 und 1760; dann verschwindet Lessing auf mehrere Jahre aus der Literatur. Mittlerweile war Friedrich der Große in bessern Leumund gekommen; seine Heldenthaten zwangen auch den Gegnern Bewunderung ab, selbst manchem Oestreicher waren die Grenadierlieder aus der Seele gesprochen. Die Hauptsache aber war die Schlacht bei Roßbach. Die Franzosen waren nicht blos geschlagen, sondern lächerlich gemacht; das Possenspiel, welches die preußischen Husaren mit den erbeuteten Toilettegegenständen trieben, war seit Jahrzehnten das populärste Ereigniß in Deutschland. Nun war der Friede geschlossen und für Berlin schien eine neue Zeit aufzublühn. Klopstock freilich konnte hier, wo man auf Lessing schwur, keinen Boden finden, aber Lessing, Winckelmann, Kant, später Herder waren zu haben, ein Verein der glänzendsten Kräfte, deren Verbindung mit anderen geringerer Art Berlin schon damals zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands gemacht haben würde. Aber der König hatte den Fehler, Alles mit eigenen Augen sehn zu wollen; um die Schriften jener Männer zu würdigen, reichte seine Vorbildung nicht hin. Es geschah gar nichts, und um das Jahr 1767 hatte man alle Hoffnungen auf Berlin aufgegeben.

Nun tritt eine Machtverschiebung ein. Lessing verläßt Berlin in bitterstem Unmuth: „was hatte ich auf dieser verzweifelten Galeere zu suchen!“

In Hamburg macht er verschiedene Bekanntschaften, die mit Klopstock vermitteln, die beiden Größen fühlen das Bedürfniß, sich einander zu nähern; Klopstock ist in Kopenhagen auch sehr vereinsamt. Er hat inzwischen eine neue Richtung eingeschlagen: die dänischen Heldensagen und der Ossian regen ihn zu einer neuen Mythologie an, er dichtet seine Barditе. Lessing, der sich als Verleger versuchen will, und alles Bedeutende was erscheint für seinen Verlag zu gewinnen hofft, zählt dazu in erster Reihe, die Hermannsschlacht und den Ugolino. Der Verfasser des letzteren, Gerstenberg, ist im Bardenthum Klopstock's eifrigster Mitarbeiter, auch als Kritiker tritt er für ihn ein. Eine bei weitem mächtigere Stimme schallt aus Riga herüber, die „Fragmente" und die „kritischen Wälder". Sie erscheinen anonym, aber jeder erkennt Herder als den Verfasser. Lessing, dessen Laokoon scharf angegriffen ist, erklärt doch, Herder sei der einzige, um dessen willen es ihm lohne an die Fortsetzung zu denken.

Bei dieser Annäherung der leitenden Kräfte ist noch ein Hintergedanke. Berlin ist aufgegeben, man richtet seine Augen auf Wien. Klopstock und Lessing nehmen die Sache sehr ernsthaft. Klopstock hat einen Entwurf, Wien zum Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften zu machen. Das Unternehmen ist groß gedacht und nicht geradezu unpraktisch: auch den ökonomischen Theil des Entwurfs hat er sehr sorgfältig überlegt.

Die Verbindung dehnt sich immer weiter aus. Wieland, zuerst blinder Klopstockianer, war plötzlich umgeschlagen und hatte sich auf die Nachahmung der Franzosen gelegt: er schrieb äußerst frivole unzüchtige aber anmuthige Gedichte, und predigte in seinen Romanen und prosaischen Abhandlungen die Lebensweisheit der Franzosen. Er hatte Anstoß erregt, aber auch viel Anhänger gefunden, man mußte ihn als eine Größe gelten lassen. Auch mit ihm suchte Lessing Fühlung; die guten Worte über Agathon waren nicht ohne Hintergedanken. Bei allen drei Männern hatte das Verhalten etwas Diplomatisches; Lessing und Klopstock wußten sehr gut, daß auch Wieland mit Wien eifrig verhandelte, aber sie sprachen sich nicht darüber aus.

Was wäre geschehen, wenn der Entwurf zur Ausführung kam? Geradezu unmöglich war es nicht. Auch wegen der Religionsfreiheit hatten die Staatsmänner, mit denen unterhandelt wurde, die besten Verheißungen gemacht; von Kaiser Joseph wußte man, daß er völlig aufgeklärt war. Es wäre bei Kaunitz' tödtlichem Haß gegen Preußen doch nicht undenkbar gewesen, daß er es als einen Schachzug gegen Berlin betrachtet hätte. Klopstock hatte ihn geradezu darauf hingewiesen: „der Kaiser", hieß es in der projectirten Dedication der Hermannschlacht, „liebt Deutschland; nicht aber Friederich! und Deutschland ist doch auch sein Vaterland". Die Stelle

hatte zwar auf kaiserlichen Befehl gestrichen werden müssen, weil eben die Zusammenkunft zwischen Joseph und Friedrich in Neiße vorbereitet wurde, man sucht die Herstellung eines besseren Verhältnisses mit Preußen, hauptsächlich in der orientalischen Frage. Aber man konnte das eine thun und das andere nicht lassen. Klopstock, Herder, Lessing, Gerstenberg, Wieland in Wien! das hätte doch in ganz Deutschland ein ungeheueres Aufsehen gemacht und das Prestige des kaiserlichen Hofs außerordentlich erhöht. Wir wissen jetzt aus den Rescripten von Kaunitz, daß es ihm nicht einfiel, Ernst zu machen; er verstand von der deutschen Literatur ebenso wenig als Friedrich, und glaubte, Klopstock, der doch für einen namhaften Literaten galt, mit einer goldenen Dose abfinden zu können.

Die Dose spielt im Juli 1769. Klopstock, Lessing und Wieland tragen sich noch mehrere Jahre mit diesen Hoffnungen. Sie wurden noch hitziger, als Klopstock nach dem Sturz Bernstorfs sein Asyl in Kopenhagen verlor, als Lessing die kärgliche Stelle in Wolfenbüttel annehmen mußte; allmälig aber sahn sie ein, daß gar nichts geschehen würde, und wenn Klopstock in einer Ode dem Kaiser, der sein Wort nicht hielt, die Unsterblichkeit absprach, so war das nur ein geringer Trost.

Nun aber erfolgte ein Umschwung in der öffentlichen Meinung, der noch nicht genug beachtet ist. Die Landgräfin von Darmstadt, eine sehr gebildete Dame, ließ im April 1771 einige von Klopstocks Oden nur in 34 Exemplaren abziehen; darauf folgte Schubart mit einer größeren Sammlung, endlich Klopstock selbst mit einer vollständigen. Die Sammlung verschaffte Klopstock die erste Kritik von wirklicher Bedeutung: Herder zeigte sie in der gelesensten deutschen Zeitschrift an. Die Anzeige war warm, glänzend und sprühte von Geist; sie schlug im Publicum durch. Herder war auch der einzige Kritiker, dem Klopstock später seine Werke schenkte: seine Zuschrift zeigt, daß er sehr verständig zu denken wußte, wenn er nicht Tableau stand: es ist mit das beste, was über das Wesen der echten Kritik gesagt ist.

Ueberall kündigte sich für Deutschland eine neue Zeit an. Der literarische Briefwechsel zwischen Mauvillon und Unzer kündigte der alten wäßrigen Poesie ebenso leidenschaftlich Krieg an als Herder in seinen kritischen Wäldern; noch durchgreifender wurde dann seit 1772 die Kritik in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen ausgeübt, von Herder und seiner Schule; darunter hauptsächlich Merk und Goethe.

Das Ansehn, welches nun Herder in der deutschen Literatur gewann, änderte auch die Stellung Wielands. Der alte stillschweigende Vertrag der Großmächte war hinfällig geworden, da aus den Aussichten, auf welchen er beruhte, nichts wurde. Herder nun hatte einen gründlichen Widerwillen

gegen das Schlaffe, Markloſe und Unechte in Wielands franzöſirender Dichtung, und dieſen Widerwillen theilte er Goethe mit, der noch 1770 für Wieland ſchwärmte, nun aber der erſte war, der Wieland ſchonungslos und mit wahrhaft ſuperiörer Bildung analyſirte. Die beiden Anzeigen ſtehen in der Frankfurter Zeitung, März und October 1772; die letzte war alſo gleichſam das Signal zu dem Pereat, welches am 26. October im Göttinger Bunde erſcholl. Gerade damals ſchrieb Leſſing noch ſehr ſchmeichelhaft an Wieland, dem er für die günſtige Aufnahme der Emilia Galotti dankte: freilich hatte er kurze Zeit vorher über das Lüſterne in der Poeſie ſehr harte Worte ausgeſprochen, die Wieland wohl auf ſich hätte deuten können.

Die Emilia Galotti trug weſentlich dazu bei, die demokratiſche Richtung des Bundes zu verſtärken.

Schauſpieler von Talent und Geſchmack haben die Emilia ſtets bewundert und cultivirt; nicht ganz ſo war es bei den Schriftſtellern, die im Theater mehr ein allgemeines Bildungsmoment als das eigentlich Techniſche ſuchten. Herder und Goethe waren von vornherein zweifelhaft über die Emilia, und wenn der erſtere ſie ſpäter geiſtreich bewundern lernte, ſo mochte er ſie doch nie lieben.

Einer der erſten Kritiker des Stücks, Mauvillon, vermißte die Ordonnanz: wer iſt eigentlich ſchuldig? Mit wem ſoll man Mitleid haben? — In der That ſind dieſe Fragen leichter aufzuwerfen als zu beantworten. Die einzelnen Menſchen löſen ſich nicht, wie man es bei den Griechen gewöhnt war, von der Atmoſphäre des Stücks ab, ſie ſind ohne dieſe Atmoſphäre gar nicht zu denken. In den Verhältniſſen oder, wenn man will, in der politiſchen Verfaſſung, innerhalb deren das Stück gedacht iſt, ſcheint die eigentliche Schuld zu liegen. Der Ausſpruch des Prinzen am Schluß ſagt mit andern Worten: warum muß ein Fürſt, eben weil er Menſch iſt, die Marinelli nicht blos brauchen, warum muß er ſie auch finden? — So iſt es: Rechtszuſtände wie die hier geſchilderten bringen die Marinelli, die Orſina hervor, ſie verführen gerade einen geiſtreichen kunſtſinnigen liebebedürftigen Fürſten, ſich ſolcher Werkzeuge zu bedienen. Aber mehr: aus ihnen erklären ſich auch die Odoardo, die Claudia, die Appiani, die Emilia. Alle dieſe Perſonen, ſo gut beanlagt ſie zu ſein ſcheinen, handeln nicht wie freie Menſchen; um ihre Arme ſchließt ſich ein unſichtbares aber unzerreißbares Netz, über ihre Augen breitet ſich ein Schleier, der ſie den Weg nur halb ſehen läßt. Durch Gewohnheiten gebunden, ſelbſt im Innern verwirrt, überlaſſen ſie die tragiſche Erſcheinung dem Zufall. Das bleibt das Peinliche am Stück, ſo ſehr man die Kunſt des Dichters bewundert.

Man hat in der Schilderung die italieniſche Farbe finden wollen. Eigentlich iſt nichts darin italieniſch als der Bandit, der in Deutſchland

nicht Sitte war: im übrigen hatte man die kleinen deutschen Höfe vor sich, gerade wie in der Minna von Barnhelm das preußische Militairregiment. Das Ehrgefühl Tellheims ruht freilich auf einem allgemein sittlichen Grunde und ist außerdem aus der Natur des Dichters selbst hervorgegangen, aber die Form in der es sich äußert, ist nur denkbar unter einem eisernen Despotismus, unter dessen Launen man sich krümmt, obgleich man den Despoten seiner Größe wegen bewundert, meinetwegen anbetet.

Diesen oppositionellen Charakter des Stückes hat Niemand schärfer herausgefunden als Herder. Er macht sich auch in der ganzen dramatischen Literatur der nächsten zwanzig Jahre fühlbar: Lenz, Klinger, Leisewitz, sie alle sind durch Lessing angeregt, bis endlich Schiller kommt und in „Cabale und Liebe" die Sache auf die Spitze treibt. Ich glaube, gerade der Eifer, mit welchem der Dichter in diesem Stück galottisirte, hat ihm später auf einer andern Bildungsstufe das Urbild zuwider gemacht.

Lessing nahm den Despotismus und seine Folgen ernst; gleichzeitig mit der Emilia schrieb Wieland den „goldenen Spiegel", in welchem freilich die übeln Folgen eines solchen Regiments lebhaft genug geschildert werden, aber doch nur als etwas Zufälliges: durch die gute Erziehung des absoluten Sultans und durch einen weisen Großvezier konnte Alles wieder in die Richte gebracht werden. Er verbat sich sehr bestimmt jede verfassungsmäßige Einschränkung der Monarchie. Es war das seine wirkliche Meinung, und er theilte sie mit der Mehrheit des Publicums, die sich den Sturz der Fakire, Kalender, Jesuiten und Junker nicht anders vorstellen konnte als durch den aufgeklärten Despotismus, wie man die Beispiele an Friedrich, Catherina, an Gustav III. u. s. w. sah.

So war nicht die Ansicht der jungen Freiheitssänger aus Klopstocks Schule. Freilich galt ihre Opposition zunächst den Ständen, unter deren unmittelbarem Druck sie litten. Es kam namentlich dabei in Betracht, daß sie wie auch die Pfarrersöhne des früheren Jahrhunderts ihre Laufbahn meist als Hofmeister begannen. Früher hatte man gar kein Arg daran gefunden, nun aber regte sich das Selbstgefühl, und man fand es unanständig, gewissermaßen unter den Bedienten der gnädigen Frau zu fungiren. Schon Rabener und Gellert hatten Satiren dagegen geschrieben, Lenz verfaßte ein ganzes großes Stück über die Schändlichkeit des Hofmeisterthums; Klinger secundirte ihm, Voß und Hamann hatten die Sache auch kennen gelernt, Voß' erste Idyllen sind fast durchweg Satiren gegen die Ausbeutung des Volks durch die höhern Stände. Bürger als Justizamtmann war von adeligen Personen abhängig; sein Haß war leidenschaftlich; am tollsten hat er ihn in Lenardo und Blandine ausgesprochen.

Das beliebteſte Motiv der jungen Dichter war die Geißelung adliger Verführer, denen junge Mädchen zum Opfer fielen, und die Entſchuldigung des daraus reſultirenden Kindermords: darin wetteiferten Bürger, Lenz, Wagner, Sprickmann, Hölty, kurz alle Dichter, die mit dem Göttinger Bunde Fühlung hatten.

Bei dieſer oppoſitionellen Richtung begreift ſich, daß man Wieland nicht blos wegen der Frivolität und Schlüpfrigkeit ſeiner Gedichte ſondern auch wegen ſeiner Apologie des Despotismus verabſcheute: aus demſelben Grunde brach bald darauf ſein beſter Freund Fr. H. Jakobi mit ihm; und wenn man wußte, daß der goldene Spiegel eine Empfehlung für eine Stelle in Wien ſein ſollte, ſo verſtärkte das nur noch den Unwillen. Zuletzt ſchrieb man doch Alles ſeiner franzöſiſchen Bildung zur Laſt; der goldene Spiegel war nach Crebillon modellirt; er zeichnete die Pariſer Sitten, die nun auch in die kleinen deutſchen Höfe importirt waren.

Klopſtock dagegen im Haß gegen dieſe Sittenloſigkeit, dichtete damals feurige Oden, in denen er ahnend und wünſchend die herannahende Revolution verkündete. Freilich ſollte noch ein Jahrhundert darüber vergehen, bevor „das Vernunftrecht herrſchen würde vor dem Schwertrecht“; aber zu dieſer Zeit ſollte ſchon jetzt die deutſche Jugend erzogen und vorbereitet werden.

Nun erfolgte Jan. 1773 gleichſam ein Poſaunenſtoß, durch welchen der Bund erkannte, daß er nicht allein ſtand. Es waren Herder's „Blätter von deutſcher Art und Kunſt“, mit der Verherrlichung des deutſchen Volksliedes, der Stammesverwandten in England, namentlich Shakeſpeare's, des Straßburger Münſters und der deutſchen Rechtsgeſchichte: Juſtus Möſer und Göthe hatten mitgearbeitet. Mit dieſer Fanfare beginnt die Einkehr der Dichter in das deutſche Leben.

Herder hatte in dieſem Blatt den Götz von Berlichingen angekündigt, ein halbes Jahr ehe dieſer erſchien. Ich ſetze die Stelle her, weil über das Verhalten Herders zu Goethe noch immer ſtarke Vorurtheile herrſchen.

Herder ſpricht von Shakeſpeare's Stücken, die er „Trümmer der Ritternatur“ nennt und ſetzt hinzu: „Glücklich, daß ich noch im Ablauf der Zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du mein Freund, der du dich in dieſem Leſen erkennſt und fühlſt, und den ich vor ſeinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo du noch den ſüßen und deiner würdigen Traum haben kannſt, ein Denkmal aus unſern Ritterzeiten in unſerer Sprache unſerem ſo weit abgearteten Vaterlande herzuſtellen! Ich beneide dir den Traum und dein edles deutſches Wirken; laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange.“

Man kennt die Begeisterung, in welche Bürger, Voß und die Uebrigen vom Bunde bei dem wirklichen Erscheinen des Götz ausbrachen.

Auch Klopstock wurde aufmerksam, und es wurde die Hoffnung in ihm rege, daß ohne Beihilfe der Fürsten rein durch die deutsche Jugend der ersehnte Fortschritt der Kunst und der Nationalbildung erfolgen könne. Jetzt erst schloß er mit dem Bunde ab. Er hatte noch einen äußerlichen Zweck dabei: es sollten für die „Gelehrtenrepublik" Subscribenten gewonnen werden, durch sie sollte die Nation ihrem Dichter den Dank aussprechen. Der Bund war eifrig beim Werk, in allen Theilen Deutschlands wurde geworben, zu den thätigsten Sammlern gehörte Goethe. Der Erfolg war glänzend und Klopstock konnte wohl auf Weiteres hoffen.

Nun wird auch die Stellung Wielands bestimmter. Er verfolgte persönlich ähnliche Absichten wie Klopstock; wenn auch auf einfacherem Wege: er gründete mit Hilfe Jacobi's ein Journal, den deutschen Mercur, das ihm allerdings reichen Gewinn abwarf, ihn aber verleitete, sich mit dem Recensionsgeschäft zu befassen; er selbst und unter seiner Aegide andere Recensenten ließen Urtheile laut werden, welche die empfindlichen jungen Poeten sehr kränkten. Schon in seiner Uebersetzung des Shakespeare hatte er diesen Dichter, der nun unter dem Einfluß von Lessing und Herder fast abgöttisch verehrt wurde, wiederholt gehofmeistert, nun ging es über die Griechen, um sein Singspiel Alceste gegen den Euripides herauszustreichen; der Götz von Berlichingen wurde getadelt, wobei freilich der Herausgeber auch die Recension tadelte, aber er ließ sie doch drucken. Aus journalistischer Cameradschaft ließ er sich mit Nicolai ein, der mit allen jungen Genies anband, und soeben noch Georg Jacobi sehr respectwidrig behandelt hatte. In welche Aufregung Friedrich Heinrich Jacobi gerieth, war schon früher bekannt; jetzt erfahren wir aus der neusten Sammlung von Heinrich Pröhle, „Lessing, Wieland, Heinse", daß der Halberstädter Kreis noch ärger tobte. Wieland hatte sich sehr hart über Heinse geäußert, der sich doch selbst zu Wielands Schule rechnete; nun veranlaßte Gleim alle seine Anhänger, Epigramme auf die beiden Verbrecher, Wieland und Nicolai zu machen, von denen Pröhle nicht weniger als 60 enggedruckte Spalten mittheilt. Hier eins davon, als Probe des Tons. „Antiquitäten nennt der Esel sein Geschmiere! dergleichen dumme Sudelei ward nie gemacht, ist unerhört und neu; besoffen war der Stax in Fusel oder Biere; wer sah noch je so sehr geschändete Papiere!"

So zog sich das Unwetter gegen Wieland von allen Seiten zusammen. Februar 1774 veröffentlicht Goethe „Götter Helden und Wieland", die Wieland äußerlich ganz höflich aufnahm, die ihn aber schwer kränken mußten, weil die Lacher durchaus auf Seiten seines Gegners waren; und

daran schloß sich April 1774 die schon erwähnte von Voß verfaßte wüthende Grabschrift. Wieland schien bei der ganzen jungen Litteratur in Verruf.

Nun folgten die Stücke der Sturm- und Drangperiode, Clavigo, die Sachen von Lenz und Klinger, endlich der Werther: die gewaltigste Erscheinung, welche die deutsche Literaturgeschichte bisher gekannt; ganz Deutschland stand auf dem Kopf. In derselben Zeit die innige Verbindung zwischen Goethe, Jacobi, Lavater und Heinse. Der Bund schien gewaltige Dimensionen anzunehmen; es kam darauf an Disciplin hineinzubringen.

Klopstock besuchte Goethe, erst auf seiner Hinreise nach Karlsruhe December 1774, dann auf seiner Rückkehr — er hatte es bei Hof nicht lange ausgehalten — April 1775. Goethe las ihm seine damaligen Arbeiten vor, den Faust, wohl auch den Prometheus. Klopstock äußerte sich freundlich, er ging aber nicht aus sich heraus, der junge Mann schien ihm zu selbstständig, eine Reception in den Bund fand nicht statt, während er über Jacobi freudig schreibt: er gehört zu uns! Auch erklärte ihn Jacobi kurzweg für sein Ideal männlicher Größe.

Auf Goethe hatte Klopstock den Eindruck eines Diplomaten gemacht, und diplomatisch war sein Verfahren in der That; er war reservirt, aber er behielt Fühlung. Bald darauf holten seine Anhänger, die beiden Stollberg, deren Schwester bereits mit Goethe angeknüpft, diesen zu der berühmten Schweizerreise ab; sie verkehrten aufs herzlichste mit einander, aber vom Bund war nicht die Rede; im Gegentheil fand es Voß, als die Grafen zurückkehrten, doch einigermaaßen bundeswidrig, daß sie mehr von den neuen Genies als von den alten Freunden redeten. Von dieser Zeit merkt man einen ziemlich stark hervortretenden Gegensatz zwischen dem Bund und den „Genies“: das letztere wurde ein Stichwort auch in dem Kreise Lessings, der zwar nicht öffentlich aber um so stärker in seinen Briefen und mündlich, seine Unzufriedenheit mit der neuen Wendung der Literatur kundgab, und einmal ärgerlich ausrief: „wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich eine Ohrfeige“!

Der eigentliche Bund in Göttingen hat sich aufgelöst; die Mitglieder haben ausstudirt und sich nach allen Weltgegenden zerstreut. Voß giebt in Wandsbeck einen Musenalmanach heraus; bei der Nähe von Hamburg hat er mit Klopstock beständige Fühlung. Nun folgt die Uebersiedlung Goethe's nach Weimar November 1775. Das Unerwartete geschieht: Wieland und Goethe söhnen sich nicht blos aus, der ältere Dichter betet den jüngeren geradezu an; alle seine Correspondenzen, und sie sind zahlreich genug, strömen über von Liebe und Begeisterung. Herder wird berufen, Stollberg als Kammerjunker gewonnen; Merk, Klinger, Lenz melden sich an. Mit

Jacobi ſcheint die alte Verbindung fortzubeſtehn, es iſt ein Verein von Kräften wie er noch nicht dageweſen.

Sollte hier nicht etwas in der Art der alten Wiener Pläne geſchehn können? — Man kennt den wunderlichen Verſuch, den Klopſtock machte: als alter Freund der jungen Herzogin Luiſe, die ſich bitter über das wüſte Treiben des Hofs beſchwerte, verſuchte er warnend, ſtrafend auf Goethe und den Herzog einzuwirken. Ging der Verſuch durch, ſo war auch in dieſem Kreiſe ſein Anſehn feſtgeſtellt. — Man kennt die ſchroffe Zurückweiſung Goethe's.

Wir wiſſen jetzt, daß es Klopſtock nicht ganz leicht wurde, Stollberg zum Bruch mit Weimar zu beſtimmen. Zuletzt gelang es doch, die Reſte des Bundes wurden ganz von Goethe abgewandt. „Verachtung dem Schurken", ſchreibt Voß, „der die Warnung eines ſolchen Mannes ſo beantwortete"! — Klopſtock ſchickte die Acten an verſchiedene Höfe, es blieb aber ohne Erfolg. Seine perſönliche Rache verſchloß er im Pult: da ſie wenig bekannt iſt, will ich ſie hier mittheilen.

„Was man erzählt vom Doctor Fauſt,
Iſt weiter nichts als Lug der Möncherei,
Die Dichtung, die vor uns in wilden Dramen brauſt,
Wie Windsbraut ſauſt
Vom Doctor Fauſt,
Iſt, bei den Alten! lediglich
Kraft männiglich
Verwünſcht Geſchrei
Der traurigen Genierei.
Ob's Alte oder s'Neue beſſer ſei,
Zu ſchlichten, wär' Bockmelkerei."

Noch im hohen Alter erkundigte ſich Klopſtock, ob ſich denn Goethe noch immer nicht erſchoſſen habe? er konnte ſich ihn nur als Werther oder Fauſt vorſtellen. Vielleicht hat er ſeine ſpäteren Schriften gar nicht geleſen.

Noch 27 Jahre hat Klopſtock gelebt; er blieb ein berühmter Mann, von ſeinen Oden erſchienen Prachtausgaben, er hat auch noch einzelne ſchöne Gedichte gemacht. Sein Ruf erlangte noch eine Nachblüthe, als die Schulmänner ſich auf die Interpretation ſeiner Oden legten; aber von einem lebendigen Einfluß auf die junge Literatur iſt keine Rede mehr: er lebte eigentlich in einer ſchauerlichen Einſamkeit.

1778 ſchied auch Voß aus Wandsbeck und nahm eine Lehrerſtelle in Otterndorf an. So behielt Klopſtock nur Claudius in der Nähe, bis dann ſpäter durch die franzöſiſchen und deutſchen Emigranten Hamburg eine neue Bedeutung gewann. Von dem Bunde war nur noch in gelegentlichen Correſpondenzen die Rede.

3.

Nach Zersprengung des Bundes war es einzig und allein Voß, der die Gesinnungen desselben vertrat. Hölty war früh gestorben, Miller schrieb den Siegwart und ähnliches Zeug, Stolberg wurde katholisch. Voß blieb den Gesinnungen seiner Jugend treu, wenn sie auch im Alter einerseits mehr reiften, andererseits mehr verknöcherten. Es ist nicht meine Absicht, seiner Entwicklung nachzugehen; ich will nur einzelne Punkte hervorheben.

Es war ein namenloses Glück für Voß, daß Beruf, Neigung und Talent zusammenfielen: er erwarb seinen Unterhalt durch das, was ihm Freude machte, was ihn innerlich beschäftigte. Zwar wurde er des Schullehrerlebens, nachdem er es 14 Jahre lang pflichtgetreu geführt, endlich satt, aber auch seine spätere halb amtliche wie schriftstellerische Thätigkeit, drehte sich durchaus im Kreise seiner höchsten geistigen Interessen.

Welche ungeheuere Bedeutung die Philologie seit Winckelmann und Lessing im vorigen Jahrhundert für unsere geistige Entwicklung gehabt, ist allgemein bekannt. Hier nimmt nun Voß eine sehr bedeutende Stelle ein. Er hat erst recht eigentlich den Homer in Deutschland eingebürgert; auch seine Streitschriften gegen Heyne, gegen Wolf, gegen Creuzer markiren für uns eine sehr bestimmte Etappe. Der Gegensatz wird durch jene drei Männer nicht genau ausgesprochen; es liegt ihm ein tieferer zu Grunde.

Ich meine der Gegensatz zu Herder. In seiner Jugend durch Herder sehr stark angeregt, fand Voß, als er selbständig zu arbeiten begann, in dessen Schriften Vieles, was ihn abstieß; in den Briefen an Wolf hat er sich darüber ausgesprochen. Herder verfügte über ein ungeheueres Wissen, und er war jeder neuen Kenntniß gegenüber sofort productiv; mit genialem Blick erkannte er schon bei schwachen Spuren den tiefern Zusammenhang der Dinge. Aber von methodischer Arbeit wußte er nichts; den einen Schritt mit Vorsicht zu prüfen, ehe er den zweiten that, war ihm unmöglich. Darum hat er kein abgeschlossenes Werk hinterlassen, er hat keine Frage endgültig entschieden, ja in seinen Arbeiten findet sich nicht einmal ein stetiger Fortschritt; viele seiner glänzendsten Fünde sind schon in seinen Jugendschriften, er hat später immer wieder nach neuen Ausdrücken dafür gesucht, zuweilen auch einen sehr glücklichen gefunden, aber ebenso oft hat er auch das mit völliger Klarheit gefundene Bild wieder verdunkelt. Diese Art des Arbeitens war Voß in innerster Seele zuwider; er bewegte sich auf einem beschränkten Gebiet, aber hier verlangte er absolute Sicherheit. Er betrachtete Herder als einen Dilettanten.

Aber auch ihrem Inhalt nach stieß ihn Herder's Lehre ab, und zwar

gerade auf seinem eigenen Gebiet. Herder hat von der frühsten Zeit an, und das war vielleicht eine seiner fruchtbarsten Ideen, darauf hingewiesen, daß wir eine fern liegende Poesie erst dann richtig verstehen, wenn wir sie uns fremd machen; wenn wir den ungeheuern Abstand nicht blos erkennen sondern empfinden; daß sie für uns todte Literatur bleibt, bis wir die ihr eigen angehörige Farbe und Atmosphäre gefunden haben. Er hat ferner darauf hingewiesen, daß jedes echte ursprüngliche Gedicht ein Ausdruck der Volksseele ist, aus der es entsprang; daß der echte, ursprüngliche Dichter nur das ausspricht, was er in sich als fertig vorfindet, was also, ihm halb unbewußt, die Volksseele in ihm hervorgebracht hat. Er hat endlich die Wanderung der Sagen von Volk zu Volk in Betracht gezogen, und mit dieser Wanderung auch ihre Wandlung aus fest geglaubten Götterworten in halb verhüllte Symbole, dann in Mythologien, endlich in freie Dichtungen. Er hat diese Betrachtung auf solche Werke ausgedehnt, die uns am wenigsten fremd zu sein schienen, auf die Bibel und den Homer.

Für Voß lag in alledem etwas Mystisches. Für ihn war im Homer gar nichts Fremdes, Homer sprach die allgemein menschliche Natur aus. Es kam ihm allerdings sehr darauf an, sich deutlich zu machen, wie Homer sich die Welt vorstellte: er hat von der Homerischen Erdtafel eine ebenso bestimmte Zeichnung entworfen als vom Haus der Penelopeia; und über die Art, wie sich die Götter im Homer durch die Luft bewegen, hat er mehrere Abhandlungen geschrieben. Das alles aber bezog sich nur auf die Zeichnung, nicht auf die Farbe; um Perspective zu entwerfen, war er zu unhistorisch. Goethe ging die Bedeutung des Herderschen Spruchs in der Anschauung des mittelländischen Meeres auf: er merkts, daß er bisher die homerische Bildersprache schief aufgefaßt hatte.

Noch mystischer kam Voß die zweite Idee vor. Er war ein Dichter und wußte sehr gut, wie er seine Gedichte verfaßte; er wußte es auch von seinem Freund und Lehrer Klopstock; eine andere Operation konnte er sich nicht vorstellen. Schaffen und bewußtes Schaffen fiel ihm so vollständig zusammen, daß er auch, nachdem Wolf den Beweis geführt, die homerischen Werke seien erst im sechsten Jahrhundert aufgeschrieben, dennoch bei der Behauptung blieb, ein so großer Geist wie Homer hätte auch ohne Beihilfe der Schrift jene Gedichte verfassen, und sie hätten sich Jahrhunderte hindurch in treuer unverfälschter Ueberlieferung erhalten können.

Es ist merkwürdig, daß Voß sein eigenes Schaffen doch nicht genügend beobachtete. Liest man die Luise in der heutigen Form, so hat man kaum noch eine Vorstellung davon, wie sie ursprünglich aussah, so voll ist sie von Interpolationen. Hier war der Dichter sein eigener Rhabsode gewesen: warum sollten sich die Rhabsoden früherer Zeit, ehe sie durch die

Schrift controlirt wurden, sich nicht eine ähnliche Freiheit genommen haben? Verbesserte er doch ganz gehörig die Gedichte seiner Freunde! Auf ihn machte die Ilias und die Odyssee einen einheitlichen Eindruck; wenn er das aber als Beweis dafür nahm, daß diese Einheitlichkeit vom Ursprung an darin enthalten sein mußte, so hätte man das Argument auch auf seine Luise anwenden können. Und das Alles war doch nur Nebensache: Herder kam es nur darauf an, nachzuweisen, daß im Homer das bewußtlose Schaffen in einem weit höheren Grade in Anwendung kam, als in Kunstdichtern wie Ariost, Milton und Klopstock, die mit Bewußtsein und Absicht erfanden.

Vollends mystisch kam Voß die Idee von der Wandlung der Götterbilder vor. Er hatte ja seinen Poseidon, seine Athene schwarz auf weiß vor sich: wie sollten sie zu irgend einer Zeit etwas anderes gewesen sein, als er mit Augen sah! Die priesterliche Bedeutung der ursprünglichen Dichter war ihm vollends ein Greuel: unter Priestern stellte er sich Jesuiten vor und Leute wie den Hauptpastor Götze; wie sollten Menschen dieses Schlages je Anregung gegeben haben zu Dichtungen von so feinem Geschmack wie die Ilias und die Odyssee! Man durfte nur die Bilder von den Pyramiden und die Kunstwerke der Griechen vergleichen, um sich zu überführen, daß griechisch nicht ägyptisch ist. Zuletzt kam noch das rationalistische Interesse hinzu, und er redete sich in den Glauben hinein, die ganze Symbolik und Mythologie sei nichts Anderes als eine Verschwörung von Creuzer, Schlegel, Tieck und Andern, Deutschland katholisch zu machen.

Ganz im Unrecht war keiner von beiden Theilen. Der Historiker muß allerdings den Versuch machen, fertig gegossene Gestalten wieder in Fluß zu bringen, wenn er den Zusammenhang der Dinge ergründen will; der Genießende und Betrachtende dagegen hat ebenso das Recht, auf Erhaltung der Statuen zu dringen und zu behaupten, daß griechisch absolut nicht ägyptisch ist, daß eine Volksseele nur in dem mit Bewußtsein begabten einzelnen Menschen zur Erscheinung kommt, und daß die Sonne Homer's auch uns leuchtet. Herbst hat eine Schrift nicht allegirt, die auch für den Laien auf diese Streitigkeiten ein sehr lehrreiches Licht wirft, ich meine Humboldt's Briefe an Welker. Ich hebe ein Paar Stellen hervor.

„Was man auch sagen mag, außer dem kleinen hellenischen Kreis ist doch alles barbarisch. Mag auch alles Griechische nur im Orient seine Wurzel finden, allein in Griechenland ist die menschliche Form hervorgegangen, zugleich in Kraft und in nirgends überschwankender Haltung, so wie gewiß auch der Mensch selbst seine Wurzel in der ganzen Natur hat und ursprünglich eins ist mit Bäumen, Steinen und Thieren, aber

doch nur in dem menſchlichen Antlitz allein die gottähnliche Geſtalt gewonnen hat." —

„Ich gehöre nicht zu denen, die gleichſam darüber zürnen, daß die leichte, anmuthige, vermenſchlichte griechiſche Götterlehre mit manchem dunklen Symbol, manchem widrigen gottesdienſtlichen Gebrauch, mancher unkünſtleriſchen Mißgeſtalt verknüpft wird, und dadurch an Lieblichkeit und Reiz verliert. Ich kenne auch nichts Traurigeres als die griechiſche Götterlehre von allem Symboliſchen entkleidet zu ſehn. Die Geſtalten gleichen dann entweder auf ſehr trockene Weiſe blos hiſtoriſchen Figuren, oder auf gehaltlos tändelnde, willkürlichen Geburten der Phantaſie." —

„Freilich iſt gerade das Schwanken die characteriſtiſche Eigenthümlichkeit des Symbols: in der Darſtellung giebt es doch immer einen Weg dem auszuweichen. Denn das Symbol hat immer einen feſten Punkt, in dem Begriff und Bild einander gleichſam decken, und die in ihren Umriſſen unbeſtimmteſten ſchwankendſten Bilder zeigen doch wie die Kometen einen Kern, von dem aus ihre nur in den Endpunkten vielleicht nicht beſtimmbare Richtung ſich verfolgen läßt." —

„Ferner möchte ich wiſſen: was und wie viel ſich über dieſe Gegenſtände wahrhaft hiſtoriſch behaupten läßt? Hierauf muß man antworten: nichts, oder ſo und ſo viel." —

„Der Geſchichtſchreiber hat nur da die Pflicht, zu erklären, wo er Spuren höchſt wahrſcheinlicher Erklärung ungezwungen vorfindet. Sonſt läßt er die Erſcheinung unerklärt. Nach ſolchen Spuren ſuchen muß er, aber finden muß er nicht gerade, denn es kann ja unmöglich ſein. Daraus aber, daß man ſuchen muß und nichts Anderes findet, folgt wahrlich noch nicht, daß das Gefundene der Wahrheit auch nur nahe kommt." — —

Mit Einem Wort: Humboldt ſtellt ſich in der Kritik der Methode auf Voßens Seite, geht aber, was den Stoff betrifft, über den engen Horizont deſſelben hinaus.

Ueber die Ueberſetzung des Homer hat ſich Herbſt abſchließend ausgeſprochen. Auch hier trifft Voß mit Herder zuſammen. Herder iſt in der Kunſt, den fremden Ton unſerm Ohr vernehmlich anzudeuten, der genialſte Ueberſetzer, den wir kennen, aber was ihm nicht im erſten Wurf gelang, gelang ihm nie. Auch hier fehlte ihm die Geduld, ein größeres Werk in Angriff zu nehmen; er ließ es immer nur bei Proben bewenden. Voß hatte nach beiden Seiten hin eine Ausdauer ohne gleichen: er feilte gründlich, und er war unverdroſſen, ganze Schriftſteller zu überſetzen. Was bei ſeiner Feile zuweilen heraus kommt, hat Schlegel in ſeiner erſten Recenſion nach meiner Ueberzeugung vollſtändig richtig gezeigt. Die zweite Recenſion erklärt ſich zum Theil allerdings daraus, daß Schlegel ſelbſt in

die Voß'sche Methode gerathen war, zum Theil aber auch daraus, daß er Voß, der bei Goethe in Ansehn gekommen war, zu versöhnen wünschte. Voß und Schlegel haben in der metrischen Kunst das Größte geleistet, was aber das natürliche Gefühl für die Fähigkeit des modernen deutschen Ohrs betrifft, Wohlklang zu vernehmen, so ist ihnen bei der Nachbildung fremder Formen nicht blos Goethe überlegen, sondern auch Klopstock, so erstaunlich seine ersten Versuche im Hexameter klingen. Voß hat durch die Anwendung der griechischen Taktmessung, Schlegel durch die Anwendung der romanischen Sylbenzählung auf moderne deutsche Versformen gezeigt, daß sie oft doch mehr an den Leser als an den Hörer dachten.

Die eigenen Dichtungen von Voß sind von Herbst mit einer Gründlichkeit, einem tief eingehenden Verständniß und einer Gerechtigkeit beurtheilt, daß man diesen Theil seiner Arbeit wirklich ein Meisterstück nennen kann, und daß uns Andern gar nichts zu sagen übrig bleibt. Ich füge nur noch eins hinzu, über den Begriff der Natur, wie er sich in diesen Dichtungen ausspricht.

Die „Natur" des 18. Jahrhunderts war ein Protest gegen die Stände und gegen die Reifröcke, gegen die beschnittenen Parks und gegen die Allongeperücken, gegen die Schminke und gegen die Rococofrisur. Sie tritt in der Dichtung in verschiedenen Formen auf. Goethe ist einer der entschlossensten Verkündiger der Natur, aber der Natur, so weit sie schön ist, so weit sie in plastischen Formen auftritt. Voß versteht unter Natur mehr die Ungenirtheit, den Zustand, in welchem es dem Menschen commode ist. Er bewegt sich gern in Schlafrock und Pantoffeln, die Pfeife kommt ihm kaum aus dem Munde, und die Mahlzeit wird sehr gründlich behandelt. Dies Costüm ist nicht gleichgültig, es giebt auch seinen Dichtungen die Farbe. Sie sind eine Verherrlichung dessen, was wir Gemüthlichkeit nennen: eine Eigenschaft, welche das Behagen des deutschen Lebens sehr vermehrt, aber feinerer Bildung nicht günstig ist.

Eine ähnliche Bedeutung hat die Natur für Voß, wenn er politische oder religiöse Opposition macht.

Stellen wir uns das Bild des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau vor Augen. Ein liebenswürdiger braver Mann, und seinem Gott, wie er ihn sich vorstellt, von Herzen ergeben. Auch er ist für Natur d. h. für Ungenirtheit; er ist gern im Freien, genießt die Gaben dieser Erde mit Andacht und in Fülle, bewegt sich viel im Schlafrock, copulirt seine Tochter ohne alle Ceremonien, gerade wie Lafontaine und Claudius geheirathet hatten, und dichtet nach der Parabel von den drei Ringen, die Parabel von den drei Zeloten, dem Lutheraner, dem Calviniſten und dem Katholiken, die durch den heiligen Petrus sanft überführt werden, daß ihr Eifer

in die Irre ging. Dies Bild hat seine zwei Seiten, eine positive und eine negative. Zunächst die positive.

Voß stand auf der äußersten Linken des Rationalismus; wenn Strauß ihm die Gewissensfragen seines letzten Buchs auf die Brust gesetzt hätte, so würde er sie wohl durchweg verneint haben. Trotzdem würde er den Schluß, daß er also kein Christ sei, nicht haben gelten lassen. Hier zeigt sich der gewaltige Unterschied zwischen dem Leben der protestantischen und der katholischen Kirche. Der Katholik, der in seinen Meinungen so weit gekommen ist wie Voß, gehört seiner Kirche nicht mehr an, er betrachtet ihre Priester als Thoren oder Betrüger. Voß fragt nach keinem Dogma des Katechismus, aber er begreift das heilige Amt des Pfarrers, und in diesem praktischen Sinn gehört er zur Kirche. In diesem Sinne konnte er sich gar wohl mit seinem Freunde Claudius in Wandsbeck verständigen, der sonst in seinen religiösen Ansichten durch eine tiefe Kluft von ihm getrennt war. Auch der gebildete Geistliche, den wir in „Hermann und Dorothea" kennen lernen, ist ein Seitenverwandter seines Amtsbruders in Grünau. Mit diesen Männern läßt sich gemüthlich leben, und in friedlichen Zeiten werden sie dem Volk heilsame Dienste leisten.

Aber nun die Kehrseite. Denken wir uns eine Zeit des Kampfes, wo es gilt, die Ueberzeugungen mit allen Waffen des Geistes zu verfechten, sie allenfalls mit Gut und Blut zu besiegeln. In solchen Zeiten wird dem ehrwürdigen Pfarrer von Grünau eine sehr bescheidene Rolle zufallen: wo die Welt in Flammen steht, hört das Recht der Gemüthlichkeit auf.

Im Sinn des Nathan spricht sich der Pfarrer von Grünau für Toleranz aus: Juden, Christen, Muhamedaner alles ist einerlei, wenn das Herz nur gut ist; denn wer wollte untersuchen, welche Religion die richtige sei. Von Muhamedanern war in Norddeutschland nicht viel die Rede, die Toleranz kam hauptsächlich den Juden zu gut. Nun trat die Frage der Toleranz in einer ernsthaften Gelegenheit an Voß heran. Sein Freund Stollberg neigte sich zu der katholischen Kirche und trat endlich über. Man kennt das Gedicht, in welchem Voß dem abgefallenen Freunde die Schändlichkeiten der katholischen Kirche darstellt. Das mochte nun zunächst dem Abtrünnigen gelten, mit welchem Voß nicht länger zusammen leben konnte; aber auch die geborenen Katholiken mußten es nothwendig auf sich beziehn. Ein ehrlicher Mensch aber, der das Gefühl hat, etwas wirken zu können, kann es nicht dulden, daß ein guter Theil seines Volks einem Götzendienst anheim fällt, wie Voß ihn schildert, er muß sie zu bekehren suchen. Das Toleranzregister des Pfarrers von Grünau bekommt ein Loch.

Nun folgte der Uebertritt von Friedrich Schlegel, die Romantik bekannte sich zur katholischen Kirche, und in dem Organ einer protestantischen

Universität, in den Heidelberger Jahrbüchern wurde eine Anzeige dieses selben Schlegel aufgenommen, die Stollberg's Religion Jesu d. h. den Katholicismus verherrlichte. An derselben Universität lehrte Daub, daß das Nebeneinanderbestehen der protestantischen und katholischen Kirche in Deutschland eine innere Nothwendigkeit des deutschen Geistes wäre. An derselben Universität lehrte Marheinicke, daß das Christenthum sich nur in dem Dualismus von katholischer und protestantischer Kirche vollständig explicirt. Diese Umstände — Herbst scheint sie übersehen zu haben — mußten Voß die Idee der Toleranz in einem neuen Licht zeigen; in einem neuen Licht auch den Uebertritt seines alten Freundes.

Er sah jetzt überall Absicht und Verschwörung, und glaubte sich überzeugt zu haben, daß der Uebertritt nicht blos einen verkehrten Verstand, sondern ein schlechtes Herz verrathe. Er konnte sich in die Seele eines Andern nicht hineindenken, nicht begreifen, daß man in der Religion etwas anderes suchen könne, als er selber suchte. Sein eigenes religiöses Bedürfniß war von geringem Umfang; mit der Annahme eines wohlgesinnten Gottes in der Weise des savoyischen Vicar's erschienen ihm alle Widersprüche des Weltlaufs, alle Unruhen des Herzens beschwichtigt.

Nicht jedes Herz kann in dieser Weise resigniren. Stollberg's Natur war sinnlicher; mit Abstractionen war ihm nicht gedient. Der damalige Rationalismus bot wenig seiner Phantasie, wenig seiner Empfindung; in Italien ging es ihm wie Mortimer, der Cultus blendete ihn. In der Fürstin Galizin fand er eine fromme Seele, die zugleich liebenswürdig und unterhaltend war. Dazu kam der Verkehr mit den französischen Emigranten. In Frankreich hatte die katholische Kirche ein Leben entwickelt, das man ihr gar nicht zugetraut hätte; sie hatte dem Spott wie der Guillotine getrotzt, sie hatte Märtyrer hervorgebracht. Hier war nun eine Realität für die Einbildungskraft, und wenn Stollberg schon als Jüngling sich nach einer großen That gesehnt, so war diese jetzt gefunden; er brachte ein furchtbar schweres Opfer, das aber seiner Seele den Schwung gab, dessen sie bedurfte.

Eine solche Gemüthsbeschaffenheit war Voß unverständlich, und er wurde in seiner Intoleranz durch Paulus bestärkt, der von allen Vertretern des Rationalismus wohl der Unliebenswürdigste ist. Rationalisten sind wir ja wohl Alle, d. h. wir suchen Alle unsern Glauben mit unserer Vernunft in Einklang zu bringen; aber der Rationalismus dieses berühmten Theologen, der was wir für vernünftig halten, den Evangelisten imputirt, ist als unhistorisch längst überwunden. Im Grunde war Voß ebenso unhistorisch wie Paulus.

Grade der gegenwärtige Culturkampf ist geeignet, den Begriff der

Toleranz zu vertiefen. Die Toleranz iſt nur im Urtheil erlaubt, im Handeln nicht; im Handeln iſt nur derjenige tolerant, der nicht recht weiß was er will: jeder tüchtige Menſch handelt ſo, als ob er mit ſeiner Ueberzeugung unbedingt im Recht wäre. Aber er läßt, wenn er einmal Muße zum Urtheilen hat, dieſen Vortheil auch dem Gegner zukommen. So wie zwei Armeen darum nicht minder kräftig auf einanderſchlagen, wenn ſie einander achten, ſo wird die Energie des geiſtigen Kampfes nicht beeinträchtigt, wenn wir von dem Gegner annehmen, er ſei von ſeinem Recht ebenſo überzeugt wie wir von dem unſrigen. Darin müſſen wir uns von Voß, dem alten Starrkopf, unterſcheiden.

Julian Schmidt.

Universität, in den Heidelberger Jahrbüchern wurde eine Anzeige dieses selben Schlegel aufgenommen, die Stollberg's Religion Jesu d. h. den Katholicismus verherrlichte. An derselben Universität lehrte Daub, daß das Nebeneinanderbestehen der protestantischen und katholischen Kirche in Deutschland eine innere Nothwendigkeit des deutschen Geistes wäre. An derselben Universität lehrte Marheinicke, daß das Christenthum sich nur in dem Dualismus von katholischer und protestantischer Kirche vollständig explicirt. Diese Umstände — Herbst scheint sie übersehen zu haben — mußten Voß die Idee der Toleranz in einem neuen Licht zeigen; in einem neuen Licht auch den Uebertritt seines alten Freundes.

Er sah jetzt überall Absicht und Verschwörung, und glaubte sich überzeugt zu haben, daß der Uebertritt nicht blos einen verkehrten Verstand, sondern ein schlechtes Herz verrathe. Er konnte sich in die Seele eines Andern nicht hineindenken, nicht begreifen, daß man in der Religion etwas anderes suchen könne, als er selber suchte. Sein eigenes religiöses Bedürfniß war von geringem Umfang; mit der Annahme eines wohlgesinnten Gottes in der Weise des savoyischen Vicar's erschienen ihm alle Widersprüche des Weltlaufs, alle Unruhen des Herzens beschwichtigt.

Nicht jedes Herz kann in dieser Weise resigniren. Stollberg's Natur war sinnlicher; mit Abstractionen war ihm nicht gedient. Der damalige Rationalismus bot wenig seiner Phantasie, wenig seiner Empfindung; in Italien ging es ihm wie Mortimer, der Cultus blendete ihn. In der Fürstin Galizin fand er eine fromme Seele, die zugleich liebenswürdig und unterhaltend war. Dazu kam der Verkehr mit den französischen Emigranten. In Frankreich hatte die katholische Kirche ein Leben entwickelt, das man ihr gar nicht zugetraut hätte; sie hatte dem Spott wie der Guillotine getrotzt, sie hatte Märtyrer hervorgebracht. Hier war nun eine Realität für die Einbildungskraft, und wenn Stollberg schon als Jüngling sich nach einer großen That gesehnt, so war diese jetzt gefunden; er brachte ein furchtbar schweres Opfer, das aber seiner Seele den Schwung gab, dessen sie bedurfte.

Eine solche Gemüthsbeschaffenheit war Voß unverständlich, und er wurde in seiner Intoleranz durch Paulus bestärkt, der von allen Vertretern des Rationalismus wohl der Unliebenswürdigste ist. Rationalisten sind wir ja wohl Alle, d. h. wir suchen Alle unsern Glauben mit unserer Vernunft in Einklang zu bringen; aber der Rationalismus dieses berühmten Theologen, der was wir für vernünftig halten, den Evangelisten imputirt, ist als unhistorisch längst überwunden. Im Grunde war Voß ebenso unhistorisch wie Paulus.

Grade der gegenwärtige Culturkampf ist geeignet, den Begriff der

Toleranz zu vertiefen. Die Toleranz iſt nur im Urtheil erlaubt, im Handeln nicht; im Handeln iſt nur derjenige tolerant, der nicht recht weiß was er will: jeder tüchtige Menſch handelt ſo, als ob er mit ſeiner Ueberzeugung unbedingt im Recht wäre. Aber er läßt, wenn er einmal Muße zum Urtheilen hat, dieſen Vortheil auch dem Gegner zukommen. So wie zwei Armeen darum nicht minder kräftig auf einanderſchlagen, wenn ſie einander achten, ſo wird die Energie des geiſtigen Kampfes nicht beeinträchtigt, wenn wir von dem Gegner annehmen, er ſei von ſeinem Recht ebenſo überzeugt wie wir von dem unſrigen. Darin müſſen wir uns von Voß, dem alten Starrkopf, unterſcheiden.

Julian Schmidt.

Der Materialismus in der Geſchichtsſchreibung.

Von

Ernſt Zitelmann.

III.

Wie ſich der Materialismus zu der Teleologie und wie er ſich zur Anwendung der Darwin'ſchen Geſetze auf die Geſchichte verhält, haben wir dargeſtellt. Gleich allen anderen Geſetzen fußen auch die Darwin'ſchen auf dem Kauſalitätsbegriff und geben inſofern eine mechaniſtiſche Erklärung des Geſchehens. Wenn wir im Folgenden verſuchen wollen, die materialiſtiſche Geſchichtsſchreibung lediglich vom mechaniſtiſchen Standpunkt aus zu beurtheilen, ſo ſehen wir dabei von der Verwendung der Darwin'ſchen Lehre für die Geſchichtsſchreibung vollſtändig ab. Man möge es uns nicht verargen, wenn wir hier mehr wie bisher Hellwald's Buch in den Vordergrund treten laſſen. Es geſchieht nicht, weil er für ſein Buch einer ſo eingehenden Kritik werth wäre, das iſt nicht der Fall! Aber er dient uns als Repräſentant einer Richtung, und wenn man eine Richtung beurtheilen will, ſo muß man concrete Beiſpiele haben — man lernt Anatomie nicht, indem man den Menſchen an ſich ſondern indem man den einzelnen Menſchen ſecirt. Und ſo ſei es uns geſtattet, auch im Weiteren Hellwald's Buch als Sectionsobject zu betrachten und an ſeinem Beiſpiel die ganze von ihm vertretene Richtung zu kritiſiren.

Hellwald ſelbſt ſetzt die Eigenthümlichkeit ſeiner Betrachtungsweiſe in die durchgängige und conſequente Verwendung des Kauſalitätsbegriffs in der Geſchichte, alſo in die mechaniſtiſche Erklärung derſelben. Gienge er hierbei maßvoll und verſtändig zu Werke, ſo würde ſeine Arbeit immerhin eine ſehr werthvolle ſein können. Die cauſale Erklärung iſt ja für die teleologiſche eine ganz unentbehrliche Vorarbeit, ſie liefert ihr erſt den Stoff und ermöglicht ſie alſo. Die Aufgabe der Wiſſenſchaft beſteht nicht

nur darin, die Vernunft in dem Gange der Ereigniſſe zu erkennen, dieſelben alſo teleologiſch zu erklären, ſondern auch die Kauſal-Verknüpfung zwiſchen den einzelnen Thatſachen aufzuſuchen und jedes Ereigniß als die nothwendige Wirkung voraufgegangener Urſachen zu begreifen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß eine ſolche Verwendung des Begriffs der Nothwendigkeit in der Geſchichte an und für ſich nicht im Entfernteſten etwas neues und originales iſt. Niemals hat die wirklich wiſſenſchaftliche Geſchichtsſchreibung an der Nothwendigkeit der geſchichtlichen Ereigniſſe gezweifelt. Sie hat ſich von jeher bemüht, die Urſachen und Wirkungen ihres Daſeins, alſo ihre Nothwendigkeit zu begreifen. Nur die ganz inferiore Geſchichtsſchreibung politiſcher Parteimänner hat in ihrem leidenſchaftlichen Eifer kein Verſtändniß gehabt für die Nothwendigkeit und in Folge deſſen die relative Berechtigung aller Dinge, und hat entgegengeſetzte Anſichten häufig als unbegreifliche Willkürlichkeiten dargeſtellt. Die Leidenſchaft, ſie ſei religiöſer oder politiſcher Natur, vermag ſich eben niemals in fremde Perſönlichkeiten und Verhältniſſe hinein zu verſetzen. Sie iſt es daher gewohnt, nicht nur die Gegenwart ſondern auch die Vergangenheit des menſchlichen Geſchlechts mit dem Maßſtabe ihrer Parteianſchauung zu meſſen. Sie prüft alle Verhältniſſe und Perſönlichkeiten, von Adam bis Bismarck auf die Verwandtſchaft mit *ihrem* religiöſen oder politiſchen Glaubensbekenntniſſe. Nur dieſer Art der Geſchichtsſchreibung gegenüber hat die immer wiederkehrende Betonung der Nothwendigkeit aller Dinge in Hellwald's Buch ein Recht, aber auch nur dieſer gegenüber. Für die wiſſenſchaftlichen Werke unſerer Geſchichtsſchreibung hingegen hat ſie, wie ſchon geſagt, gar keine Bedeutung. Der Unterſchied zwiſchen der Hellwald'ſchen Arbeit und jenen iſt eben nur der, daß die letzteren ſelbſtändig gearbeitet ſind und außerdem ſich bemüht haben, ihre Behauptungen zu beweiſen, während Hellwald beides für überflüſſig erachtet hat. In dieſem Unterſchied und in keinem anderen liegt die Eigenthümlichkeit ſeiner Behandlungsweiſe.

Im Uebrigen verhält er ſich nur negativ. Für unſere großen Hiſtoriker war die Kauſalität nicht die einzige Kategorie, nach welcher ſie die Geſchichte betrachteten. Sie waren zugleich Teleologen, indem ſie Ziele der Entwicklung in der Welt annahmen. Der Materialiſt hingegen kennt *nur* die Kauſalität, und darum will Hellwald Geſchichte ſchreiben *nur* unter dem Geſichtspunkte dieſes Begriffs. Zu welchen Conſequenzen dieß aber führen würde, darüber befindet er ſich in der allervollſtändigſten Verwirrung. Faſt könnte man es bedauern, daß er in ſeiner Culturgeſchichte ein ſo wenig wiſſenſchaftliches Werk geliefert und es nicht verſtanden hat, in ihr die letzten Conſequenzen ſeiner Vorausſetzungen zu ziehen und

im Einzelnen durchzuführen. Denn mit je größerer Schärfe der Materialismus diese äußersten Consequenzen nicht blos theoretisch auf dem Gebiete der Philosophie sondern auch praktisch in seiner Anwendung auf die Einzelwissenschaften ausspricht, desto mehr wird der ungeheure Widerspruch, in dem er sich sowol zu unserem unmittelbaren praktischen Bewußtsein als auch zu der wahren Natur der Dinge befindet, offen zu Tage treten.

Vor allem dürfte ein consequent denkender Materialist zwischen Wahr und Falsch, zwischen Gut und Böse gar keinen Unterschied machen. Denn wenn alle Dinge unter dem gleichen Gesetze der Nothwendigkeit stehen und nur unter diesem, so ist es unmöglich, sie unter einem anderen Gesichtspunkt als dem der Nothwendigkeit zu betrachten. Um das zu können, müßte ich sie nach einem Maßstab messen, in Rücksicht auf ein zu erreichendes Ideal prüfen, und je nach ihrem Verhältniß zu diesem Maßstab, zu diesem Ideal, würde ich sie gut oder schlecht, wahr oder falsch nennen. Wenn ich ein solches Ideal indes nicht habe, so kann ich zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Tugend und Laster einen Unterschied unmöglich machen. Eine andere Ansicht, eine andere Handlungsweise als die meinige ist dann eben nur eine andere, nicht aber eine falsche, eine schlechte. Denn daß ein Anderer anders denkt und anders will als ich, ist eine ebenso natürliche Gehirnfunction wie es mein Denken und mein Wollen ist. Für beide Arten der Gehirnfunction liegen in gleicher Weise zureichende Ursachen vor: beide sind in der Ordnung der Dinge gleich begründet, also weder wahr noch falsch, weder gut noch schlecht, sondern nur nothwendig. Mithin kann auch Hellwalds eigne Auffassung auf das Prädikat einer objectiven Wahrheit keinen Anspruch machen; sie mag eine subjective Nothwendigkeit für ihn sein, was in seinem eignen Interesse zu bedauern ist — für uns ist sie es sicherlich nicht. Wenn daher der Materialismus sich dennoch als die alleinseligmachende Wahrheit proclamirt und alles andere in Hellwalds robuster Weise als Lug und Trug bezeichnet, so gewahren unbefangne Leser hierin nur das Eingeständniß eines vollständigen wissenschaftlichen Bankerotts. Es ändert an der Richtigkeit dieser Behauptung nichts, daß Hellwald wirklich an einigen Stellen für das Gute und Böse, Wahre und Falsche die gleiche Nothwendigkeit annimmt; es läßt vielmehr die planlose Verwirrung seines Denkens nur desto deutlicher zu Tage treten, da er wie gesagt an anderen Stellen jenen Unterschied aufrecht erhält. Consequenter Weise müßte ein Materialist alle jene Unterschiede überhaupt ganz außer Kurs setzen, da sie nach ihm rein subjectiv und keinem Gegenbilde in der Wirklichkeit entsprechend sind.

Es ist höchst lehrreich, die absolute Confusion, die in dieser Beziehung

bei Hellwald herrscht, zu studiren. Nehmen wir zuerst die Begriffe Gut und Schlecht. Er dürfte diese, wie gesagt, consequenter Weise garnicht verwenden, und wirklich fällt ihm auch von Zeit zu Zeit ein, daß er bei seiner Anschauungsweise nichts sittlich oder unsittlich nennen dürfe, daß das Schlechte ebenso berechtigt sei wie das Gute. „Denn", sagt er in seiner classischen Weise S. 285, „Natur ist alles, das Gute und das Schlechte, das Schöne und das Unschöne, *also auch* das sogenannte Sittliche und Unsittliche". Darum betont er denn auch, das non ridere non lugere neque detestari sed intellegere (Spin. tract. pol. I. 4) des großen Weisen von Amsterdam parodirend, wieder und wieder, die Culturgeschichte dürfe nicht loben, nicht tadeln, nicht anklagen, überhaupt nicht urtheilen, oder wenigstens gipfle ihre Aufgabe vorzüglich im Erklären, nicht im Lobe oder Tadel. Anders wieder meint er, man müsse eine Handlung nach den Begriffen der Zeit- oder Volksgenossen beurtheilen. Dem gegenüber urtheilt er nun aber an unzähligen anderen Stellen dennoch, und zwar ganz nach dem Standpunkte unserer Zeit; er legt durchaus den Maßstab der teleologischen Ethik an, ganz als sei er auch der seinige. Diese Inconsequenz wird dadurch nicht geringer, daß er sich einige Mal gedrungen fühlt, unter dem Text in einer Anmerkung auszusprechen, er rede von Sittlichkeit „nach dem heutigen landläufigen Begriffe", „im Sinne des vulgären Sprachgebrauchs".

Wie vollständig unklar seine Gedanken über den dargestellten Punkt sind, mag uns am besten S. 420 zeigen. Da sagt er: „Gegenüber diesen beiden Standpunkten, gegenüber Abscheu und Verehrung, Verdammung und Anbetung gibt es aber noch einen dritten, den Standpunkt des Verstehens, des Begreifens, der objectiven historischen Durchdringung — den Standpunkt der Gerechtigkeit. Wir werden weder lauter Schatten noch lauter Licht erblicken" u. s. w. Man sieht: er will nicht loben, nicht tadeln, sondern verstehen, „sed intellegere" wie Spinoza, d. h. überhaupt nicht beurtheilen, sondern nur die Nothwendigkeit erkennen. Unter der Hand aber kehrt sich ihm der Begriff wieder um, und das Verstehen wird ihm nichts anderes als ein halb lobendes, halb tadelndes Beurtheilen.

In einer ebenso gründlichen Verwirrung befindet sich Hellwald bezüglich des Begriffs der *Wahrheit*. Die Consequenz, daß auch die Wahrheit, weil immer nothwendig, auch immer nur subjectiv sei, zieht er aus seinen Grundsätzen nicht; nur einmal nähert er sich ihr in einer überdies stilistisch so vollendeten Bemerkung, daß es sich lohnt, dieselbe hierherzusetzen: „Da die Parteien aus Meinungsverschiedenheiten und diese wieder aus den verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Gedankenrichtung, der Denkkraft, ja sogar der Gehirnorganisation jedes Einzelnen entsprin-

gen, so sind alle politischen Parteien von Natur aus zu gleicher Existenz berechtigt". Allein eine solche Bemerkung steht ganz vereinzelt. Vielmehr behauptet er die Objectivität der Wahrheit ganz ausdrücklich; das Wahre ist nach ihm wahr, unabhängig davon, ob es für wahr gehalten wird oder nicht, es hat also eine Existenz auch außerhalb des erkennenden Subjects. Mithin kann der Mensch etwas für wahr halten, was nicht wahr ist. Diese Beobachtung formulirt Hellwald S. 439 höchst glücklich dahin, „daß es für den Menschen zweierlei Arten von Wahrheit gibt, eine subjective und eine objective." Daß ihm gerade der Begriff der Wahrheit so dunkel geblieben ist, das ist ja nicht zu verwundern, und bestätigt wird dies durch jene andere glänzende Bemerkung auf S. 279, welche Hellwald übrigens stillschweigend aus dem Ausland 1868 S. 697 zu entnehmen für gut befunden hat: „Stets wird bei der großen Menge das Wahrscheinliche mehr Anklang finden als das Wahre". Wie man diese beiden Begriffe, die auf ganz verschiedenem Gebiete liegen, in Gegensatz stellen kann, ist völlig unbegreiflich. Das Wahre ist ein objectiver, das Wahrscheinliche dagegen ein subjectiver Begriff. Daher kann denn das Wahrscheinliche entweder wahr oder falsch, das Wahre entweder wahrscheinlich oder unwahrscheinlich sein. Wenn ich z. B. behaupte, daß Hellwald die meisten Gedanken in seinem Buch nicht selber original erfunden, sondern sie von Anderen entlehnt hat, so ist das bei der Eigenthümlichkeit seiner „Denkkraft" sowol wahrscheinlich als auch wirklich wahr. Wenn ich aber die fernere Behauptung aufstelle, daß er seitenweise von Anderen abgeschriebeu hat, so ist das durchaus unwahrscheinlich — denn wie könnte Jemand den Muth haben, ein so zusammengeschriebenes Buch zu publiciren? — und dennoch ist es, wie wir weiterhin sehen werden, wahr. —

Also über die Begriffe der Wahrheit und Sittlichkeit hat Hellwald nicht nachgedacht oder nicht nachzudenken gewagt; er hätte sie sonst über Bord werfen müssen — er hat sie aber beibehalten, weil er sie eben nicht entbehren konnte. In dem Moment, wo insbesondere die Objectivität der Wahrheit geleugnet wird, stürzt Alles haltlos in sich zusammen, es ist dann natürlich mit jeder Art von Wissenschaft aus, nicht nur mit der Geschichtsschreibung. Es gibt meines Erachtens kein stärkeres Argument gegen die Richtigkeit des Materialismus, als die Absurdität der Folgerung, zu der er führt. Diese Folgerung heißt: es gibt keine objective Wahrheit, sondern nur subjective Wahrheiten der einzelnen denkenden Köpfe. Will man diese Consequenz nicht annehmen — und das kann man nicht, so darf man überhaupt nicht Materialist in dem Hellwaldschen Sinne sein. —

Aber sehen wir weiter. Ebenso unglücklich wie mit den Begriffen der Sittlichkeit und der Wahrheit ist es Hellwald mit dem fundamentalsten seiner Begriffe, mit dem der Nothwendigkeit selbst gegangen. Auch diesen hat er weder verstanden noch consequent durchgeführt. Ein in's Einzelne gehender Beweis für diese Behauptung möge uns erspart bleiben, da man sich von der Richtigkeit derselben durch jeden Blick in das Buch überzeugen kann. Zudem herrscht bezüglich des angeregten Begriffs bei Hellwald eine so chaotische Verwirrung aller Gedanken, eine so labyrinthische Verschlingung von Irrthümern, daß eine eingehende Kritik höchst ermüdend für den Leser sein würde. Es sei uns nur gestattet, kurz auf einige Hauptpunkte aufmerksam zu machen, um zu zeigen, wie der radicale Materialismus den Causalitätsbegriff für die Geschichte verwendet. —

Natürlich, logisch, nothwendig — nach der Bedeutung dieser Begriffe bei Hellwald wollen wir fragen.

Gleich auf dem Titel und in der Vorrede des Hellwaldschen Buches paradirt der Ausdruck natürlich und wird dann das ganze Buch hindurch bis zur tödtlichsten Langeweile immer und immer wiederholt, noch dazu mit dem Anschein, als sei mit ihm etwas ganz Besonderes gesagt. Das ist indes durchaus nicht der Fall. Wenn alles in der Welt verursacht ist, dann ist auch alles und wäre es das geringste und unwichtigste, nothwendig gewesen. Wenn der Mensch lediglich eingefügt wird in die Kette der Naturerscheinungen, dann kann es auch bei ihm keine andere Nothwendigkeit, als die in der Natur herrschende, die Naturnothwendigkeit geben, dann ist eben alle und jede Nothwendigkeit Naturnothwendigkeit, weil es nur Natur giebt. Dann ist auch alles und jedes natürlich, weil jedes Ereigniß der Natur angehört, ein Naturproceß ist. „Natürlich" ist somit ein durchaus entbehrlicher Begriff, denn er gibt uns nichts Neues, und es ist zum mindesten überflüssig, die Entwicklung fortwährend mit dem Zusatz „natürlich" zu bezeichnen, da wir alle wissen, daß es keine über- oder unnatürliche Entwicklung gibt. In der That scheint es aber wirklich so, als habe Hellwald seine Theorien nur deshalb natürlich genannt, um ihren Gegensatz gegen eine Anschauung zu bezeichnen, die ein unmittelbares willkürliches Eingreifen übersinnlicher Mächte in den Causalzusammenhang der Dinge annimmt. Was anders in aller Welt kann er denn meinen, wenn er sagt, daß Religionskriege *nicht nur keine unnatürlichen sondern vielmehr* (!) *natürliche* Ereignisse waren (S. 520), oder wenn er S. 53 ausspricht: „In der Natur ist nichts übernatürlich." Da kämpft er indes gegen eine Auffassung, die doch in dieser Form in wissenschaftlichen Kreisen kaum noch existirt.

Hiernach löst sich der Begriff des Natürlichen bei Hellwald in den des Nothwendigen auf, welchen er ja als den Grundbegriff seiner ganzen Philosophie — man verzeihe, daß wir diese Bezeichnung auf seine Theoreme anwenden — proclamirt. Wenn er andererseits die geschichtliche Entwicklung häufig eine „logische" nennt, so kann auch hiermit wiederum nichts anderes gemeint sein, als daß sie nothwendig sei. Denn den wahren Begriff eines Logos, als der sich in dem Rahmen der Kausalität vollziehenden Vernunft kann er als Materialist nicht haben. So tief indes ist dieser Begriff in der menschlichen Natur begründet, daß er sich selbst bei Hellwald immer und immer wieder eindrängt. Es ist höchst interessant und auch lehrreich zu beobachten, wie er fortwährend, ohne daß er selbst es gewahr wird, mit teleologischen Gedanken und Begriffen operirt. Daß dies bei einem Mann, der so radical mechanistisch denken will wie er, trotzdem der Fall ist, mag als Beweis dafür dienen, daß die Geschichtsschreibung eben ohne teleologische Gesichtspunkte nicht auskommen kann, daß eine lediglich mechanistische Geschichtsschreibung ein Unding ist. Es sei erlaubt, einige Beispiele zu geben. Vor allem verwandelt sich in seiner Darstellung der Begriff der Nothwendigkeit unter der Hand häufig wieder in den der Zweckmäßigkeit, d. h. in den Begriff der teleologischen Nothwendigkeit, er nennt Ereignisse nicht deshalb nothwendig, weil er ihre zureichenden Ursachen im Auge hat, sondern weil sie für den Fortschritt der immanenten Weltvernunft nicht zu entbehren sind; so z. B. sagt er ausdrücklich, in der Welt baue sich alles nach inneren Nothwendigkeiten auf.

Auf der anderen Seite findet sich auch nicht selten der Gedanke der unbewußten Zweckthätigkeit in der Geschichte bei ihm verwerthet. So ist ihm die Religion nichts anderes als ein unbewußt gebrauchtes Mittel zur Machtbefestigung, eine instinctiv gewählte, sehr passende Waffe im Kampfe ums Dasein; so sagt er: „Ob er wollte oder nicht, Napoleon mußte doch den allgemeinen Culturzwecken dienlich sein."

Was ist denn aber diese unbewußte Zweckthätigkeit? woher kommt sie? Dem consequenten Materialisten müssen derartige Erscheinungen nichts sein als bedeutungslose und in diesem Sinne unvernünftige Combinationen in der großen Verkettung von Ursachen und Wirkungen — er kann gar keine Erklärung dafür haben.

Ideen sind nichtig — Hellwald sagt das so und so oft, und dennoch spricht er davon, wie „Idee sich an Idee entzünde", oder daß „eine Idee die Zeit beherrsche". Einmal freilich fällt es ihm ein, daß er bei seinen Grundsätzen doch von Ideen in dieser Weise nicht sprechen dürfe. Die Art, wie er sich hilft, ist unwiderstehlich komisch. Er hat nämlich S. 390 davon gesprochen, daß die Religionsstifter blos „zerstreut,

schon so zu sagen in der Luft liegende Ideen" klar erfaßt hätten. Und dazu macht er folgende Anmerkung unter dem Text: „Ich verwahre mich im Voraus gegen etwaige Konsequenzen, die man aus diesem rein bildlich gebrauchten Ausdrucke ziehen könnte". Ich meinerseits halte es für ganz unmöglich, eine geistvollere Note unter den Text zu setzen. — Ebenso teleologisch ist es, wenn er von „dem tief in die Menschenbrust versenkten Drange die Wahrheit zu vertheidigen, den Irrthum zu bekämpfen" spricht. Aus dem Kampf ums Dasein, wie ihn Hellwald versteht, läßt sich dieser Drang gewiß nicht erklären, im Gegentheil, aus ihm folgt ja gerade der Satz: der Zweck heiligt die Mittel; deshalb wird nach Hellwald der Mensch, wenn es ihm nützlicher erscheint — und das wird es dem kurzsichtigen Egoisten häufig genug — nicht den Irrthum bekämpfen und die Wahrheit vertheidigen, sondern die Wahrheit Wahrheit sein lassen und den Irrthum nähren.

Man halte die Kritik, die hier geübt wird, nicht für kleinlich, weil sie mit Kleinigkeiten operirt: es handelt sich eben darum, nachzuweisen, wie der Materialist, wenn er auf dem Pfade des Historikers wandelt, bei jedem Schritte über sich selbst fällt. Es wäre ein Leichtes, dieß an unzähligen Sätzen aus Hellwald's Buch zu erhärten — indes wir schonen die Leser und eilen zum Schluß. Nur noch eins: Hellwald spricht von dem Zug der Zeit, von dem Product einer Zeit, er sagt sogar einmal (S. 795): „Gegen den Willen eines Volkes, gegen den Geist der Zeit gibt es keinen Appell. Dieser Wille, dieser Geist der Zeit aber, er gehorcht unbewußt den höheren immanenten Gesetzen der Natur." Der Geist der Zeit aber als wirkliches wirkendes Ding ist für eine consequente materialistische Betrachtung ein Unding. Diesen für einen Materialisten ungreifbaren Schatten, dieses idealistische Phantom scheut sich Hellwald nicht, zur Erklärung geschichtlicher Erscheinungen zu verwerthen. Es handelt sich hier um das Verhältniß der großen Männer zu ihrer Zeit. Bedingt der große Mann die Entwicklung seiner Zeit, oder schafft sich die Zeit den großen Mann, dessen sie bedarf? Die Art, wie Hegel dieses anziehende und schwierige Problem behandelt hat, ist bekanntlich meisterhaft, und die Resultate seiner Untersuchung hierüber sind wie so viele seiner Gedanken jetzt geistiges Allgemeingut geworden. So sind sie auch auf Hellwald übergegangen. Er glaubt gewiß etwas vollständig selbstgedachtes zu sagen, während er in Wahrheit nur eine verschlechterte Auflage Hegelscher Gedanken gibt. Alle großen Männer, so sagt er, Bismarck wie Richelieu, Palmerston wie Napoleon III. sind der vollendete Ausdruck ihres Volks und ihrer Zeit. Und das Merkwürdigste ist die durch und durch teleologische Bemerkung, welche Hellwald in seiner un-

nachahmlichen Weise dahin formulirt: „Die großen Männer tauchen stets in den nothwendigen Momenten empor.“ — Wie erklärt er sich nun dieses Phänomen? „Alle Männer, so sagt er S. 286, die eine solche geschichtliche Wichtigkeit erlangt haben, waren stets nicht nur Kinder ihrer Zeit, sondern würden auch durch die vorhergegangenen Zustände möglich gemacht, so zu sagen vorbereitet“. „Ein großer Mann ist bei aller Energie unfähig, Großes zu schaffen oder überhaupt wirksam einzugreifen in die Weltgeschichte, wenn er nicht getragen wird vom Strome, oder wenn man lieber will vom Geiste seiner Zeit.“

So schlecht dieß alles ausgedrückt ist, so richtig ist es zugleich, wir unterschreiben es durchweg: nur hat Hellwald als consequenter Materialist keine Erklärung dafür. Und das merkt er nicht; er begreift nicht die ungeheure Differenz zwischen diesen Sätzen und seiner sonstigen materialistischen Anschauung. Ihm ist doch jeder Mensch, wie er ist, ein nothwendiges Product vorhergehender Ursachen, und darum ist es unmöglich, daß irgend einer nicht ein Kind seiner Zeit sein sollte. Dennoch sagt er das von Joseph dem Zweiten (S. 286). Der Unglückliche!

Kein Einzelner, heißt es an anderen Stellen, kann Zustände willkürlich schaffen. — Wenn alles in der Welt nothwendig ist, wie kann da überhaupt von Willkür die Rede sein? Jeder Einzelne handelt so, wie ihn die Ursachen und Motive zu handeln zwingen. Als Gegensatz gegen die willkürliche Handlung kann bei Hellwald mithin nicht die verursachte Handlung gedacht werden — denn verursacht ist jede, vielmehr muß man als Gegensatz offenbar die welthistorisch-teleologische Nothwendigkeit denken. Eine Handlung ist in diesem Sinne teleologisch aufgefaßt nothwendig, wenn sie, wie wir es oben formulirt haben, für den Fortschritt der immanenten Weltvernunft nicht zu entbehren ist. Teleologisch genommen ist bei großen historischen Ereignissen der Einzelne allerdings völlig gleichgiltig, mechanistisch hingegen keineswegs. Gerade die Persönlichkeit, die Motive, durch welche der Einzelne bestimmt wurde, sind mechanistisch betrachtet unentbehrlich zur Erklärung des Geschehenen, und ein Unterschied zwischen bedeutenden und unbedeutenden Ursachen kann nicht gemacht werden; denn wer mechanistisch erklären will, muß die Ursachen auch vollständig anführen.

Manche Dinge aber — und diese originale Entdeckung Hellwalds dürfen wir nicht verschweigen — sind nicht immer nothwendig, und zwar Erfindungen und Raubzüge. Denn S. 86 sagt er, daß „gewisse Erfindungen mit Nothwendigkeit geschehen“, gewisse andere also doch nicht, und S. 315 Anm. 2: „Raubzüge könnten unter Umständen naturnothwendig sein“. —

Von drei Standpunkten aus haben wir Hellwalds Buch betrachtet und von allen dreien aus es gleich werthlos gefunden. Nur mit Mühe widerstehen wir der Versuchung, zum Schluß die lustige Person epilogiren zu lassen und darzustellen, wie uns Hellwald für den vollständigen Mangel an philosophischer Auffassung durch einen noch vollständigeren Mangel an historischem Urtheil entschädigt, welche Fülle von Sprach- und Gedankenfehlern sein Buch enthält. Indes ist ihm an anderer Stelle in dieser Beziehung schon sein Recht geschehen. Manchen möchte es aber doch interessiren zu erfahren, daß Hellwald sich nicht gescheut hat, sätze- ja seitenweis aus fremden Büchern abzuschreiben. Zum Theil hat er dabei seine Quelle gar nicht genannt, zum Theil hat er an irgend einer willkürlich gewählten Stelle seinen Autor zwar bezeichnet, aber auf keine Weise durch Anführungsstriche oder irgendwie anders ersichtlich gemacht, daß er ihn wörtlich und wie weit er ihn abgeschrieben. So ist z. B. in den Abschnitt über Chinas Cultur das gleiche Kapitel aus Peschels Völkerkunde fast wörtlich aufgenommen worden, so ist ferner das Buch von James Bryce „das heilige römische Reich" (deutsch von Winckler), auf das Unbarmherzigste geplündert worden, und kleinere Entlehnungen sind überaus häufig. Er hat uns nicht einmal, wie er von der heutigen Presse sagt, „Gedanken in Gestalt seiner Feder" verkauft, sondern vielmehr in Gestalt seiner Papierscheere. Denn diese hat die Hauptarbeit an seinem Buche gethan. Dasselbe ist fabrizirt worden, wie viele Zeitungen: man schneidet aus anderen Zeitungen das Passende heraus und setzt es zu einer neuen zusammen. Beweise im Einzelnen hierfür zu geben ist unnöthig, Hellwald wird nicht wagen, die hier aufgestellten Behauptungen zu leugnen. Er hat selbst ein klares Bewußtsein über die Art, wie er Bücher schreibt; das verräth sich schon in der Vorrede. Dort spricht er die Erwartung aus, daß, obgleich er die angeführten Thatsachen, wie ja nicht anders möglich, aus fremden Quellen entnommen habe, doch kein Sachverständiger sein Buch in die Reihe der gedankenlosen Compilationen stellen werde. Nein, das wollen auch wir nicht; es sind Gedanken in seinem Buch, die aus seiner höchst eigenen „Denkkraft und Gehirnorganisation" entsprossen sind — aber was für welche — unrichtige! triviale! frivole! Da drängt sich wahrlich der Wunsch auf: hätte er doch blos eine Sammlung fremden Materials ohne den unerquicklichen Aufguß seiner ärmlichen materialistischen Theoreme geliefert!

Er hält seine ganze Richtung und Methode für neu — er täuscht sich! Er reproducirt Gedanken, die längst vor ihm gedacht sind. Wie aber selbst der strahlendste Diamant durch ein trübes Medium betrachtet seinen Glanz verliert, so erscheinen auch jene Gedanken bei ihm matt, verworren,

trübe. Er bringt das Wunder fertig, den Zaubertrank, den ein Spinoza und Darwin aus dem Born der echten Wissenschaft geschöpft haben, in schales Wasser umzuwandeln.

Seine ganze Richtung gibt keine neuen positiven Erkenntnisse, sondern ist lediglich negativ. Er unterscheidet sich von den Teleologen nicht durch die Andersartigkeit seiner Gedanken — die könnten wir ehren! — sondern dadurch, daß er bis zu einer gewissen Grenze ebenso denkt wie sie, wenn auch diese Gedanken bei ihm verwässert und kraftloser scheinen, und daß er dann alles, was über diese Grenze hinaus liegt, leugnet, weil er es nicht mehr sieht und versteht. Dazu kommt, daß ihm jede Wärme, jeder Schwung, jeder Enthusiasmus fehlt. Er kennt weder „den uneigennützigen Groll noch die uneigennützige Thräne", darum sieht er auch in den Dingen nicht die vollendete Harmonie und in den menschlichen Handlungen nicht die edle menschliche Seele, sondern er sieht dort — nichts als das Einzelne und seine ursächliche Verknüpfung, und hier — nur die häßlichen Eigenschaften der menschlichen Natur: Selbstsucht, Herrschsucht, Eifersucht. Jede edle und große Handlung muß ihm consequenter Weise als eine Unbegreiflichkeit erscheinen, und selbst die Liebe kennt er nicht (S. 569).

Eine so furchtbar öde Lebensanschauung trägt ihre Strafe in sich selbst. Wir wollen uns deshalb nicht weiter an Hellwald selbst wenden. Daß es ihn zu belehren möglich ist, glauben wir ohnehin nicht, denn die Verkehrtheit seiner Gedanken wird wol aus „der Eigenthümlichkeit seiner Gedankenrichtung, seiner Denkkraft, ja sogar seiner Gehirnorganisation" entsprungen sein, und ist darum „zur Existenz berechtigt". Auch verurtheilen wollen wir ihn nicht, denn „dem Blindgebornen ist der Mangel des Gesichts nicht als Verbrechen anzurechnen". Das aber wollten und mußten wir thun, ihn und sein Buch kennzeichnen als das was sie sind, ihnen die wissenschaftliche Maske vom Gesicht nehmen und dem Publikum zeigen, was es sich hat bieten lassen.

Die große Bedeutung, welche die materialistische Lehre in unserem Zeitalter errungen hat, läßt sich aus der Reaction gegen die idealistische Philosophie begreifen, welche vielfach ohne exactes empirisches Studium durch reine Vernunftbewegung die Kenntniß von den Dingen gewinnen zu können und in dem gespensterblassen Nebel höchstverflüchtigter Abstraction das Wesen des Absoluten erfaßt zu haben glaubte. Nach dem Gesetz, daß jede Wirkung Gegenwirkung erzeugt, erhob sich der Materialismus hiergegen, und nicht ohne heilsamen Erfolg. Auf Grund desselben Gesetzes aber können wir wol mit zweifelloser Sicherheit den Schluß machen, daß der Materialismus durch das Uebermaß seiner völlig blinden Negation in Kurzem wiederum in den Gegensatz eines philosophischen Idealismus um-

ſchlagen wird, der es verſteht, den Glauben an die immanente Vernunft der Dinge mit den Reſultaten der empiriſchen Forſchung zu verſöhnen. Wäre der Materialismus bei uns vorſichtiger aufgetreten, hätte er es mehr verſtanden, ſich in Einklang mit unſerem unmittelbaren praktiſchen Bewußtſein zu ſetzen, ſo würde er vielleicht eine nicht ſo leicht zu erſchütternde Machtſtellung in dem geiſtigen Leben unſerer Nation einnehmen können. Daß er wenigſtens in Deutſchland keinen ſo großen Einfluß gewinnt, danken wir der Brutalität, mit der er bei uns auftritt. Hätte er nicht ſeine ganze Thätigkeit darauf verwandt, alles das zu leugnen, was ſich mit den Augen nicht ſehen, mit den Ohren nicht hören und mit dem Sinnbilde ſeiner Dialektik, dem Prügel, nicht todtſchlagen läßt, ſo wären wir ſicherlich von dem Ziel, dem wir zuſtreben, von einem mit der Empirie verſöhnten Idealismus noch viel weiter entfernt, als wir es ſind. Faſt müſſen wir dem Materialismus für den Dienſt, den er uns dergeſtalt leiſtet, dankbar ſein. Wer in der Geſchichte philoſophiſcher Gedanken nicht einen bloßen Wechſel menſchlicher Thorheiten, ſondern den Plan einer alleſumfaſſenden Vernunft erkennt, der wird den Schluß zu machen berechtigt ſein, daß ſich die Weltvernunft in der grandioſen Energie vermeſſenen Irrthums, bis zu welcher ſich der Materialismus geſteigert hat, nur eines Mittels bediene, um uns, das bevorzugte Volk der Denker, auf kürzerem Wege zu einem geläuterten Idealismus zurückzuführen. Insbeſondere hat Hellwald an ſich ſelbſt ein abſchreckendes Beiſpiel aufgeſtellt, wohin es mit der Wiſſenſchaft unter der Herrſchaft eines derartigen rein negativen Materialismus kommen würde. Dieſe Weltanſchauung hat ſich — wenigſtens für die Geſchichtsſchreibung — vollſtändig bankerott erklärt, und ſie wird und muß immer, auch wenn ſie einen fähigeren Vertreter findet, als Hellwald iſt, in der echten Geſchichtsſchreibung Bankerott machen.

Der Materialismus, wie ihn Hellwald vertritt, iſt — das ſei hier noch einmal betont — keineswegs identiſch mit derjenigen Philoſophie, welche die Reſultate der Entwicklungslehre anerkennt und unter Zugrundelegung derſelben die Welt ſich zu erklären ſucht, er iſt auch nicht identiſch mit jener rein ſpeculativen Philoſophie, welche in der Materie das Ding an ſich zu beſitzen glaubt: das was Hellwald vertritt, das iſt der Materialismus der Gaſſe, gegen ihn kämpfen wir, gegen ihn ſollte auch die ganze Naturwiſſenſchaft einmüthig Front machen. Wenn ſie, die Fürſtin unter den Wiſſenſchaften unſerer Zeit, ihre Aufgabe, Reformatorin auch in der Philoſophie zu ſein, richtig begreift, dann wird ſie vor allen Dingen darauf halten müſſen, daß ihr Name nicht ſo ſchmählich gemißbraucht werde, wie es in Hellwalds Buche geſchehen iſt. So wie es in Deutſch-

land eine Zeit gegeben hat, wo ein Buch, um gelesen zu werden, nur nöthig hatte, sich mit etwas buntem Flitterkram, den es der Philosophie entlehnte, zu schmücken, so reißt heute der, welcher der Menge gefallen will, einige Fetzen von dem Mantel der Naturwissenschaft ab, putzt sich damit heraus und denkt, nun sehe man seine Blöße nicht. Dieses Treiben ist nur darauf angelegt, die Naturwissenschaft bei dem gebildeten Publikum in Mißcredit zu bringen, und darum muß ihm auf das Energischste entgegen getreten werden — im Interesse der Naturwissenschaft selbst. Solche Leute wie Hellwald segeln unter falscher Flagge. Das galt es aufzudecken.

Daß die Naturwissenschaft sich bisher noch nicht gegen sein Buch erklärt hat, ist ihr nicht zum Vorwurf anzurechnen. Denn sie hat nicht die Aufgabe, über Culturgeschichten, wenn diese auch unter einem gefälschten naturwissenschaftlichen Paß reisen und diesen in Titel und Vorrede zur Schau tragen, zu Gericht zu sitzen. Das aber ist sehr bedauerlich, daß nicht sofort die ganze deutsche Kritik dieses Buch gebrandmarkt hat als das, was es ist, als ein Attentat nicht nur auf die gesunde Vernunft sondern auch auf den gesunden Geschmack. Leider ist das nicht geschehen.

Man verkenne nicht die Gefährlichkeit derartiger Bücher. Sie dringen tief in's Volk, sie täuschen durch einen Schein von Wissenschaftlichkeit und durch die apodiktische Sicherheit, mit der sie ihre Behauptungen aufstellen. Sie verbreiten im Gewande wissenschaftlicher Belehrung ungesunde und verderbliche Anschauungen auch auf dem ethischen Gebiet. Und was pflegt ihr Schicksal zu sein? Der deutsche Gelehrte hält derartige Bücher, eben weil sie ohne jede wissenschaftliche Bedeutung sind, einer ernsthaften und eingehenden Besprechung gar nicht für werth, er dünkt sich zu gut dazu, und meint, solche ephemeren Machwerke richteten sich selbst und giengen von selbst wieder zu Grunde. Das ist indes, wie es uns scheinen will, eine ganz unrichtige und unheilvolle Exclusivität. Er bedenkt nicht, daß das Publicum den wissenschaftlichen Werth derartiger Bücher nicht zu beurtheilen versteht und sich durch die wissenschaftliche Maske jedes Mal blenden lassen wird; arglos geht es an dieselben heran, weil es von denjenigen, die dazu berufen wären, nicht nachdrücklich genug gewarnt worden ist. Wenn auch wirklich mit der Zeit jene Bücher in ihr heimatliches Nichts zurückfallen, so geschieht das doch eben erst nach gewisser Zeit; inzwischen aber können sie schon unermeßlichen Schaden gethan haben, Schaden nicht nur dadurch, daß sie Halbwissen und Falschwissen verbreiten, sondern vornehmlich Schaden an dem sittlichen Kapital der Nation. Auf die sittlichen Eigenschaften aber kommt es in erster Linie an; sie sind die besten Waffen in dem großen Wettkampf, welchen die Einzelnen wie die Nationen um ihr Dasein führen. Unser Volk soll in stetiger und ernsthafter Arbeit die

herrlichen Aufgaben, welche ihm geſtellt ſind, zu erfüllen ſuchen. Dazu braucht es ſittliche Kraft, nicht die troſtloſe Anſchauung und die platte Moral des Materialismus, ſondern den Idealismus im Denken ebenſo wie im Handeln, ſeine verſöhnende Weltauffaſſung und ſeine energiſche Ethik. Der unbedingte Glaube daran, daß es trotz aller Unbegreiflichkeiten des Lebens doch eine Vernunft in der Welt gibt, das feſte Bewußtſein, daß das ſittliche Handeln die einzige Möglichkeit iſt, ſich mit den praktiſchen Problemen des Lebens in befriedigender Weiſe abzufinden, die Erkenntniß, daß ein Jeder Pflichten hat nicht nur gegen ſich ſelbſt ſondern auch gegen alle Anderen, und daß nur in der ſtetigen Erfüllung dieſer Pflichten für den Einzelnen wie für die Nationen das Glück zu finden iſt, von dem wir alle träumen, kurz dieſer praktiſche wie theoretiſche Idealismus iſt es, der allein auf die Länge eine gedeihliche Entwicklung bewirken kann.

Man ſagt, er ſei ein Erbtheil der deutſchen Nation — nun wol, dann iſt er das beſte Gut, das wir haben. Und darum wollen wir ihn uns nicht nehmen laſſen. Ihn feſtzuhalten, zu ſchützen und zu ſtützen, das iſt unſer aller Aufgabe. Um an der Erfüllung dieſer Aufgabe mitzuarbeiten, ſind die vorliegenden Blätter geſchrieben.

Deutſchland und die orientaliſche Frage.

Jene „veränderte Lage“ der orientaliſchen Wirren, worüber Fürſt Bismarck im deutſchen Reichstage ſich nicht ausſprechen wollte, ſcheint nach allen Anzeichen ſehr raſch einzutreten. Der Aufmarſch der ruſſiſchen Südarmee iſt beendigt, das türkiſche Heer ſteht bereit die Donaulinie zu halten, vielleicht ſie zu überſchreiten. Vertrauensvolle Gemüther hoffen noch auf die unbeſtreitbare perſönliche Friedensliebe des Kaiſers Alexander oder auf die Vermittlungskünſte der europäiſchen Conferenz, und in dem Chaos der orientaliſchen Frage iſt allerdings das Unerwartete ſchon oftmals möglich geworden. Doch eine weit überwiegende Wahrſcheinlichkeit ſpricht für den nahen Ausbruch des Krieges. Rußland kann die Forderung ernſthafter Reformen zu Gunſten der Rajahvölker nicht aufgeben ohne eine Demüthigung, die ein geſunder Staat nur von dem Schwerte des Siegers hinnimmt. Die Pforte will jene Reformen nicht gewähren, denn ſie können, nach allen den Gräueln dieſes Sommers, nur unter dem Schutze chriſtlicher Waffen durchgeführt werden; es iſt unmöglich, daß der gottbegeiſterte Baſchibozuk, nachdem er der Bulgariſchen Mutter den Bauch aufgeſchnitten und ihre Kinder in die Sklaverei verkauft hat, nunmehr von freien Stücken mit den Hinterbliebenen ſeiner Opfer als ein friedlicher Mitbürger auf dem Fuße gleichen Rechtes zuſammenleben ſollte; eine Beſetzung der aufſtändiſchen Provinzen aber, ſei es durch den Moskow Giaur, ſei es durch eine andere chriſtliche Macht, erſcheint dem Stolze des ſtreitbaren Islam, der letzten ſittlichen Kraft des Osmanenſtaates, als eine unerträgliche Schmach. Die Gegenſätze ſind unverſöhnlich geworden, und ſo dringend ganz Weſteuropa den Frieden wünſcht — nach Allem was geſchehen, können die Vermittlungsvorſchläge der Conferenz jetzt doch nur die unvermeidliche Kataſtrophe noch um eine kurze Friſt vertagen und die lähmende Spannung, die auf dem Welttheil laſtet, in's Unleidliche ſteigern.

Die ärgſte aller politiſchen Sünden, das Schwanken zwiſchen Wollen und Nichtwollen, iſt noch in jeder der periodiſchen Entladungen der

orientaliſchen Frage häßlich hervorgetreten, doch niemals häßlicher als im vergangenen Jahre. Alle die bei der Erbſchaft des kranken Mannes unmittelbar betheiligten Mächte ſtanden rathlos zwiſchen der Einſicht, daß der beſtehende Zuſtand unhaltbar ſei, und der Angſt vor den unberechenbaren Folgen einer feſten Entſcheidung. Neben dem Schwanken der Nachbarmächte erſcheint die einfache Barbarei der ottomaniſchen Politik beinah achtungswerth. Die Pforte hat durch das Würgen in Bulgarien wie durch die unheimlichen Vorgänge, welche die beiden Thronwechſel begleiteten, nur von Neuem bewieſen, daß ſie trotz dem Pariſer Frieden niemals eine europäiſche Macht werden kann; ſie hat mit einer Ueberzahl tüchtiger regulärer Truppen einen kläglichen Krieg geführt, den Kürzeren gezogen vor dem tapferen Völkchen der Schwarzen Berge und die ſerbiſchen Milizen erſt nach mehrmonatlichem Widerſtande geworfen. Im Weſentlichen gelang ihr doch ihren Beſitzſtand zu behaupten; ſtolzer, zuverſichtlicher als ſeit Langem blicken die Osmanli heute auf die unbeſiegten Fahnen des Halbmonds. Gegen die fränkiſchen Höfe aber wurde wieder einmal, und nicht ganz ohne Erfolg, der alte Türkenſpruch angewendet: „Eilen iſt Teufelswerk, Verzögerung iſt Gotteswerk“; die wohlbekannten fröhlichen Verheißungen einer dermaleinſtigen conſtitutionellen Herrlichkeit für die beglückte grande famille ottomane genügten um die Cabinette nochmals eine Weile hinzuhalten. Es war ein Leben aus der Hand in den Mund, ohne jeden Schimmer eines fruchtbaren ſtaatsmänniſchen Gedankens, indeß die Pforte wußte immerhin was ſie wollte.

Nicht das Gleiche läßt ſich von der Haltung der nächſtbetheiligten europäiſchen Mächte rühmen. Der ruſſiſche Hof that nur was ihm ſeine hiſtoriſche Stellung auferlegt, als er für die Rechte der Rajah eintrat; ſeine urſprünglichen Vorſchläge waren gerecht und maßvoll, und ſein treues Feſthalten am Dreikaiſerbündniß bewies, daß man in Petersburg von den Erfahrungen des Krimkrieges gelernt hatte. Aber als das gemeinſame Vorgehen der großen Mächte durch den Abfall Englands und die Wirren des türkiſchen Thronwechſels durchkreuzt wurden, da verlor die ruſſiſche Politik für einige Zeit ihren feſten Halt. Wer das Gras wachſen hört mag freilich vermuthen, das unruhige kleine Piemont der Südſlaven, das dem ruſſiſchen Cabinet immer läſtig war, ſei mit Abſicht in den Krieg gedrängt worden, damit es ſich verderbe. Weit näher liegt doch die Annahme, daß zwei Parteien am Petersburger Hofe in unentſchiedenem Kampfe mit einander rangen: die Regierung ſcheute den offenen Krieg und wagte gleichwohl der mächtigen panſlaviſtiſchen Bewegung, die das Land durchbrauſte, nicht in's Geſicht zu trotzen; ſie warnte die Serben vor dem Losbruch und ſetzte doch nicht ihr ganzes Anſehen ein für ihren Rathſchlag,

[illegible] nach allem Anſchein wird der alte treue Bundesgenoſſe der Ruſſen, [illegible] verblendete Selbſtüberhebung des Divans, ihnen mindeſtens den letzteren [illegible]ortheil gewähren. Denn mag die Conferenz noch ſo ſchonend verfahren, [illegible]g ſie ſelbſt den Gedanken der Occupation aufgeben, die thatſächliche [illegible]ſeitigung der osmaniſchen Souveränität in Bosnien und Bulgarien [illegible]ibt doch unerläßlich, wenn nicht das geſammte Reformwerk abermals [illegible] ein leeres Gaukelſpiel hinauslaufen ſoll, und auf ſolche Zumuthungen [illegible]n der Dünkel der Muhamedaner nicht eingehen.

So iſt Rußland erſt nach mannichfachen Windungen und Irrungen [illegible] einer klaren, folgerechten Staatskunſt zurückgekehrt; und auch heute noch [illegible]ll es uns Laien ſcheinen, als ob zwei grundverſchiedene Beſtrebungen in [illegible]r ruſſiſchen Diplomatie neben einander hergingen: der Panſlavismus iſt [illegible]urch die gemäßigte Politik des Czaren vorläufig geſchlagen, doch er behält [illegible]ch vor, mit ſeinen begehrlichen Wünſchen wieder herauszutreten, ſobald [illegible]as Glück des Krieges den Fahnen Rußlands ſeine Gunſt erweiſt. Von [illegible]r engliſchen Politik dagegen vermag kein Verſtand der Verſtändigen zu [illegible]agen, was ſie eigentlich gewollt hat, im ganzen Verlaufe dieſer Händel. Die Tory-Regierung war über die troſtloſe Lage der Rajah ſehr genau [illegible]unterrichtet. Wenn ſie alſo, gemäß dem nationalen Aberglauben, den Beſtand der Türkei für eine europäiſche — oder vielmehr: für eine engliſche — Nothwendigkeit hielt, ſo durfte ſie die Vertretung der ſüdſlaviſchen Intereſſen nicht dem ruſſiſchen Hofe überlaſſen, ſie mußte ihren großen Einfluß am Bosporus aufbieten um rechtzeitig den Entſchluß durchgreifender Reformen zu erzwingen. Statt deſſen iſt ſie aus einem Widerſpruch in den anderen getaumelt. Sie ſtimmte halb widerwillig der Denkſchrift des Grafen Andraſſy zu, um vier Monate nachher unter großem Lärmen ſich loszuſagen von der Berliner Uebereinkunft, die doch nur die Pläne jener Denkſchrift weiterführen ſollte. Mit einem Gegenvorſchlag aufzutreten kam ihr nicht bei. Englands Haltung trug die letzte Schuld an dem ſerbiſchen Kriege, denn ohne das offenbare Zerwürfniß der großen Mächte hätte der Petersburger Hof die panſlaviſtiſche Bewegung unzweifelhaft niederhalten können.

Welche Rolle der britiſche Botſchafter bei den beiden Thronwechſeln am Goldenen Horn geſpielt hat, wird erſt der Zukunft klar werden; ſicher iſt nur, daß das Vertrauen auf Englands Freundſchaft die Türken ermuthigte, mit den europäiſchen Mächten ihr frivoles Spiel zu treiben. Als ein Streiter Allahs wurde Admiral Drummond in der Moſchee zu Stambul von den begeiſterten Softas begrüßt; die Panzerſchiffe in der Beſika-Bai gaben der Pforte den Muth, ihre ganze Kraft gegen die Südſlaven zu wenden. Unterdeſſen begann im britiſchen Volke

eine wunderlich unklare Bewegung. Da und dort erwachte die Einsicht, daß die starr-conservative orientalische Politik Alt-Englands sich überlebt habe; man sah mit Scham, wie der Fanatismus des Islam unter dem Schutze des bibelgläubigen Englands seine christlichen Opfer folterte; dazu der Parteihaß der Whigs, der fromme Eifer hochkirchlicher Theologen, die philanthropische Schwärmerei schwacher Seelen, und die Friedenssehnsucht jener Manchestermänner, die schon zu Richard Cobdens Zeiten der gemüthlichen Ansicht huldigten, daß Konstantinopel als russische Provinzialstadt sich einer bedeutenden Baumwolleneinfuhr und folglich einer ungetrübten Glückseligkeit erfreuen würde. Erschreckt durch diese Aufwallung der öffentlichen Meinung lenkte das Cabinet nach abermals vier Monaten wieder ein und bekannte sich im September wieder zu den Grundsätzen der Andrassy'schen Denkschrift, die man im Mai verlassen hatte. Dann aber rühmte Benjamin Disraeli prahlend und drohend die unerschöpflichen Hilfsmittel Großbritanniens; und heute macht Lord Salisbury, wie glaubwürdig versichert wird, dem Eigensinne der Pforte die allernachdrücklichsten Vorstellungen, während er sich gleichzeitig ebenso entschieden gegen die Occupation Bulgariens erklärt und dadurch allen seinen Ermahnungen die Spitze abbricht. Der Divan glaubt unter allen Umständen auf Englands Freundschaft zählen zu können, darum wünscht er gar nicht die Verständigung mit Rußland. Die Politik der Torys zeigt den Charakter vollendeter Rathlosigkeit; daher auch die Scheu vor der Einberufung des Parlaments. Sollte aber der Krieg im Osten ausbrechen, dann würde sich bald zeigen, daß die Mehrheit des britischen Volks nicht hinter den Entrüstungsmeetings der Whigs steht. Die Nation hat die Vorstellungen aus der Zeit des Krimkriegs noch nicht überwunden, sie glaubt Ostindien am Bosporus zu vertheidigen, und leicht können wir erleben, daß England das in Serbien gegebene böse Beispiel befolgt und durch geheime Unterstützung der türkischen Streitkräfte den verdeckten Krieg gegen Rußland beginnt. Wer darf sagen, wohin das führen kann? Der fruchtbare Geist Benjamin Disraeli's denkt aber offenbar noch an eine andere Möglichkeit; der treue Freund der Türken hält sich bereit, den Schlüssel des Suez-Canals an seinen Gürtel zu hängen, falls das Haus des kranken Mannes zusammenstürzen sollte, und also die britische Mittelmeerherrschaft für immer zu befestigen. Das einzig Klare an dieser wundersamen Staatskunst ist ihre Unberechenbarkeit.

Leider ist auch Oesterreichs orientalische Politik bisher wenig fruchtbar gewesen. Die beiden führenden Nationen der Monarchie, Deutsche und Magyaren, ahnen wohl dunkel, daß allein das Dreikaiserbündniß ihren Staat vor den Gefahren der panslavistischen Propaganda sichern kann;

doch die verſtändige Einſicht wird immer von Neuem überwältigt bald durch begehrliche Eroberungsgelüſte, bald durch leidenſchaftliche Ausbrüche blinden Slavenhaſſes. Ein großer Theil der Wiener Blätter ſpielt die traurige Rolle kaiſerlich türkiſcher Hofzeitungen. Als der cisleithaniſche Reichsrath die orientaliſche Frage beſprach, da feierte der politiſche Dilettantismus ſeine Saturnalien: eine ganze Muſterkarte bodenloſer Pläne ward entfaltet, und Herr Giskra, der Gönner Ofenheims, bewährte ſeinen verwegenen Gründergeiſt durch den anmuthigen Vorſchlag, die ſchwarzgelben Grenzpfähle an den Küſten des ägeiſchen Meeres aufzuſtellen. Eine feſte Volksmeinung beſteht nur in einem deutſchen Stamme der Monarchie, unter den Siebenbürgiſchen Sachſen. Dieſe beſten Deutſchen Oeſterreichs, die zugleich die treueſten Anhänger des Geſammtſtaates ſind, ſtehen mit ihren Herzenswünſchen durchweg auf der Seite der Rajahvölker; denn ſie ſehen voraus, daß die Entſtehung ſüdſlaviſcher Kleinſtaaten an Ungarns Grenzen den rohen Uebermuth der magyariſchen Chauviniſten bändigen und den ungariſchen Adel zwingen würde, ſeine deutſchen und ſlaviſchen Mitbürger gerechter denn bisher zu behandeln. Die Fanatiker des Magyarenthums andererſeits leiſten das Unmögliche in der Vergötterung ihrer türkiſchen Stammesvettern. Die Peſther Jugend ſchleudert ihre rhetoriſchen Donnerkeile gegen „den giftigen Peſthauch des moskowitiſchen Koloſſes“, und die aufgeklärten Verehrer der allgemeinen Völkerfreiheit wallfahrten nach Ofen zum Grabe Gül-Baba's, des heiligen Roſenvaters der Muhamedaner; es iſt, als ob man uns Abendländern durchaus beweiſen wollte, daß die Magyaren ſich ſelber für nördliche Aſiaten halten. Trotz allem Poltern und Drohen beſitzt man weder den Muth, noch den rechten Willen, den Grafen Andraſſy zu ſtürzen. Daß der Graf inmitten dieſer allgemeinen Verwirrung mindeſtens den Dreikaiſerbund unerſchütterlich aufrecht erhalten hat, iſt ein neuer Beweis ſeiner ſtaatsmänniſchen Klugheit. Doch die Schlagkraft der Monarchie wird durch das wüſte Durcheinander der Meinungen unverkennbar geſchwächt, und kommt es zum Kriege im Oſten, ſo kann Oeſterreich, im Anfange mindeſtens, nicht leicht über eine unfruchtbare Neutralität hinausgehen.

Wenn Deutſchland allein unter den großen Mächten eine feſte und würdige Haltung unentwegt behauptet hat, ſo danken wir dieſen Vorzug zunächſt unſerer geographiſchen Lage. Es iſt der Ruhm des Fürſten Bismarck, daß er die Aufgaben, die ſich aus unſerer Weltſtellung ergeben, klar erkennt und, unbeirrt durch lockende Verſuchungen, keinen Schritt darüber hinaus thut. Unſer neues Reich fühlt ſich nicht berufen, nach der marktſchreieriſchen Weiſe der Napoleons den Welttheil durch das Aufwerfen neuer „Fragen“ beſtändig in Athem zu halten. Deutſchland will

ein wirkliches Gleichgewicht der Mächte und mag nicht einmal die Rolle des primus inter pares ſpielen, ſondern beſcheidet ſich in zweiter Linie zu bleiben ſo lange ſeine Intereſſen nicht unmittelbar berührt werden. Die Klagen der engliſchen und türkenfreundlichen Preſſe über die zugeknöpfte Steifheit des Herrn v. Werther beweiſen nur, daß unſer Botſchafter am Bosporus ſeine Pflicht gewiſſenhaft erfüllt und die Führerſtellung, die man ihm von hüben und drüben ſo gern zuſchieben möchte, gelaſſen zurückweiſt.

Die Rede des Reichskanzlers ſagte über den bisherigen Gang der deutſchen Politik nichts was ſich nicht jeder unbefangene Beobachter ſelbſt ſagen konnte; doch ſie hat die Maſſe der Befangenen und Beſorgten von manchem quälenden Zweifel befreit und ſelbſt das Ausland gezwungen, die friedliche und gemäßigte Haltung des vielverleumdeten Reiches anzuerkennen. Ihr beſtes Verdienſt lag aber darin, daß ſie die zerfahrene öffentliche Meinung nachdrücklich an die großen gemeinſamen Pflichten der Chriſtenheit erinnerte. Nicht aus dankbarer Ergebenheit gegen Rußland, wie die Türkenfreunde uns vorwerfen, bemüht ſich Deutſchland für die Herſtellung geordneter Zuſtände in den Rajah-Ländern, ſondern weil es die Pflicht aller chriſtlichen Staaten iſt ſich ihrer Glaubensgenoſſen anzunehmen. Einen anderen Vorwurf der Türkenverehrer hat der Reichskanzler nicht einmal der Erwähnung gewürdigt: die Behauptung nämlich, daß die Furcht vor einem franzöſiſch-ruſſiſchen Bündniß den Gang der deutſchen Staatskunſt beſtimme. Dieſer Bund iſt nun ſchon ſeit zwei Menſchenaltern das Schooßkind aller politiſchen Phantaſten Frankreichs, Lamartine nannte ihn le cri de la nature. Jedoch es geht damit wie mit dem berühmten Raſſenkriege zwiſchen Slaven und Germanen, der auch von ſelbſtgewiſſen Propheten beſtändig als eine unvermeidliche Nothwendigkeit angekündigt wird und doch niemals in's Leben treten will. Für eine ſolche radicale Verſchiebung aller Machtverhältniſſe des Welttheils fehlt vorderhand jeder Boden. Daß Czar Alexander die Hand ſeines bewährten deutſchen Bundesgenoſſen muthwillig zurückſtoßen ſollte um ſich mit dem ultramontanen nnd republikaniſchen Frankreich zu verbinden, iſt ein höchſt unwahrſcheinlicher Fall; die nüchternen Köpfe unter den franzöſiſchen Diplomaten wiſſen ſehr wohl, daß alle Anläufe nach dieſem Ziele nur verlorene Liebesmühe ſind.

So lange der Petersburger Hof nur die Sicherung der Rechte der Rajah erſtrebt, darf er auf Deutſchlands Freundſchaft zählen, ſelbſt wenn er zum Schwerte greifen ſollte. Damit iſt ſchon geſagt, daß unſer Reich ruſſiſche Eroberungen auf der Balkanhalbinſel nicht dulden kann. Ruſſiſche Patrioten glauben ſehr beſcheiden zu ſein, wenn ſie wünſchen die Donaumündung wieder in Rußlands Hände zu bringen und alſo die letzte Clauſel,

die von dem verhaßten Pariſer Frieden noch übrig iſt, zu beſeitigen. Aber grade dieſer beſcheidene Wunſch iſt für Deutſchland ſchlechterdings unannehmbar. Oeſterreich hat leider die Gelegenheit, ſich ſelber der Mündungen ſeines Stromes zu bemächtigen unwiederbringlich verloren; es bleibt indeß eine Lebensfrage für das Donaureich, daß ihm ſeine wichtigſte Verkehrsader nicht durch einen übermächtigen fremden Staat unterbunden werde, und an dem Beſtande Oeſterreichs iſt Deutſchland unmittelbar betheiligt. Der rumäniſche Kleinſtaat, ſo unfertig er heute noch erſcheint, kann eine für den Frieden der Welt ſehr ſegensreiche Rolle ſpielen, denn er ſteht als eine trennende Schranke zwiſchen Rußland und der ſüdſlaviſchen Welt. Weder Oeſterreich noch Deutſchland darf die Vernichtung dieſes jungen Staates zugeben. Als die ruſſiſche Macht im Frieden von Adrianopel bis zur Sulina vorrückte, überſchritt ſie ihr natürliches Machtgebiet; die Beſeitigung dieſer Uſurpation war eines der wenigen wirklichen Verdienſte der Pariſer Verträge, und heute beſitzt Deutſchland glücklicherweiſe das vertragsmäßige Recht, jede Wiederkehr des unnatürlichen Zuſtandes zu verbieten. Der untere Lauf der Donau ſteht bekanntlich unter der Souveränität einer europäiſchen Commiſſion, wozu auch Deutſchland einen Bevollmächtigten ſtellt; nicht ohne die Erlaubniß der ſechs Mächte kann Rußland hier ſein Gebiet vergrößern, und dieſe Erlaubniß wird ihm nie ertheilt werden.

Iſt nun ſchon dieſe geringfügige Erweiterung der ruſſiſchen Grenzen mit Deutſchlands Intereſſen unvereinbar, ſo verſteht es ſich von ſelber, daß die höher fliegenden Hoffnungen der Panſlaviſten auf den entſchiedenen Widerſpruch unſeres Reiches ſtoßen müßten. Der berühmte Ausſpruch „Constantinople c'est l'empire du monde“ erſcheint uns nüchternen Deutſchen freilich als eine napoleoniſche Phraſe; doch eine hochwichtige militäriſche Poſition bleibt der Bosporus allerdings. Dies natürliche Erbe der Griechen dem ruſſiſchen Reiche unterwerfen, hieße eine neue Fremdherrſchaft an die Stelle der türkiſchen ſetzen, hieße den Schwerpunkt der moskowitiſchen Macht aus den Gebieten, wo ſie ihre geſunden nationalen Wurzeln hat, künſtlich in's Ausland verlegen und einen krankhaften Zuſtand ſchaffen, der für Rußland nicht minder verderblich wäre als für uns. Die freie Durchfahrt durch die Dardanellen iſt eine berechtigte Forderung der Ruſſen, und Deutſchland wird ihr ſicherlich nicht widerſprechen, wenn Rußland die Kraft bewährt ſie mit dem Schwerte zu behaupten. Auch die Bildung eines bosniſchen oder bulgariſchen Staates läuft unſeren Intereſſen nicht zuwider, und da die Scheu der Magyaren und Deutſch-Oeſterreicher vor der Nachbarſchaft ſüdſlaviſcher Kleinſtaaten nur aus unklaren gemüthlichen Stimmungen entſpringt, ſo wird auch Oeſterreichs Widerſtand dereinſt, Angeſichts vollendeter Thatſachen, ſchwerlich unüberwindlich ſein. Es

bleibt aber der Grundgedanke des Dreikaiserbundes, daß die großen Aenderungen im Osten nicht ohne die Zustimmung der Verbündeten erfolgen sollen. Das geschwächte und ermattete Preußen der zwanziger Jahre hat einst beim Frieden von Adrianopel das entscheidende Wort gesprochen; das erstarkte Deutschland kann noch weniger daran denken, die Ordnung der türkischen Verhältnisse den Russen zur alleinigen Verfügung preiszugeben. Wenn die russische Krone mit stillschweigender Zustimmung der beiden anderen Kaisermächte den Krieg beginnen sollte, so wird sie wissen, daß ihre Bundesgenossen für sich und für die anderen europäischen Mächte das Recht der Mitentscheidung beim Friedensschlusse beanspruchen. Der vertraute Verkehr, der den Petersburger mit dem Berliner Hofe verbindet, bürgt dafür, daß man an der Newa längst die Grenzen kennt, welche Deutschlands Freundschaft nicht überschreiten kann.

Sicherung der Rechte der orientalischen Christen, sei es durch ernsthafte Verwaltungsreformen, sei es durch die Errichtung südslavischer Staaten, aber keine Störung des Friedens in Westeuropa und keine Vergrößerung des russischen Reichs — dies sind die Ziele, welche die deutsche Politik sich gesetzt hat, und mindestens die Erhaltung des Friedens im Westen ist ihr bisher über alles Erwarten hinaus gelungen. Sie darf sich auf die Zustimmung der ungeheuren Mehrheit der deutschen Nation verlassen. In unserer Presse beginnt seit dem widerwärtigen Schauspiele des serbischen Krieges eine bedenkliche Begriffsverwirrung überhandzunehmen; nur die der Regierung nahe stehenden Blätter und einige angesehene Organe des Liberalismus in Berlin, in Schwaben und den Hansestädten bewahren sich noch ein unbefangenes Urtheil. Jene vollständige Unkenntniß der europäischen Machtverhältnisse, die von Altersher eine berechtigte Eigenthümlichkeit des deutschen Radicalismus war, offenbart sich wieder in dem sinnlosen Phrasenschwall der Berliner demokratischen Blätter; die Presse der Ultramontanen predigt wilden Haß gegen das schismatische Rußland, den Bändiger des katholischen Polens; und leider stimmen auch viele liberale Blätter in diesen buntgemischten Chor ein, so die beiden im Ausland am Meisten gelesenen deutschen Zeitungen, die Kölnische und die Augsburger Allgemeine. Nichts vergessen zu wollen ist eine Unart des deutschen Geistes, die mit der höchsten Kraft unseres Wesens, mit der Treue, fest verwachsen scheint. Wie wir in der Fortschrittspartei eine Fraction besitzen, die eigentlich nur von alten Erinnerungen und altem Grolle lebt, so giebt es auch unter den Publicisten manchen wohlmeinenden Mann, der in einer gänzlich veränderten Weltlage die Russenfurcht des Jahres 1854 hartnäckig festhält. Doch die Presse ist zum Glück nicht die öffentliche Meinung. Die deutsche Nation liebt die Slaven nicht, sie weiß auch, wie ingrimmig wir von

einem guten Theile unserer östlichen Nachbarn gehaßt werden, und gleichwohl denkt sie frei und gerecht genug um den Slaven das gute Recht nationaler Staatenbildung nicht zu mißgönnen; sie hat in ihren eigenen Einheitskämpfen die engherzig reaktionäre Gesinnung des heutigen Englands genugsam kennen gelernt und läßt sich durch die abgestandenen Lobpreisungen der britischen Freiheit nicht mehr täuschen; sie begreift sehr wohl, daß wir heute einen Weltkrieg auszufechten hätten, wenn das Reich den thörichten Rathschlägen der Anglomanen gefolgt wäre. Ueber die wahre Gesinnung des deutschen Volkes besteht kein Zweifel mehr seit dem durchschlagenden Erfolge der Rede des Reichskanzlers; der Eindruck jener einfachen Worte war so stark, daß selbst der Abgeordnete für Meppen nicht zu widersprechen wagte und sogar einige radikale Blätter eine halbe Zustimmung aussprechen mußten.

Also gestützt auf den Willen der Nation kann die deutsche Krone mit einiger Ruhe den nächsten Akten des orientalischen Trauerspiels entgegensehen. Die gemäßigten Zusicherungen des Petersburger Hofes würden — das ist der Lauf der Welt — wenig bedeuten, wenn Rußland hoffen könnte seine Fahnen in raschem Siegeszuge bis vor die Mauern von Stambul zu tragen. Ein so leichter Erfolg der russischen Waffen ist aber keineswegs wahrscheinlich. Wohl ist das Schlagwort von dem Koloß auf thönernen Füßen längst zum alten Eisen geworfen; das Czarenreich gebietet über eine gewaltige Macht, und auch ihre Nutzbarkeit ist erheblich gestiegen, das Eisenbahnnetz des Reiches hat sich binnen funfzehn Jahren von 500 auf mehr denn 17,000 Werst erweitert; die bitteren Lehren des letzten orientalischen Krieges sind in der Armee nicht unbeherzigt geblieben, und die Festungen des Balkans scheinen für die modernen Artillerie nicht mehr uneinnehmbar. Doch die ungeheuren Hemmnisse, welche das unwirthliche, ungesunde, straßenarme Land von jeher vorrückenden Heeren entgegengestellt hat, bleiben noch heute die gleichen. Die Türkei gebietet heute über den Pontus, der ihr im Jahre 1828 verschlossen war, und über ein tapfres kampfgewohntes Heer, das freudig für die heilige Sache des Islam gegen den alten Erbfeind kämpfen wird. Der Ausgang des Feldzugs erscheint sehr unsicher, und den Höfen von Wien und Berlin wird schwerlich die Gelegenheit fehlen, zur rechten Zeit ein gewichtiges Wort zu sprechen, falls der Rausch des Sieges den Uebermuth des Panslavismus erwecken sollte.

Jeder Krieg spottet der Voraussicht. Es bleibt ja denkbar, daß die Seelenangst der englischen Handelspolitik schließlich doch noch die Welt durch einen neuen Opiumkrieg erfreut, daß die muhamedanischen Reiterregimenter der Kaiserin von Indien, begleitet von den Segenswünschen

gottseliger Reverends, für den christlichen Halbmond in den Kampf ziehen. Bisher jedoch läßt sich Alles so an, als sollte die große Schicksalsfrage der orientalischen Politik, die Zukunft Konstantinopels diesmal noch nicht entschieden werden. Der türkische Krieg ist für Rußland ein ungeheures Wagniß. Kein Europäer weiß, was in den Seelen der acht Millionen muhamedanischer Unterthanen des weißen Czaren vorgeht, wie viel das Wort des Scheikh-ul-Islam und das Ansehen des Khalifen bei diesen Massen noch gilt, und welche Folgen ein Aufflammen der Glaubenswuth der Streiter Allahs für Rußland wie für Englands ostindische Herrschaft haben kann. Wie der Krimkrieg einst eine tiefeinschneidende sociale Umwälzung über Rußland heraufführte, so kann ein langdauernder neuer orientalischer Krieg leicht die hochgefährlichen Mächte des radikalen Nihilismus, welche in der moskowitischen Halbbildung gähren, zu wildem Kampfe entfesseln — ganz zu geschweigen des unbelehrten polnischen Adels. Das Czarenreich hat der wunden Stellen genug. Das noch unvollendete große Reformwerk des Kaisers bedarf des Friedens; das kaum erst wiederhergestellte Gleichgewicht im Staatshaushalte muß durch einen langen Krieg unfehlbar verloren gehen. In der That deutet auch der mäßige Umfang der russischen Rüstungen nicht auf die Absicht einen Stoß in's Herz der osmanischen Macht zu führen. Vielleicht ist der Staat vorderhand noch nicht im Stande mehr als 200,000 Mann für einen auswärtigen Krieg zu verwenden; jedenfalls wird man sich in Petersburg eingestehen müssen, daß ein solches Heer heutzutage geringe Aussicht hat vom Pruth her die Stadt der Komnenen zu erreichen.

Ueberall in den Landen des Mittelmeers begegnen uns unfertige, unreife Verhältnisse. Die mediterranische Welt krankt an zwei großen Uebeln: an der Seeherrschaft Englands und an der rettungslosen Fäulniß des Osmanenreichs. Aber die jungen Kräfte, welche diese verlebten Mächte dereinst verdrängen können, sind noch im Werden. Das griechische Volk, das durch Stammesart und Weltstellung berufen scheint den besten Theil aus der Hinterlassenschaft des kranken Mannes an sich zu nehmen, hat seine kriegerische Kraft schwer vernachlässigt. Wenn die Rumänier mit einigem Grunde erwarten können, durch das russische Bündniß sich die volle Unabhängigkeit zu erwerben, so darf Griechenland für jetzt im allergünstigsten Falle nur hoffen seine Grenzen etwas weiter nach Norden vorzuschieben. Noch trauriger liegen die Dinge im Westen. Nur wenn das Centralland des Mittelmeeres, das die schönsten Häfen des Südens besitzt und mit seiner Sprache noch heute den Handel der Levante beherrscht, nur wenn das alte seegewaltige Italien wieder zur Erkenntniß seiner welthistorischen Aufgaben erwacht, werden die verschro-

benen Zuſtände des mediterraniſchen Verkehrs ſich wieder frei und menſchlich geſtalten; und Niemand kann dieſe große Wendung aufrichtiger wünſchen als wir Deutſchen, die Schickſalsgenoſſen der Italiener. Schon Napoleon ſagte: die erſte Lebensbedingung für ein Königreich Italien iſt eine Seemacht zu werden. Doch ſelbſt der traurige Tag von Liſſa hat die Italiener nicht zu dem Entſchluſſe gebracht ihre Flotte in großem Sinne neu zu geſtalten; der Ehrgeiz der römiſchen Staatsmänner erhebt ſich heute höchſtens zu der Frage, ob man vielleicht Tunis erobern könne beim Zuſammenſturze des türkiſchen Reichs. So erſcheint die Lage im Süden nach allen Seiten hin unvorbereitet für eine große Entſcheidung. Wir müſſen darauf gefaßt ſein, daß die gegenwärtige Kriſis wieder nur einige Steine mehr aus dem morſchen Gefüge des Türkenreiches ausbricht ohne den Bau ſelber zu zerſtören.

Wie auch die Würfel fallen mögen, wir Deutſchen ſchwimmen nicht gegen den Strom der Geſchichte. Der Grundſatz der Intervention iſt in Mißachtung gefallen, ſeit die heilige Allianz ihn übermüthig mißbrauchte; maßvoll angewendet behauptet er doch ſeine Geltung in einer Staatengeſellſchaft, die ſich als ein Ganzes fühlt. Der türkiſche Staat hat alle die theueren Verſprechungen, die ihm den Eintritt in unſere Staatengemeinſchaft eröffneten, mit Füßen getreten. Das chriſtliche Europa darf ſich das Recht nicht nehmen laſſen, dieſe barbariſche Macht, wenn ſie noch nicht vernichtet werden kann, mindeſtens alſo zu knebeln, daß ſie mit ihren Rüſſelſchlägen die Menſchenrechte ihrer chriſtlichen Unterthanen nicht mehr zu gefährden vermag. —

15. December. Heinrich von Treitſchke.

Notizen.

„Nach dreißig Jahren.“ Neue Dorfgeſchichten von Berthold Auerbach. Stuttgart. 1876. J. G. Cotta.

Die Fortſetzung eines beliebten Werkes bietet dem Dichter einen Vortheil und einen Nachtheil. Der Vortheil beſteht darin, daß ihm die Expoſition erleichtert wird. Er darf über mancherlei Vorausſetzungen, die er bei einem urſprünglichen Werke deutlich zu machen gezwungen iſt, als über bereits bekannte Dinge hinweggehen und darf von vornherein auf die Sympathie des Leſers für die ihm früher liebgewordenen Geſtalten rechnen. Das Publicum, das an einem Kunſtwerk doch meiſt nur das Stoffliche genießt, von der künſtleriſchen Abrundung einer Handlung keinen ſcharfen Begriff hat und einen endgiltigen Abſchluß nur in dem Tode der handelnden Perſonen findet, hält immer noch eine Frage in Bereitſchaft, wie es Dem und Jenem, für den es ſich intereſſirt hat, im Leben weiter ergangen ſei. Der Dichter nimmt dieſe indiscrete Neugier gar zu leicht für ein künſtleriſches Bedürfniß und läßt ſich reizen, daſſelbe durch eine Fortſetzung zu befriedigen. So ſind denn Fortſetzungen beliebter, bedeutender und, wie man meinen ſollte, bereits abgeſchloſſener Werke, ſei es von ihren Verfaſſern ſelbſt oder von ſpäteren Schriftſtellern, die ſich zu ſolcher Ergänzung berufen glaubten, bearbeitet, keine ſeltene Erſcheinung in der Literatur aller gebildeten Völker. Das Publicum iſt von der Liebenswürdigkeit dieſes Zugeſtändniſſes entzückt und ſtillt ſeinen Wiſſensdrang. Bald aber ſtellt ſich der Rückſchlag und der Nachtheil für den Dichter heraus. Das Publicum iſt gegenüber einer Fortſetzung nicht mehr ſo unbefangen gläubig wie gegenüber einer nagelneuen Erfindung. Das Publicum mit ſeiner ſchrankenloſen und ungeſchulten Phantaſie hat ſich die künftigen Thaten und Schickſale ſeiner Helden, die es nachgerade wenigſtens eben ſo genau zu kennen glaubt, wie der Dichter, mittlerweile ſelber fortgeſponnen, Jeder nach ſeiner Art und nach ſeinem Ebenbilde. Des Dichters Phantaſie dagegen iſt durch ihre eigenen Vorausſetzungen viel enger bedingt, als die des Publicums. Der Dichter hat für ſeine fertigen Figuren nicht mehr die Freiheit der urſprünglichen Erfindung und kann ſie nur noch in einem beſchränkten Kreiſe ſich bewegen laſſen, der die künſtleriſchen Folgerungen aus jenen Vorausſetzungen erſchöpft. Es kann daher nicht ausbleiben, daß ein großer Theil der Leſer, der von ſeinen Lieblingen Neues, Unerhörtes und dennoch ſeinen eigenen unklaren Vorſtellungen Entſprechendes erwartete,

ſich enttäuſcht findet und in ſeiner Verſtimmung dem Dichter Mangel an Erfindung vorwirft. Man denke an die zweiten Theile des Fauſt, des Wilhelm Meiſter, des Don Quixote, an Fallſtaff in den „luſtigen Weibern von Windſor“ und erwäge das Urtheil der gebildeten Welt über dieſe Werke.

Will der Dichter jenem Nachtheil entgehen, ſo bleibt ihm nur ein Ausweg: er muß den Schwerpunkt des Intereſſes unmerklich in ein friſches Motiv, in eine bisher unbekannte Perſon verlegen und ſich ſo einen neuen fruchtbaren Schöpfungskreis erobern. Dies iſt dem Dichter der Dorfgeſchichten durch die drei Fortſetzungen des „Lorle“ des „Tolpatſch“ und der „Sträflinge“ in verſchiedenem Grade gelungen, am wenigſten, wie mir ſcheint, in des Lorle's Reinhard. Auch iſt dieſe Erzählung eigentlich keine Fortſetzung, ſondern nur ein Anhang oder ein Ausklingen des „Lorle“. Alle Vorgänge hindurch bleibt Lorle, wenn auch geſtorben, die Hauptperſon; von ihr, gleichwie von einer unſichtbaren, bereits unter den Horizont geſunkenen Sonne erhalten alle Perſonen noch das Licht, das ſie zurückſtrahlen; von ihrem Einfluß ſind alle Handlungen eingegeben, von der Erinnerung an ſie ſind alle Reden durchtränkt. Ihr Bild iſt in dieſem Gedenken Aller ſo glänzend und wirkungsreich dargeſtellt, daß man ſich eines kleinen Grimms gegen Reinhard nicht enthalten kann, der mitten in ſeiner eingebildeten Buße um Lorle's Tod ſich in ihre Pflegetochter verliebt und ſich mit dieſer ein behagliches Leben in demſelben Hauſe einrichten will, in welchem ihn doch Alles an das durch ihn Zerſtörte erinnern muß. Das neu eingeführte Motiv gewinnt wohl unſer Intereſſe aber nicht unſere Sympathie. Das hat der Dichter auch gefühlt und läßt Reinhard mitten in ſeinen Vorbereitungen zu neuem Leben von einem jähen Tode ereilt werden. Die Erzählung kann nur als ergänzender Schlußanhang zu „Lorle“ betrachtet werden und ſetzt die Kenntniß des letzteren dringend voraus. Ihre in der Seele des Leſers nachklingende Stimmung iſt die einer Todtenfeier, welche mit einem Sühnopfer abſchließt.

Selbſtändiger in der Handlung und zugleich optimiſtiſcher in der Löſung ſind die beiden anderen Erzählungen. Die neuen Motive derſelben ergeben ſich aus den neuen Perſonen, und dieſe ſind die natürlichſten Konſequenzen der alten, nämlich ihre Kinder. Die Verbindung dieſer Fortſetzungen mit ihren Stammerzählungen iſt immer noch eng genug, die neuen Handlungen ſind zwar von den alten beeinflußt, aber nicht durchaus von ihnen abhängig. Man braucht die Eltern nicht eben genau zu kennen, um ſich für die Schickſale der Kinder zu intereſſiren; dieſe haben ein eigenes gegen die Beſchränkung durch jene reagirendes und ſich aus ihr befreiendes Leben. Das erfriſcht im „Tolpatſch aus Amerika“ unſer Intereſſe und giebt ihm eine neue Spannung.

Der alte Tolpatſch, der in Amerika ein wohlhabender Mann geworden iſt, ſchickt ſeinen Sohn nach Deutſchland in ſein Heimathsdorf, damit er ſich von dort eine Frau hole. Er verbietet ihm aber ausdrücklich, etwa eine Tochter des „Mariannele“ zu wählen, das durch ſeine Untreue ihn ſelbſt aus dem Vaterlande getrieben. Ein ſolches Verbot muß oft im Leben und immer in der Dichtung den ſeiner Abſicht widerſprechendſten Erfolg haben und zu Conflicten führen.

Natürlich verliebt ſich denn auch der junge Tolpatſch grade in die Tochter des Mariannele. Er geſteht es ihr, wirbt um ſie, erobert ſie und bittet, nach raſcher Ueberwindung einer eingebildeten andern Liebe den Vater um Zurücknahme des Verbotes. — Der junge Tolpatſch hat vom alten die gründliche Bravheit und das kindliche Gemüth geerbt; aber die amerikaniſche Erziehung, vielleicht auch eine von der Mutter ererbte praktiſche Charakteranlage haben ihn zugleich zum kühlen, energiſchen Verſtandesmenſchen, zum ausgeprägten neuweltlichen self-made-man gebildet, der ſeinen Vortheil wohl verſteht und die Zähigkeit beſitzt, welche man braucht, um ſeinen Willen auch ungünſtigen Verhältniſſen gegenüber durchzuſetzen. Schade daß der Vater ſein Gebot zurücknimmt, noch bevor ihn der Sohn gebeten. Wir hätten gerne noch geſehen, wie ſich dieſer self-made-man im Kampfe zwiſchen Liebe und Pietät bewährt; denn der Brief, in welchem er ſeine kindliche Geſinnung ausſpricht, giebt noch keine ſichere Bürgſchaft für ſein Handeln, wenn ihm der Wunſch ſeines Lebens verſagt wird.

Die in ſich geſchloſſenſte Handlung und die ſchärfſte Charakterzeichnung iſt, wie mir ſcheint, dem „Neſt an der Bahn" eigen. Jakob, der geweſene Sträfling führt mit ſeiner Frau Magdalena und ſeinen drei Kindern als Bahnwärter in ſeinem kleinen Häuschen ein ſtilles, in ſich gekehrtes Leben. Aber mit der verbüßten Strafe iſt noch nicht zugleich auch ſeine innere Buße vollendet. Das fortwirkende Bewußtſein der Entehrung in den Sträflingen, der Eindruck der unerwarteten Kunde von dem früheren Leben der Eltern auf das ahnungsloſe Gemüth der Kinder, endlich die vollkommene Rehabilitirung Aller in der menſchlichen Geſellſchaft bildet das Thema dieſer Erzählung, das mit tiefer Kenntniß des menſchlichen Herzens, wenn auch vielleicht mit etwas zu optimiſtiſcher Auffaſſung der Lebensverhältniſſe durchgeführt iſt. —

Verſchiedene Generationen werden dieſe Erzählungen mit verſchiedenem Intereſſe betrachten. Die Aelteren, welche ſich beim erſten Erſcheinen der Dorfgeſchichten an ihrer urſprünglichen Friſche erquickt haben, werden gern mit dem Dichter die ihnen lieb gewordenen Stätten wieder aufſuchen, mit ihm jede Jugenderinnerung willkommen heißen, an der kernigen Standhaftigkeit einer bekannten Geſtalt ſich erfreuen, über die gealterte Verkommenheit einer andern wehmüthig lächeln und mit Behagen die neuen Eindrücke an die alten anknüpfen. — Die Jüngeren kennen dieſe Pietät nicht. Nur was er ſelbſt iſt, nicht was ſeine Eltern geweſen, gilt ihnen der Menſch; nur was es ſelbſt darſtellt, nicht was ſeine Beziehungen zu anderen Werken hinzuthun, gilt ihnen das Kunſtwerk. — Künftige Zeiten werden dieſen Unterſchied ausgleichen.

Vermuthlich wird man in einer ſpäteren Auflage die urſprünglichen Erzählungen mit ihren Fortſetzungen zuſammenſtellen, das Publicum wird ſie in ihrer natürlichen Zuſammengehörigkeit aufnehmen, ohne nach den verſchiedenen Entſtehungszeiten zu fragen, und ſo über jedes Ganze ein unbefangenes Urtheil gewinnen. E.

Die neueren Organisationsgesetze der inneren Verwaltung für die Provinz Preußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien und Sachsen, herausgegeben von M. von Brauchitsch. (Berlin, C. Heymann.)

Der Herr Verfasser dieses, praktisch sehr werthvollen Handbuchs hat theils als Abgeordneter, theils als Regierungscommissär bei der Berathung der Selbstverwaltungsgesetze mitgewirkt und war daher wohl berufen zu der Aufgabe, den Tausenden von Personen, welche bei ihrer Handhabung thätig sind, das Hineinleben in das neue System zu erleichtern. Das Buch enthält außer dem Text der Organisationsgesetze und erläuternden Anmerkungen zu denselben, orientirende Einleitungen, sowohl zu jedem einzelnen Gesetze wie zu der gesammten Entwicklungsgeschichte der Selbstverwaltung. Bekanntlich stand die Organisation nicht gleich beim Erlaß des ersten Gesetzes dem Gesetzgeber fertig vor der Seele. Die Folge war, daß z. B. viele Bestimmungen der 1872 beschlossenen Kreisordnung durch die spätere Einführung der Verwaltungsgerichte und noch mehr durch das Competenzgesetz abgeändert oder ergänzt werden mußten. Mit Hülfe des Handbuchs wird man sich in diesen Punkten leicht zurechtfinden, und rasch den Ueberblick gewinnen, der sich sonst nur durch mühsame Vergleichung der früheren mit den späteren Bestimmungen erreichen läßt. Von einer großen Bedeutung, aber auch von ebenso großer Schwierigkeit ist das sogenannte Competenzgesetz, welches die Zuständigkeit der neugeschaffenen Organe regelt. Durch das Handbuch werden alle Hülfsmittel geboten, welche das Zurechtfinden in den 175 Paragraphen dieses verwickelten Gesetzes erleichtern. Zu diesem Zweck sind die im Anhang beigefügten Tabellen besonders nützlich. In denselben werden für jede einzelne Behörde, beispielsweise für den Kreisausschuß, den Bezirksrath u. s. w. die Angelegenheiten ihrer Zuständigkeit, die Rechtsmittel, die Fristen, in besonderen Tabellen zusammengestellt. In einer Generaltabelle sind dieselben Gegenstände wieder nach sachlichen Gruppen geordnet. An der Hand dieser Tabellen wird der Gemeindebeamte, der Amtsvorsteher oder Kreisvertreter, wird jeder Bürger, der z. B. über die ihm zustehenden Beschwerderechte Aufschluß haben will, sich leicht orientiren können. Aus diesen Gründen dürfen wir das Buch, welches später durch einen zweiten, die große Zahl der angezogenen Specialgesetze, Regulative und Instructionen enthaltenden Theil ergänzt werden soll, unseren Lesern als ein fast unentbehrliches Hülfsbuch angelegentlich empfehlen.